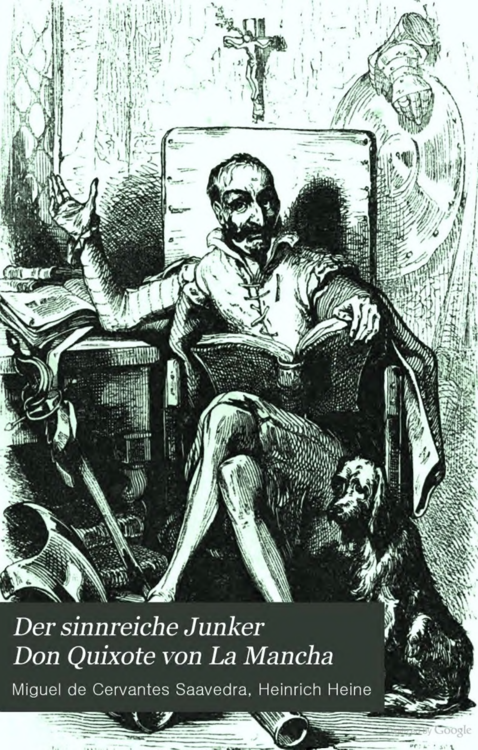


Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha

Miguel de Cervantes Saavedra, Heinrich Heine

Digitized by Google

Digitized by Google

Carl Wm Fos

Digitized by Google

Digitized by Google

Carl Wm Jost

Digitized by Google

Digitized by Google

Carl Wm Jost

Digitized by Google

Digitized by Google

Der sinnreiche Junker

Don Quixote

von La Mancha.

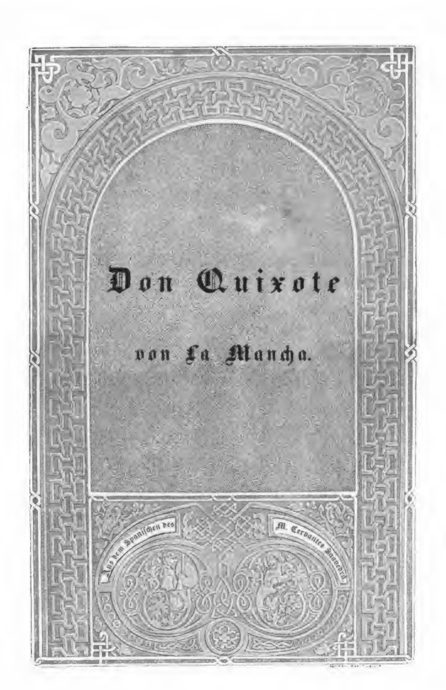
Digitized by Google

Druck unter der Leitung von A. F. Hoafs in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Der sinnreiche Junker

Don Quixote

von La Mancha.

Von

Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spanischen übersezt;

mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Viardot,

und einer Einleitung

von

Heinrich Heine.

Erster Band.

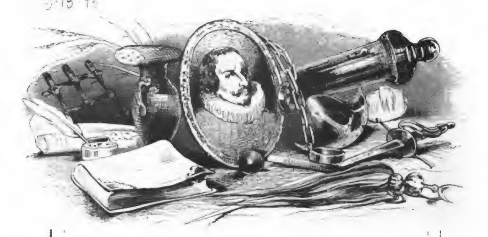
Stuttgart 1837.

Verlag der Classiker.

Digitized by Google

grad
868
C42
tH46
1837
v.1

GL
Gift
Mrs. Lavenson
[1-31-58]
3-18-93



Nachricht

über das

Leben und die Schriften des Verfassers.

Ohne die Lebensumstände unseres Dichters zu kennen, hat man lange sein Meisterwerk, den Roman Don Quixote, bewundert, — ein Schicksal, welches Don Miguel Cervantes mit andern Dichtern ersten Ranges theilt. Erst in neuerer Zeit ist das Dunkel, das über seinen Lebensumständen schwebte, durch mühsame Nachsuchungen in Archiven und Kirchenbüchern zerstreut worden. Acht Städte stritten sich früher um die Ehre, sein Geburtsort zu seyn: Madrid, Sevilla, Toledo, Lucena, Esquivias, Alcazar de San Juan, Consuegra und Alcala de Henares. Man weiß jetzt gewiß, daß er in der letzteren dieser Städte im Jahre 1547 geboren ward,

Digitized by Google

doch kennt man den Tag nicht; getauft wurde er den 9. Oktober in der Hauptkirche zu Alcala. Seine Familie stammte ursprünglich aus Galizien, ließ sich aber später in Kastilien nieder; sie gehörte dem niederen Adel an, dessen Mitglieder in Spanien Hidalgos (von hijos de algo, gleichsam Söhne von jemand Rechtem) genannt werden. Seit dem dreizehnten Jahrhunderte kommt der Name Cervantes auf eine ehrenvolle Weise in den spanischen Jahrbüchern vor. Krieger dieses Namens nahmen Theil an dem glorreichen Kampfe des heiligen Ferdinand, an der Erstürmung von Baeza und Sevilla; sie wurden später mit Gütern bedacht, als die den Mohren abgenommenen Ländereien neue Besitzer erhielten. Andere Glieder des Hauses der Cervantes zogen mit den Schaaren der Eroberer (los conquistadores) in die neue Welt, und verpflanzten einen Zweig des Hauptstammes in das überseeische Spanien. Johann Cervantes war in den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts Vogt (corregidor) der Stadt Ossunna. Sein Sohn Rodrigo heirathete um's Jahr 1540 ein Edelfräulein aus dem Orte Barajas, Donna Leonor de Cortinas. Aus dieser Ehe entstanden zuerst zwei Mädchen, Andrea und Luisa, dann zwei Söhne, Rodrigo und Miguel; der Letztere ist unser Dichter.

Ueber die Jahre der Kindheit weiß man wenig. Da sein Geburtsort eine Universität war, wo die Jugend der benachbarten, nur vier Meilen entfernten, Hauptstadt Madrid studirte, so ist es wahrscheinlich, daß er daselbst seine erste Bildung empfing. Er selbst berichtet uns, daß er von Jugend auf große Neigung für die Studien empfunden, und die Bücher in dem Grade geliebt habe, daß er selbst in der Straße Papierstreifen auflas. Damals zog der berühmte Lopez de Rueda, der Gründer der spanischen Bühne, in den größeren Städten des Königreichs herum. Unser Held sah ihn in Segovia und Madrid spielen, und fühlte hier zum ersten Male seinen Beruf für's Theater und die Dichtkunst. Nach durchlebten Kinderjahren ging der junge Cervantes auf die erste Universität Spaniens, Salamanca, wo er zwei Jahre zubrachte; man weiß, daß er in der Mohrenstraße wohnte. Dort erwarb er sich die genaue Kenntniß des Studentenlebens, welche einigen seiner Erzählungen so viel Reiz verleiht. Ein wenig später finden wir unsern Dichter in der Schule eines namhaften Humanisten jener Zeit, des Johann Lopez v. Hoyos. Dieser Gelehrte erhielt vom Madrider Stadtrathe den Auftrag, die Gedichte für das Trauergepränge der verstorbenen Königin Elisabeth von Valois zu verfertigen, deren Leiche am 24. Oktober 1568 mit großen Feierlichkeiten beigesetzt wurde. Hoyos ließ sich von seinen Schülern helfen; vor allen Andern brauchte er den jungen Miguel, den er in der gedruckten Beschreibung des Hergangs mehrere Male seinen theuren, vielgeliebten Schüler nennt. Die Arbeit fand Beifall und wurde Anlaß zu neuen poetischen Versuchen; ohne Zweifel hat Cervantes

um diese Zeit das kleine Hirtengedicht Filena und einige Verse verfertigt, von denen jedoch nicht mehr, als der Name auf uns gekommen ist.

Cervantes trat jetzt auf den großen Schauplatz der Welt. Im Palaste des finstern Philipp II., Königs von Spanien, hatten der Prinz Carlos und, nach kurzer Zwischenzeit, die Königin Elisabeth ein geheimnißvolles Ende genommen. Unter dem Vorwande, das Beileid des heiligen Vaters in Rom zu bezeigen, erschien in Madrid ein päbstlicher Gesandter, dessen wahre Absicht jedoch war, gewisse Rechte des päbstlichen Stuhls auf spanische Besitzungen in Italien zu verfechten. Philipp gab bei aller Bigotterie dem Pabste in weltlichen Sachen kein Haar breit nach; er hatte überdies bei schwerer Strafe verboten, daß kein Mensch, sey er Fürst oder Unterthan, den Namen Don Carlos aussprechen dürfte. Demnach konnte ihm die Sendung des Prälaten — er hieß Julius Acquaviva — unmöglich gefallen. In der That erhielt derselbe zwei Monate nach seiner Ankunft, am 2. Dezember 1568, Befehl, Spanien auf dem kürzesten Wege zu verlassen. Wenn mich alle Anzeigen täuschen, war es Acquaviva, der den jungen Dichter mit sich nach Rom nahm. Cervantes erklärt selbst in seinen Werken, daß er in die Dienste des Prälaten als Edelknabe oder Kammerdiener getreten sey. Eine solche Stellung, die jetzt kaum ein wohlerzogener Bürgerlicher annehmen würde, hatte damals nichts Entehrendes; viele junge spanische Edelleute widmeten, ohne ihrer Würde zu schaden, ihre Dienste dem römischen Purpur, um durch Vorschub der Kardinäle ihr Glück in der Kirche zu machen, oder wenigstens auf fremde Kosten Italien zu sehen.

Soviel Gelegenheit, sich seinen dichterischen Neigungen hinzugeben, ihm auch der neue Stand gewähren mochte, blieb Cervantes doch nicht lange im Hause des Prälaten. Schon im folgenden Jahre 1569 trat er als Freiwilliger unter die spanischen Truppen, welche damals einen guten Theil Italiens besetzt hielten. Eben war ein großer Kampf zwischen der Christenheit und dem Halbmond dem Ausbruche nahe. Sultan Selim II. hatte, ohne sich um die bestehenden Verträge zu bekümmern, mitten im Frieden die Insel Cypern angefallen, welche den Venetianern gehörte. Diese riefen den Pabst Pius V. um Hülfe an; ein dreifacher Bund zwischen den Venetianern, dem Pabste und der Krone Spanien kam zu Stande; die römischen und spanischen Galeeren vereinigten sich unter dem Befehle des berühmten Marc Antonio Colonna mit der venetianischen Seemacht. Zu Anfang des Sommers 1570 segelte die vereinigte Flotte nach dem Archipel, in der Absicht, die Fortschritte der Türken zu hemmen, aber die Unternehmung scheiterte an der Zwietracht unter den Admiralen der drei Nationen. Die Türken nahmen die stärkste Festung Cyperns, Nicosia, im Sturme und bemeisterten sich der ganzen Insel; die christliche Flotte wurde durch Stürme getrennt und mußte unverrichteter Dinge nach den Häfen zurückkehren, von

denen sie ausgesegelt war. Unter den 49 spanischen Galeeren, die sich mit der päbstlichen Seemacht vereinigt hatten, befanden sich 20 von der neapolitanischen Flotte, über welche der Marquis von Santa-Cruz den Befehl führte. Ihre Bemannung war durch 5000 spanische Soldaten verstärkt worden, zu denen auch die Compagnie des tapfern Hauptmanns Diego de Urbina gehörte. In dieser nämlichen Compagnie diente Miguel Cervantes.

Während des Winters wurden die Kriegsrüstungen mit größtem Eifer betrieben, und auch der Bund erhielt eine bessere Gestalt. Der Oberbefehl über die gesammte Flotte der drei Mächte ward dem Prinzen Don Johann von Oesterreich, einem natürlichen Sohne Kaiser Karls V., übertragen, der sich damals troß seiner Jugend schon einen Namen erworben hatte durch schnelle Dämpfung eines Aufstandes der Mohren von Grenada. Don Johann nahm in Barcelona alte versuchte Truppen an Bord, erschien am 26. Juni 1571 mit siebenundvierzig spanischen Galeeren auf der Rhede von Genua, und segelte etliche Tage später nach dem Hafen von Messina, welcher der ganzen vereinigten Flotte als Sammelplatz angewiesen war. Unter seinem früheren Hauptmanne Diego de Urbina bestieg Cervantes das Kriegsschiff la Marquesa (die Markgräfin). Nachdem die Flotte Corfu befreit und die feindliche Seemacht eine Zeit lang verfolgt hatte, stieß sie am 7. Oktober Morgens frühe, bei der Einfahrt in den Meerbusen von Lepanto, auf dieselbe. Gegen Mittag entbrannte der Kampf und wüthete bis spät in den Abend, um mit einem glänzenden Seesiege der Christen zu endigen. Cervantes hatte das dreitägige Fieber. Sein Hauptmann, wie seine Kampfgenossen, sprachen ihm ernstlich zu, während der Schlacht im Zwischendecke zu bleiben. Aber Cervantes, obgleich durch die Krankheit geschwächt, wies nicht nur den freundlichen Rath seines Vorgesetzten zurück, sondern verlangte den gefährlichsten Platz. Mit zwölf auserlesenen Soldaten ward er neben der Chaluppe aufgestellt. Die Marquesa war eines von den Schiffen, die sich am meisten auszeichneten. Sie enterte das Admiralschiff von Alexandrien, tödtete 500 Türken und eroberte die Reichsfahne von Aegypten. Fortwährend dem heftigsten Feuer ausgesetzt, erhielt Cervantes drei Flintenschüsse, zwei in die Brust, der dritte zerschmetterte seine linke Hand, welche für immer verstümmelt blieb. Mit Recht stolz auf seinen Antheil an diesem denkwürdigen Kampfe, beklagte sich Cervantes nie über den Verlust seiner Hand; oft hörte man ihn sagen, daß er den Ruhm, unter die Kämpfer von Lepanto sich zählen zu dürfen, nicht zu theuer erkauft habe. Er, der den Ruhm persönlicher Tapferkeit noch höher schätzte, als seinen Dichter-Lorber, zeigte stolz seine Wunden mit den Worten: „Ich habe sie in dem glorreichsten Kampfe empfangen, in einem Kampfe, deßgleichen die Gegenwart und die Vergangenheit keinen, die Zukunft wohl wenige

aufweisen wird, in einem Kampfe, der wie ein Stern der Nachwelt auf der Bahn zum Himmel des Ruhmes voranleuchten soll."

Um seinen Sieg zu verfolgen, wollte Don Johann von Oesterreich die Schlösser von Lepanto und Santo-Mauro nehmen und die Türken in die kleinen Dardanellen einschließen; aber Mangel an Lebensmitteln, die große Zahl von Verwundeten und Kranken, endlich auch ausdrückliche Befehle seines königlichen Halbbruders Philipp II. zwangen ihn zur Rückfahrt nach Messina, wo die siegreiche Flotte am 31. Oktober landete. Die Soldaten wurden in verschiedene Winterquartiere vertheilt. Das Regiment Moncada (zu dem Cervantes Compagnie gehörte) ward in das Innere von Sicilien verlegt. Cervantes selbst konnte seinen Kampfgenossen nicht folgen, denn zu gleicher Zeit krank und verwundet, durfte er Messina nicht verlassen, sondern blieb sechs Monate im Spitale dieser Stadt. Don Johann von Oesterreich hatte ihm gleich am andern Tage nach der Schlacht große Aufmerksamkeit geschenkt, auch jetzt vergaß er ihn nicht. Aus Rechnungen, die noch jetzt vorhanden sind, kann man beweisen, daß er ihm unter dem 15. und 23. Januar, dem 9. und 17. März 1572 durch das Zahlamt der Flotte kleine Summen zustellen ließ. Nach seiner Wiederherstellung erhielt Cervantes überdies durch einen Befehl an das Zahlamt vom 29. April einen außerordentlichen Sold von drei Thalern für den Monat. Er wurde zugleich in das Regiment des Obersten Figueroa, das angesehenste des Heeres, versetzt.

Der Feldzug des Jahres 1572 entsprach den gehegten Erwartungen nicht. Pabst Pius V., die Seele der Liga, war gestorben, der Eifer des Rathes zu Venedig erkaltet. Fast ganz vereinzelt stand der König von Spanien den Türken gegenüber, welche große Rüstungen machten und die Küsten von Sicilien bedrohten. Am 6. Juni lief Marc-Antonio Colonna mit einem Theile der verbündeten Flotte, worauf sich auch Cervantes mit dem Regimente Figueroa befand, nach dem Archipel aus. Don Johann folgte ihm mit der übrigen Seemacht am 9. August, allein die beiden Geschwader verloren viele Zeit über dem Versuche, sich zu vereinigen. Als sie endlich im September zueinander stießen, mißlang ihnen ein Angriff auf die feindliche Flotte, durch die Schuld der Lootsen. Nach einem vergeblichen Sturme auf das Schloß von Navarin mußte Don Johann sein Heer wieder einschiffen, und segelte im November nach Messina zurück. In der Geschichte des gefangenen Hauptmannes erzählt Cervantes die Einzelnheiten des verunglückten Feldzuges vom Jahre 1572, an welchem er, wie gesagt, selbst Theil nahm.

Philipp II. gab darum seinen Plan noch nicht auf; mit dem Frühlinge des folgenden Jahres sollten 300 Galeeren in Corfu zusammengezogen und der ottomannischen Seemacht ein tödtlicher Streich beigebracht werden. Aber

die Venetianer, die seit längerer Zeit durch Vermittlung der Franzosen insgeheim mit dem Sultan unterhandelt hatten, schlossen im März 1573 unerwartet Frieden. Die Liga löste sich hierdurch von selbst auf. Um die im Mittelmeere vereinigte Flotte zu etwas zu brauchen, beschloß man spanischer Seits eine Landung in Tunis oder Algier. Philipp II. und Don Johann wählten beide einstimmig den ersteren Ort, aber über die weiteren Maßregeln kamen sie nicht überein. Philipp II. wollte bloß den jeweiligen Beherrscher von Tunis, Aluch Aly, einen Türken, verdrängen, den Mohren Muley Mohammed auf seinen Stuhl setzen und die dortigen Festungswerke zerstören, während Johann insgeheim selbst nach der Herrschaft der nordafrikanischen Küste strebte, auf welcher die Spanier seit Karl V. die Veste Goletta besaßen. Don Johann von Oesterreich setzte sein Heer ohne Verlust bei Goletta an's Land, dann schickte er den Marquis von Santa-Cruz mit einem auserlesenen Heerhaufen nach der Stadt Tunis, welche kurz zuvor von der türkischen Garnison und fast der ganzen Einwohnerschaft verlassen worden war. Soweit ging Alles glücklich. Aber nun schickte Philipp II. seinem Halbbruder, erbittert über seinen Ungehorsam, den gemessensten Befehl, nach der Lombardei zurückzukehren. Don Johann mußte Folge leisten; nur eine kleine Besatzung blieb in Goletta zurück. Cervantes war mit dem Regimente Figueroa selbst in Tunis eingezogen. Nachdem das Unternehmen aufgegeben war, kehrte er im Herbste mit den andern Truppen nach Italien zurück. Diese thatlosen Feldzüge gefielen ihm nicht mehr. Im Jahre 1575 forderte er seinen Abschied, um nach Spanien zurückzukehren. Seine Entlassung war ehrenvoll. Don Johann gab ihm Empfehlungs-Briefe an den König mit, worin er seinen Halbbruder bat, dem erprobten Manne eine der Compagnien zu schenken, die damals in Spanien neu geworben wurden. Nicht minder empfahl ihn der Vice-König von Sicilien, Don Carlos von Aragon, Herzog von Sesa, dem spanischen Hofe, als einen Soldaten, der bisher vernachläßigt worden sey, der aber durch seine Tapferkeit, Einsicht und tadellose Aufführung sich eben so sehr die Achtung seiner Kameraden, als seiner Vorgesetzten erworben habe. Ausgerüstet mit solchen kräftigen Empfehlungen, die ihm eine gute Aufnahme im Vaterlande verhießen, bestieg Cervantes in Neapel das spanische Kriegsschiff „die Sonne", um nach Spanien zurückzukehren. Mehrere ausgezeichnete Soldaten befanden sich auf demselben, unter Anderen sein älterer Bruder Rodrigo und der General des Geschützes Pero Diaz Carillo de Quesada. Aber nur auf langen und mühsamen Umwegen sollten sie die ersehnte Heimath erreichen. Den 26. September 1575 gerieth „die Sonne" unter ein algierisches Raubgeschwader. Drei türkische Schiffe, worunter eine Galione von zweiundzwanzig Ruderbänken, geführt von Dal-Mami, einem griechischen Renegaten, fielen über die spanische Galeere her. Nach

einem eben so hartnäckigen, als ungleichen Kampfe mußte „die Sonne" ihre Flagge streichen; sie ward im Triumphe nach dem Hafen von Algier geführt, wo die Korsaren ihre Beute theilten; Cervantes fiel dem Renegaten Dal-Mami zu. Dies war ein eben so grausamer, als geiziger Mensch. Aus dem Empfehlungs-Schreiben Don Johanns und des Herzogs von Sesa an den König von Spanien, die er unter Cervantes Gepäcke fand, schloß er, daß sein Gefangener eine Person von hoher Bedeutung seyn müsse, von dem ein hohes Lösegeld erpreßt werden könne. Er begann daher damit, seinen Gefangenen mit schweren Ketten zu belasten, eng einzuschließen und auf alle Weise zu peinigen. Dies war damals so Brauch in der Berberei. Besonders in der ersten Zeit wurden die unglücklichen Christen hart mißhandelt, damit sie entweder ihren Glauben abschwören oder durch die Schilderung namenloser Leiden ihre Verwandten in Europa zur Erlegung eines ausschweifend hohen Lösegeldes bestimmen möchten. Cervantes zeigte in dieser Lage einen Muth, noch höher als den auf dem Schlachtfelde bewiesenen, den Muth der Geduld. Statt den Martern zu weichen, wie sein Peiniger glaubte, brütete er von Anfang an über kühnen Planen, nicht nur sich selbst, sondern alle Mitgefangene zu retten. Durch die Ueberlegenheit seines Geistes und Charakters wurde er bald das Haupt und der Mittelpunkt der anderen Christensklaven. Die Geschichte hat die Namen von einigen derselben aufbewahrt; der Hauptmann Franzisco de Meneses, die Fähndriche Rios und Castanneda, der Feldwebel Navarete, ein gewisser Don Beltran del Salto y Castilla und ein anderer Edelmann, Don Osorio, befanden sich darunter. Ihr erster Befreiungsplan ging nach dem Berichte des Paters Haedo darauf aus, zu Lande nach Oran zu entfliehen, welche Stadt damals unter spanischer Herrschaft stand. Glücklich entwischten sie aus Algier, geführt von einem eingeborenen Mohren, den Cervantes gewonnen hatte. Aber schon am zweiten Tage verließ sie der Mohr, und so blieb den Flüchtlingen nichts Anderes übrig, als nach Algier zurückzukehren, selbst auf die Gefahr hin, von ihren Gebietern mit dem Tode bestraft zu werden. Cervantes wurde als der Anstifter des Versuches behandelt, doch ohne Grausamkeit. Im Sommer 1576 erkauften einige seiner Mitgefangenen, worunter namentlich der Fähndrich Castanneda, ihre Freiheit. Castanneda übernahm es, den Eltern des Cervantes Briefe zu überbringen, worin die beiden Brüder ihre traurige Lage schilderten. Rodrigo Cervantes, der Vater, verkaufte oder versetzte sogleich das geringe Erbe seiner Söhne sammt seinem eigenen kleinen Vermögen. Zwei Schwestern, die noch nicht verheirathet waren, opferten ihre Morgengabe für die Brüder. Alle diese Liebe erreichte den Zweck nicht. Als das Geld in Cervantes Hände kam, trat er sogleich in Unterhandlung mit seinem Gebieter; allein der Renegat machte jetzt die ausschweifendsten Forderungen, so daß die

überschickten Mittel nicht ausreichten. Großmüthig trat nun Cervantes den ihm gehörenden Theil an seinen Bruder Rodrigo ab, der, weniger hoch angeschlagen, seine Freiheit im August 1577 erkaufte. Vor seiner Abreise versprach Rodrigo, in Valencia oder auf den balearischen Inseln eine Fregatte auszurüsten, welche auf einem bestimmten Punkte der afrikanischen Küste landen und den Bruder sammt andern Christen befreien sollte. Er erhielt zu diesem Zwecke von mehreren vornehmen Gefangenen Briefe an die Vicekönige der benachbarten spanischen Besitzungen. Cervantes beschäftigte sich schon seit längerer Zeit mit den Vorarbeiten zu diesem Plane. Drei Meilen von Algier, auf der Westseite der Stadt, lag ein Garten, der dem griechischen Renegaten Hassan gehörte. Einer seiner Sklaven, der mit dem Anbau des Grundstückes beauftragt war und mit Cervantes in Verbindung stand, hatte auf jenem Landgute in aller Stille eine Höhle unter der Erde gegraben, in welcher seit dem Februar 1577 mehrere gefangene Christen eine Zuflucht fanden. Als Rodrigo nach Spanien abreiste, war ihre Zahl bereits auf 15 gestiegen. Cervantes regierte von dem Hause seines Gebieters aus, das er, um Argwohn zu vermeiden, nicht verließ, diese kleine unterirdische Gemeinde, und trug Sorge, daß sie mit Lebensmitteln versehen wurde. Man wäre versucht, an dieser seltsamen Geschichte zu zweifeln, sprächen nicht zu viele Urkunden und Zeugnisse dafür. Als hauptsächlichster Gehülfe unterstützte ihn der Gärtner, Johann genannt, der die Rolle des Wächters übernahm und Niemanden Zutritt zum Garten gestattete, außerdem ein anderer Sklave, der den Namen „Vergolder" führte und in früher Jugend seinen Glauben verleugnet hatte, aber aus Reue wieder Christ geworden war. Letzterer war mit Herbeischaffung der Lebensmittel für die Höhle beauftragt, welche die daselbst Eingeschlossenen nur bei Nacht verließen. Als Cervantes den Zeitpunkt nahe glaubte, wo die von seinem Bruder versprochene Fregatte eintreffen sollte, floh er — den 20. September 1577 — aus dem Sklavenzwinger in Algier und schloß sich mit den Anderen in die Höhle ein. Seine Rechnung erwies sich als richtig. Wirklich war die Fregatte inzwischen auf der spanischen Küste ausgerüstet worden. Viana, ein tüchtiger Seemann, der die Oertlichkeiten der Berberei vollkommen kannte, führte sie. Den 28. September erschien sie auf der Höhe von Algier; nachdem sie den Tag über verborgen gelegen, näherte sie sich in der Nacht unweit von dem Garten der Meeresküste. Unglücklicher Weise wurde sie, der Dunkelheit ungeachtet, von etlichen Fischern erkannt, welche ihre Barke noch nicht verlassen hatten; diese machten Lärm und zogen durch ihr Geschrei so viele Leute herbei, daß Viana nothgedrungen sich zurückziehen mußte. Einige Tage später versuchte er eine zweite Landung, aber mit noch schlimmerem Erfolge. Die Mohren hatten sich in einen Hinterhalt gelegt. Mit seiner ganzen Mannschaft wurde Viana, als er eben ausgestiegen war, überfallen und gefangen genommen.

Bis hieher trugen Cervantes und seine Genossen, in der Erwartung ihrer Freiheit, Alles mit großer Geduld, obgleich in Folge des ungesunden, feuchten Aufenthaltes Seuchen unter ihnen zu wüthen begannen. Der Verlust der Fregatte ward ihr Untergang. Der Vergolder, jener Renegat, der sich mit der Kirche wieder ausgesöhnt und welchem Cervantes unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, schwur seinen Glauben von Neuem ab und ging hin, dem Dey Hassan-Aga den Versteck der Gefangenen zu verrathen. Nach den Gesetzen des Landes gehörten alle entlaufenen Sklaven dem Dey; mit Freuden nahm er daher eine Nachricht auf, die ihm so viel Gewinn versprach, und schickte dreißig Mann von seiner Leibwache ab, um sich der Unglücklichen zu bemächtigen. Von dem Vergolder geführt, stürzten diese mit gezückten Säbeln in die Höhle, deren Bewohner, unvermuthet überfallen, keinen Widerstand leisteten. Während die Türken damit beschäftigt sind, ihre Gefangenen zu fesseln, rief Cervantes aus: „Ich allein bin schuldig, ich habe die Anderen verleitet, zu entfliehen und sich hier zu verbergen! Die Strafe kann nur mich treffen.“ Die Soldaten schickten sogleich einen Reiter ab, um dieses Geständniß dem Dey anzuzeigen, welcher nun Befehl gab, die Uebrigen in seinen eigenen Sklavenzwinger abzuführen, den Rädelsführer aber vor sein Angesicht zu bringen. Cervantes wurde mit Ketten belastet und unter Hohnreden und Schmähungen des türkischen Pöbels zu Fuß aus der Höhle nach der Kassabah geführt. Der Dey verhörte ihn selbst, die einschmeichelndsten Versprechungen wechselten mit den fürchterlichsten Drohungen ab, um ihn zu bewegen, daß er seine Mitschuldigen angebe. Cervantes blieb unerschütterlich; zuletzt begnügte sich der Dey, welchem eine solche Seelengröße Achtung abzwang, den edlen Gefangenen, mit Ketten belastet, nach dem Zwinger abführen zu lassen.

Der Renegat, in dessen Garten das ganze Abenteuer vorgegangen war, hatte indeß vom Dey unnachsichtige Bestrafung aller Flüchtlinge verlangt. Um ein gutes Beispiel zu geben, fing er damit an, seinen Sklaven, den Gärtner Johann, eigenhändig aufzuhängen. Dasselbe Schicksal drohte unserem Dichter und seinen Genossen, doch rettete sie diesmal der Geiz des Dey. Ueberdies wurden die Meisten durch ihre früheren Gebieter zurückgefordert. Cervantes selbst kam wieder in den Besitz Dal-Mami's. Allein bald darauf erkaufte ihn der Dey um die Summe von 500 Thalern, sey es, weil er einen so gefährlichen Mann selbst bewachen wollte, sey es, daß er ein sehr hohes Lösegeld von ihm zu erpressen hoffte. Dieser Dey Hassan, ein geborner Venetianer, dessen wahrer Name Andreta war, gehörte unter die Zahl der ärgsten Ungeheuer, die je auf der Küste der Berberei gewüthet. Die Grausamkeiten, welche er, nach des Paters Haedo Bericht, während seiner Herrschaft begangen haben soll, übersteigen allen Glauben. Nicht bloß seinen eigenen Christensklaven, deren Anzahl bis auf 2000 stieg, sondern auch den

Mahomedanern war er gleich fürchterlich. Cervantes sagt von ihm in der Geschichte des gefangenen Hauptmannes: „Nichts verursachte uns so viel Pein, als daß wir täglich Zeuge von den unerhörten Greueln seyn mußten, die unser Gebieter gegen Christen beging. Jeden Tag ließ er einen oder den andern umbringen; der wurde gehenkt, der gepfählt, dem die Ohren abgeschnitten, und das wegen solcher Kleinigkeiten, oder besser, so ganz ohne allen Grund, daß die Türken selbst sagten, er thue das Böse nur um des Bösen willen, und weil angeborner Trieb ihn zum Mörder des menschlichen Geschlechtes mache."

Cervantes wurde gegen Ende des Jahres 1577 vom Dey angekauft. Trotz der strengsten Einsperrung, trotz der großen Gefahr, welche jeden Versuch zur Befreiung bedrohte, setzte er fortwährend alle Hülfsmittel in Bewegung, die ihm sein reicher Geist oder die Umstände darboten. Im Laufe des Jahres 1578 gelang es ihm, einen Mohren mit Briefen an den Statthalter von Oran, Don Martin von Cordova, abzufertigen. Dieser Bote wurde jedoch, fast vor den Thoren Orans, von den Beduinen aufgegriffen und mit seinen Briefen nach Algier zurückgebracht. Der Dey ließ ihn spießen, und befahl, daß Cervantes als Aussteller der Briefe zweitausend Peitschenhiebe erhalten solle. Einige Freunde, die er sich unter der Umgebung des Dey gemacht, legten Fürbitte für ihn ein, und noch einmal verzieh ihm der blutdürstige Hassan. Diese Milde war um so auffallender, weil der Wütherich um dieselbe Zeit drei Spanier, welche ebenfalls nach Oran hatten entfliehen wollen, vor seinen Augen zu Tode prügeln ließ. So gehäufte Unglücksfälle schlugen dennoch den Muth des Dichters nicht nieder. Im September 1579 machte er die Bekanntschaft eines spanischen Renegaten aus Grenada, der früher sich den Licentiaten Giron nannte und seit der Abschwörung Abd-al-Rhamen hieß. Dieser Mensch fühlte Reue über seinen Abfall, und hatte die Absicht, nach Spanien zurückzukehren, um dort wieder in den Schooß der Kirche zu treten. Im Einverständnisse mit ihm schmiedete Cervantes einen neuen Plan zur Flucht. Sie wendeten sich gemeinschaftlich an zwei Kaufleute aus Valencia, die sich in Algier niedergelassen hatten. Der eine hieß Onofrio Exarca, der andere Baltasar von Torres; beide boten die Hände, und der erste schoß die Summe von 500 Dublonen vor, zur Ausrüstung einer Fregatte von zwölf Ruderbänken, welche der Renegat, unter dem Vorwande, einen Kreuzzug zu machen, an sich kaufte. Die Mannschaft war schon in Bereitschaft, mehrere vornehme Gefangene warteten, von Cervantes zur Theilnahme eingeladen, nur auf das Zeichen zur Abfahrt, als das Unternehmen verrathen wurde. Ein Dominikaner-Mönch, Juan Blanco de Paz, dem sich Cervantes anvertraut hatte, ging wie ein anderer Judas zum Dey, und zeigte um einige Goldstücke den Plan an. Hassan Aga hielt es für besser, sich zu verstellen;

er hoffte nämlich, die Gefangenen auf der That zu ertappen, um sie als Verbrecher sich selbst zueignen zu können. Indessen verbreitete sich in der Stadt ein dunkles Gerücht, daß der Anschlag verrathen sey. Für sein Leben und Vermögen zitternd, machte Onofrio Exarca unserem Dichter den Antrag, ihn um jeden Preis loskaufen und nach Spanien schicken zu wollen, denn er fürchtete, die Folter möchte ihm Geständnisse abnöthigen. Aber Cervantes war zu edel, um zu fliehen, während die Gefahr sich auf die Häupter seiner Genossen entladen konnte. Er wies das Anerbieten des Kaufmanns zurück, und schwur, daß weder Folter, noch Tod ihm eine Anklage abpressen sollten. Er hatte sich, in der Hoffnung, das Schiff des Renegaten besteigen zu dürfen, eben aus dem Sklavenzwinger geflüchtet und einen Schlupfwinkel im Hause des Fähndrichs Diego Castellano, seines alten Waffengenossen, gefunden. In den Straßen Algiers wurde ein Befehl des Deys ausgerufen, der seinen Sklaven Cervantes zurückforderte und jeden Hehler mit der Todesstrafe bedrohte. Sogleich befreite Cervantes seinen zitternden Freund von aller Verantwortlichkeit; unter Vermittelung eines Renegaten von Murcia, der sich die Zuneigung des Dey erworben hatte, stellte er sich vor diesem. Hassan Aga verlangte die Angabe aller Mitschuldigen; um Cervantes desto mehr einzuschüchtern, ließ er ihm die Arme auf den Rücken binden und eine Schlaufe um den Hals legen, so daß es nur eines Winks bedurfte, um ihn aufzuknüpfen. Cervantes blieb sich auch in dieser gefährlichsten aller Proben gleich, er klagte bloß sich selbst an; als Mitschuldige nannte er zuletzt vier spanische Edelleute, die aber etliche Tage zuvor ihre Freiheit wieder erkauft hatten und bereits abgereist waren. Seine Antworten waren so edel und scharfsinnig zugleich, daß Hassan Aga sich noch einmal rühren ließ. Er begnügte sich, den Licentiaten Giron nach Fez zu verbannen und Cervantes selbst in ein enges Gefängniß einzusperren, wo der Unglückliche, an Händen und Füßen gefesselt, fünf ganze Monate schmachtete. Diese Leiden wurden jedoch mehr als aufgewogen durch die Achtung, welche Cervantes sich bei Freunden und Feinden erworben hatte. Ein Augenzeuge, der Fähndrich Ludwig Pedrosa, erzählt, sein edles Betragen habe ihm Ruhm, Ehre und die Krone unter den Christen eingetragen. Cervantes selbst berichtet in der Geschichte des gefangenen Hauptmannes, lange Jahre werden jene Abenteuer in dem Gedächtnisse der Landeseinwohner eingegraben bleiben, und der Pater Haedo sagt übereinstimmend, man könnte eine besondere Geschichte darüber schreiben. In der That war Cervantes seit dieser Zeit von den Mohren so gefürchtet, daß Hassan Aga größere Unternehmung argwöhnte. Schon zuvor hatten zwei tapfere Spanier einen allgemeinen Aufstand aller Christensklaven versucht. Cervantes war der Mann dazu, diesen damals verunglückten Plan wieder aufzunehmen und gestützt auf eine Masse von 25,000

Gefangenen, die sich damals in der Regentschaft befanden, in's Werk zu setzen. Einer seiner neuern Biographen, Fernandez Navarrete, unterstellt ihm wirklich diesen kühnen Gedanken, und meint, Cervantes würde ihn auch ausgeführt haben ohne die Undankbarkeit und die Schufterei, die ihn so oft verriethen. Dem sey, wie ihm wolle: so sehr fürchtete der Dey seinen Muth, seine Geschicklichkeit und die Herrschaft, welche Cervantes über die Gemüther seiner Mitgefangenen ausübte, daß er öfters über ihn äußerte: „Wenn ich nur den Spanier mit der Stumpfhand in gutem Gewahrsam halte, so sind meine Hauptstadt, meine Sklaven, meine Flotte in Sicherheit." Und doch zeigte dieser Wütherich nur gegen Cervantes Milde, ja selbst Edelmuth. So groß ist die Macht wahrer Charaktergröße. Unser Dichter spricht selbst hievon in der mehrfach angeführten Novelle: „Ein Einziger kam gut mit ihm aus, ein spanischer Soldat, Saavedra genannt, welcher Dinge ausführte, die lange, lange im Gedächtnisse der Eingeborenen bleiben werden, Alles, um seine Freiheit wieder zu gewinnen. Dennoch gab ihm Hassan Aga nie einen Stockstreich, noch ließ er ihn durch Andere schlagen, noch richtete er je ein beleidigendes Wort an denselben, während bei seinen vielen Befreiungsversuchen wir Alle jeden Augenblick befürchteten, sein Ende sey gekommen, ja er selbst erwartete mehr als einmal, gespießt zu werden."

So lange Cervantes in dem engen Gefängnisse schmachtete, war sein Loos noch erträglicher, als das der andern Sklaven, welche frei herumlaufen durften; Hassan Aga hatte sich nämlich des Alleinhandels mit Korn und andern Lebensmitteln bemächtigt, und durch seinen Wucher eine solche Theurung erkünstelt, daß die Straßen der Stadt mit Leichen von verhungerten Eingebornen wie besäet lagen. Die Christensklaven erhielten von ihren Gebietern, den Türken, nur die allernöthigste Nahrung, nicht sowohl aus Mitleiden, als aus Geiz; dabei wurden sie mit den härtesten Arbeiten belastet, denn die Kriegsrüstungen, welche Philipp II. von Spanien unter dem Vorwande eines Zuges gegen Algier wider Portugal machte, hatten Schrecken in der Berberei verbreitet, und man arbeitete dort Tag und Nacht an Wiederherstellung der Werke, an Vergrößerung der Seemacht.

Während Cervantes sich auf diese Weise abmühte, seine Freiheit durch kühne Anschläge zu erobern, waren seine Verwandte in Madrid nicht müßig geblieben. Nachdem sie im Jahre 1577 fast ihr ganzes Vermögen für die Loskaufung des ältern Bruders Rodrigo aufgewendet, ließen sie unter dem 17. März 1578 durch einen der Alcalden des Hofes eine Schrift aufsetzen, in welcher mehrere Zeugen sowohl die ehrenvollen Dienste, welche Cervantes in den türkischen Kriegen dem Lande geleistet, als auch die Mittellosigkeit seiner Familie verbürgten. Der ehemalige Vicekönig von Sizilien, Herzog von Sesa, fügte dieser Schrift ein Gutachten bei, in welchem er dem König seinen ehemaligen Soldaten auf's angelegentlichste

empfahl. Noch ehe sie übergeben werden konnte, starb der alte Cervantes und hinterließ seine Angehörigen in bitterer Armuth. Im folgenden Jahre beschloß endlich König Philipp II., Commissäre zur Loskaufung von Gefangenen nach Algier zu schicken. Der Pater Juan Gil, General-Procurator des Ordens der heiligen Dreieinigkeit und Haupt der Gesellschaft de la Redencion (der Erlösung), erhielt diesen Auftrag; ein anderer Mönch von demselben Orden, Bruder Antonio de la Bella genannt, begleitete ihn. Vor diesen beiden Mönchen erschienen am 31. Juli 1579 Miguel Cervantes Mutter, Donna Leonor de Cortinas, sammt ihrer Tochter Donna Andrea, und übermachte ihnen 300 Dukaten als Beitrag zur Befreiung ihres Bruders und Sohnes. Zweihundert fünfzig Dukaten gab die arme Wittwe, fünfzig die arme Schwester. Die Väter der Erlösung landeten den 29. Mai 1580 in Algier, und arbeiteten sogleich in ihrem edeln Berufe. Aber große Schwierigkeiten stellten sich der Befreiung unseres Dichters entgegen. Der Dey, sein Gebieter, verlangte 1000 Goldstücke, und drohte, ihn als Sklave nach Constantinopel mitzunehmen, wenn diese Summe nicht augenblicklich bezahlt würde. In der That war er kaum zuvor durch einen Ferman des Großsultans abberufen worden, und Hassan hatte unsern Dichter bereits auf einer seiner Galeeren anschmieden lassen. Zuletzt gelang es den unablässigen Bemühungen des Paters Juan Gil, daß Cervantes um 500 Goldstücke seine Freiheit erhielt. Dies war gerade die Summe, welche Hassan Aga selbst für ihn ausgelegt hatte. Der Barbar bewies ihm noch durch diese letzte Handlung seine Hochachtung. Doch kostete es große Mühe, das Geld zusammen zu bringen. Mehrere christliche Kaufleute in Algier steuerten bei, auch aus der Kasse des Almosens der Erlösung wurde ein bedeutender Beitrag gegeben. Die Offiziere der Galeere, auf welcher Cervantes rudern sollte, erhielten überdies ein Geschenk von 9 Dublonen. Am 19. September 1580 wurde unser Dichter im nämlichen Augenblicke, wo Hassan Aga nach Constantinopel unter Segel ging, an's Land gesetzt. Sein Vaterland, die Welt sollte ihn nicht verlieren.

Der erste Gebrauch, den er von seiner Freiheit machte, bestand darin, daß er auf eine glänzende Weise Verleumdungen zurückwies, deren Opfer er kurz zuvor geworden war. Sein fluchwürdiger Angeber, der Mönch Johann Blanco de Paz, hatte nämlich die letzte strenge Haft unseres Dichters dazu benützt, ihm die Verbannung des Renegaten Giron und den unglücklichen Ausgang des letzten Versuches zur Flucht aufzubürden. Cervantes bat den Pater Gil, eine Untersuchung anzustellen. Vor dem päbstlichen Notar Pedro de Ribera legten elf spanische Edelleute, die angesehensten unter allen gefangenen Christen, auf 21 Fragen ihre Zeugnisse ab. Das Protokoll enthält eine umständliche Erzählung aller Vorfälle, die sich auf Cervantes Sklaverei beziehen, und umfaßt die rühmlichsten Züge seines

Geistes, seines Charakters, der Reinheit seiner Sitten, seiner edeln Aufopferung für die anderen Gefangenen, deren Herzen er fast ohne Ausnahme gewann. Wir wollen einige der Zeugnisse mittheilen. Der Edelmann Don Diego de Benavides sagt aus: „Als ich nach meiner Ankunft zu Algier mich nach den angesehensten gefangenen Christen erkundigte, nannte man mir vor allen andern den Namen Cervantes, denn er sey in hohem Grade ehrenwerth, edel, tugendhaft, von vortrefflichem Charakter und deßhalb allgemein verehrt. Ich habe seine Freundschaft gesucht, und bin so herzlich von ihm behandelt worden, daß ich Vater und Mutter in ihm fand." Der Carmeliter-Mönch Feliciano Enriquez bestätigte diese Aussage, und gab weiter an: „Nachdem er die Falschheit der gegen ihn geschmiedeten Verleumdungen erkannt, sey er sein Freund geworden, wie alle andere Gefangene, deren Achtung sein edles, christliches, tugendhaftes Betragen errungen habe." Der Fähndrich Ludwig de Pedrosa erklärte: „Unter allen Christen in Algier habe ich keinen anderen gesehen, der seinen Mitgefangenen gleich so viel Gutes erzeigt und ein so zartes Ehrgefühl bewiesen hätte, wie Cervantes. In allen Dingen hat derselbe eine unvergleichliche Anmuth, er ist so geistvoll, klug, gewandt, daß nur wenige Menschen sich mit ihm messen können!"

Ist es ein Wunder, daß diese so ruhmreiche Gefangenschaft sich in glänzenden Zügen in Cervantes Gedächtniß eingrub, daß er seine eigenen Abenteuer zum Gegenstande von Dramen und Erzählungen wählte, daß er fast in allen seinen Werken Anspielungen darauf machte, die man lange nicht mehr verstand, bis erst in unseren Tagen sein Leben urkundlich erhoben wurde. Er vergaß auch die Wohlthäter nicht, die ihm die Freiheit wieder verschafften; in der Novelle „die Anglo-Spanierin" hat er den Vätern der Erlösung ein würdiges Denkmal seiner Dankbarkeit gesetzt. Ende Oktobers 1580 ging Cervantes unter Segel; nach fünfjährigen Leiden genoß er endlich, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, die süßeste aller Wonnen, die man auf Erden kosten kann, die Freude, nach langer Sklaverei wohl und gesund den Boden des Vaterlandes wieder zu betreten. „Denn," fügt er an einem anderen Orte bei, „es gibt kein anderes Gut, das dem Gewinn verlorener Freiheit gleichkommt." Die Dürftigkeit seiner Familie zwang ihn bald wieder, sein Heil auswärts zu versuchen. Bei seiner Zurückkunft lag Philipp II. krank zu Badajoz, in Folge des Todes seiner zweiten Gemahlin Anna von Oesterreich. Am 5. Dezember betrat dieser König die Grenzen Portugals, welches Land ihm der Herzog von Alba erobert hatte. Das spanische Heer blieb im Lande vertheilt, ebensowohl um eine mögliche Empörung zu vereiteln, als um die Eroberung der Azoren vorzubereiten, wo sich noch immer die Anhänger des Großpriors von Ocrato hielten. Rodrigo Cervantes, unsers Dichters Bruder, hatte gleich nach seiner Befreiung

aus der algierischen Sklaverei wieder Dienste genommen, wahrscheinlich in seinem alten Regimente, dem des Feldmarschalls Don Lopez von Figueroa. Miguel Cervantes reiste seinem Bruder nach, und dieser Mann, der als Gefangener im Sklavenzwinger zu Algier dem Dey schlaflose Nächte gemacht, ergriff zum zweiten Male als gemeiner Soldat die Muskete. Cervantes schiffte sich im Sommer 1581 auf der Flotte unter Don Pedro Valde's Befehlen ein, welche die Azoren erobern und den indischen Handel beschützen sollte. Unser Dichter machte auch den Feldzug des folgenden Jahres unter dem Marquis de Santa-Cruz mit, und nahm Theil an der Seeschlacht, welche die Spanier am 25. Juli im Angesichte der Insel Terceira gegen die französische Flotte, die Verbündete der vertriebenen portugiesischen Königsfamilie, gewann. Die Galione San Mateo, bemannt mit den Veteranen des Regiments Figueroa, unter denen sich ohne Zweifel auch Cervantes befand, zeichnete sich auf's rühmlichste in diesem Kampfe aus. Beide Brüder fochten auch in dem Feldzuge von 1583, und waren bei der Einnahme von Terceira zugegen. Rodrigo Cervantes sprang bei dieser Gelegenheit als einer der Ersten an's Land, und wurde nach erfolgter Heimkehr der Flotte zum Fähndrich befördert.

Obgleich das Glück unsern Dichter minder begünstigte und er sich aus den niedersten Graden nicht aufschwingen konnte, hatte er doch Ursache, mit seinem Aufenthalte in Portugal zufrieden zu seyn. Aus Achtung vor seinen hohen Talenten zog man ihn während des Winterquartiers in die ersten Gesellschaften. Es entspann sich damals ein Liebesverständniß zwischen ihm und einer Dame von Lissabon. Diese Portugiesin beschenkte ihn mit einer Tochter, welche den Namen Donna Isabella de Saavedra bekam, und welche Cervantes während seines ganzen späteren Lebens, auch nach seiner Verheirathung, bei sich behielt. Auf diese Liebe folgte eine andere ernsthaftere, die ihn auch zu den Musen, den Pflegerinnen seiner Kindheit, zurückführte. Während der kurzen Ruhezeit zwischen den oben erzählten Feldzügen machte er in der kleinen kastilischen Stadt Esquivias die Bekanntschaft einer Dame von edler Herkunft, Donna Catalina von Palacios Salazar und Vozmediano. Cervantes glühte für die Geliebte, und dichtete mitten im Sturme eines bewegten Soldatenlebens ihr zu Ehren die Galatea. Dieses Werk, das er selbst eine Ekloge nennt, ist ein Hirtengedicht ganz im Geschmacke jener Zeit. Unter erdichteten Namen schildert er darin einen Theil seiner Abenteuer, lobt die damaligen Schöngeister, und bringt vor Allem der Gebieterin seines Herzens eine zarte Huldigung dar. Man weiß aus sichern Zeugnissen, daß Cervantes, unter dem Namen Elicios, des Schäfers von den Auen des Tagus, seine eigene Liebe zur schönen Galatea, der Schäferin von den Ufern desselben Flusses, schildert. Unter den andern Schäfern, die er anführt, Tircis, Damon, Meliso,

Siralvo, Lauso, Larsileo, Artidoro, sind Franz Figueroa, Pedro Lainez, Don Diego Hurtado de Mendoza, Luis Galvez de Montalvo, Luis Barahona de Soto, Don Alonzo de Ercilla, Andres Rey de Artieda, lauter Freunde von ihm, lauter mehr oder minder berühmte Schriftsteller jener Zeit, gefeiert. Die Galatea, von welcher jedoch nur der erste Theil erschienen ist, zeichnet sich aus durch Reinheit des Styls, durch Schönheit der Schilderungen, besonders durch zarte Liebesbilder. Aber die Schäfer unsers Dichters sind zu gelehrt, ihr Mund fließt über von prächtigen Sentenzen und schönen Redensarten, und überdies sind in dem Gedichte Episoden auf Episoden mit wenig Geschmack aufeinander gestapelt. Dies ist das Urtheil, welches Cervantes in der Vorrede seines Hirtengedichtes selbst über seine Arbeit fällt. Die Galatea erschien gegen Ende des Jahres 1584. Am 14. Dezember desselben Jahres vermählte sich Cervantes mit der Heldin seines Gedichtes. Der Vater von Donna Catalina war zuvor gestorben, die Wittwe versprach ihrer Tochter eine angemessene Aussteuer in beweglichen und unbeweglichen Gütern; dieses Versprechen wurde zwei Jahre später erfüllt. Im Ehevertrage, der unter dem 9. August 1586 von dem Notar Alonzo de Aguilera ausgefertigt ward, vermachte Cervantes seiner Gemahlin 100 Dukaten, den zehnten Theil seines Vermögens.

Er hatte indeß den Kriegsdienst verlassen und war Bürger geworden in dem Städtchen Esquivias; sowohl die Muße, als die Nothwendigkeit, für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen, führten ihn nun zu den Träumen seiner Kindheit, zu den süßen Beschäftigungen der Jugend zurück. Die Nähe von Madrid erlaubte ihm, häufige Reisen dorthin zu machen.[1] Er erneuerte daselbst seine Bekanntschaft mit mehreren Schriftstellern, namentlich mit Juan Rufo, Lopez Maldonado, Vicente Espinel, dem Verfasser des Romans Marcos de Obregon, den Lesage für seinen Gil-Blas ausbeutete. Es ist wahrscheinlich, daß Cervantes in eine Art von Akademie aufgenommen wurde, die ein großer Herr vom Hofe zu Madrid in seinem Hause eröffnet haben mag, ungefähr wie der berühmte Fernando Cortez zur Zeit Karls V. Wenigstens spricht unser Dichter in einer seiner Novellen aus Gelegenheit der italienischen Akademie von einer Academia imitatoria, nachgeahmten Akademie, zu Madrid. In den vier ersten Jahren nach seiner Vermählung — von 1584 bis 1588 — widmete sich Cervantes ausschließlich dem Theater, dem einzigen Zweige der Literatur, welcher damals etwas eintrug. Während seiner Kindheit war die spanische Bühne der Kirche entschlüpft und weltlich geworden. Lope de Rueda, dieser wandernde Aeschylus, Schauspieler und Dichter in einer Person und der wahre Gründer des spanischen National-Theaters, führte seine Stücke auf öffentlichen Plätzen vor dem Volke auf. Eine politische Neuerung begünstigte die neue Pflanze. Der spanische Hof, der sonst von einer großen Stadt der Halbinsel zur

andern zog, setzte sich seit 1561 in Madrid, und mit dem Jahre 1580 erhoben sich daselbst zwei Theater, die noch bestehen, „zum Kreuze“ und „zum Fürsten“ benannt (de la Cruz und del Principe). Seit dieser Zeit hielten es ausgezeichnete Geister nicht mehr unter ihrer Würde, für die Bühne zu arbeiten, die bis jetzt den herumziehenden Truppen überlassen war, welche ihre Schwänke selbst dichteten. Als einer der ersten betrat Cervantes diese Laufbahn mit einem Stücke in sechs Akten, in welchem er seine eigenen Abenteuer schilderte, und das den Titel führte: das Leben in Algier. Etliche und zwanzig andere Komödien folgten bald auf diese erste, darunter Numancia, die Seeschlacht, die Großtürkin, das Haus der Eifersucht, Jerusalem, die Verwirrte und andere mehr. Cervantes sagt selbst darüber: „Ich wagte es, die Schauspiele von fünf Akten auf drei herabzusetzen. Auch war ich der Erste, welcher die innersten Bewegungen der menschlichen Seele enthüllte, mit allgemeinem Beifall des Publikums. Ich verfaßte in jener Zeit zwanzig bis dreißig Komödien, die alle auf die Bühne gebracht wurden, ohne ausgepfiffen oder ausgestampft zu werden, oder ohne daß, wie sonst, sich ein Hagel von Pomeranzenschalen und Melonenstücken über die Schauspieler ergoß.“ Lange kannte man diese Arbeiten nur dem Namen nach und bedauerte von ganzem Herzen ihren Verlust. Mit einer so reichen Einbildungskraft, bei diesem Witze, bei soviel Hoheit der Seele und Geschmack, bei der tiefen Kenntniß des Theaters, welche Cervantes da und dort in seinem Don Quixote verräth, endlich bei den Lobsprüchen, die er sich selbst, als komischem Dichter, mit so viel Offenherzigkeit ertheilt, dachte man, müssen jene dramatischen Arbeiten wahre Meisterstücke seyn. Zum Unglücke für seinen Ruhm hat man einige derselben wieder aufgefunden, wie Numancia, das Leben in Algier, die lustigen Weiber. Aber diese Dichtungen entsprachen den gehegten Erwartungen nicht; besser wäre es gewesen für seinen Ruhm, wenn sie im Staube der Bibliotheken verborgen blieben. Es war die schwache Liebe eines Vaters zu seinen Kindern, die ihm selbst jene Lobsprüche eingab, ein neuer Beweis dafür, wie wenig selbst die ausgezeichnetsten Geister im Stande sind, sich selbst richtig zu beurtheilen.

Das beste unter den wiederaufgefundenen Stücken ist ohne Widerrede die Tragödie Numancia. Obgleich nichts weniger als vollkommen, übertrifft sie bei weitem die Tragödien von Lupercio de Argensola, welche Cervantes im achtundvierzigsten Kapitel des Don Quixote mit Lobsprüchen überschüttet, die um so mehr auffallen müssen, da sie aus einer so wenig schmeichlerischen Feder flossen. In der Schilderung der heroischen Gefühle eines Volkes, das sich für die Freiheit dem Tode weiht, in jenen rührenden Episoden, welche die volle Kraft der Freundschaft, der Liebe, der älterlichen Zärtlichkeit verherrlichen, offenbart sich Cervantes Seelengröße und

sein edler Stolz. Aber der Plan des Ganzen ist mangelhaft, die einzelnen Theile hängen nicht fest zusammen, und die Theilnahme des Lesers erlischt allmählich, weil seine Aufmerksamkeit zu sehr zerstreut wird. Die besten Arbeiten, welche Cervantes für das Theater schuf, sind seine Intermezzo's, kleine Schwänke, die man jetzt in Spanien saïnetes nennt, und welche in den Zwischen-Akten der größeren Schauspiele aufgeführt wurden. Man hat bis jetzt drei solcher Stücke von Cervantes aufgefunden: den Ehe-Richter, den verwittweten Kuppler, die Schulzenwahl, welche in der That Meisterwerke von körnichtem Witze sind. Nicht lange jedoch fand der arme Cervantes auf dem Theater den gewünschten Ruhm und Gewinn. Wie so viele Andere, wurde er durch Lope de Vega verdrängt. „Damals begann," erzählt Cervantes selbst, „jenes Wunder der Natur, der große Lope de Vega, seine glänzende Laufbahn, bemächtigte sich der Alleinherrschaft über die Bühne, unterwarf alle Schauspieler seinen Gesetzen und erfüllte die Welt mit seinen Komödien."

Von Nahrungssorgen gedrängt, mußte Cervantes einen anderen Beruf ergreifen, der zwar weit weniger seinen Neigungen gemäß, weit weniger glänzend und ehrenvoll war, aber doch Brod verhieß. Er stand jetzt im vierzigsten Lebensjahre. Ohne Vermögen, ohne Belohnung für harte zwanzig Dienstjahre, hatte er überdies für eine Familie zu sorgen, welche durch seine zwei Schwestern und seine natürliche Tochter verstärkt worden war. Ein Rath vom Finanzamte, Antonio de Guevara, wurde im Jahre 1588 zum Schatzmeister der Flotte ernannt, mit dem Befehle, seinen Sitz in Sevilla zu nehmen. Er erhielt die Vergünstigung, sich vier Commissäre als Gehülfen selbst zu wählen. Es handelte sich davon, die berühmte unüberwindliche Flotte auszurüsten, welche so schnell den Stürmen und den Engländern erlag. Guevara bot einen der vier Plätze unserem Dichter an, der nun mit seiner Familie sich nach Andalusien übersiedelte.

So war denn der Schöpfer der Galatea und so vieler mit Glück aufgeführten Bühnenstücke zum Proviant-Commissär geworden. Noch schlimmer hätte es ihm gehen können. Aus den spanischen Archiven ist eine Eingabe vom Mai 1590 hervorgezogen worden, in welcher er den König um eine Steuer-Einnehmerstelle in Neu-Grenada, oder um den Platz eines Richters in irgend einer kleinen Stadt von Guetemala bittet. Er wollte nach Amerika gehen, nach jenem Lande, das er selbst die gewöhnliche Zuflucht der Verzweifelten Spaniens nennt. Zum Glücke verlor sich seine Bittschrift in der unermeßlichen Registratur des Rathes beider Indien.

Sein Aufenthalt in Sevilla war von langer Dauer. Einige kleine Ausflüge nach Andalusien und eine einzige Reise nach Madrid abgerechnet, blieb er zehn Jahre hintereinander in jener Stadt. Im Jahre 1591 wurde Guevara durch Pedro Isunzo abgelöst; auch unter diesem diente Cervantes

in gleicher Stellung noch weitere zwei Jahre. Als endlich die Hauptstelle eingezogen wurde, und somit die untergeordneten von selbst aufhörten, wurde Cervantes Sachwalter und lebte mehrere Jahre von der Besorgung gewisser Geschäfte, welche ihm mehrere Stadträthe, Corporationen oder auch einzelne Privatleute anvertrauten; unter Anderem verwaltete er die Güter eines reichen Edelmannes, Don Hernando de Toledo, und wurde sein Freund.

Mitten unter diesen unedlen Geschäften vernachläßigte jedoch Cervantes die Musen nie ganz. Das Haus des berühmten Malers Franzisco Pacheco (Schwiegervater und Lehrer des großen Velasquez) stand damals allen Männern von Verdienst offen; die Werkstätte dieses Künstlers, der auch die Poesie liebte und trieb, war nach dem Ausdrucke Rodrigo Caro's die Akademie aller Schöngeister von Sevilla. Cervantes fand sich fast täglich ein, sein Bildniß wurde in jenes kostbare Gemälde aufgenommen, in welchem Pacheco mehr als hundert berühmte Personen damaliger Zeit darstellte. Er stand außerdem in freundlichem Verkehre mit dem ausgezeichneten Lyriker Fernando de Herrera, den Spanien fast ganz vergaß; denn man kennt weder sein Geburts-, noch Todesjahr, noch irgend einen besonderen Umstand aus seinem Leben, und auch seine Werke, oder vielmehr die Ueberbleibsel derselben, fand man nur durch Zufall unter dem Nachlasse seiner Freunde. Cervantes, der ein Sonnet auf Herrera's Tod schrieb, stand noch mit einem anderen Dichter in Verbindung, mit Juan Jauregui, dem Verfasser einer klassischen Uebersetzung von Tasso's Aminta. Wie der Maler Pacheco sich mit Poesie beschäftigte, so pflog der Dichter Jauregui der Malerei; er malte ebenfalls ein Bildniß seines Freundes Cervantes. In Sevilla war es auch, wo Cervantes seine Novellas exemplares schrieb, die jedoch erst später, in der Zwischenzeit der beiden Theile des Don Quixote, erschienen. Die Abenteuer zweier berühmten Diebe, die im Jahr 1569 zu Sevilla verhaftet worden waren, und deren Geschichte damals noch im Munde des Volkes herumlief, gab ihm den Stoff zu der köstlichen Schelmen-Novelle Rinconete und Cortadillo. Aus der Plünderung von Cadix, das die englische Flotte unter dem Befehle des Admirals Howard und des Grafen von Essex am 1. Juli 1596 eroberte, entnahm er die Idee zur Anglo-Spanierin. Von den übrigen Novellen kannte man lange Zeit die unterschobene Tante nur dem Namen nach, erst in neuerer Zeit ist sie wieder aufgefunden worden. Seit den Kriegen Karls V., welche in Spanien Bekanntschaft mit der italienischen Literatur verbreiteten, bis auf Cervantes, begnügte man sich in der Halbinsel, die leichtfertigen Erzählungen des Decamerone und der Nachahmer Boccacio's zu übersetzen. Cervantes konnte daher in seinem Vorworte mit gerechtem Stolze sagen: „Ich bin der Erste, der spanische Novellen schrieb, denn die vielen Dichtungen dieser Art, welche in spanischer Sprache verbreitet wurden, sind fremden Nationen abgeborgt. Aber diese

hier gehören mein, sie sind nicht nachgemacht, nicht gestohlen. Mein Geist hat sie gezeugt, meine Feder hat sie an's Tageslicht gebracht.“ Er nannte sie Novellas exemplares [1], theils um sie von den nachgemachten, dem italienischen Boden abgeborgten, zu unterscheiden, theils weil keine unter ihnen ist, aus der man nicht, wie er selbst sagt, irgend eine nützliche Lehre, ein gutes Beispiel ziehen könnte. Sie zerfallen in ernste und scherzhafte. Es gibt sieben der ersten, acht der zweiten Gattung. Nächst dem Don Quixote begründen hauptsächlich diese Novellen Cervantes Ansprüche auf ewigen Ruhm. In ihnen offenbart sich unter tausend wechselnden Formen der ganze Reichthum seiner Einbildungskraft, ein Herz voll Güte und Wohlwollen, ein unerschöpflicher Witz, der erheitert, ohne boshaft zu verwunden; endlich eine meisterhafte Geschmeidigkeit der Sprache, die sich allen Gegenständen anpaßt, die den rührendsten Tönen in der Geschichte der Cornelia und den unübersetzlichen Schelmereien des Rinconete und Cortadillo den naturgemäßen Ausdruck verleiht. König Philipp II. starb den 13. September 1598. Ihm zu Ehren wurde in der Hauptkirche von Sevilla ein prächtiger Katafalk errichtet, von dem ein alter Chronist sagt, es sey das wunderwürdigste Todtendenkmal gewesen, das je menschliche Augen hätten schauen dürfen. Solche und ähnliche Ruhmrednereien veranlaßten Cervantes, sein berühmtes Spottgedicht zu schreiben, worin er mit außerordentlicher Anmuth die Windbeutelei der Andalusier — dieser Berliner Spaniens — durchzieht. Cervantes nennt dieses kleine Gedicht selbst (in der Reise nach dem Parnaß) die beste unter seinen Schriften. Wenige Monate später verließ er die Stadt Sevilla, um sie nie wieder zu betreten, aus folgendem Anlasse.

Cervantes, dessen Leben sonst so viel Aehnlichkeit mit den Schicksalen des Camoens darbietet, war dem großen Portugiesen auch darin gleich, daß er wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt wurde. Wie der Letztere, bewies er seine Unschuld durch seine ehrenvolle Armuth. Gegen Ende des Jahres 1594 war er damit beschäftigt, seine Rechnungen in Ordnung zu bringen und einige Rückstände einzuziehen, was ihm nur mit großer Mühe gelang; die eingehenden Summen schickte er dann einzeln in Wechsel-Briefen auf Sevilla an das Schatzamt in Madrid. Eine dieser Summen, im Betrage von 7400 Realen Steuergeldern, aus dem Distrikte Velez-Malaga, übergab er in klingender Münze einem in Sevilla ansäßigen Kaufmanne, Namens Simon Freire de Lima, der es über sich nahm, das empfangene Geld an das Madrider Schatzamt zu bezahlen. Cervantes machte bald darauf eine Reise nach der Hauptstadt, und da das Geld noch nicht eingegangen war, forderte er es schriftlich von dem Kaufmanne; dieser hatte aber indeß Bankerott gemacht und sich geflüchtet. Cervantes eilte sogleich nach

[1] Doppelsinnig, zugleich Original-Novellen und solche, welche als Beispiel dienen können.

Sevilla zurück, wo er alles Vermögen des Kaufmannes von anderen Gläubigern mit Beschlag belegt fand. Er machte nun eine Eingabe an den König, und in der That erschien unter dem 7. August ein königliches Dekret, welches den Oberrichter in Sevilla ermächtigte, die dem Kaufmanne übergebene Summe auf seine zurückgelassene Güter zu entnehmen. Der Richter erhob auch das Geld, und übermachte es durch einen Wechsel vom 22. November 1596 an den königlichen Schatzmeister Don Pedro Mesia de Tomar.

Die spanischen Finanzen waren damals auf's tiefste erschöpft durch die Eroberung von Portugal und Terceira, durch den Krieg in den Niederlanden, durch die Vernichtung der unüberwindlichen Flotte, endlich durch eine Menge Projektmacher, damals Arbitristas genannt, in deren betrügliche Hände die Regierung fiel. Die Ober-Rechnungskammer entwickelte daher, um den erschöpften Schatz wieder einigermaßen zu füllen, die größte Strenge in Vereinigung alter Ausstände. Der Ober-Einnehmer, dessen Untergebener Cervantes gewesen war, wurde nach Madrid berufen, um dort Rechnung abzulegen. Er erklärte, daß alle Urkunden, deren er zu diesem Zwecke benöthigt sey, sich zu Sevilla in Cervantes Händen befänden. Ohne weitere Förmlichkeit erhielt nun der königliche Richter Gaspar de Vallejo unter dem 6. September 1597 Befehl, unseren Dichter zu verhaften und in eines der Gefängnisse Madrids abzuliefern. Cervantes wurde wirklich eingesezt, da er aber Bürgschaft für die Bezahlung von 2641 Realen (330 Gulden) leistete, — so hoch belief sich die ganze Summe, deren Veruntreuung man ihm Schuld gab, — so erhielt er seine Freiheit wieder kraft eines zweiten königlichen Befehles vom 1. Dezember desselben Jahres, gegen das Versprechen, sich innerhalb einer Frist von dreißig Tagen vor der Rechnungs-Kammer zu stellen und die Rückstände zu bezahlen. Man weiß nicht, wie diese erste gerichtliche Verfolgung endigte; soviel ist aber gewiß, daß er einige Jahre später wegen derselben kleinen Summe von Neuem belästigt wurde. Der Steuer-Einnehmer von Baza, Gaspar Osorio de Tejada, brachte Ende 1602 unter seinen Rechnungen einen Empfangschein von Cervantes hervor, woraus sich ergab, daß unser Dichter im Jahre 1594 2641 Realen erhalten hatte, als er beauftragt wurde, die oben berührten Rückstände in der Stadt und Umgegend von Baza einzuziehen. Die Rechnungskammer erstattete hierüber einen Bericht, datirt Valladolid den 24. Januar 1603, worin sie die Verhaftung unseres Dichters wegen derselben Summe und seine Freilassung gegen Bürgschaft berührte, und weiter beifügte, daß er seit 1597 nicht vor dem Tribunal erschienen sey. Dieser Umstand ward die Veranlassung, daß sich Cervantes mit seiner ganzen Familie nach Valladolid verfügte, wohin seit zwei Jahren König Philipp III. den Hof verlegt hatte. Aus wieder aufgefundenen Urkunden geht hervor, daß

unseres Dichters Schwester Donna Andrea im Februar 1603 die Haushaltung eines gewissen Don Pedro Osorio, Marquis von Villafranca, einrichtete. Unter ihren Hausrechnungen, welche ein redendes Zeugniß sind von der Mittellosigkeit der ganzen Familie, fanden sich mehrere Schuldscheine von Cervantes eigener Hand. Er berichtigte damals seinen Handel mit der Rechnungskammer, sey es dadurch, daß er eine frühere Heimbezahlung nachwies, oder indem er jetzt die kleine Summe erlegte. Die Verfolgungen hörten von nun an auf, und ruhig brachte er den Rest seiner Tage in der Nähe dieser Behörde zu, die ihn so hart behandelt hatte. Die Ehre unseres Dichters machte diese in's Einzelne gehenden Nachweisungen nothwendig. Uebrigens wird seine Redlichkeit schon dadurch über allen Verdacht erhoben, daß er selbst in seinen Werken da und dort mit der harmlosesten Heiterkeit auf seine vielen Verhaftungen anspielt. Dies wäre eine allzugroße Frechheit, sobald irgend eine erniedrigende Handlung Schuld daran gewesen wäre, und andererseits hätten dann seine zahllosen Feinde, Neider, Verkleinerer, die ihm selbst seine Stumpfhand vorwarfen, sicherlich nicht ermangelt, ihn an einem viel verwundbarern Punkte, als an der bloßen Schriftsteller-Eitelkeit anzugreifen.

Die urkundlichen Nachforschungen über Cervantes Leben zeigen hier eine große Lücke. Man weiß nichts Gewisses über ihn vom Jahre 1598, wo er jenes Sonnet am Grabe Philipps II. schrieb, bis 1603, in welchem Jahre er an den Hof zu Valladolid zog. Und doch hat er gerade in diesem dreijährigen Zwischenraume den ersten Theil des Don Quixote entworfen, begonnen, vielleicht beendigt. Aus mehreren Umständen wird sehr wahrscheinlich, daß er um's Jahr 1599 Sevilla mit seiner Familie verließ und sich in irgend eine Ortschaft der Provinz Mancha übersiedelte, in welcher er Verwandte hatte und Geschäfte besorgen mußte. Sein schnelles Erscheinen vor der Rechnungskammer zu Valladolid im Jahre 1603 läßt keinem Zweifel darüber Raum, daß er damals in einer Gegend wohnte, welche jener Stadt weit näher seyn mußte, als die Provinz Andalusien es ist. Weiter zeigt er in seinem Romane eine so vollkommene Kenntniß der Sitten und Eigenheiten obiger Provinz, daß man gezwungen ist, anzunehmen, unser Dichter habe sich längere Zeit in der Mancha aufgehalten. Allem Anscheine nach wohnte er in dem Orte Argamasilla; indem er dorthin die Heimath seines verrückten Ritters verlegte, wollte er die Krautjunker dieses Dorfes züchtigen, welche gerade damals, laut anderer Nachrichten, wegen gewisser jämmerlichen Rangstreitigkeiten so erboste und hartnäckige Prozesse miteinander führten, daß nach den Chroniken jener Zeit die Bevölkerung in Abnahme kam. Cervantes sagt in seiner Vorrede: „Dieser trockene, langweilige, verstiegene Querkopf, der Sohn seines Gehirns, sey im Gefängnisse geboren, wo alle Uebel hausen, wo der Jammer seine Wohnung aufgeschlagen hat."

Man fragt daher mit gerechter Neugier, um welcher Ursache willen, wann und wo unser Dichter in eine so schlimme Lage versetzt worden sey, aus der eine der heitersten Schöpfungen des menschlichen Geistes hervorging. Die außer Spanien lange Zeit herrschende Meinung war die, daß Cervantes sein Werk in den Gefängnissen der Inquisition entworfen habe. Aber schon Voltaire meinte, der müsse nicht viel Witz haben, der mit dem heiligen Officium anbinde. In der That hatte Cervantes bei allem Unglücke, das über ihn kam, doch nie etwas mit den Glaubensgerichten zu schaffen. Man hat über die Ursache seiner Einkerkerung eine Menge schwankender Vermuthungen aufgestellt. Einige behaupten, der Streich sey ihm im Dorfe Toboso gespielt worden, wegen einiger beißenden Reden gegen eine gewisse Frau, deren Verwandte ihn dann aus Rache hätten einthürmen lassen. Die verbreitetste Ansicht ist jedoch: die Einwohner von Argamasilla seyen es gewesen, die ihn so mißhandelten, sey es aus Rache dafür, daß er die rückständigen Zehnten des Groß-Priorats von S. Johann einforderte, oder weil er ihnen zum Behufe einer Salpetergrube den Guadiana abdämmte, den jene Junker zur Wässerung ihrer Wiesen benützten. Gewiß ist, daß man noch bis auf diesen Tag in jenem Orte ein altes Haus, das Haus Medrana genannt, zeigt, in welches eine uralte Sage das Gefängniß unseres Dichters verlegt. Eben so sicher ist, daß er lange Zeit und im entblößtesten Zustande in diesem Loche schmachtete, so daß er sich zuletzt genöthigt sah, die Hülfe eines Oheims, Johann Barnabe de Saavedra, anzurufen. Sein Brief an ihn soll mit den Worten angefangen haben: „Lange Tage und kurze Nächte (Schlaflosigkeit) peinigen mich in diesem Gefängnisse, oder besser, in diesem Loche." Im Andenken an die schlechte Behandlung begann er auch seinen Don Quixote mit den Worten: „In einem Orte der Mancha, an dessen Namen ich mich nicht erinnern mag," — gewiß eine milde Rache!

Als Cervantes nach dreizehnjähriger Abwesenheit wieder an den Hof von Valladolid kam, fand er sich wie in einem fremden Lande. Ein anderer Fürst, andere Günstlinge regierten; seine alten Freunde waren gestorben oder da und dorthin zerstreut. Konnte der Soldat von Lepanto, der Verfasser des Trauerspiels Numancia und der Galatea keine Anerkennung, keinen Schutz finden, als seine Ansprüche noch neu waren, was durfte er dann jetzt nach fünfzehnjähriger Vergessenheit vom Nachfolger Philipps II. erwarten! Dennoch machte Cervantes, gedrängt durch die traurige Lage seiner Familie, einen letzten Versuch. Er erschien im Vorzimmer des Herzogs von Lerma, des Riesen, der die Last der Monarchie auf seinen Schultern trug, wie Cervantes sich ausdrückt, unter dem Schwarme der Bittsteller. Allein der hochmüthige Günstling empfing ihn mit kaum verstelltem Hohne, und Cervantes, in seinem Selbstgefühle auf's tiefste verwundet, gab jeden Gedanken an weitere Gunstbewerbungen auf. Von nun

an lebte er vom Ertrage seiner Feder und etlicher Geschäfte, die ihm anvertraut waren, in der Stille und Zurückgezogenheit. Seine einzigen Beschützer unter den Vornehmen waren der Graf Lemos und der Erzbischof von Toledo.

Die Herausgabe des ersten Theiles von Don Quixote wurde unter diesen Umständen beschleunigt. Unter dem 26. September 1604 erhielt Cervantes ein königliches Privilegium. Es handelte sich jetzt darum, einen Mäcenas zu finden, der sich die Zueignung gefallen ließ und das Buch unter die Fittige seines Namens nahm. Cervantes mußte sich nothgedrungen dieser erniedrigenden Sitte unterwerfen, wegen der Natur seines Buches. Denn wurde das Werk, dessen Titel leicht täuschen mochte, für einen gemeinen Ritter-Roman genommen, so konnte es leicht in die Hände von Menschen fallen, die darin nicht fanden, was sie suchten, und also auch die Satyre auf ihren schlechten Geschmack nicht merkten. Ward es dagegen sogleich verstanden, so ertheilte das Buch außer dem Hauptschlage gegen das falsche Ritterthum unter tausend Anspielungen noch so viele versteckte Seitenhiebe, daß ein hoher Schutzpatron nur um so nöthiger war. Cervantes ersah sich zu diesem Zwecke den Herzog von Bejar, Don Alonzo Lopez de Zunniga und Sotomayor, einen von jenen vornehmen Müßiggängern, die sich herabließen, die Künste und Wissenschaften mit dem Beifallächeln ihrer hochgeborenen Unwissenheit zu beglücken. Man erzählt, der Herzog habe, als er erfuhr, daß der Gegenstand des Don Quixote eine Satyre sey, die Zueignung verweigert, weil er die Annahme eines witzigen Werkes der Art unter seiner Würde hielt. Cervantes stellte sich, als ob er auf die Ansichten des Herzogs einginge, und verlangte bloß die Gunst, ihm ein Kapitel daraus vorlesen zu dürfen. Aber so groß war die Ueberraschung und der Genuß, welchen alle Zuhörer empfanden, daß Cervantes von einem Kapitel zum anderen und zuletzt bis zu Ende in Einem Zuge fortlesen mußte. Der Verfasser wurde mit Lobsprüchen überschüttet, und der Herzog gab den allgemeinen Bitten nach, und ließ es sich gefallen, daß sein Name durch Cervantes der Unsterblichkeit übergeben ward. Der Gewissensrath des Herzogs, ein ehrgeiziger Priester, der das große Wort im Hause führte, wurde eifersüchtig auf den Beifall, den der Dichter sich errungen, zog auf das Buch, wie über den Verfasser, mit gleicher Bitterkeit los, und rechnete es seinem Beichtkinde zur Sünde an, soviel Wohlgefallen an einem weltlichen Buche gefunden zu haben. In der That vergaß der Herzog schnell unsern Dichter, der ihm seinerseits nie mehr mit einer Zueignung beschwerlich fiel. Cervantes rächte sich sogar nach seiner Art, indem er im zweiten Theile des Don Quixote den ganzen Auftritt, sowie die anwesende Zuhörerschaft schilderte.

Der erste Theil des Don Quixote erschien zu Anfang des Jahres 1605. Ehe wir jedoch mit unserer Erzählung weiter gehen, müssen wir die

spanischen Zustände der Zeit schildern, wo das Buch in die Welt trat. Die Epoche, in welche man die Blüthe des irrenden Ritterthums, die Paladine und den König Arthus mit seiner Tafelrunde versetzt, fällt zwischen den Untergang der alten Welt und das Aufblühen der neueren geordneten Staaten. Es ist jenes finstere Mittelalter, wo das Schwert Alles galt, wo man im Zweikampfe die Gerechtigkeit seiner Sache bewies, wo das Faustrecht den Boden mit Blut düngte, wo die Kirche endlich mit allen ihren Schrecken kaum dadurch den Nationen einige Ruhetage in der Woche verschaffte, daß sie den Gottesfrieden einführte. Gewiß, in einer solchen Zeit muß es als eine schöne Aufgabe erscheinen, Unglückliche zu trösten, Unterdrückte zu beschützen. Denkt euch einen Krieger von hoher Abkunft, der, die Lanze in der Faust und eingehüllt in Stahl, hinauszieht in die weite Welt und Gelegenheit sucht, die Hoheit seiner Gesinnung, die Stärke seines Armes im Dienste des Rechtes und der Tugend zu beweisen, so ist dies ein edles Bild. Wenn ein solcher die Räuberhaufen vernichtet, welche die Wege umlagerten, oder jene adelichen Schnapphähne bändigt, welche von ihren Felsennestern herab auf die unbewaffneten Wanderer einstürmten, wenn er Gefangene von ihren Ketten befreit, einen Unschuldigen vom Henkerbeile rettet, einen Mörder bestraft, einen Tyrannen vom Throne stößt: so war dies eine Erneuerung jener heroischen Thaten, welche die Sage der antiken Heldenzeit den Halbgöttern des griechischen Alterthums, dem Theseus, Herkules und Anderen, zuschreibt. Das Christenthum hatte ferner durch Vermischung geistiger Reize mit den körperlichen einen Minnedienst geschaffen, von welchem die alte Welt nichts wußte. Die irrenden Ritter mochten daher den Schutz der Frauen zu ihrer ersten Pflicht erheben, diese erzbekleideten Kämpfer des Rechtes mochten ihr Leben theilen zwischen Krieg und Liebe. So aufgefaßt, bot jene sagenreiche Zeit nicht etwa nur zu einem Buche, sondern zu einer ganzen Literatur Stoff genug dar. Es lag ferner nahe, in der Geschichte der fahrenden Ritter eine Schilderung der Sitten jener Zeit, der Turniere und Feste und so vieler Glanzpunkte des Mittelalters, die Liebeshöfe, die Gesänge der Troubadour, die Wallfahrten in ferne Länder, die Kreuzzüge zu verweben und alle Wunder des Orients vor der Einbildungskraft des Lesers zu entfalten.

Aber nicht so verstanden die Verfasser der Ritterromane ihre Aufgabe. Ohne alle Achtung für Wahrheit häuften sie die gröbsten Verstöße gegen Geschichte, Geographie, Physik und gegen die Natur des Menschen, ja selbst die gefährlichsten moralischen Irrthümer aufeinander; da fällt Hieb auf Hieb, beständige Balgereien, unglaubliche Thaten, Abenteuer über Abenteuer, ohne allen Plan, Zusammenhang und gesunden Menschenverstand, wechseln miteinander ab; schwärmerische Liebe vermischt sich mit der wildesten Rohheit, Laster mit Aberglauben. Riesen, Zwerge, Ungeheuer, Zauberer wimmeln

auf den Straßen, und die Verfasser dieser papiernen Welt wetteifern mit einander, sich im Reinunmöglichen und Unnatürlichen zu übertreffen.

Dennoch fanden die Ritterbücher gerade wegen ihrer Fehler unglaublichen Beifall. Zu der Zeit, wo sie erschienen, hatten zwar eben einige Gelehrte den Schutt, der die Literatur des Alterthums bedeckte, weggeräumt, aber die unwissende müßige Menge war noch ohne bessere geistige Nahrung; mit wahrer Gier stürzte sie sich auf die dargebotenen groben Dichtungen. Es lag in jenem Jahrhunderte ein mächtiger Hebel, der diese falsche Richtung begünstigte. Ein abenteuerlicher Geist hatte sich seit den Kreuzzügen über Europa verbreitet und den Ritterbüchern einen Weg gebahnt, und gerade in Spanien fanden dieselben mehr Anklang, als irgendwo sonst, weil hier der Boden am günstigsten war. Nach achthundertjährigen Kriegen gegen Araber und Mohren folgten in reißender Schnelle die Entdeckung der neuen Welt, die Kriege in Italien, in Flandern, in Afrika. Kann es auffallen, wenn die Ritterbücher in einem Lande Beifall fanden, wo die ausschweifendsten Ansichten derselben schon verwirklicht worden waren. Der scharfsinnige Junker von der Mancha war nicht der erste seiner Art, er hatte schon Vorbilder von Fleisch und Blut gefunden. Man schlage den kastilischen Plutarch des Hernando del Pulgar auf, und man wird Wunder finden; dort wird der mannhafte Ritter Don Suero de Quinnones, der Sohn des Landammanns von Asturien, mit Lob überschüttet, er, ein Mann, der während dreißig Tagen jedermänniglich den Uebergang des Orbigo verwehrte, weil er übereingekommen war, sich mit dreihundert gebrochenen Lanzen von den Ketten der Gebieterin seines Herzens loszukaufen. Derselbe Chronikenschreiber nennt bloß aus der Regierungszeit König Johanns II. eine Masse ihm persönlich bekannter Krieger, wie Gonzalo de Guzman, Juan de Merso, Gutierre Quejáda, Juan de Polanco, Pero Vazquez de Sayavedra, Diego Varela, die nicht nur ihre nächsten Nachbarn, die Mohren von Grenada, heimsuchten, sondern als wahrhafte irrende Ritter entlegene Länder, Italien, Frankreich, Deutschland, durchstreiften, um Jedem, der sich ihnen stellte, ein Lanzenbrechen zur Ehre ihrer Damen anzubieten.

Die maßlose Vorliebe für die Ritterbücher trug bald ihre bittern Früchte. Die Jugend, deren wild aufgeregter Einbildungskraft das ernste Studium der Geschichte nicht mehr behagte, erkor Sprache, wie Thaten in jenen Romanen zum Vorbild. Blinde Unterwürfigkeit gegen die Launen der Frauen, Ehebrüche, falsches Ehrgefühl, die blutigste Rachgier wegen unbedeutender Beleidigungen wurden Mode, und so schadeten jene Bücher ebenso den guten Sitten, als dem gesunden Menschenverstande. Bald erhoben sich kräftige Stimmen gegen dieselben. Männer wie Louis Vives, Alexo Vanegas, Diego Gracian, Melchior Cano, der Bruder Luis von Granada, Malon de Chaide, Arias-Montano und andere fromme oder

vernünftige Schriftsteller klagten laut über die unseligen Folgen, welche das Lesen so verkehrter Bücher hervorbrachte. Auch die Gesetzgeber ließen das Uebel nicht unbeachtet. Ein Dekret Kaiser Karls V. vom Jahre 1543 verbot allen Vicekönigen und Gerichtshöfen der neuen Welt bei schwerer Strafe, keinen Spanier oder Indier Ritterbücher drucken, verkaufen oder lesen zu lassen. Im Jahre 1555 forderten die Stände von Valladolid, in sehr entschiedener Sprache, dasselbe Verbot für Spanien, ja sie sprachen sogar den Wunsch aus, daß alle vorhandenen Romane gesammelt und verbrannt werden möchten. Die Königin Johanna verhieß ein Gesetz dagegen, das aber nie erschien. Aber weder die Beredsamkeit der Sittenprediger, noch die Drohungen des Gesetzes konnten das Uebel eindämmen. Alle Mittel vermochten nichts gegen die Vorliebe der Zeit für das Wunderbare. Fortwährend wurden neue Ritterromane verfaßt und gelesen. Fürsten, Große, Prälaten der Kirche ließen sich die Zueignung dieser Werke gefallen. Eine gewisse heilige Theresa, die sich in ihrer Jugend ganz dem Lesen von Ritter-Romanen hingegeben hatte, verfaßte selbst einen solchen, ehe sie ihr „Inneres Schloß" und andere mystische Schriften der Art schrieb, worüber sie zuletzt heilig gesprochen ward. Kaiser Karl V. verschlang, während er diese Romane öffentlich ächtete, in aller Stille den Don Belianis von Gräcia, einen der allerausschweifendsten unter denselben, und als seine Schwester, die Königin von Ungarn, seine Rückkunft nach Flandern feierlich begehen wollte, glaubte sie ihm mit nichts eine größere Freude machen zu können, als dadurch, daß sie in den berühmten Festen von Bins (1549) alle Helden und Bilder eines Ritterromans von lebenden Personen darstellen ließ. Die großen Herren von Hofe, selbst Philipp II., übernahmen eine Rolle dabei. Der Geschmack für diese Literatur war bis in die Klöster gedrungen; Mönche und Nonnen schrieben oder lasen Romane. Ein Franziskaner-Bruder, Gabriel von Mata genannt, schmiedete noch im Jahre 1589 ein Rittergedicht, dessen Held der heilige Franz war; dasselbe führte den Titel: der Ritter von Assisi. Auf dem Titel des Buches prangte das Bildniß des Heiligen zu Pferd, ganz nach Art der Amadis und Esplandiane, über und über mit Schutzwaffen bedeckt. Auch sein Pferd war geharnischt, und trug eine prächtige Decke. Die Spitze des Helmes zierte ein Kreuz, mit den Nägeln und der Dornenkrone des Erlösers, auf seinem Schilde führte er die fünf Wundenmale, an der Lanze ein Fähnlein mit der Umschrift: en esta no faltarè (in diesem Zeichen wird mir nichts mißlingen). Dieses sonderbare Buch war dem Connetable von Kastilien zugeeignet.

So standen die Sachen, als Cervantes, der arme Gefangene in einem Dorfe der Mancha, den Gedanken faßte, den Ritterbüchern mit Einem Schlage den Garaus zu machen. Diese Art von Literatur stand eben in ihrer höchsten Blüthe, als er, ein armer Mann, ohne Namen, ohne Beschützer, ohne andere

Hülfsmittel, als seinen Geist und seine Feder, einen Wahn anzugreifen beschloß, der bisher der Vernunft und den Gesetzen trotzte. Freilich ergriff er eine Waffe, die schärfer schnitt, als alle Kanzelreden, Beweise und Verbote: die Waffe des Lächerlichen. Sein Sieg wär vollkommen. Ein Edelmann vom Hofe Philipps III., Don Juan de Silva und Toledo, Herr von Cannada-Hermosa, schrieb im Jahre 1602 die Chronik des Prinzen Don Policisne von Böotia. Dieser Roman, einer der ausschweifendsten von allen, war der letzte, der in Spanien entstand. Denn seit der Erscheinung des Don Quixote wurde nicht nur kein neuer mehr verlegt, sondern man hörte sogar auf, die alten wieder abdrucken zu lassen, die dadurch sehr selten und zu wahren Schatzstücken großer Bibliotheken geworden sind. Von vielen kennt man nur noch die Titel, von andern gingen selbst die Namen verloren. Kurz der Erfolg des Don Quixote war in dieser Beziehung so ausschließend, daß einige strenge Richter seinem Verfasser den Vorwurf machten, durch eine übertriebene Gabe des Heilmittels die entgegengesetzte Krankheit hervorgerufen zu haben; denn durch Cervantes beißende Satyre, sprachen sie, sey nicht bloß der Geschmack für's Abenteuerliche, sondern auch das alte kastilianische Ehrgefühl zu Grabe gegangen. Nach dieser Abschweifung kehren wir zur Geschichte unseres Dichters und seines Buches zurück. Kraft einer allgemein angenommenen Ueberlieferung, die viele Wahrscheinlichkeit für sich hat, soll der erste Theil des Don Quixote Anfangs mit großer Gleichgültigkeit aufgenommen worden seyn. Wie Cervantes zum Voraus gefürchtet hatte, wurde sein Buch von Leuten gelesen, die es nicht verstanden, und umgekehrt von Solchen verschmäht, die es hätten beurtheilen können. Er ersann daher eine unschuldige List; unter dem Titel Buscapies (Leuchtkugel) gab er eine Flugschrift heraus, in welcher er, ohne seinen Namen zu nennen, den wahren Zweck des Don Quixote enthüllte, und zugleich zu verstehen gab, daß die Personen und Handlungen des Romans, obwohl anscheinend erträumte Gestalten, denn doch ein Vorbild auf dem spanischen Boden finden dürften. Diese Kriegslist gelang vollkommen; durch die halben Aufklärungen neugierig gemacht, lasen nun auch gescheite Leute das Buch, und von diesem Augenblicke an verwandelte sich die frühere Gleichgültigkeit in das regste Interesse. Der erste Theil des Don Quixote wurde im Jahre 1605 viermal allein in Spanien aufgelegt, und durch vervielfältigte im Auslande veranstaltete Nachdrücke verbreitete er sich reißend schnell nach Frankreich, Italien, Portugal und Flandern.

Die erste Frucht, welche Cervantes von dieser günstigen Aufnahme seines Werkes pflückte, war keineswegs Befreiung aus seiner kümmerlichen Lage, sondern Neid und Feindschaft. Nicht etwa bloß jene eitlen Thoren, die jedes Verdienst empört, schrieen gegen ihn, sondern die ganze Gelehrten-Zunft Spaniens gerieth in Bewegung. In der That enthielt der Don

Quixote so viele Seitenhiebe auf alle Arten von Schriftstellern, daß dies nicht auffallen kann. Wie gewöhnlich trugen die ausgezeichnetsten Namen die Bolzen, welche auf sie abgeschossen waren, mit größerer Geduld; Lopez de Vega, der vielleicht unter Allen am schlechtesten wegkam, zeigte gar keinen Groll gegen den neu auftauchenden Schriftsteller, welcher es gewagt hatte, einen Tropfen Wermuth in den Nektarstrom von Lobsprüchen zu gießen, mit denen ihn damals ganz Spanien überschüttete. Sein wohlbegründeter Ruf, seine Reichthümer erlaubten ihm, großmüthig zu seyn, ja er war sogar so höflich, einzugestehen, daß es Cervantes weder an Anmuth, noch an Schönheit des Styls fehle. Nicht so machten es die Schriftsteller zweiten Ranges, die ihr Bischen Ruhm und außerdem ihren Antheil an der Börse des lesenden Publikums zu vertheidigen hatten. Ein wahrer Wolkenbruch von Schmähungen, ein tausendfaches Echo von geheimen und offenen Schulmeistereien brach über unsern Dichter herein; da behandelte ihn ein dummhochmüthiger Akademiker als einen ungehobelten Menschen, dem es an aller höheren Bildung, an der philosophischen Weihe fehle, ein Anderer nannte ihn höhnisch einen Don Quixotisten, dieser verlästerte ihn in kleinen Flugschriften, den Zeitungen des siebenzehnten Jahrhunderts, jener schickte ihm wohlversiegelt ein Schandgedicht zu, das Cervantes, um sich zu rächen, selbst abdrucken ließ. Unter den Gegnern von einigem Werthe, die sich wider ihn am heftigsten erhoben, müssen wir den Dichter Don Luis de Gongora, Urheber jener schwulstigen Redeweise, welche den reinen kastilischen Styl nach kurzer Blüthe verdrängte, und welche noch heute in den Kammern Madrids in allerlei Mißgeburten spukt; den Doktor Christoval Suarez, einen bissigen und scheelsüchtigen Schriftsteller, so wie endlich den kleinen Reimschmied Esteban Villegas anführen, der sich selbst für das größte Genie in ganz Spanien erklärte. Cervantes, der eben so wenig an schwarzer Galle, als an kindischer Eitelkeit litt, belustigte sich an diesen eigenliebigen Angriffen auf seinen wachsenden Ruhm. Eine härtere Probe für sein edles Gemüth war das Zurücktreten etlicher Freunde, die den Gleichgestellten geliebt, aber jetzt sich von dem Hochgefeierten zurückzogen. Es thut uns leid, unter diesen den bereits angeführten romantischen Dichter und Musiker Vicente Espinel, den Verfasser des Marcos de Obregon, nennen zu müssen. So ist eben der Welt Lauf: die berauschendsten Gesichte unterbricht der hinkende Schleicher und gießt einen Tropfen Bitterkeit in den Becher der Wonne.

Don Quixote erschien in demselben Jahre, wo Philipp IV. geboren wurde (zu Valladolid am 8. April 1605). Das Jahr zuvor hatte der spanische Hof den Connetable von Kastilien, Don Juan Fernandez de Velasco, nach England geschickt, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Zur Vergeltung dieser Höflichkeit sendete Jakob I. den Admiral

Karl Howard, Grafen von Hontingham, ab, um die Friedensurkunde dem Könige von Spanien zur Unterschrift zu überreichen, und zu gleicher Zeit Englands Glückwünsche wegen der Geburt des Prinzen darzubringen. Howard landete mit einem Gefolge von 600 Englischen in Coronna, und hielt am 26. Mai 1605 seinen Einzug in Valladolid. Er wurde mit aller Pracht empfangen, welche der spanische Hof damals entfalten konnte. Unter den kirchlichen und weltlichen Festen, den Stierkämpfen, den Maskenbällen, den Paraden und Ringelrennen, an welchen der König selbst Theil nahm, und den übrigen Herrlichkeiten nennt man ein Gastmahl im Hause des Connetable, bei welchem zwölfhundert Schüsseln Fleisch und Fische, ungerechnet den Nachtisch und die Gerichte, die auf der Tafel keinen Platz fanden, aufgetragen worden seyn sollen. Der Herzog von Lerma ließ eine Beschreibung dieser Feste aufsetzen, welche zu Valladolid im nämlichen Jahre gedruckt wurde. Man glaubt, daß Cervantes Verfasser derselben ist, wenigstens scheint dies ein Epigramm des Augenzeugen Gongora vorauszusetzen.

In Folge dieser Festlichkeiten traf die Familie unseres Dichters ein neuer Schlag, der ihn zum dritten Male in's Gefängniß führte. In der Nacht des 27. Juni 1605 wollte ein Ritter vom Orden S. Jakob, Don Gaspar de Ezpeleta, die hölzerne Brücke des Esgueva-Baches überschreiten, als ihm ein Unbekannter den Weg verrannte. Es kam sogleich zum Streit, die beiden Kämpen zogen ihre Degen, und Don Gaspar fiel mit mehreren Wunden. Um Hülfe rufend und mit Blut bedeckt schleppte er sich nach dem nächsten Hause. In dem ersten Stocke desselben wohnte, neben der Wittwe des Chronikenschreibers Stephan Garibay, Cervantes mit seiner Familie. Auf das Geschrei des Verwundeten liefen er und der Sohn der Wittwe herbei. Sie fanden Don Gaspar auf der Schwelle des Hauses liegend, in einer Hand den Degen, in der andern seinen Schild, und trugen ihn zu der Wittwe Garibay, wo er zwei Tage später verschied. Der Stadt- und Hofrichter Cristobal de Villaroel leitete sogleich eine Untersuchung ein. Cervantes, seine Hausfrau, seine natürliche Tochter, welche damals zwanzig Jahre alt war, seine verwittwete Schwester, welche eine achtundzwanzigjährige Tochter bei sich hatte, eine Nonne Donna Magdalena de Sotomayor, die Magd Maria de Cevallos, und außerdem zwei Hausfreunde Cigales und Simon Mendez wurden verhört. Mit Recht oder Unrecht nahm der Richter an, daß Ezpeleta in einem Liebesabenteuer mit der Tochter oder Nichte unseres Dichters getödtet worden sey; er ließ daher beide Damen, so wie Cervantes selbst und seine Schwester, einthürmen. Erst nach Verfluß von acht Tagen, nachdem mehrere Verhöre vorgenommen und Zeugen abgehört waren, wurden die vier Verhafteten gegen Bürgschaft freigegeben. Aus den Akten dieses unangenehmen

Vorfalls geht hervor, daß Cervantes damals noch, um den Unterhalt seiner Familie bestreiten zu können, den Sachwalter machen mußte.

Im Jahre 1606 zog er nach Madrid, wahrscheinlich dem spanischen Hofe folgend, und erwählte diese Stadt zum bleibenden Wohnsitz. Man hat erhoben, daß er im Juni 1609 in der Magdalenenstraße, ein wenig später hinter dem Collegium unserer lieben Frauen von Loretto, im Juni 1610 in der Löwenstraße Nr. 9, im Jahre 1614 in der Gartenstraße, dann in der Herzog-Alba-Straße, endlich 1616 abermals in der Löwenstraße Nr. 20 wohnte, wo er auch starb. Cervantes war zum Greise geworden, und doch hatten weder seine Dienste, noch seine hohen Talente Anerkennung gefunden. Vernachläßigt von seinen Freunden, verfolgt von Nebenbuhlern, und durch lange Welterfahrung in jene Stimmung versetzt, wo alle Täuschungen zerrinnen, lebte er ganz eingezogen als Philosoph, ohne zu murren oder zu klagen. Nicht jene goldene Mittelstraße, welche Horaz den Verehrern der Musen wünscht, nein bitterer Mangel, Armuth war sein Loos. Doch fand er zwei Beschützer in dem Erzbischofe von Toledo, Don Bernardo de Sandoval y Rojas, und Don Pedro Fernandez de Castro, Grafen von Lemos, einem großen Herrn von ausgezeichnetem Verstande, der im Jahre 1610 einen kleinen Hof von Gelehrten mit sich in sein Vicekönigthum Neapel nahm, und von so hoher Stellung herab und aus weiter Ferne den verstümmelten Veteranen von Lepanto, der ihm selbst nicht hatte folgen können, nicht vergaß.

Eine fast unerklärliche Erscheinung, die jedoch der unabhängigen Seele des Cervantes eben so viele Ehre bringt, als Schande den Ausspendern der königlichen Gnade, den Ministern des spanischen Hofes, ist es, daß man den großen Dichter ganz unbeachtet ließ, während eine Masse elender Sudler Pensionen empfing, die sie in Prosa und Versen erbettelt hatten. Man erzählt, eines Tages habe Philipp III. vom Balkone seines Schlosses einen Studenten bemerkt, der mit einem Buche in der Hand am Ufer des Manzanares lustwandelte. Der Mensch im schwarzen Mantel hielt jeden Augenblick an, säbelte mit den Händen, schlug sich mit der Faust vor den Kopf, und brach dann in ein unbändiges Gelächter aus. Der König beobachtete den Menschen eine gute Weile, dann rief er aus: „Entweder ist der Student ein Narr, oder liest er im Don Quixote!" Höflinge liefen sogleich fort, um auszumitteln, ob der königliche Scharfsinn in's Schwarze getroffen habe. Sie kamen zurück mit der Nachricht, daß der Student wirklich im Don Quixote lese. Aber keinem von ihnen fiel es ein, den König auf das Elend aufmerksam zu machen, in welchem sich der Verfasser eines so gefeierten und populären Buches befand.

Eine andere Anekdote aus späterer Zeit, die wir aber hier einflechten wollen, zeugt noch stärker für die hohe Achtung, die der arme Cervantes

genoß. Der Licentiat Francisco Marquez de Torres, Kaplan beim Erzbischofe von Toledo, und mit der Censur des zweiten Theils von Don Quixote beauftragt, erzählt Folgendes in seinem Tagebuche: „Am 15. Februar 1615 war der Kardinal, mein Gebieter, mit mir auf Besuch bei dem Botschafter von Frankreich. Mehrere französische Edelleute aus dem Gefolge des Gesandten näherten sich mir und den anderen Kaplanen des Kardinals, und fragten uns, welche neue Erscheinungen aus dem Gebiete der schönen Literatur jetzt am meisten Aufsehen erregten. Ich nannte zufälliger Weise den Don Quixote, mit dessen Censur ich mich gegenwärtig beschäftige. Kaum hörten sie den Namen Miguel von Cervantes, als sie in Bewegung geriethen und laut die hohe Achtung rühmten, welche der Verfasser der Galatea, die einer der Anwesenden auswendig hersagen konnte, des Don Quixote und der Novellen in Frankreich, wie in den benachbarten Ländern genösse. Sie konnten nicht satt werden, ihn zu loben, so daß ich ihnen meine Dienste anbot, um sie persönlich mit dem Dichter bekannt zu machen. Mit großem Danke nahmen sie dieses Anerbieten an. Sie fragten weiter sehr genau nach seinem Alter, Stand, Charakter, Vermögen. Ich konnte ihnen keine andere Antwort geben, als daß er alt, Soldat, Edelmann und arm sey. Hierauf rief Einer von ihnen lebhaft aus: „Wie, Spanien hat einen solchen Mann nicht mit Reichthümern überschüttet, man erhält ihn nicht auf Kosten des öffentlichen Schatzes?“ Ein Anderer gab dieser Aeußerung schnell eine feine Wendung. „Wenn es die Noth ist, die ihn zum Schreiben treibt, so verhüte Gott, daß er nie reich werde, damit er noch ferner durch Werke, die ihm die Armuth eingibt, die ganze Welt reich mache.“

Die erste Ausgabe des Don Quixote, die vom Jahre 1605, war fern von den Augen des Verfassers, und nach seiner eigenen, sehr unleserlichen Handschrift veranstaltet worden, sie wimmelte deßhalb von Fehlern. Eine der ersten Sorgen unseres Dichters nach seiner Niederlassung zu Madrid war daher, eine zweite Ausgabe zu machen, die er selbst genau korrigirte. Diese zweite Ausgabe vom Jahre 1608 diente allen späteren Drucken als Original. Im Jahre 1612 gab er auch die zwölf Novellen heraus, die mit den beiden in den Don Quixote eingeschalteten und einer dritten neu aufgefundenen die ganze Sammlung seiner fünfzehn Novellen ausmachen. Dieses Buch, das im vorgedruckten königlichen Privilegium eine schöne Unterhaltung genannt wird, in welcher sich die ganze Majestät und Fruchtbarkeit der kastilischen Sprache zeige, fand in Spanien und dem Auslande dieselbe günstige Aufnahme, wie der Don Quixote. Lopez de Vega ahmte unsern Dichter auf zwei verschiedene Weisen nach: indem er selbst eigene Novellen schrieb, die aber tief unter denen des Cervantes stehen, und indem er mehrere von diesem bearbeitete Stücke auf die Bretter brachte. Andere große dramatische Dichter schöpften aus derselben Quelle, wie Don

Augustino Moreto, Don Diego de Figueroa, Don Antonio Solis, namentlich auch der Mönch Gabriel Tellez, bekannter unter dem Namen Tirso de Molina, welcher unsern Miguel Cervantes den spanischen Boccacio zu nennen pflegte. Nach den Novellen veröffentlichte Cervantes im Jahre 1614 sein Gedicht, „die Reise zum Parnaß" (Viage al Parnaso) betitelt, sammt einer kleinen, in Prosa geschriebenen Abhandlung, welche er unter dem Namen „Zugabe zum Parnaß" (adjunta al Parnaso) herausgab. In dem Gedichte lobt er die guten Schriftsteller jener Zeit, und züchtigt dagegen ohne Erbarmen die Jünger der neuen Schule von Gorgora, welche die schöne Sprache des goldenen Jahrhunderts durch den unsinnigsten und lächerlichsten Schwulst verdarben. In der Abhandlung beklagt er sich über die Schauspieler, weil sie weder seine älteren, noch seine neueren Theaterstücke aufführen wollten. Um einigen Nutzen aus den letzteren zu ziehen, beschloß Cervantes, sie herauszugeben. Er wandte sich daher an den angesehensten Buchhändler Madrids, Villaroel, der ihm rund heraus sagte: „Ich habe wegen Eures Antrags einen namhaften Schriftsteller zu Rathe gezogen, der mich versicherte, daß man Alles von Eurer Prosa, gar nichts von Euren Versen erwarten dürfe." Diese Antwort war ganz richtig, obgleich ein wenig grob, und sie that Cervantes sehr wehe, der Apollo zu Trotz reimte, und wie ein Kind an seinem Rufe als Poet hing. Nichts desto weniger druckte Villaroel im September 1615 acht Komödien und eben so viele Intermezzo unseres Dichters, mit einer Zueignung an den Grafen von Lemos und einer Vorrede, die nicht nur sehr witzig, sondern auch für die Geschichte der spanischen Bühne sehr belehrend ist. Lopez de Vega war noch immer König der Bretter, und der Nebenbuhler, der ihn entthronen sollte, Calderon, begann erst seine Laufbahn. Mit Gleichgültigkeit wurden die ausgewählten Stücke von Cervantes vom Publikum aufgenommen, und die Schauspieler brachten nicht ein einziges auf die Bühne. Undankbar mögen Schauspieler und Publikum gewesen seyn, ungerecht keineswegs. Wie konnte man sie auch darüber tadeln, Komödien der Vergessenheit überlassen zu haben, von denen ein Jahrhundert später Blasius Nasarro aus Gelegenheit einer neuen von ihm veranstalteten Ausgabe behauptete, Cervantes hätte sie absichtlich schlecht geschrieben, um sich über die ausschweifenden Stücke, welche zu seiner Zeit Beifall fanden, lustig zu machen.

In demselben Jahre 1615 erschien eine andere Arbeit unseres Dichters, veranlaßt durch einen interessanten Vorfall. In Spanien herrschte damals noch die schöne Sitte der dichterischen Wettstreite, die unter König Johann II. so häufig waren, als die Turniere, und die sich im mittäglichen Frankreich unter dem Namen Blumenspiele (jeux floraux) bis auf unsere Tage erhalten haben. Pabst Paul V. hatte im Jahre 1614 die berühmte Heilige Theresa de Jesus selig gesprochen, und der Triumph dieser Klosterheldin

ward zum Gegenstande des Wettstreites gegeben. Lopez de Vega war einer der Kampfrichter. Die Bewerber sollten die Entzückungen dieser Heiligen in Gestalt der Ode, die man Cancion castellana nannte, und nach dem Metrum von Garcilaso de la Vega's erster Ekloge „El dulce lamentar de los pastores“ besingen. Alle Dichter von einigem Rufe traten als Bewerber auf; auch Cervantes, in den sechziger Jahren sich als Lyriker versuchend, schickte seine Ode ein, die, ohne den Preis zu erlangen, doch für eine der besten erklärt und als solche gedruckt wurde.

Im Jahre 1615 erschien auch der zweite Theil des Don Quixote. Er hatte fleißig daran gearbeitet und sein baldiges Erscheinen in der Vorrede zu den Novellen versprochen, als plötzlich um die Mitte des Jahres 1614 in der Stadt Tarragona eine Fortsetzung des ersten Theiles von fremder Hand, unter dem Namen des Licentiaten Alonzo Fernandez de Avellaneda, gebürtig von Tordesillas, erschien. Dies war ein erheuchelter Name, mit welchem sich einer der unverschämtesten literarischen Schnapphähne verkappte, um dem Verfasser eines unsterblichen Werkes noch bei seinen Lebzeiten Titel und Gegenstand zu entwenden. Trotz aller Nachforschungen ist es nicht gelungen, seinen wahren Namen zu erheben; nur so viel haben die mühsamen Untersuchungen von Mayans, Murillo und Pellicer wahrscheinlich gemacht, daß es ein arragonischer Mönch vom Predigerorden war, und zugleich einer von den Komödienschreibern, welche Cervantes im ersten Theile des Don Quixote auf eine so ergötzliche Weise mitgenommen hat. Gleich einem Straßenräuber, der die Opfer seiner Raubgier noch beschimpft, goß der falsche Avellaneda gleich zu Anfang des Buches alle Galle seines rachsüchtigen Herzens in den wildesten Schimpfworten über Cervantes aus, nannte ihn den stumpfhändigen, mürrischen, neidischen, verleumderischen Alten, warf ihm sein Unglück, seine Gefangenschaft, seine Armuth vor, sprach ihm allen Geist und alles Talent ab, und machte sich endlich selbst groß damit, den Gegner um den Absatz seines zweiten Theiles zu bringen. Als dieses Buch in seine Hände fiel, bereitete Cervantes eine Rache vor, die seiner würdig war. Er beeilte sich, so sehr als möglich, den zweiten Theil zu vollenden, so daß die letzten Kapitel einige Spuren von Flüchtigkeit an sich tragen. Schon in der Zueignung seiner Komödien an den Grafen von Lemos sagt er (zu Anfang des Jahres 1615): „Don Quixote hat die Sporen schon angeschnallt, um Eurer Excellenz seine Huldigung darzubringen. Indeß besorge ich, er möchte ein wenig verdrießlich ankommen, weil er in Tarragona irregeleitet und mißhandelt ward; doch hat er eine Urkunde mit Brief und Siegel darüber aufnehmen lassen, daß nicht er selbst in jener anderen Geschichte enthalten ist, sondern ein falscher Doppelgänger, der er selbst seyn wollte, aber es nicht vermochte.“ Im zweiten Theile des Don Quixote (Vorrede und Kapitel 59) antwortete

er auf die groben Schimpfreden des Fälschers, ohne jedoch seinen wahren Namen zu nennen, mit den feinsten Spöttereien voll attischen Salzes, und zeigte sich durch dieses edle Benehmen eben so erhaben über den Gegner, wie durch die jede Vergleichung ausschließende Vollkommenheit seines Werkes. Um jedoch auch künftigen Avellaneda die Lust zu jeder weiteren Entweihung zu benehmen, führte er diesmal seinen Helden bis auf's Todtenbett, ließ ihn das Testament machen, seine Beichte ablegen und verscheiden, begrub ihn dann, und vergaß auch die Aufschrift auf den Leichenstein nicht. Zuletzt schließt er in demselben Geiste sein Werk mit den Worten voll edlen Stolzes: „Hier legte Cid Hamed Ben Engeli seine Feder nieder, aber er hat sie diesmal so hoch aufgehängt, daß Niemand sich fürder beigehen lassen soll, dieselbe wieder herabzunehmen."

Es sey uns vergönnt, einige Worte über Bedeutung und Werth dieses Buches, des Meisterstückes der kastilianischen Literatur, zu sagen. Man hat sich gewöhnt, den Don Quixote bloß unter dem Gesichtspunkte eines Schlangentödters der Ritterromane zu betrachten, aber mit Unrecht. Wenn er nur dieses Verdienst hätte, so würde er sie nicht lange überlebt haben. Nach dem Besiegten hätte man bald auch den Sieger in's Grab gescharrt. Ist es die Verspottung der Amadis, der Esplandian, der Platir, der Ritter Gotterbarm von Montalban, die wir jetzt noch im Don Quixote suchen? Wir wollen nicht leugnen, daß Cervantes den völligen Umsturz dieser gefährlichen und ausschweifenden Literatur selbst als eines seiner Hauptverdienste betrachtete. Sein Buch ist in dieser Beziehung eine sittliche That, eine Arbeit, die im höchsten Grade die zwei Tugenden der wahren Komödie, das Nützliche im Bunde mit dem Angenehmen (miscuit utile dulci), vereinigt. Nichts desto weniger ist Don Quixote noch etwas mehr als eine Satyre auf alte Romane, und wir müssen zeigen, daß der Verfasser seinen Plan während des Schreibens erweitert und veredelt hat. Zu Anfang des Buches, glauben wir, hatte Cervantes keinen anderen Zweck, als mit den Waffen des Lächerlichen die ganze Ritter-Literatur über den Haufen zu rennen. Er sagt dies mit dürren Worten in der Vorrede. Auch sonst braucht man nur auf die sonderbaren Nachläßigkeiten, Widersprüche und Verstöße, von denen es im ersten Theile des Don Quixote wimmelt, aufmerksam zu machen, um in diesem Fehler (wenn es anders ein Fehler zu nennen ist) einen vollgültigen Beweis dafür zu finden, daß er den Don Quixote in einer gutgelaunten Stunde anfing, daß er ohne festen Plan seiner Feder den freien Lauf ließ, daß er endlich keinen vorausberechneten Werth auf dieses Werk legte, dessen volle Größe er vielleicht nie ganz empfunden hat. Don Quixote ist Anfangs nichts als ein Narr, ein Narr, der Ketten und Prügel verdient, und in der That bekömmt ja der arme Ritter so viel Püffe von Menschen und Vieh, daß es selbst für die

Rippen seines Rozinante zu viel wäre. Auch Sancho Pansa ist Anfangs ein bloßer Bauernlümmel, der sich eben so sehr aus Geiz, als aus Einfalt von den Thorheiten seines Gebieters fortreißen läßt. Aber das dauert nicht lange.

Allmählich faßt Cervantes eine väterliche Zuneigung zu den Helden und Kindern seines Gehirnes, er leiht ihnen sein Urtheil, seinen Geist, er theilt die Rollen nach einem wohlberechneten Plane zwischen ihnen aus. Dem Gebieter gehören erhabene Ansichten, wie sie sich durch Studium und Nachdenken bei edlen, gesunden Geistern ausbilden; dem Schildknappen ein beschränkter, aber sicher das Ziel treffender Sinn, gesunder Menschenverstand, angeborenes Gerechtigkeitsgefühl, das nur da schweigt, wo es vom Eigennutze überstimmt wird, lauter Eigenschaften, welche ein ordentlicher Mensch bei der Geburt mit auf die Welt bringt, und welche die gemeine Welterfahrung auszubilden vermag. In der Hirnkammer des Ritters ist nur noch ein einziges krankes Fach; seine Narrheit ist die überschwängliche Stimmung eines edlen Menschen, den jede Ungerechtigkeit empört, den Begeisterung für Tugend aus dem Geleise des Lebens herausreißt. Noch immer träumt er davon, den Unterdrückten beizustehen, die Schwachen zu heben, die Stolzen und Schlechten zu zerschmettern, aber sonst urtheilt und schließt er vortrefflich, ein Strom der Beredsamkeit entfließt seinen Lippen, er taugt, wie Sancho sagt, viel eher zu einem Prediger, als zum fahrenden Ritter. Dieselbe Verwandlung ist mit dem Schildknappen vorgegangen: Sancho hat den alten Adam abgelegt, er ist schlau genug, obgleich roh, er ist ein Schalk, und doch gutmüthig. Wie man an Don Quixote nur noch ein Körnchen von Narrheit bemerkt, so zeigt auch er nur ein Restchen von leichtgläubiger Einfalt, die überdies durch den hohen Geist des Gebieters und durch die natürliche Anhänglichkeit des Schildknappen gerechtfertigt erscheint. Und nun entfaltet sich vor unserem staunenden Blicke ein herrliches Schauspiel. Diese beiden Menschen, unzertrennlich von einander, wie Seele und Leib, erklären und ergänzen sich gegenseitig, sie haben sich vereinigt zur Verwirklichung eines Zweckes, der eben so edel, als unausführbar ist, sie handeln wie Thoren und sprechen wie Weise, sie setzen sich dem Gelächter, oft auch der Grobheit der Menschen aus, und stellen zugleich die Laster und die Dummheit derjenigen, welche sich über sie lustig machen wollen, in's klarste Licht. Sie erwecken zuerst das Gespötte, bald das Mitleid, zuletzt die regste Sympathie des Lesers, sie rühren ihn eben so viel, als sie ihn ergötzen, sie belehren und unterhalten ihn zu gleicher Zeit, endlich durch den doppelten Gegensatz Beider zu einander und zu der übrigen Welt bieten sie uns ein immer neues, beinahe unendliches Schauspiel dar. In dem ersten Theile des Don Quixote schwankt der Plan noch, aber im zweiten hat sich der Grundgedanke des Verfassers, durch Alter und Welterfahrung gereift, fest

ausgebildet und verklärt. Von der fahrenden Ritterschaft ist hier nur noch so viel die Rede, als nöthig war, um beide Theile zu verbinden und in einen Rahmen zu fassen. Man suche hier nicht mehr bloß eine Satyre auf die Ritterromane, es ist vielmehr ein Buch voll Lebensweisheit, voll unumstößlicher Grundsätze, oder vielmehr voll aus der Erfahrung gegriffener Beispiele; ihr findet hier eine eben so milde, als scharfsinnige Schilderung der ganzen Menschheit. Der neue Bekannte, der sich dem Kreise des Ritters von der Mancha anschließt, der Baccalaureus Samson Carrasco, ist er nicht der leibhaftige Unglauben, der ohne Rückhalt, ohne Achtung Alles bezweifelt, Alles bespöttelt? Und um ein anderes Beispiel zu geben, welcher Leser hätte nicht, wenn er zum ersten Male an die Stelle kommt, wo Sancho die Regierung der Insel Barataria übernimmt, zum voraus erwartet, daß der Schildknappe in dieser Eigenschaft Stoff genug zum Lachen geben werde? Wer hätte nicht geglaubt, daß der nagelneue, wie vom Himmel gefallene Monarch auf seinem Richterstuhle mehr Tollheiten begehen werde, als sein gestrenger Gebieter während der ganzen Buße in der Sierra Morena? Mit nichten: der hohe Geist des Dichters dachte etwas weiter, als bloß den Leser zu belustigen, obgleich er diesen Zweck nicht vergaß. Er wollte beweisen, daß die vielgepriesene Kunst, die Menschen zu beherrschen, nicht die Geheimlehre einer Familie oder Kaste ist, daß zur Ausübung derselben noch edlere Eigenschaften, als ein wenig Juristerei und Verschlagenheit, daß nämlich vor Allem gesunder Menschenverstand und ein redlicher Wille dazu gehöre. Ohne aus seinem früher geschilderten Charakter herauszuplumpen, ohne sich über die Sphäre seines Schildknappen-Geistes zu versteigen, richtet und regiert Sancho Pansa wie ein zweiter Salomo.

Der zweite Theil des Don Quixote erschien zehn Jahre nach dem ersten, und als Cervantes den ersten schrieb, dachte er an keine Fortsetzung. Es war damals Sitte, Werke der Dichtung unvollendet zu lassen. Man schloß ein Buch, wie Ariost seine Gesänge, mitten im verwickeltsten Abenteuer, an der interessantesten Stelle. Der Lazarillo de Tormes und der hinkende Teufel haben keinen Schluß, die Galatea eben so wenig. Die Fortsetzung des Avellaneda war es nicht, was Cervantes bestimmte, den Faden wieder aufzunehmen, denn er hatte ja den zweiten Theil beinahe vollendet, als das Werk des Ersteren erschien. Wäre der Don Quixote bloß auf eine schriftstellerische Satyre berechnet gewesen, so würde ihn Cervantes nicht vollendet haben. Daß er es doch that, dies spricht für die Wahrheit unserer oben entwickelten Ansicht, die beiden Theile des Werkes bieten daher auch eine in den Jahrbüchern der Literatur einzige Ausnahme dar; ein zweiter Theil, der erst hintendrein kommt, nachdem der Hauptstreich schon geführt ist, erreicht nicht nur den ersten, sondern übertrifft ihn sogar, denn die Ausführung ist gleich gut, die leitende Grund-Idee aber noch viel

größer und reicher. Der Don Quixote ist dadurch zu einem Werke geworden, das allen Ländern, allen Zeiten angehört, er spricht zu der Menschheit in der allgemeinen Sprache; denn in höherem Grade, als irgend ein Buch in der Welt, enthält er die beste Gabe des menschlichen Geistes: gesunden Verstand in allgemein faßlicher Ausdrucksweise.

Genug hiemit; unsere Absicht war nicht, ihn zu loben, denn wer hat nicht von ihm gehört, wer ward nicht entzückt, wenn er ihn las? Walter Scott, der feurigste Bewunderer des Cervantes und zugleich einer seiner glücklichsten Nacheiferer, hat den Don Quixote für eine der höchsten Schöpfungen des menschlichen Geistes erklärt. Einsichtsvolle Männer aller Nationen stimmten diesem Urtheile bei. Die vollkommene Schönheit dieses Buches fühlen indeß nur Diejenigen, welche spanisch verstehen. Kaiser Karl V. soll die kastilianische Sprache die Sprache der Götter genannt haben; mit gleich begründetem Rechte hatte man vom Don Quixote behauptet, er sey mit göttlicher Kunst in der Sprache der Götter geschrieben. Die Zeiten sind vorbei, wo man an den Höfen von Wien, von München, von Neapel, Mailand, Brüssel, Paris kastilisch redete. Die spanische Sprache wurde durch die französische entthront, die edle stolze Gebieterin mußte einer geschminkten Zofe Platz machen. Daher gibt es heutzutage nur Wenige, die den Don Quixote im Originale lesen können. Uebersetzungen füllen einigermaßen die Lücke aus. Fast jede neuere Nation besitzt solche. Cervantes unsterbliches Werk wurde in's Holländische, Schwedische, Dänische, Russische übertragen. Von deutschen Uebersetzungen mag es wohl ein Dutzend verschiedene geben, worunter sehr alte, wie uns denn eine vom Jahre 1662 vorliegt. In England fand Cervantes zehn Uebersetzer: Shelton, Gayton, Ward, Jarvis, Smollet, Ozell, Motteux, Wilmont, Durfey, J. Philips, und dazu noch einen vortrefflichen Erklärer in der Person des Doktor John Bowle; vielleicht eben so viele in Italien von Franciosini's trefflicher Uebersetzung bis zu der anonymen vom Jahre 1815 herab, zu welcher Novelli die Stiche lieferte. In Frankreich ist die Zahl noch weit größer. Bloß die Uebertragung von Filleau de Saint-Martin hat seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sie zuerst erschien, bis jetzt zweiundfünfzig Auflagen erlebt. Die neueste und beste ist die von Viardot, dessen vortrefflicher Notice sur la vie et les ouvrages de *Cervantes* wir Schritt vor Schritt folgen. Außer der Bibel, der Imitatio Jesu Christi und etlichen römischen und griechischen Classikern ist kein Buch so viel gedruckt, gelesen und bei allen Völkern eingebürgert worden, wie der Don Quixote. Dieser Erfolg beweist schon für sich allein, daß er der Roman aller Romane und mit dem Siegel der Unsterblichkeit gestempelt ist. Und doch wurde dieses Buch von den Uebersetzern vielfach verstümmelt, und doch enthält er selbst im Originale so viele feine Anspielungen, welche den

Zeitgenossen zwar verständlich, der Nachwelt aber verschlossen sind. Cervantes mußte seine geheimsten Gedanken verschleiern, er mußte die Spürhunde der heiligen Inquisition auf eine falsche Fährte führen; daher eine Menge doppelsinniger Ausdrücke, feiner Wendungen voll schlauer Ironie, unter welcher er vor den Argus-Augen des heiligen Officiums seine kühnen Ansichten verbarg. In unseren Tagen, wo die Anspielungen auf Zeitereignisse uns entgehen, ist der Sinn oft schwer zu errathen. Nur die Worte stehen vor uns, der Gedanke verbirgt sich, und selbst die Spanier verstehen das Buch nicht mehr vollkommen. Man bedarf daher eines Schlüssels; dieser Schlüssel findet sich in den Commentaren von Bowle, von der spanischen Akademie, von Fernandez Navarrette, Los Rios, Arrietta, Clemencin. Viardot hat sie in seiner französischen Uebersetzung benützt, und wir haben sie theilweise von ihm entlehnt. Der geneigte Leser wird, hoffen wir, finden, daß sie zum genauen Verständniß des Don Quixote nöthig sind.

In einem Alter von mehr als sechzig Jahren arbeitete Cervantes mit der Kraft und dem Feuer eines Jünglings; als läge noch eine lange Zukunft vor ihm, trug er sich noch mit weit aussehenden Planen zu größeren Werken. In jener edlen und würdigen Zueignung, welche er im Oktober 1615 mit dem zweiten Theile des Don Quixote an seinen Beschützer, den Herzog von Lemos, richtete, verkündigte er ihm die baldige Vollendung eines zweiten Romans, Persiles und Sigismunda. Bei andern Gelegenheiten hatte er schon früher eine Fortsetzung der Galatea und zwei andere Werke, deren Natur man nicht kennt, den Bernardo und die Semanas del Jardin, versprochen. Von diesen drei letztern ist nicht einmal ein Bruchstück übrig geblieben. Den Persiles dagegen gab seine Wittwe im Jahre 1617 heraus. Sonderbar! In demselben Augenblicke, wo die Ritterbücher unter seinem Witze erlagen, mit derselben Feder, welche den tödtlichen Streich wider sie geführt, schrieb er einen Roman von fast eben so ausschweifender Natur, als diejenigen waren, welche das Gehirn des Junkers von der Mancha verwirrten. Er ahmte die nach, welche er getadelt, er beging dieselbe Sünde, gegen welche er den Bannstrahl geschleudert. Noch sonderbarer ist, daß er diesem mißgebornen Werke seine ganze Liebe und Zärtlichkeit zuwandte, ähnlich jenen Vätern, welche eine blinde Zärtlichkeit verleitet, die welken Sprößlinge ihres Alters den rüstigen Früchten jugendlicher Kraft vorzuziehen. Während er von Don Quixote mit Bescheidenheit, fast mit verlegener Miene sprach, kündigte er der Welt mit Pomp die Wunder seines Persiles an. Der Roman Persiles, den man mit nichts vergleichen, nirgend einreihen kann, — denn er hat etwas von allen Arten der Poesie, ohne in eine bestimmte Gattung zu gehören, — ist ein Gewebe in einander geschachtelter Episoden, toller Abenteuer, der seltsamsten Wunder-Erscheinungen, falscher Charaktere, kränklicher Gefühle. Cervantes, dieser

tiefe Kenner der Natur, hat wohlgethan, die Scene des Persiles in die hyperboreischen Lande zu verpflanzen; denn es ist eine wahre Traumwelt, ohne alle Beziehung zur wirklichen. Beim Durchlesen dieses Entwurfes, aus dem man Stoff genug zu zwanzig Dramen und hundert Novellen entnehmen könnte, muß man über die Einbildungskraft eines Greisen von achtundsechzig Jahren staunen, die noch so reich und fruchtbar ist, als die Phantasie Ariost's. Nicht genug kann man diese Feder bewundern, die immer edel, geschmackvoll und kühn ist, welche endlich das Widersinnige des Stoffes unter dem goldenen Prunke kastilischer Sprache verbirgt. Persiles ist noch gefeilter und glatter als Don Quixote, er ist in Beziehung auf die Form das erste unter Spaniens klassischen Büchern. Man möchte ihn mit einem Palaste vergleichen, der ganz aus Marmorstein und Cedernholz aufgeführt ist, aber ohne Ordnung, Plan und richtiges Verhältniß dem Auge des Beschauers nichts darbietet, als einen Haufen der köstlichsten Materialien. Ueberschlägt man den Stoff des Buches, den Namen des Verfassers, den Vorrang, welchen er dem Persiles vor allen seinen andern Werken gab, endlich die außerordentliche, aber so thöricht verschwendete Dichterkraft: so ist man versucht, den Persiles für eine der großen Verirrungen des menschlichen Geistes zu erklären.

Cervantes sollte die günstige Aufnahme, die er diesem letzten seiner Werke, dem Benjamin unter den Kindern seines Geistes, verhieß, nicht mehr erleben, eben so wenig, als er den dauernden Ruhm ahnte, den sein ebenbürtiger Sohn Don Quixote bei allen Völkern, zu allen Zeiten einernten würde. Während er in seinem achtundsechzigsten Lebensjahre den zweiten Theil des Don Quixote herausgab, war er bereits von der Krankheit befallen, welche seine Tage endigte. Bei Anbruch des Frühlings 1616 hoffte er von der Landluft einige Linderung des Uebels, und begab sich daher am 2. April zu seinen Verwandten nach Esquivias. Aber schon nach einigen Tagen nahm die Krankheit auf eine bedenkliche Weise überhand, er mußte nach Madrid zurückkehren. Zwei Bürger des Städtchens begleiteten ihn, um ihn unterwegs zu pflegen. Auf dieser kleinen Reise ereignete sich ein Abenteuer, das er in der Vorrede zum Persiles launig genug beschrieben hat. Die drei Freunde zogen friedlich ihres Wegs, als ein Student, der auf einem Esel hintendrein trabte, ihnen zurief, anzuhalten. Sobald er sie erreicht hatte, beklagte er sich darüber, daß er nicht früher zu ihnen gestoßen sey, um ihre Unterhaltung zu theilen. Einer der Bürger aus Esquivias erwiderte: „Hieran ist bloß das Pferd des Herrn Miguel Cervantes Schuld, das stark ausgreift." Kaum berührte der Name Cervantes sein Ohr, als der Student von seinem Grauen herabrutschte, auf Cervantes zueilte, seine Hand ergriff, und den Dichter, den er längst verehrte, ohne ihn zu kennen, mit den begeistertsten Huldigungen überschüttete. Cervantes

dankte ihm mit seiner gewohnten Bescheidenheit, und bat ihn dann, wieder aufzusteigen, um an seiner Seite die Reise fortzusetzen. Lassen wir Cervantes selbst sprechen: „Wir hielten ein wenig an," erzählt er, „bald kam das Gespräch auf meine Krankheit. Der gute Student sprach mir das Leben ab. Ihr habt die Wassersucht, sagte er, und dieses Uebel kann alles Wasser des Oceans nicht heilen, wenn Ihr es auch Tropfen um Tropfen austrinken würdet. Darum, Herr Cervantes, laßt das Trinken lieber ganz bleiben und esset desto mehr, vielleicht werdet Ihr dann wieder gesund, ohne andere Mittel. Das haben mir schon viele Leute gerathen, antwortete ich. Allein ich kann nicht anders, ich muß nach Herzenslust trinken. Mein Lebensdocht erlischt, und der Kalender meines schleichenden Pulses sagt mir, daß ich kommenden Sonntag nicht überleben werde. Ihr habt daher in einem schlimmen Augenblicke meine Bekanntschaft gemacht, denn kaum bleibt mir Zeit genug übrig, um Euch für die bewiesene Theilnahme zu danken. Unter diesem Gespräche kamen wir an die Toledobrücke, über welche wir ritten, während der Student sich seitwärts nach dem Thore von Segovia wandte."

Diese Vorrede zum Persiles, in welcher unser Dichter besonders durch die launige Schilderung des Studenten die volle Heiterkeit seiner Seele entfaltete, war sein letztes Werk. Das Uebel machte reißende Fortschritte, er mußte sich zu Bette legen, und empfing am 18. April die Sterb-Sakramente. Die nahe Rückkunft des Grafen von Lemos, der von seiner hohen Stelle in Neapel zur Präsidentschaft des Geheimen-Raths berufen war, stand bevor. Die letzten Augenblicke des Dichters waren einem Gefühle der Dankbarkeit gegen diesen Wohlthäter geweiht. Fast sterbend diktirte er folgenden Brief an den Grafen:

„Jene alten Lieder, welche ihrer Zeit so viel Glück machten und mit der Strophe anfangen: „In Bügel ist der Fuß gesetzt," passen leider nur zu sehr auf diesen meinen Brief, denn mit denselben Worten muß ich anfangen:

Puesto ya el pie en el estribo,
Con las ansias de la muerte,
Gran sennor, esta te escribo.[1]

„Gestern hat man mir die letzte Oelung gegeben, und heute schreibe ich Ihnen dieses Briefchen. Kurz ist mir die Zeit gemessen, es wächst die Angst, Hoffnung schwindet, doch hänge ich noch am Leben, doch wünsche ich Aufschub des Todes so lange, um Eurer Excellenz meine Huldigung darbringen zu können. Vielleicht würde die Freude, Sie gesund heimgekommen zu sehen, mich in's Leben zurückrufen. Doch wenn ich sterben soll, geschehe der Wille des Himmels. Wenigstens sollen Euer Gnaden meine Wünsche kennen, den

[1] Mit den Füßen schon im Steigbügel, in den Aengsten des Todes schreibe ich dieses, o edler Herr.

letzten Ausdruck meiner treuen Anhänglichkeit vernehmen, die so groß ist, daß sie gerne über die Schranken des Grabes hinausgreifen möchte.

„Wenn nicht als Augenzeuge, so genieße ich als Prophet die Freude Ihrer Rückkehr, im Geiste sehe ich voraus, wie alle Herzen Ihnen entgegenschlagen, und schaue den Ruhm, den Ihre Tugenden verdienen.“

Dieser Brief, der, wie schon Los Rios bemerkt, allen Großen und allen Schriftstellern immer vor Augen schweben sollte, um die Einen Großmuth, die Andern Dankbarkeit zu lehren, bezeugt die vollkommene Heiterkeit des Gemüths, die unsern Dichter bis zum letzten Augenblicke nicht verließ. Nach langen Ohnmachten verschied er Samstags am 23. April 1616. Dr. John Bowle hat zuerst die überraschende Bemerkung gemacht, daß die zwei größten Geister jener Epoche, beide von ihren Zeitgenossen verkannt, beide glänzend gerochen durch eine dankbarere Nachwelt, Wilhelm Shakespeare und Miguel Cervantes, an einem und demselben Tage starben. Doch ist diese Aehnlichkeit nur scheinbar, denn die Engländer nahmen den Gregorianischen Kalender, der schon im sechzehnten Jahrhundert in Spanien eingeführt war, erst mit dem Jahre 1754 an. Da nun der Unterschied zwischen beiden Zeitrechnungen für das siebenzehnte Jahrhundert zehn Tage beträgt, so folgt, daß Shakespeare zehn Tage älter wurde.

Im Testamente, zu dessen Vollziehern Cervantes seine Wittwe und seinen Nachbar, den Licentiaten Franzisco Nunnez, eingesetzt, war der Wunsch ausgesprochen, daß man ihn bei den Trinitarier-Nonnen begraben sollte, die seit vier Jahren ein Kloster in der Straße del Humilladero besaßen, und bei denen seine natürliche Tochter Donna Isabel de Saavedra, wahrscheinlich durch Armuth aus dem väterlichen Hause vertrieben, erst neulich den Schleier genommen hatte. Es ist wahrscheinlich, daß sein letzter Wunsch in dieser Beziehung erfüllt wurde, aber im Jahre 1633 siedelten sich die Nonnen in ein anderes Kloster in der Straße Cantaranas über; so weiß man nicht, was aus Cervantes Asche geworden. Kein Grabstein, kein Denkmal, keine Aufschrift bezeichnet Miguel Cervantes letzte Ruhestätte.

Auch die beiden Bildnisse, welche Pacheco und Jauregui von ihm gemacht, sind verloren gegangen; nur ein Nachbild hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Es gehört in die Regierungszeit Philipps IV.; die Einen schreiben es dem Alonzo del Arco, Andere der Schule des Vicencio Carducho oder des Eugenio Cajes zu. Mag übrigens der Maler heißen wie er will, so viel ist gewiß, daß es vollkommen genau der Zeichnung entspricht, welche Cervantes in der Vorrede zu den Novellen von sich selbst gibt. „Manche Leute,“ sagt er dort, „möchten doch gerne wissen, wie der Mann aussieht, der es wagt, die Welt mit seinen Grillen und Einfällen zu unterhalten. Diesen Wunsch könnte einer meiner Freunde leicht befriedigen,

wenn er mich fein zierlich, wie es jetzt Mode ist, nach dem Gemälde des berühmten Jauregui vor dem Titel dieses Werkleins in Kupfer stäche, und dann unter mein Bild die Worte setzte: Der Mann da mit dem Adler-Gesichte, mit kastanienbraunen Haaren, mit der freien, offenen Stirne, mit den lebhaften Augen, mit der gebogenen, doch wohlgestalteten Nase, mit dem Silberbarte, — der vor kaum zwanzig Jahren noch gelb war, — mit dem großen Knebelbarte, dem kleinen Munde, worin nur noch sechs Zähne, die leider nicht einmal auf einander passen, von mittlerer Statur, von heller, mehr weißer, als dunkler Gesichtsfarbe, der ein wenig gebückt geht und nicht gar zu leicht auf den Füßen ist: eben dieser Mann ist Verfasser der Galatea, des Don Quixote von der Mancha, der Reise zum Parnaß und anderer Werke, die zerstreut und zum Theil namenlos in der Welt herumflattern. Gewöhnlich nennt man ihn Miguel de Cervantes Saavedra."

Dies ist Alles, was urkundlich und mit Sicherheit durch sehr mühsame Nachforschungen über Cervantes Leben erhoben wurde, doch genügt es, um ihm dieselbe Verehrung, die er als Schriftsteller verdient, auch wegen seines Charakters zu sichern. Cervantes war ein tapferer Soldat, ein guter Spanier, ein Dichter ersten Ranges, ein edler, reiner Mensch, dabei während eines langen Lebens von Neid und Unglück verfolgt. Bedarf es mehr, um ihm die innigste Hochachtung zu zollen?

Dieser langen, aber hoffentlich erwünschten Einleitung erlaubt sich der Uebersetzer nur noch wenige Worte über seine eigene Arbeit beizufügen. Vorliegende Ausgabe ist an Ausstattung die schönste, die je in Deutschland erschien. Der innere Werth sollte nach seinem Wunsche nicht hinter dem äußern Glanze zurückbleiben. Alle vorhandenen Hülfsmittel wurden daher sorgfältig benützt. Eine vortreffliche Vorarbeit lag ihm vor, die Bertuch'sche Bearbeitung des Don Quixote, welche in mehr als einer Beziehung würdig ist, neben den besten deutschen Uebersetzungen fremder Werke von Wieland, Ebert und Anderen eine Stelle einzunehmen. Im Komischen ist Bertuch unübertrefflich; leider will er oft noch spaßhafter seyn, als das Original, und erlaubt sich überdies, Cervantes Werk nach seinem Wohlgefallen zusammenzuziehen und zu verstümmeln. Wo er gesund ist, bin ich ihm oft lange Strecken auf dem Fuße gefolgt, seine Fehler habe ich dagegen zu vermeiden gesucht. Offen gestehe ich daher, daß ich in der wohlüberlegten Absicht, den Don Quixote ganz in Deutschland einzubürgern und wo möglich zum Volksbuche zu machen, auf den zweideutigen Ruhm ausschließender

Originalität verzichte. Auch Soltau's zweite Bearbeitung wurde benützt, hauptsächlich in den Novellen, deßgleichen die alte Uebersetzung vom Jahre 1662, die mir da und dort einen guten alterthümlichen Ausdruck bot. Die Tieck'sche Arbeit lag dagegen ganz außer meinem Kreis. In der That ist dieselbe so gänzlich mißrathen, daß ich kaum glauben kann, sie sey von dem berühmten Dichter selbst verfaßt, sondern sie für das Werk irgend eines seiner jüngeren Gehülfen halten muß. Die Einleitung über Cervantes Leben und Werke ist nach der trefflichen neuen Uebersetzung des Don Quixote von Viardot gearbeitet. Wie Bertuch und Soltau habe ich die Lob- oder Spott-Gedichte zu Anfang und zu Ende des Werks weggelassen, denn sie gehören nicht dem Don Quixote, kaum dem Cervantes, sondern besonderen Umständen des siebenzehnten Jahrhunderts an. Sonst wurde durchaus nichts vom Originale weggelassen, aber auch nichts dazugesetzt. Ueber den Werth vorliegender Arbeit möge nun das Publikum selbst richten.

Einleitung

von

Heinrich Heine.

Leben und Thaten des scharfsinnigen Junkers Don Quixote von der Mancha, beschrieben von Miguel Cervantes de Saavedra, war das erste Buch, das ich gelesen habe, nachdem ich schon in ein verständiges Kindesalter getreten und des Buchstabenwesens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens von Hause wegstahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungestört den Don Quixote zu lesen. Es war ein schöner Maitag, lauschend im stillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese sang ihr Loblied so caressirend weich, so schmelzend enthusiastisch, daß die verschämtesten Knospen aufsprangen, und die lüsternen Gräser und die duftigen Sonnenstrahlen sich hastiger küßten, und Bäume und Blumen schauerten vor eitel Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee, unfern des Wasserfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich Alles für baaren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich doch, das müsse so seyn, das gehöre nun

Digitized by Google

'mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben so gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroß mich eben so sehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. — Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen, und die der große Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bittersten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all seinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoß. Da ich, noch ungeübt im Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blume Alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen, eben so wie die Kinder, von der Weltironie nichts wissen, so hielten sie gleichfalls Alles für baaren Ernst und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; sogar eine alte ausgediente Eiche schluchzte, und der Wasserfall schüttelte heftiger seinen weißen Bart und schien zu schelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daß der Heldensinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampflust den Rücken kehrte, und daß seine Thaten um so preisenswerther, je schwächer und ausgedörrter sein Leib, je morscher die Rüstung, die ihn schützte, und je armseliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der, geschmückt mit buntseidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geisteskraft und Edelsinn so weit überlegen war. Dulcinea's Ritter stieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wundersamen Buche las, was in demselben Garten täglich geschah, so daß ich schon im Herbste das Ende der Geschichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergessen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter so schmählich unterliegen mußte!

Es war ein trüber Tag, häßliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen schmerzlich von den Bäumen, schwere Thränentropfen hingen an den letzten

Blumen, die gar traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte schier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Visir zu heben, als wenn er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: Dulcinea ist das schönste Weib der Welt, und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, daß meine Schwäche diese Wahrheit verleugne, — stoßt zu mit der Lanze, Ritter!

Ach, dieser leuchtende Ritter vom silbernen Monde, der den muthigsten und edelsten Mann der Welt besiegte, war ein verkappter Barbier!

Es sind nun acht Jahre, daß ich, für den vierten Theil der Reisebilder, diese Zeilen geschrieben, worin ich den Eindruck schilderte, den die Lecture des Don Quixote vor weit längerer Zeit in meinem Geiste hervorbrachte. Lieber Himmel, wie doch die Jahre schnell dahinschwinden! Es ist mir, als habe ich erst gestern in der Seufzerallee des Düsseldorfer Hofgartens das Buch zu Ende gelesen, und mein Herz sey noch erschüttert von Bewunderung für die Thaten und Leiden des großen Ritters. Ist mein Herz die ganze Zeit über stabil geblieben, oder ist es, nach einem wunderbaren Kreislauf, zu den Gefühlen der Kindheit zurückgekehrt? Das Letztere mag wohl der Fall seyn: denn ich erinnere mich, daß ich in jedem Lustrum meines Lebens den Don Quixote mit abwechselnd verschiedenartigen Empfindungen gelesen habe. Als ich in's Jünglingsalter emporblühete und mit unerfahrenen Händen in die Rosenbüsche des Lebens hineingriff und auf die höchsten Felsen klomm, um der Sonne näher zu seyn, und des Nachts von nichts träumte als von Adlern und reinen Jungfrauen: da war mir der Don Quixote ein sehr unerquickliches Buch, und lag es in meinem Wege, so schob ich es unwillig zur Seite. Späterhin, als

Digitized by Google

ich zum Manne heranreifte, versöhnte ich mich schon einigermaßen mit Dulcinea's unglücklichem Kämpen, und ich fing schon an über ihn zu lachen. Der Kerl ist ein Narr, sagte ich. Doch, sonderbarer Weise, auf allen meinen Lebensfahrten verfolgten mich die Schattenbilder des dürren Ritters und seines fetten Knappen, namentlich wenn ich an einen bedenklichen Scheideweg gelangte. So erinnere ich mich, als ich nach Frankreich reiste und eines Morgens im Wagen aus einem fieberhaften Halbschlummer erwachte, sah ich im Frühnebel zwei wohlbekannte Gestalten neben mir einher reiten, und die eine, an meiner rechten Seite, war Don Quixote von der Mancha auf seinem abstracten Rozinante, und die andere, zu meiner Linken, war Sancho Pansa auf seinem positiven Grauchen. Wir hatten eben die französische Grenze erreicht. Der edle Manchaner beugte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der dreifarbigen Fahne, die uns vom hohen Grenzpfahl entgegen flatterte, der gute Sancho grüßte mit etwas kühlerem Kopfnicken die ersten französischen Gensdarmen, die unfern zum Vorschein kamen; endlich aber jagten beide Freunde mir voran, ich verlor sie aus dem Gesichte, und nur noch zuweilen hörte ich Rozinante's begeistertes Gewieher und die bejahenden Töne des Esels.

Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquixotismus bestehe darin, daß der edle Ritter eine längst abgelebte Vergangenheit in's Leben zurückrufen wollte, und seine armen Glieder, namentlich sein Rücken, mit den Thatsachen der Gegenwart in schmerzliche Reibungen geriethen. Ach, ich habe seitdem erfahren, daß es eine eben so undankbare Tollheit ist, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will und bei solchem Ankampf gegen die schweren Interessen des Tages nur einen sehr mageren Klepper, eine sehr morsche Rüstung und einen eben so gebrechlichen Körper besitzt! Wie über jenen, so auch über diesen Donquixotismus schüttelt der Weise sein vernünftiges Haupt. — Aber Dulcinea von Toboso ist dennoch das schönste

Weib der Welt; obgleich ich elend zu Boden liege, nehme ich dennoch diese Behauptung nimmermehr zurück, ich kann nicht anders, — stoßt zu mit Euren Lanzen, Ihr silberne Mondritter, Ihr verkappte Barbiergesellen!

Welcher Grundgedanke leitete den großen Cervantes, als er sein großes Buch schrieb? Beabsichtigte er nur den Ruin der Ritterromane, deren Lecture zu seiner Zeit in Spanien so stark grassirte, daß geistliche und weltliche Verordnungen dagegen unmächtig waren? oder wollte er alle Erscheinungen der menschlichen Begeisterung überhaupt und zunächst das Heldenthum der Schwertführer in's Lächerliche ziehen? Offenbar bezweckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane, die er, durch Beleuchtung ihrer Absurditäten, dem allgemeinen Gespötte und also dem Untergange überliefern wollte. Dieses gelang ihm auch auf's glänzendste: denn was weder die Ermahnungen der Kanzel, noch die Drohungen der Kanzelei bewerkstelligen konnten, das erwirkte ein armer Schriftsteller mit seiner Feder: er richtete die Ritterromane so gründlich zu Grunde, daß bald nach dem Erscheinen des Don Quixote der Geschmack für jene Bücher in ganz Spanien erlosch, und auch keins derselben mehr gedruckt ward. Aber die Feder des Genius ist immer größer als er selber, sie reicht immer weit hinaus über seine zeitlichen Absichten, und ohne daß er sich dessen klar bewußt wurde, schrieb Cervantes die größte Satire gegen die menschliche Begeisterung. Nimmermehr ahnte er dieses, er selber, der Held, welcher den größten Theil seines Lebens in ritterlichen Kämpfen zugebracht hatte und im späten Alter sich noch oft darüber freute, daß er in der Schlacht bei Lepanto mitgefochten, obgleich er diesen Ruhm mit dem Verluste seiner linken Hand bezahlt hatte.

Ueber Person und Lebensverhältnisse des Dichters, der den Don Quixote geschrieben, weiß der Biograph nur Weniges zu melden. Wir verlieren nicht viel durch solchen Mangel an Notizen, die gewöhnlich bei den Frau Basen der Nachbarschaft aufgegabelt

werden. Diese sehen ja nur die Hülle; wir aber sehen den Mann selbst, seine wahre, treue, unverleumdete Gestalt.

Er war ein schöner, kräftiger Mann, Don Miguel Cervantes de Saavedra. Seine Stirn war hoch und sein Herz war weit. Wundersam war die Zauberkraft seines Auges. Wie es Leute gibt, welche durch die Erde schauen und die darin begrabenen Schätze oder Leichen sehen können, so drang das Auge des großen Dichters durch die Brust der Menschen, und er sah deutlich, was dort vergraben. Den Guten war sein Blick ein Sonnenstrahl, der ihr Inneres freudig erhellte; den Bösen war sein Blick ein Schwert, das ihre Gefühle grausam zerschnitt. Sein Blick drang forschend in die Seele eines Menschen und sprach mit ihr, und wenn sie nicht antworten wollte, folterte er sie, und die Seele lag blutend auf der Folter, während vielleicht ihre leibliche Hülle sich herablassend vornehm geberdete. Was Wunder, daß ihm dadurch sehr viele Leute abhold wurden, und ihn auf seiner irdischen Laufbahn nur saumselig beförderten! Auch gelangte er niemals zu Rang und Wohlstand, und von all seinen mühseligen Pilgerfahrten brachte er keine Perlen, sondern nur leere Muscheln nach Hause. Man sagt, er habe den Werth des Geldes nicht zu schätzen gewußt; aber ich versichere euch, er wußte den Werth des Geldes sehr zu schätzen, sobald er keins mehr hatte. Nie aber schätzte er es so hoch, wie seine Ehre. Er hatte Schulden, und in einer von ihm verfaßten Charte, die Apollo den Dichtern octroyirt, bestimmt der erste Paragraph, wenn ein Dichter versichert, kein Geld zu haben, so solle man ihm auf's Wort glauben und keinen Eid von ihm verlangen. Er liebte Musik, Blumen und Weiber. Doch auch in der Liebe für Letztere ging es ihm manchmal herzlich schlecht, namentlich als er noch jung war. Konnte das Bewußtseyn künftiger Größe ihn genugsam trösten in seiner Jugend, wenn schnippische Rosen ihn mit ihren Dornen verletzten? — Einst an einem hellen Sommernachmittag ging er, ein junger Fant, am

Taso spazieren mit einer sechzehnjährigen Schönen, die sich beständig über seine Zärtlichkeit moquirte. Die Sonne war noch nicht untergegangen, sie glühte noch in ihrer goldigsten Pracht; aber oben am Himmel stand schon der Mond, winzig und blaß, wie ein weißes Wölkchen. „Siehst du,“ sprach der junge Dichter zu seiner Geliebten, „siehst du dort oben jene kleine bleiche Scheibe? der Fluß hier neben uns, worin sie sich abspiegelt, scheint nur aus Mitleiden ihr ärmliches Abbild auf seinen stolzen Fluten zu tragen, und die gekräuselten Wellen werfen es zuweilen spottend an's Ufer. Aber laß nur den alten Tag verdämmern! Sobald die Dunkelheit anbricht, erglüht droben jene blasse Scheibe immer herrlicher und herrlicher, der ganze Fluß wird überstrahlt von ihrem Lichte, und die Wellen, die vorhin so wegwerfend übermüthig, erschauern jetzt bei dem Anblick dieses glänzenden Gestirns und schwellen ihm entgegen mit Wollust.“

In den Werken der Dichter muß man ihre Geschichte suchen, und hier findet man ihre geheimsten Bekenntnisse. Ueberall, mehr noch in seinen Dramen als im Don Quixote, sehen wir, was ich bereits erwähnt habe, daß Cervantes lange Zeit Soldat war. In der That, das römische Wort: Leben heißt Krieg führen! findet auf ihn seine doppelte Anwendung. Als gemeiner Soldat kämpfte er in den meisten jener wilden Waffenspiele, die König Philipp II. zur Ehre Gottes und seiner eigenen Lust in allen Landen aufführte. Dieser Umstand, daß Cervantes dem größten Kämpen des Katholicismus seine ganze Jugend gewidmet, daß er für die katholischen Interessen persönlich gekämpft, läßt vermuthen, daß diese Interessen ihm auch theuer am Herzen lagen, und widerlegt wird dadurch jene viel verbreitete Meinung, daß nur die Furcht vor der Inquisition ihn abgehalten habe, die protestantischen Zeitgedanken im Don Quixote zu besprechen. Nein, Cervantes war ein getreuer Sohn der römischen Kirche, und nicht bloß blutete sein Leib im ritterlichen Kampfe für ihre gebenedeite Fahne, sondern

er litt für sie auch mit seiner ganzen Seele das peinlichste Märtyrthum während seiner langjährigen Gefangenschaft unter den Ungläubigen.

Dem Zufall verdanken wir mehr Details über das Treiben des Cervantes zu Algier, und hier erkennen wir in dem großen Dichter einen eben so großen Helden. Die Gefangenschaftsgeschichte widerspricht auf's glänzendste der melodischen Lüge jenes glatten Lebemannes, der dem Augustus und allen deutschen Schulfüchsen weiß gemacht hat, er sey ein Dichter, und Dichter seyen feige. Nein, der wahre Dichter ist auch ein wahrer Held, und in seiner Brust wohnt die Geduld, die, wie der Spanier sagt, ein zweiter Muth ist. Es gibt kein erhabeneres Schauspiel, als den Anblick jenes edeln Castilianers, der dem Dey zu Algier als Sklave dient, beständig auf Befreiung sinnt, seine kühnen Plane unermüdlich vorbereitet, allen Gefahren ruhig entgegen blickt und, wenn das Unternehmen scheitert, lieber Tod und Folter ertrüge, als daß er nur mit einer Sylbe die Mitschuldigen verriethe. Der blutgierige Herr seines Leibes wird entwaffnet von so viel Großmuth und Tugend, der Tiger schont den gefesselten Löwen und zittert vor dem schrecklichen Einarm, den er doch mit einem Wort in den Tod schicken könnte. Unter dem Namen „der Einarm" ist Cervantes in ganz Algier bekannt, und der Dey gesteht, daß er ruhig schlafen könne und der Ruhe seiner Stadt, seiner Armee und seiner Sklaven versichert sey, wenn er nur den einhändigen Spanier in festem Gewahrsam wisse.

Ich habe erwähnt, daß Cervantes beständig gemeiner Soldat war; aber da er sogar in so untergeordneter Stellung sich auszeichnen und namentlich seinem großen Feldherrn, Don Juan d'Austria, bemerkbar machen konnte, so erhielt er, als er aus Italien nach Spanien zurückkehren wollte, die rühmlichsten Zeugnißbriefe für den König, dem seine Beförderung darin nachdrücklich empfohlen ward. Als nun die algierischen Corsaren, die ihn auf

dem mittelländischen Meere gefangen nahmen, diese Briefe sahen, hielten sie ihn für eine Person von äußerst bedeutendem Stande und forderten deßhalb ein so erhöhetes Lösegeld, daß seine Familie, trotz aller Mühen und Opfer, ihn nicht loszukaufen vermochte, und der arme Dichter dadurch desto länger und qualsamer in der Gefangenschaft gehalten wurde. So ward sogar die Anerkennung seiner Vortrefflichkeit für ihn nur eine neue Quelle des Unglücks, und so, bis an's Ende seiner Tage, spottete seiner jenes grausame Weib, die Göttin Fortuna, die es dem Genius nie verzeiht, daß er auch ohne ihre Gönnerschaft zu Ruhm und Ehre gelangen kann.

Aber ist das Unglück des Genius immer nur das Werk eines blinden Zufalls, oder entspringt es als Nothwendigkeit aus seiner innern Natur und der Natur seiner Umgebung? Tritt seine Seele in Kampf mit der Wirklichkeit, oder beginnt die rohe Wirklichkeit einen ungleichen Kampf mit seiner edeln Seele?

Die Gesellschaft ist eine Republik. Wenn der Einzelne empor strebt, drängt ihn die Gesammtheit zurück durch Ridicule und Verlästerung. Keiner soll tugendhafter und geistreicher seyn, als die Uebrigen. Wer aber durch die unbeugsame Gewalt des Genius hinausragt über das banale Gemeindemaß, diesen trifft der Ostracismus der Gesellschaft, sie verfolgt ihn mit so gnadenloser Verspottung und Verleumdung, daß er sich endlich zurückziehen muß in die Einsamkeit seiner Gedanken.

Ja, die Gesellschaft ist ihrem Wesen nach republikanisch. Jede Fürstlichkeit ist ihr verhaßt, die geistige eben so sehr wie die materielle. Letztere stützt nicht selten auch die Erstere mehr als man gewöhnlich ahnt. Gelangten wir doch selber zu dieser Einsicht bald nach der Juliusrevolution, als der Geist des Republikanismus in allen gesellschaftlichen Verhältnissen sich kund gab. Der Lorbeer eines großen Dichters war unsern Republikanern eben so verhaßt, wie der Purpur eines großen Königs. Auch die geistigen

Unterschiede der Menschen wollten sie vertilgen, und indem sie alle Gedanken, die auf dem Territorium des Staates entsprossen, als bürgerliches Gemeingut betrachteten, blieb ihnen nichts mehr übrig, als auch die Gleichheit des Styls zu decretiren. Und in der That, ein guter Styl wurde als etwas Aristokratisches verschrien, und vielfach hörten wir die Behauptung: Der echte Demokrat schreibt, wie das Volk, herzlich schlicht und schlecht. Den meisten Männern der Bewegung gelang dieses sehr leicht; aber nicht Jedem ist es gegeben, schlecht zu schreiben, zumal wenn man sich zuvor das Schönschreiben angewöhnt hatte, und da hieß es gleich: Das ist ein Aristokrat, ein Liebhaber der Form, ein Freund der Kunst, ein Feind des Volks. Sie meinten es gewiß ehrlich, wie der heilige Hieronymus, der seinen guten Styl für eine Sünde hielt und sich weidlich dafür geißelte.

Eben so wenig wie antikatholische, finden wir auch antiabsolutistische Klänge im Don Quixote. Kritiker, welche dergleichen darin wittern, sind offenbar im Irrthum. Cervantes war der Sohn einer Schule, welche den unbedingten Gehorsam für den Oberherrn sogar poetisch idealisirt hatte. Und dieser Oberherr war König von Spanien zu einer Zeit, wo die Majestät desselben die ganze Welt überstrahlte. Der gemeine Soldat fühlte sich im Lichtstrahl jener Majestät und opferte gern seine individuelle Freiheit für solche Befriedigung des castilianischen Nationalstolzes.

Die politische Größe Spaniens zu jener Zeit mochte nicht wenig das Gemüth seiner Schriftsteller erhöhen und erweitern. Auch im Geiste eines spanischen Dichters ging die Sonne nicht unter, wie im Reiche Karls V. Die wilden Kämpfe mit den Morisken waren beendigt, und wie nach einem Gewitter die Blumen am stärksten duften, so erblüht die Poesie immer am herrlichsten nach einem Bürgerkrieg. Dieselbe Erscheinung sehen wir in England zur Zeit der Elisabeth, und gleichzeitig mit Spanien entsprang dort eine Dichterschule, die zu merkwürdigen Vergleichungen auffordert.

Digitized by Google

Dort sehen wir Shakespeare, hier Cervantes als die Blüthe der Schule.

Wie die spanischen Dichter unter den drei Philippen, so haben auch die englischen unter der Elisabeth eine gewisse Familienähnlichkeit, und weder Shakespeare noch Cervantes können auf Originalität in unserem Sinne Anspruch machen. Sie unterscheiden sich von ihren Zeitgenossen keineswegs durch besonderes Fühlen und Denken oder besondere Darstellungsart, sondern nur durch bedeutendere Tiefe, Innigkeit, Zärte und Kraft; ihre Dichtungen sind mehr durchdrungen und umflossen vom Aether der Poesie.

Aber beide Dichter sind nicht bloß die Blüthe ihrer Zeit, sondern sie waren auch die Wurzel der Zukunft. Wie Shakespeare durch den Einfluß seiner Werke, namentlich auf Deutschland und das heutige Frankreich, als der Stifter der späteren dramatischen Kunst zu betrachten ist, so müssen wir im Cervantes den Stifter des modernen Romans verehren. Hierüber erlaube ich mir einige flüchtige Bemerkungen.

Der ältere Roman, der sogenannte Ritterroman, entsprang aus der Poesie des Mittelalters; er war zuerst eine prosaische Bearbeitung jener epischen Gedichte, deren Helden zum Sagenkreise Karls des Großen und des heiligen Graals gehörten; immer bestand der Stoff aus ritterlichen Abenteuern. Es war der Roman des Adels, und die Personen, die darin agirten, waren entweder fabelhafte Phantasiegebilde, oder Reiter mit goldenen Sporen; nirgends eine Spur von Volk. Diese Ritterromane, die in der absurdesten Weise ausarteten, stürzte Cervantes durch seinen Don Quixote. Aber, indem er eine Satire schrieb, die den älteren Roman zu Grunde richtete, lieferte er selber wieder das Vorbild zu einer neuen Dichtungsart, die wir den modernen Roman nennen. So pflegen immer große Poeten zu verfahren: sie begründen zugleich etwas Neues, indem sie das Alte zerstören;

sie negiren nie, ohne etwas zu bejahen. Cervantes stiftete den modernen Roman, indem er in den Ritter-Roman die getreue Schilderung der niederen Klassen einführte, indem er ihm das Volksleben beimischte. Die Neigung, das Treiben des gemeinsten Pöbels, des verworfensten Lumpenpacks zu beschreiben, gehört nicht bloß dem Cervantes, sondern der ganzen literarischen Zeitgenossenschaft, und sie findet sich wie bei den Poeten so auch bei den Malern des damaligen Spanien; ein Morillo, der dem Himmel die heiligsten Farben stahl, womit er seine schönen Madonnen malte, conterfeite mit derselben Liebe auch die schmutzigsten Erscheinungen dieser Erde. Es war vielleicht die Begeisterung für die Kunst selber, wenn diese edeln Spanier manchmal an der treuen Abbildung eines Betteljungen, der sich laust, dasselbe Vergnügen empfanden, wie an der Darstellung der hochgebenedeiten Jungfrau. Oder es war der Reiz des Contrastes, welcher eben die vornehmsten Edelleute, einen geschniegelten Hofmann wie Quevedo oder einen mächtigen Minister wie Mendoza, antrieb, ihre zerlumpten Bettler- und Gauner-Romane zu schreiben; sie wollten sich vielleicht aus der Eintönigkeit ihrer Standesumgebung durch die Phantasie in eine entgegengesetzte Lebenssphäre versetzen, wie wir dasselbe Bedürfniß bei manchen deutschen Schriftstellern finden, die ihre Romane nur mit Schilderungen der vornehmen Welt füllen und ihre Helden immer zu Grafen und Baronen machen. Bei Cervantes finden wir noch nicht diese einseitige Richtung, das Unedle ganz abgesondert darzustellen; er vermischt nur das Ideale mit dem Gemeinen, das Eine dient dem Andern zur Abschattung oder zur Beleuchtung, und das adelthümliche Element ist darin noch eben so mächtig wie das volksthümliche. Dieses adelthümliche, chevalereske, aristokratische Element verschwindet aber ganz in dem Roman der Engländer, die den Cervantes zuerst nachgeahmt und ihn bis auf den heutigen Tag immer als Vorbild vor Augen haben. Es sind prosaische Naturen, diese englischen Romandichter seit Richardsons

Regierung, der prude Geist ihrer Zeit widerstrebt sogar aller kernigen Schilderung des gemeinen Volkslebens, und wir sehen jenseit des Canals jene bürgerlichen Romane entstehen, worin das nüchterne Kleinleben der Bourgeoisie sich abspiegelt. Diese klägliche Lecture überwässerte das englische Publicum bis auf die letzte Zeit, wo der große Schotte auftrat, der im Roman eine Revolution oder eigentlich eine Restauration bewirkte. Wie nämlich Cervantes das demokratische Element in den Roman hineinbrachte, als darin nur das einseitig ritterthümliche herrschend war: so brachte Walter Scott in den Roman wieder das aristokratische Element zurück, als dieses gänzlich darin erloschen war, und nur prosaische Spießbürgerlichkeit dort ihr Wesen trieb. Durch ein entgegengesetztes Verfahren hat Walter Scott dem Roman jenes schöne Ebenmaß wieder gegeben, welches wir im Don Quixote des Cervantes bewundern.

Ich glaube, in dieser Beziehung ist das Verdienst des zweiten großen Dichters Englands noch nie anerkannt worden. Seine tory'schen Neigungen, seine Vorliebe für die Vergangenheit waren heilsam für die Literatur, für jene Meisterwerke seines Genius, die überall sowohl Anklang als Nachahmung fanden und die aschgrauen Schemen des bürgerlichen Romans in die dunkleren Winkel der Leihbibliotheken verdrängten. Es ist ein Irrthum, wenn man Walter Scott nicht als den wahren Begründer des sogenannten historischen Romans ansehen will und Letztern von deutschen Anregungen herleitet. Man verkennt, daß das Charakteristische der historischen Romane eben in der Harmonie des aristokratischen und demokratischen Elements besteht; daß Walter Scott diese Harmonie, welche während der Alleinherrschaft des demokratischen Elements gestört war, durch die Wiedereinsetzung des aristokratischen Elements auf's schönste herstellte, statt daß unsere deutschen Romantiker das demokratische Element in ihren Romanen gänzlich verleugneten und wieder in das aberwitzige Gleise des Ritterromans,

der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. Unser de la Motte Fouqué ist nichts als ein Nachzügler jener Dichter, die den Amadis von Gallien und ähnliche Abenteuerlichkeiten zur Welt gebracht, und ich bewundere nicht bloß das Talent, sondern auch den Muth, womit der edle Freiherr zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des Don Quixote seine Ritterbücher geschrieben hat. Es war eine sonderbare Periode in Deutschland, als letztere erschienen, und das Publicum daran Gefallen fand. Was bedeutete in der Literatur diese Vorliebe für das Ritterthum und die Bilder der alten Feudalzeit? Ich glaube, das deutsche Volk wollte auf immer Abschied nehmen von dem Mittelalter; aber gerührt, wie wir es leicht sind, nahmen wir Abschied mit einem Kusse. Wir drückten zum letzten Male unsere Lippen auf die alten Leichensteine. Mancher von uns freilich geberdete sich dabei höchst närrisch. Ludwig Tieck, der kleine Junge der Schule, grub die todten Voreltern aus dem Grabe heraus, schaukelte ihren Sarg, als wär' es eine Wiege, und mit aberwitzig kindischem Lallen sang er dabei: Schlaf', Großväterchen, schlafe!

Ich habe Walter Scott den zweiten großen Dichter Englands und seine Romane Meisterwerke genannt. Aber nur seinem Genius wollte ich das höchste Lob ertheilen. Seine Romane selbst kann ich dem großen Roman des Cervantes keineswegs gleichstellen. Dieser übertrifft ihn an epischem Geist. Cervantes war, wie ich schon erwähnt habe, ein katholischer Dichter, und dieser Eigenschaft verdankt er vielleicht jene große epische Seelenruhe, die, wie ein Krystallhimmel, seine bunten Dichtungen überwölbt: nirgends eine Spalte des Zweifels. Dazu kömmt noch die Ruhe des spanischen National-Charakters. Walter Scott aber gehört einer Kirche, welche selbst die göttlichen Dinge einer scharfen Discussion unterwirft; als Advocat und Schotte ist er gewöhnt an Handlung und Discussion, und, wie in seinem Geiste und Leben, so ist auch in seinen Romanen das Dramatische vorherrschend. Seine Werke

können daher nimmermehr als reine Muster jener Dichtungsart, die wir Roman nennen, betrachtet werden. Den Spaniern gebührt der Ruhm, den besten Roman hervorgebracht zu haben, wie man den Engländern den Ruhm zusprechen muß, daß sie im Drama das Höchste geleistet.

Und den Deutschen, welche Palme bleibt ihnen übrig? Nun, wir sind die besten Liederdichter dieser Erde. Kein Volk besitzt so schöne Lieder, wie die Deutschen. Jetzt haben die Völker allzuviele politische Geschäfte; wenn aber diese einmal abgethan sind, wollen wir Deutsche, Britten, Spanier, Franzosen, Italiener, wir wollen Alle hinausgehen in den grünen Wald und singen, und die Nachtigall soll Schiedsrichterin seyn. Ich bin überzeugt, bei diesem Wettgesange wird das Lied von Wolfgang Göthe den Preis gewinnen.

Cervantes, Shakespeare und Göthe bilden das Dichter-Triumvirat, das in den drei Gattungen poetischer Darstellung, im Epischen, Dramatischen und Lyrischen, das Höchste hervorgebracht. Vielleicht ist der Schreiber dieser Blätter besonders befugt, unsern großen Landsmann als den vollendetsten Liederdichter zu preisen. Göthe steht in der Mitte zwischen den beiden Ausartungen des Liedes, jenen zwei Schulen, wovon die eine leider mit meinem eigenen Namen, die andere mit dem Namen Schwabens bezeichnet wird. Beide freilich haben ihre Verdienste: sie förderten indirecter Weise das Gedeihen der deutschen Poesie. Die erstere bewirkte eine heilsame Reaction gegen den einseitigen Idealismus im deutschen Liede, sie führte den Geist zurück zur starken Realität und entwurzelte jenen sentimentalen Petrarchismus, der uns immer als eine lyrische Donquixoterie erschienen ist. Die schwäbische Schule wirkte ebenfalls indirect zum Heile der deutschen Poesie. Wenn in Norddeutschland kräftig gesunde Dichtungen zum Vorschein kommen konnten, so verdankt man dieses vielleicht der schwäbischen Schule, die alle kränkliche, bleichsüchtige, fromm gemüthliche Feuchtigkeiten

der deutschen Muse an sich zog. Stuttgart war gleichsam die Fontanelle der deutschen Muse.

Indem ich die höchsten Leistungen im Drama, im Roman und im Liede dem erwähnten großen Triumvirate zuschreibe, bin ich weit davon entfernt, an dem poetischen Werthe anderer großen Dichter zu mäkeln. Nichts ist thörichter, als die Frage: welcher Dichter größer sey, als der andere? Flamme ist Flamme, und ihr Gewicht läßt sich nicht bestimmen nach Pfund und Unze. Nur platter Krämersinn kommt mit seiner schäbigen Käsewage und will den Genius wiegen. Nicht bloß die Alten, sondern auch manche Neuere haben Dichtungen geliefert, worin die Flamme der Poesie eben so prachtvoll lodert, wie in den Meisterwerken von Shakespeare, Cervantes und Göthe. Jedoch diese Namen halten zusammen, wie durch ein geheimes Band. Es strahlt ein verwandter Geist aus ihren Schöpfungen; es weht darin eine ewige Milde, wie der Athem Gottes; es blüht darin die Bescheidenheit der Natur. Wie an Shakespeare, erinnert Göthe auch beständig an Cervantes, und diesem ähnelt er bis in die Einzelnheiten des Styls, in jener behaglichen Prosa, die von der süßesten und harmlosesten Ironie gefärbt ist. Cervantes und Göthe gleichen sich sogar in ihren Untugenden: in der Weitschweifigkeit der Rede, in jenen langen Perioden, die wir zuweilen bei ihnen finden, und die einem Aufzug königlicher Equipagen vergleichbar. Nicht selten sitzt nur ein einziger Gedanke in so einer breitausgedehnten Periode, die wie eine große vergoldete Hofkutsche mit sechs panaschirten Pferden gravitätisch dahinfährt. Aber dieser einzige Gedanke ist immer etwas Hohes, wo nicht gar der Souverain.

Ueber den Geist des Cervantes und den Einfluß seines Buches habe ich nur mit wenigen Andeutungen reden können. Ueber den eigentlichen Kunstwerth seines Romans kann ich mich hier noch weniger verbreiten, indem Erörterungen zur Sprache kämen, die allzuweit in's Gebiet der Aesthetik hinabführen würden.

Ich darf hier auf die Form seines Romans und die zwei Figuren, die den Mittelpunkt desselben bilden, nur im Allgemeinen aufmerksam machen. Die Form ist nämlich die der Reisebeschreibung, wie solches von jeher die natürlichste Form für diese Dichtungsart. Ich erinnere hier nur an den goldenen Esel des Apulejus, den ersten Roman des Alterthums. Der Einförmigkeit dieser Form haben die späteren Dichter durch das, was wir heute die Fabel des Romans nennen, abzuhelfen gesucht. Aber wegen Armuth an Erfindung haben jetzt die meisten Romanschreiber ihre Fabeln von einander geborgt, wenigstens haben die einen mit wenig Modificationen immer die Fabeln der andern benutzt, und durch die dadurch entstehende Wiederkehr derselben Charaktere, Situationen und Verwicklungen ward dem Publicum am Ende die Romanlecture einigermaßen verleidet. Um sich vor der Langweiligkeit abgedroschener Romanfabeln zu retten, flüchtete man sich für einige Zeit in die uralte, ursprüngliche Form der Reisebeschreibung. Diese wird aber wieder ganz verdrängt, sobald ein Originaldichter mit neuen, frischen Romanfabeln auftritt. In der Literatur, wie in der Politik, bewegt sich Alles nach dem Gesetz der Action und Reaction.

Was nun jene zwei Gestalten betrifft, die sich Don Quixote und Sancho Pansa nennen, sich beständig parodiren und doch so wunderbar ergänzen, daß sie den eigentlichen Helden des Romans bilden, so zeugen sie im gleichen Maße von dem Kunstsinn, wie von der Geistestiefe des Dichters. Wenn andere Schriftsteller, in deren Roman der Held nur als einzelne Person durch die Welt zieht, zu Monologen, Briefen oder Tagebüchern ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Gedanken und Empfindungen des Helden kund zu geben, so kann Cervantes überall einen natürlichen Dialog hervortreten lassen; und indem die eine Figur immer die Rede der andern parodirt, tritt die Intention des Dichters um so sichtbarer hervor. Vielfach nachgeahmt ward seitdem die Doppelfigur,

die dem Roman des Cervantes eine so kunstvolle Natürlichkeit verleiht, und aus deren Charakter, wie aus einem einzigen Kern, der ganze Roman mit all seinem wilden Laubwerk, seinen duftigen Blüthen, strahlenden Früchten und Affen und Wundervögeln, die sich auf den Zweigen wiegen, gleich einem indischen Riesenbaum sich entfaltet.

Aber es wäre ungerecht, hier Alles auf Rechnung sklavischer Nachahmung zu setzen; sie lag so nahe, die Einführung solcher zwei Figuren, wie Don Quixote und Sancho Pansa, wovon die eine, die poetische, auf Abenteuer zieht, und die andere, halb aus Anhänglichkeit, halb aus Eigennutz hinterdrein läuft durch Sonnenschein und Regen, wie wir selber sie oft im Leben begegnet haben. Um dieses Paar, unter den verschiedenartigsten Vermummungen, überall wieder zu erkennen, in der Kunst wie im Leben, muß man freilich nur das Wesentliche, die geistige Signatur, nicht das Zufällige ihrer äußern Erscheinung in's Auge fassen. Der Beispiele könnte ich unzählige anführen. Finden wir Don Quixote und Sancho Pansa nicht eben so gut in den Gestalten Don Juan's und Leporello's, wie etwa in der Person Lord Byron's und seines Bedienten Fletscher? Erkennen wir dieselben zwei Typen und ihr Wechselverhältniß nicht in der Gestalt des Ritters von Waldsee und seines Kaspar Larifari eben so gut, wie in der Gestalt von so manchem Schriftsteller und seinem Buchhändler, welcher Letztere die Narrheiten seines Autors wohl einsieht, aber dennoch, um reellen Vortheil daraus zu ziehen, ihn getreusam auf allen seinen idealen Irrfahrten begleitet. Und der Herr Verleger Sancho, wenn er auch manchmal nur Püffe bei diesem Geschäfte gewinnt, bleibt doch immer fett, während der edle Ritter täglich immer mehr und mehr abmagert.

Aber nicht bloß unter Männern, sondern auch unter Frauenzimmern habe ich öfters die Typen Don Quixote's und seines Schildknappen wiedergefunden. Namentlich erinnere ich mich einer

schönen Engländerin, einer schwärmerischen Blondine, die mit ihrer Freundin aus einer Londoner Mädchenpension entsprungen war und die ganze Welt durchziehen wollte, um ein so edles Männerherz zu suchen, wie sie es in sanften Mondscheinnächten geträumt hatte. Die Freundin, eine untersetzte Brunette, hoffte bei dieser Gelegenheit, wenn auch nicht etwas ganz apartes Ideale, doch wenigstens einen Mann von gutem Aussehen zu erbeuten. Ich sehe sie noch, mit ihren liebesüchtigen blauen Augen, die schlanke Gestalt, wie sie am Strande von Brighton, weit über das flutende Meer, nach der französischen Küste hinüber schmachtete... Ihre Freundin knackte unterdessen Haselnüsse, freute sich des süßen Kerns und warf die Schalen in's Wasser.

Jedoch weder in den Meisterwerken anderer Künstler, noch in der Natur selber finden wir die erwähnten beiden Typen in ihrem Wechselverhältnisse so genau ausgeführt, wie bei Cervantes. Jeder Zug im Charakter und der Erscheinung des Einen entspricht hier einem entgegengesetzten und doch verwandten Zuge bei dem Andern. Hier hat jede Einzelnheit eine parodistische Bedeutung. Ja sogar zwischen Rozinanten und Sancho's Grauchen herrscht derselbe ironische Parallelismus, wie zwischen dem Knappen und seinem Ritter, und auch die beiden Thiere sind gewissermaßen die symbolischen Träger derselben Ideen. Wie in ihrer Denkungsart, so offenbaren Herr und Diener auch in ihrer Sprache die merkwürdigsten Gegensätze, und hier kann ich nicht umhin, der Schwierigkeiten zu erwähnen, welche der Uebersetzer zu überwinden hatte, der die hausbackene, knorrige, niedrige Sprechart des guten Sancho in's Deutsche übertrug. Durch seine gehackte, nicht selten unsaubere Sprichwörtlichkeit mahnt der gute Sancho ganz an den Narren des Königs Salomon, an Marculf, der ebenfalls einem pathetischen Idealismus gegenüber das Erfahrungswissen des gemeinen Volkes in kurzen Sprüchen vorträgt. Don Quixote hingegen redet die Sprache der Bildung, des höheren Standes,

Digitized by Google

und auch in der Grandezza des wohlgeründeten Periodenbaues repräsentirt er den vornehmen Hidalgo. Zuweilen ist dieser Periodenbau allzuweit ausgesponnen, und die Sprache des Ritters gleicht einer stolzen Hofdame in aufgebauschtem Seidenkleid, mit langer rauschender Schleppe. Aber die Grazien, als Pagen verkleidet, tragen lächelnd einen Zipfel dieser Schleppe: die langen Perioden schließen mit den anmuthigsten Wendungen.

Den Charakter der Sprache Don Quixote's und Sancho Pansa's resumiren wir in den Worten: der Erstere, wenn er redet, scheint immer auf seinem hohen Pferde zu sitzen, der Andere spricht, als säße er auf seinem niedrigen Esel.

Mir bliebe noch übrig, von den Illustrationen zu sprechen, womit die Verlagshandlung diese neue Uebersetzung des Don Quixote, die ich hier bevorworte, ausgeschmückt hat. Diese Ausgabe ist das erste der schönen Literatur angehörige Buch, das in Deutschland auf diese Weise verziert an's Licht tritt. In England und namentlich in Frankreich sind dergleichen Illustrationen an der Tagesordnung und finden einen fast enthusiastischen Beifall. Deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit wird aber gewiß die Frage aufwerfen: Sind den Interessen wahrer Kunst dergleichen Illustrationen förderlich? Ich glaube nicht. Zwar zeigen sie, wie die geistreich und leicht schaffende Hand eines Malers die Gestalten des Dichters auffaßt und wiedergibt; sie bieten auch für die etwaige Ermüdung durch die Lecture eine angenehme Unterbrechung; aber sie sind ein Zeichen mehr, wie die Kunst, herabgezerrt von dem Piedestale ihrer Selbstständigkeit, zur Dienerin des Luxus entwürdigt wird. Und dann ist hier für den Künstler nicht bloß die Gelegenheit und Verführung, sondern sogar die Verpflichtung, seinen Gegenstand nur flüchtig zu berühren, ihn bei Leibe nicht zu erschöpfen. Die Holzschnitte in alten Büchern dienten anderen Zwecken und können mit diesen Illustrationen nicht verglichen werden.

Die Illustrationen der vorliegenden Ausgabe sind, nach Zeichnungen von Tony Johannot, von den ersten Holzschneidern Englands und Frankreichs geschnitten. Sie sind, wie es schon Tony Johannots Name verbürgt, eben so elegant als charakteristisch aufgefaßt und gezeichnet; trotz der Flüchtigkeit der Behandlung sieht man, wie der Künstler in den Geist des Dichters eingedrungen ist. Sehr geistreich und phantastisch sind die Initialen und Culs-de-Lampe erfunden, und gewiß mit tiefsinnig poetischer Intention hat der Künstler zu den Verzierungen meistens moreske Dessins gewählt. Sehen wir ja doch die Erinnerung an die heitere Maurenzeit wie einen schönen fernen Hintergrund überall im Don Quixote hervorschimmern. — Tony Johannot, einer der vortrefflichsten und bedeutendsten Künstler in Paris, ist ein Deutscher von Geburt.

Auffallend ist es, daß ein Buch, welches so reich an pittoreskem Stoff, wie der Don Quixote, noch keinen Maler gefunden hat, der daraus Sujets zu einer Reihe selbstständiger Kunstwerke entnommen hätte. Ist der Geist des Buches etwa zu leicht und phantastisch, als daß nicht unter der Hand des Künstlers der bunte Farbenstaub entflöhe? Ich glaube nicht. Denn der Don Quixote, so leicht und phantastisch er ist, fußt auf derber, irdischer Wirklichkeit, wie das ja seyn mußte, um ihn zu einem Volksbuche zu machen. Ist es etwa, weil hinter den Gestalten, die uns der Dichter vorführt, tiefere Ideen liegen, die der bildende Künstler nicht wiedergeben kann, so daß er nur die äußere Erscheinung, wie saillant sie auch vielleicht sey, nicht aber den tieferen Sinn festhalten und reproduciren könnte? Das ist wahrscheinlich der Grund. — Versucht haben sich übrigens viele Künstler an Zeichnungen zum Don Quixote. Was ich von englischen, spanischen und früheren französischen Arbeiten dieser Art gesehen habe, war abscheulich. Was deutsche Künstler betrifft, so muß ich hier an unseren großen Daniel Chodowiecki erinnern. Er hat

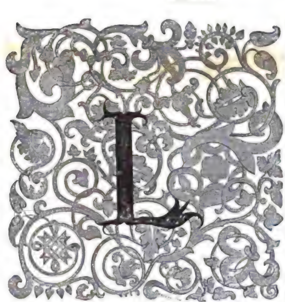
eine Reihe Darstellungen zum Don Quixote gezeichnet, die, von Berger in Chodowiecki's Sinn radirt, die Bertuch'sche Uebersetzung begleiteten. Es sind vortreffliche Sachen darunter. Der falsche theatralisch-conventionelle Begriff, den der Künstler, wie seine übrigen Zeitgenossen, vom spanischen Costume hatte, hat ihm sehr geschadet. Man sieht aber überall, daß Chodowiecki den Don Quixote vollkommen verstanden hat. Das hat mich grade bei diesem Künstler gefreut und war mir um seinetwillen wie des Cervantes wegen lieb. Denn es ist mir immer angenehm, wenn zwei meiner Freunde sich lieben, wie es mich auch stets freut, wenn zwei meiner Feinde auf einander losschlagen. Chodowiecki's Zeit, als Periode einer sich erst bildenden Literatur, die der Begeisterung noch bedurfte und Satire ablehnen mußte, war dem Verständniß des Don Quixote eben nicht günstig, und da zeugt es denn für Cervantes, daß seine Gestalten damals dennoch verstanden wurden und Anklang fanden, wie es für Chodowiecki zeugt, daß er Gestalten wie Don Quixote und Sancho Pansa begriff, er, welcher mehr als vielleicht je ein anderer Künstler das Kind seiner Zeit war, in ihr wurzelte, nur ihr angehörte, von ihr getragen, verstanden und anerkannt wurde.

Von neuesten Darstellungen zum Don Quixote erwähne ich mit Vergnügen einige Skizzen von Decamps, dem originellsten aller lebenden französischen Maler. — Aber nur ein Deutscher kann den Don Quixote ganz verstehen, und das fühlte ich dieser Tage in erfreutester Seele, als ich an den Fenstern eines Bilderladens auf dem Boulevard Montmartre ein Blatt sah, welches den edeln Manchaner in seinem Studierzimmer darstellt und nach Adolf Schröter, einem großen Meister, gezeichnet ist.

Geschrieben zu Paris im Carneval 1837.

Heinrich Heine.

Cervantes Vorrede.



Lieber müßiger Leser! du kannst mir aufs Wort glauben, daß ich von Herzen wünsche, dies Buch, das Kind meines Gehirns, möchte so schön, lustig und klug sein, als man sich nur immer denken kann. Aber wer kann wider die Natur? In der ganzen Welt zeugt jedes Ding seines Gleichen; was konnte folglich aus meinem unfruchtbaren, verwahrlosten Kopfe Besseres kommen, als die Geschichte eines trocknen, langweiligen, verstiegnen Querkopfes, voll seltsamer Einfälle, davon sich nie Jemand etwas träumen ließ, als ein Werk, das seinen Geburtsort, das Gefängniß, nicht

Digitized by Google

verläugnen kann, wo alle Uebel hausen und der Jammer seine Wohnung aufgeschlagen hat? Stille, ein behagliches Plätzchen, lachende Felder, heitrer Frühlingshimmel, murmelnde Quellen und süßer Seelenfriede füllen freilich den Geist mit mehr Schöpfungskraft, machen die unfruchtbarste Muse fruchtbar, und geben ihr Kinder, worüber die Welt erstaunt und die Menschen in Entzücken gerathen.

Manchem Vater knüpft zwar oft Vaterliebe die Binde so fest ums Auge, daß er die Flecken und Thorheiten seines häßlichen Jungen nicht nur nicht gewahr wird, sondern ihn seinen Freunden als ein Muster der Schönheit und Grazie vorstellt, und seine Albernheiten als goldne Sprüche empfiehlt. Hier ist der Fall nicht; denn ob du mich gleich für den rechten Vater des Don Quixote hältst, lieber Leser, so will ich doch nur als sein Stiefvater sprechen, wills nicht machen, wie Andre, will nicht mit Thränen im Auge vor dich hintreten und dich bitten, die Fehler zu übersehen, welche du an diesem meinem Kinde bemerkst. Du bist ja weder sein Verwandter noch Freund, hast deinen Kopf, deine Augen und deinen freien Willen, so gut als Einer in der Welt, bist Herr in deinem Hause, so gut als ein Fürst in seinem Erbe, und kannst, wie das Sprichwort sagt, dem König unter deinem Mantel ein Schnippchen schlagen, hast also Freiheit, Macht und Gewalt, von diesem Büchlein zu denken und zu sagen, was dir beliebt. Niemand wird dirs verargen, wenn du es verachtest, noch dir lohnen, wenn du es lobst.

Beinahe wollt' ich dir es baar und ungeschmückt, ohne Vorrede, Sonnette, Epigramme und Lobgedichte, die sonst immer schaarenweise vor den Büchern paradiren, vor Augen legen; denn unter uns gesagt, das Werk kostete mir auch ein wenig Mühe, aber gegen diese Vorrede, die du zu lesen beginnst, war es nur eine Kleinigkeit. Oft griff ich zur Feder, oft ließ ich sie fallen, weil ich nicht wußte, was ich schreiben sollte.

In einer so verzweifelten Lage saß ich einmal, das Papier vor mir, die Feder hinterm Ohr, den Arm auf dem Schreibtische und den Kopf in der Hand, und sann darüber nach, was ich nun sagen wollte; siehe, da kam von ungefähr einer meiner Freunde, ein feiner, muntrer und verständiger Mann zu mir. Wo fehlt's?

fragt' er mich, da er mich so trostlos sitzen sah. Ich sagt' ihm gerade heraus, daß ich an einer Vorrede zur Geschichte des Don Quixote arbeite, die mir aber dergestalt zu schaffen mache, daß

ich sie lieber gar liegen lassen, und die weltberühmten Thaten des edeln Ritters nicht ans Licht bringen wolle. Sollte mich, fuhr ich fort, der Gedanke an den alten Richter, an das Urtheil des Publikums, nicht in Verlegenheit setzen? soll ich mir vorwerfen lassen, daß ich nach so vielen in Vergessenheit durchschlummerten Jahren [1] wieder mit einer armen, marklosen Legende, ohne Erfindung, ohne Styl, ohne gute Einfälle, ohne Gelehrsamkeit hervortrete; daß mein Buch weder Randglossen noch Endnoten habe, wie andre, die, so abenteuerlich und fabelhaft sie auch immer seyn mögen, doch von Sentenzen des Aristoteles, Plato und der ganzen Philosophenschaar strotzen, also, daß die Leser erstaunen und den Verfasser für ein Wunder von Belesenheit, Gelehrtheit und Beredtsamkeit halten? Denn nach ihren Citaten sollte man darauf schwören, es wären lauter heilige Thomas oder andre Kirchenväter, und dabei können sie mit so vielem Witz und Anstand in der einen Zeile einen verliebten Gecken mahlen, und in der andern wieder eine feine christliche Predigt halten, daß es eine rechte Herzenslust ist, sie zu hören und zu lesen. Alles dies geht meinem Buche ab, Randglossen und Endnoten allzumal; ich weiß nicht einmal, was für Schriftsteller ich dabei gebraucht hätte, daß ich sie in beliebter Weise dem Alphabet nach aufzählen, von Aristoteles anfangen und mit Xenophon, Zeuxis oder Zoilus aufhören könnte, ungeachtet dieser ein Lästerer und jener ein Mahler war. Eben so sehr mangelt meinem Buche die Empfehlung von Sonnetten an der Spitze, wenigstens von solchen, die Herzoge, Marquesen, Grafen, Erzbischöffe, Damen und berühmte Dichter zu Verfassern hätten; ungeachtet mir gewiß zwei oder drei meiner lieben Amtsbrüder derlei Verse machen würden, wenn ich sie darum bäte, und bessere als die, von welchen man jetzt in unserem lieben Spanien so viel Wesens macht.

[1] Cervantes war 53 Jahre alt, als der erste Theil des Don Quixote erschien.

Mit einem Worte, lieber Herr und Freund, fuhr ich fort, es ist beschlossen, Herr Don Quixote mag in den Archiven der Mancha vergraben liegen, bis der Himmel einen Mann sendet, der ihn mit allem dem, was ihm noch mangelt, ausrüstet; denn ich bin zu schwach und zu ungelehrt, es zu thun. Ueberdies bin ich auch von Natur zu feig und verzagt, um mit Mühe Schriftsteller nachzuschlagen, die sagen, was ich mir ohne sie zu sagen getraue. Eben dies war Schuld an meinem Mißmuth und der Verlegenheit, in der Ihr mich fandet.

Ums Himmels willen, rief mein Freund, als er dies hörte, und schlug sich unter lautem Lachen mit der Hand vor die Stirn, ums Himmels willen, Bruder, wie ists möglich, daß ich mich bisher über Euch so betrügen konnte? So lange ich Euch nun kenne, hielt ich Euch immer für einen klugen und schlauen Mann; aber nun sehe ich, daß Ihr noch weiter davon entfernt seyd, als der Himmel von der Erde. Wie? ists möglich, daß so leichte Dinge, so unerhebliche Schwierigkeiten einen so guten Kopf, der wohl größere überwinden kann, in Verlegenheit setzen oder gar abschrecken sollten? Was gilts, nicht Mangel an Fähigkeiten, sondern Ueberfluß an Trägheit und übertriebne Bequemlichkeit ist Schuld daran. Wollt Ihr begreifen, daß ich Recht habe? Hört mich nur ruhig an, und Ihr sollt sehen, wie ich Euch in einem Augenblick all' Eure Berge wegblase und die Schwierigkeiten hebe, die Euch, wie Ihr zu sagen beliebt, von der Herausgabe der Geschichte Eures berühmten Don Quixote, des Lichts und Spiegels der ganzen fahrenden Ritterschaft, abschrecken.

Nun, so laßt hören, sagte ich, ich möchte wohl wissen, wie Ihr mir aus der Angst helfen, über die Kluft meiner Furcht eine Brücke schlagen und das Chaos aufhellen wollt, worin ich befangen bin.

Wohlan! versezte er; das Erste, was Euch für Euer Werk fehlt, sind Sonnette, Epigramme und Lobreden von großen, berühmten

Leuten. Nichts in der Welt ist leichter gehoben als diese Schwierigkeit, wenn Ihr Euch nur die kleine Mühe geben wollt, sie selbst zu machen, und dann könnt ihr sie taufen und benennen, wie Ihr nur selber wollt. So könnt Ihr sie dem Priester Johannes von Indien [1], oder dem Kaiser von Trapezunt zuschreiben; denn beide sind als große Poeten bekannt, wie ich nicht anders weiß, und wären sie es auch nicht gewesen, und einige Pedanten und Privatdocenten wollten Euch nachkläffen und diese Wahrheiten beknurren, was kümmert das Euch? Denn bewiesen sie auch die Lüge, so können sie Euch doch nicht die Hand abhauen, mit der Ihr sie geschrieben. Was Randglossen und Citate aus andern Schriftstellern betrifft, so dürft Ihr nur immer zu gelegner Zeit ein paar Sentenzen oder lateinische Brocken einstreuen, die Ihr entweder schon auswendig wißt, oder doch mit leichter Mühe finden könnt. So paßt z. B. auf die Materie von Freiheit und Sklaverei:

Non bene pro toto libertas venditur auro;

am Rande citirt ihr dann den Horaz, oder wer es sonst gesagt hat. Sprecht Ihr von der Gewalt des Todes, gleich rücket heraus mit

Pallida mors aequo pulsat pede
Pauperum tabernas, regumque turres.

Handelt Ihr von Freundschaft und Liebe gegen Feinde, die Gott befiehlt, so ist Gottes Befehl in der heiligen Schrift zur Hand:

Ego autem dico vobis, diligite inimicos vestros;

imgleichen, was böse Gedanken betrifft, der Ausspruch des Evangelii:

De corde exeunt cogitationes malae;

von Unbeständigkeit der Freunde bietet Euch Cato sein schönes Distichon an:

Donec eris felix, multos numerabis amicos:
Tempora si fuerint nubila, solus eris.

[1] Einem Könige der Fabel. Im Mittelalter glaubte man, daß im nördlichen Theile von Indien oder in Tibet ein christlicher Held, Priester und König zugleich, ein großes Reich beherrsche. Die Aehnlichkeit der päpstlichen Religion mit der des Dalai Lama gab Anlaß zu dieser Sage.

Wenn Ihr Euch in dergleichen lateinische Flitter hüllt, werdet Ihr alsbald für einen Gelehrten passiren; und dies zu seyn, ist heutzutag' in nicht geringem Grade ehrenvoll und von Nutzen. Was die Noten zu Ende Eures Buches betrifft, so könnt Ihr es sicher folgendermaßen damit halten. Gedenket Ihr z. B. eines Riesen in Eurer Geschichte, so macht ihn zum Riesen Goliath, und durch diesen einzigen Kunstgriff, der Euch fast nichts kostet, habt Ihr auf einmal eine große Note, und könnt setzen: der Riese Golias oder Goliath war ein Philister, den der Hirte David mit einem gewaltigen Steinwurf im Thale Terebinto tödtete; wie solches denn im Buche der Könige, in dem und dem Kapitel des Weiteren nachzulesen. Um Euch aber auch als einen gelehrten Humanisten und Cosmographen zu zeigen, so erwähnet unter anderm in Eurer Geschichte des Flusses Tago, und da habt Ihr wieder folgende schöne Note: der Fluß Tago hat seinen Namen von einem alten spanischen Könige; an dem und dem Orte empfängt er sein Daseyn und stirbt in dem Meere Ocean, nachdem er zuvor die Mauern des berühmten Lisboa geküßt; auch sagt man, er führe Goldsand in seinem Schooße. Ist die Rede von Räubern, so will ich Euch die Geschichte von Cacus erzählen, denn ich kann sie auswendig; von Buhlerinnen? da habt Ihr den Bischoff von Mondonedo[1], der Euch sogleich eine Lamia, Lais und Flora zu einer Note liefert, die Euch Ehre machen wird; von Grausamen? Ovid borgt Euch seine Medea; von Hexen und Zauberinnen? Homer hat eine Calypso, Virgil eine Circe; von tapfern Feldherren? Julius Cäsar stellt in seinen Commentarien sich selbst als Beispiel dar, und Plutarch gibt eine hübsche Anzahl von Alexandern zum Besten. Handelt Ihr von Liebe, und habt nur ein paar Messerspitzen voll Toscanisch im Kopfe, so steht Euch Leo der Jude zu Diensten, wo Ihr volle Genüge

[1] Don Antonio de Gueverra beschrieb in einem seiner Briefe die denkwürdige Geschichte der drei berüchtigsten Buhlerinnen.

finden werdet [1]; oder wolltet Ihr keinen Ausländer dazu, so habt Ihr ja zu Hause den Fonseca, von der Liebe Gottes, wo Alles steht, was Ihr oder sonst ein guter Kopf über diese Materie sagen kann. Mit einem Worte, Ihr braucht weiter nichts, als nur diese Namen und Geschichten in Eurem Werke zu berühren; die Noten und Randglossen überlaßt mir; und ich stehe dafür, ich will Euch alle Ränder vollschmieren, und vielleicht noch einen vier Bogen langen Schwanz an Euer Buch anhängen. Kommen wir nun auf das Verzeichniß der citirten Schriftsteller, das andre Bücher haben, Euch aber noch fehlt! Nichts ist leichter, als dies zu schaffen; denn Ihr dürft Euch nur ein Buch [2] mit einem dergleichen recht vollständigen Verzeichnisse von A bis Z suchen, und dies ganze A B C in Euer Buch übertragen, so habt Ihr, was Ihr wollt. Gesetzt auch, man entdeckte den Betrug, weil Ihr es nicht nöthig hattet, was thuts? Vielleicht gibt es doch einen Pinsel, der dumm genug ist, zu glauben, Ihr habet alle diese hochberühmten Schriftsteller für Eure so einfache Geschichte benützt. Und wenn auch dies weitläufige Schriftsteller-Verzeichniß zu sonst nichts nützt, so gibts doch dem Buche wenigstens auf den ersten Blick ein ehrwürdiges Ansehen. Und die Mühe wird sich gewiß Niemand geben, zu untersuchen, ob Ihr jene Bücher auch wirklich benützt habt; denn Niemanden wird diese Mühe belohnt werden. Ueberdies hat Euer Werk, im rechten Lichte betrachtet, nicht das Mindeste von allem dem vonnöthen, was Ihr glaubt, daß ihm noch abgehe; denn das Ganze ist Satyre auf die Ritterbücher, davon weder Aristoteles, noch Sanct Basilius, noch Cicero je etwas geträumt, gesagt oder gepredigt hat. Weder

[1] Ein portugiesischer Jude, der sich in Venedig als Arzt niederließ und in italienischer Sprache ein Buch unter dem Titel dialoghi d'amore (Gespräche über die Liebe) schrieb.

[2] Dies ist ein Stich auf den berühmten Zeitgenossen unsers Dichters Lopez de Vega, der hinter einem seiner Werke, el peregrino betitelt, ein Verzeichniß von 150 citirten Schriftstellern abdrucken ließ.

historische Wahrheit, noch Astrologie, noch Geometrie, noch Rhetorik hat Etwas mit Euern Abenteuern zu thun; auch sind's keine Predigten, wo man Göttliches mit Menschlichem vermengt, und wofür jeder fromme Christ billig sich hüten soll. Hier kommts blos auf Nachahmung der Natur an, und je vollkommner diese ist, desto vortrefflicher ist das Werk. Da nun Euer Buch keinen andern Zweck hat, als den Ritterbüchern ihr Ansehen in der Welt und unter dem Volke zu nehmen, so habt Ihr nicht nöthig, Sentenzen bei Philosophen, Sprüche bei der heiligen Schrift, Fabeln bei Poeten, Reden bei Rednern und Wunder bei Heiligen zu entlehnen. Genug, wenn Eure Erzählungen deutlich, Eure Ausdrücke passend und kräftig, Eure Wendungen und Perioden schön und wohlklingend sind. Versteckt nie Eure Gedanken absichtlich in Dunkelheit: immer muß man verstehen, was Ihr sagen wollt. Der Schwermüthige lächle bei Eurer Geschichte und werde heiter; dem Ungelehrten mache sie keine Langeweile; der Witzige bewundre an ihr die Erfindung; der Ernsthafte schätze sie seiner Achtung, der Weise seines Lobes werth. Habt immer Euern Hauptzweck vor Augen, den verdorbnen Geschmack für die Ritterbücher auszurotten, die von Manchen verachtet, von noch weit Mehreren aber gelobt werden, und erreicht Ihr nur diesen, so habt Ihr genug gethan.

In tiefem Schweigen hörte ich meinem Freunde zu. Seine Gründe schienen mir auch so einleuchtend, daß ich, ohne einen fernern Gedanken von Zweifel, sie billigte und annahm, und auf der Stelle beschloß, diese Vorrede daraus zu machen.

Du siehst hieraus, mein bester Leser, wie glücklich ich war, einen so klugen Freund und treuen Rathgeber bei meiner Nothdurft zu finden, und wie glücklich auch Du bist, rein, lauter und unverfälscht die Geschichte des weltberühmten Don Quixote von der Mancha zu erhalten, von dem alle Bewohner des Feldes Montiel glauben, er sey der keuscheste Liebhaber und tapferste Ritter gewesen, den man seit vielen Jahren innerhalb ihrer Gränzen

gesehen habe. Ich will's eben nicht rühmen, was ich Dir für einen Dienst leiste, daß ich Dir die Bekanntschaft eines so merkwürdigen und ehrsamen Ritters verschaffe; aber das solltest Du mir doch danken, daß ich Dir seinen Schildknappen, den ruhmwürdigen Sancho Pansa, näher bringe; in dessen Person ich meines Bedünkens alle Grazie der Schildknappenschaft, die in den lügenhaften Ritterbüchern nur zerstreut sich findet, zusammengefaßt habe. Und hiemit Gott befohlen, der auch meiner gedenken möge. Lebe wohl!

Der sinnreiche Junker

Don Quixote von der Mancha.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Stand und Lebensart des berühmten Junkers Don Quixote von der Mancha.

er Held unsrer Geschichte wohnte vor nicht gar langer Zeit in einem Dorfe der Mancha, auf dessen Namen ich mich nicht besinnen mag, und gehörte zu der Classe derer, die einen Spieß und eine alte Tartsche im Waffenschrank haben, einen dürren Klepper im Stall und ein Windspiel im Hofe. Mittags ein Fleischkuchen, worin mehr Mehl als Fleisch, Abends gewöhnlich kalte Küche, Sonnabends arme[1] Ritter, Freitags Linsen, und Sonntags zur Zugabe noch eine Taube, verzehrten drei Viertheile seines Einkommens. Der Rest ging auf für ein Wamms von feinem Tuche,

[1] „Arme Ritter“ bedeutet im Sächsischen dasselbe, was man in Schwaben unter „Eierhaber“ versteht; oder auch in Milch geweichte und mit Eiern geröstete Semmelschnitten.

Der Herausgeber.

für Festtagshosen und Pantoffeln von Sammt, und für einen Alltagsrock von hübschem Mitteltuche. Er hatte bei sich eine Haushälterin von

mehr als vierzig, eine Nichte von noch nicht zwanzig Jahren, und einen Burschen, der den Klepper sattelte und Holz spaltete.

Die Lebensjahre unsers Junkers streiften hart an die fünfzig; er hatte eine gute Natur, einen hagern Leib, ein ausgemergeltes Gesicht, war ein großer Frühaufsteher, und Liebhaber der Jagd. Verschiedne wollen ihm den Zunamen Quirada oder Quesada geben, und die Schriftsteller, welche seiner gedenken, sind nicht ganz darüber einig; dem wahrscheinlichsten Vermuthen nach hieß er Quirana. Doch wie wenig thut dies zu unsrer Geschichte! Genug, wenn sie sich nur sonst in keinem Stücke von der Wahrheit entfernt.

Digitized by Google

Zur Hauptsache! So oft gedachter Junker nichts zu thun hatte, was den größten Theil des Jahres über der Fall war, beschäftigte er sich damit, Ritterbücher zu lesen, und zwar mit solchem Eifer und Behagen, daß er darüber die Jagd vergaß und selbst die Verwaltung seines Vermögens. Seine Liebhaberei hiefür ging so weit, daß er manchen schönen Acker daran rückte, um Ritterbücher zu kaufen. Er

brachte auch, so viel er deren nur auftreiben konnte, in seinem Hause zusammen.

Am besten von allen gefielen ihm die Werke des berühmten Feliciano de Sylva. Der Glanz seiner Prosa und deren verwickelte Spitzfündigkeiten schienen ihm lauter Perlen; am höchsten stieg sein Entzücken, wenn er an zärtliche Klagen, Seufzer oder Ausforderungen folgenden Schnittes kam: „Dero fürtreffliche Seelenreitze sind so ohn' allen Grund, daß ich nit ohne guten Grund darob ein Narr geworden;" oder: „der hohe Himmel, welcher Euch mit den Sternen Eurer Gottheit göttlich zieret und Euch zur Verdienerin der Verdienste macht, die Eure Hoheit verdient."

Ueber solcher geistreichen Speise zehrte sich das Hirnmark unsers Ritters auf. Er zermarterte sich, einen Sinn aus diesem Wirrwarr herauszuwirren, worüber selbst Aristoteles vergeblich gegrübelt hätte, wäre er auch ausdrücklich deßhalb auferstanden. Am wenigsten kam er über die Wunden ins Klare, welche Don Belianis austheilte und empfieng; „denn so große Meister der Kunst auch immer die Wundärzte, die sie heilten, seyn mochten," sprach er, „so mußte ihm endlich doch sein Leib und Gesicht zu einer einzigen Narbe werden." Indessen lobte

er es sehr an diesem Schriftsteller, daß er sein Buch mit dem Versprechen beschloß, ein unmögliches Abenteuer nachzuliefern. Oft wollte er schon zur Feder greifen, und den Faden, welchen jener Autor eingefädelt, unverdrossen zu Ende spinnen. Er würde es auch unstreitig gethan haben, wenn ihn nicht andre wichtigere Gedanken daran gehindert hätten. Zuweilen gerieth er mit dem Pfarrer seines Dorfes — einem

gelehrten und zu Siguenza [1] graduirten Manne — in Streit, ob Palmerin von England oder Amadis von Gallien ein beßrer Ritter gewesen sei? Aber Meister Niklas, der Dorfbarbier, entschied meistens mit dem Ausspruche, daß keiner von beiden dem Sonnenritter das Wasser reiche; und käm' ihm je noch Einer bei, so sei es Don Galaor, des Amadis von Gallien Bruder, weil er sich in Alles besser fügte, kein solcher löschpapierner Ritter und Jammermann wie sein Bruder wäre, auch diesen, was die Tapferkeit anbelange, im Sack wegtrüge.

[1] Ein Stich auf die kleinen Universitätchen, welche jeden Thoren um ein Stück Geld graduiren. Siguenza stand in demselben Rufe, wie später in Deutschland Erlangen; Spötter sagten, es werden dort Doctorhüte an Esel um 2 Dublonen verkauft.

Kurz, der gute Junker versank so tief in seine Lectüre, daß er Nächte und Tage lang, vom Abend bis an den Morgen, und vom Morgen bis an den Abend, damit zubrachte, und sich endlich durch vieles Lesen und wenigen Schlaf das Gehirn dergestalt austrocknete, daß er den Verstand verlor. Er füllte sich den Kopf mit dem Zeuge an, das er in seinen Büchern fand, als da sind Bezauberungen, Fehden, Schlachten, Herausforderungen, Wunden, Zärtlichkeiten, Liebeshändel, Qualen und andre Tollheiten mehr; und so tief arbeitete er sich hinein, daß ihm endlich dieser Wust von Hirngespinsten als die zuverläßigste Geschichte von der Welt galt. Cid Rui Diaz [1], meinte er, sey ein ganz guter Ritter, aber bei weitem komme er dem Ritter vom brennenden Schwerte nicht gleich, der auf einen Hieb zwei stolze, unmäßig große Riesen mitten entzwei gehauen habe.

Noch besser stand bei ihm Bernardo del Carpio, weil er bei Ronceval den bezauberten Roland erschlagen und dabei den Kunstgriff des Herkules angewandt, der einst Antäus, den Sohn der Erde, in seinen Armen erdrückt hatte. Viel Gutes wußte er vom Riesen Morgante zu sagen, weil er, obwohl ein Sprößling jener übermüthigen

[1] Der Roman von dem berühmten Cid heißt: Los famosos y eroicos hechos del invicible y esforcado Cavallero, Onrá y flor de las Espannas, el Cid Ruy Diaz de Bivar con los de otros Varones ilustres, por Diego Ximenez Ayllon in 4to 1568. Bertuch.

Riesenbrut, doch stets freundlich und manierlich gewesen sey. Ueber Alle aber ging ihm Reynald von Montalban, sonderlich wenn er ihn im Geiste aus seiner Burg ausfallen, und Alles plündern sah, was ihm aufstieß, oder wie er von drüben [1] über das Meer herüber Mahoms Bild holte, das laut der Geschichte von lauterem Gold gewesen. Um den Verräther Ganelon [2] nur einmal nach Herzenslust mit Füßen treten zu können, hätte er gern seine Haushälterin hergegeben und noch dazu die Nichte in den Kauf.

Endlich, als sein Verstand völlig auf die Neige ging, gerieth er auf den seltsamsten Einfall, den je ein Narr in der Welt gehabt. Es schien ihm nämlich angemessen und nöthig, sowohl zur Verherrlichung seines eignen Namens, als auch zu Nutz und Frommen des gemeinen Wesens, daß er selbst ein fahrender Ritter werde, und in der ganzen Welt herumziehe mit Wehr und Roß, um Abenteuer zu suchen, und allem dem nachzukommen, was, wie er gelesen, fahrende Ritter zu thun pflegten, allem Unrecht zu steuern und sich in Fährlichkeiten zu stürzen, durch deren Ueberwindung er ewigen Ruhm und Glorie sich erwerben werde. Schon sah der arme Mann als Preis für die Tapferkeit seines Arms zum wenigsten die Kaiserkrone von Trapezunt auf seinem Haupte, und berauscht von dem Glücke, dessen Gunst er im Voraus genoß, eilte er, so sehr er konnte, sein Vorhaben ins Werk zu richten.

Sein erstes Geschäft war, einige Waffen zu putzen, die seinen Urahnen gehört und seit undenklicher Zeit, von Rost zerfressen und staubbedeckt, in einem Winkel gelegen hatten. Er säuberte sie, so gut er konnte, entdeckte aber einen sehr wesentlichen Mangel; denn statt eines vollständigen Turnierhelms fand er blos eine Pickelhaube. Aber aus dieser Verlegenheit half ihm gar bald sein erfinderischer Geist: er machte sich ein neues Untertheil von Pappe, welches an die Sturmhaube befestigt, ihr so ziemlich das Ansehen eines vollständigen Helmes gab. Die Probe, ob sie auch dauerhaft sey und einen derben Stoß aushalten könne, wurde sogleich gemacht. Er zog den Degen und führte

[1] Aus Nordafrika.

[2] Einer der 12 Pairs des großen Karl. Den Zunamen Verräther erhielt er, weil er das christliche Heer in den Thälern von Roncesvalles den Sarazenen in die Hände spielte.

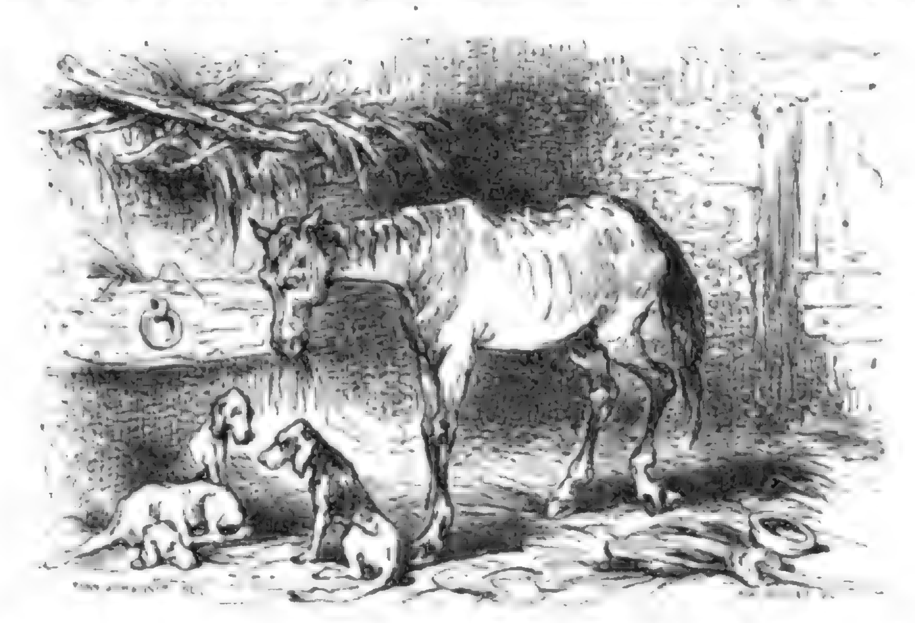
zwei starke Hiebe darauf; allein schon bei dem ersten lag das mühsame Werk einer ganzen Woche in Trümmern. Verdrießlich darüber, daß

dies so leicht gelungen sey, gieng er von Neuem ans Werk, und brachte, um sich vor einer ähnlichen Gefahr zu sichern, am innern Theile des Helms einige Eisenstäbe an, die ihm so stark schienen, daß er ohne weitere Probe an der Vortrefflichkeit des Ganzen keinen Augenblick mehr zweifelte.

Sein nächster Gedanke war nun der Klepper, und ob dieser gleich mehr Mängel hatte, als Haare im Schweif, und mehr Gebrechen als das Pferd Gonelas, das blos aus Haut und Knochen bestand, so würde er ihn doch nicht gegen den Bucephalus Alexanders oder gegen den Babieça des Cid vertauscht haben. Vier Tage lang gieng er mit sich

Digitized by Google

zu Rathe, was er dem Roß für einen Namen geben wollte; „denn," sprach er bei sich selbst, „es wäre doch Sünde und Schande, wenn das Pferd eines so berühmten Ritters, das auch an sich schon so gut und vortrefflich ist, keinen berühmten Namen führen sollte. Es muß einen haben, der zugleich anzeigt, was es vorher war und was es nachher ist; denn es ist doch höchst billig, daß, wenn der Herr den Stand wechselt, auch das Roß den Namen ändre, und einen prächtigern und volltönendern bekomme, wie es sich für den neuen Orden ziemt, in welchen dasselbe jezt eintritt." Endlich, nachdem er eine große Menge von Pferdenamen in seinem Hirne gebildet, gemischt, getrennt, zusammengesetzt, zerrissen und wieder geflickt hatte, nannte ers Rozinante, —



ein Name, der seinen Gedanken nach stolz, pompös und sinnreich klang, und nicht nur das gemeine Roß bezeichnete, das es vordem gewesen, sondern auch das Vor- und Preisroß, das es nun geworden [1].

Für sein Pferd war nun zwar der geschmackvollste Name gefunden, ihm selbst aber fehlte noch ein solcher. Hiemit gieng er andre acht Tage schwanger, und endlich nannte er sich Don Quixote. Daher kam es vermuthlich, daß die Verfasser dieser wahrhaften Geschichte meinten, er müsse eher Quixada als Quesada geheißen haben, wie Andre behaupten wollten. Bei dieser Gelegenheit fiel aber unserm

[1] Ein unübersetzliches Wortspiel. Rozin heißt im Spanischen ein Klepper; antes zuvor, oder was den Vorrang vor andern seinesgleichen hat.

Junker ein, daß der mannhafte Amadis sich nicht schlechtweg Amadis, sondern Amadis von Gallien genennt habe, um sein Reich und Vaterland durch seinen Namen berühmt zu machen. Als ein wackrer Ritter wollte er demnach zu seinem Namen den seiner Heimath fügen, und nannte sich Don Quixote von der Mancha, ein Zuname, womit er sein Geschlecht in volles Licht zu stellen und sein Land zu verherrlichen glaubte.

Nun, da seine Waffen geputzt, die Pickelhaube in einen Helm verwandelt, er und sein Klepper glücklich umgetauft waren, schien ihm nichts mehr zu fehlen, als eine Dame, in die er sich verlieben könnte; massen ein fahrender Ritter ohne Liebe ein Baum ohne Blätter und Frucht, ja ein Körper ohne Seele sei. „Denn," sprach er, „wenn

mir zur Strafe meiner Sünden oder gar zur guten Stunde etwa unterwegs ein Riese in den Wurf kommt, wie denn solches fahrenden Rittern zu geschehen pflegt, — und ich ihn nun auf einen Ritt zu Boden strecke, oder durch und durch steche, mit einem Wort, ihn über-

winde, wäre es da nicht fein, eine Dame zu haben, vor die ich ihn weisen und bescheiden könnte? und daß er dann zu meiner süßen Gebieterin hineinträte, sich ihr zu Füßen würfe und mit demüthiger und halbgebrochner Stimme sagte: O Herrin! ich bin der Riese Caraculiambro,

Herrscher der Insel Malindrania, welchen in einem Zweikampfe der nie genug nach Würden zu lobende Ritter Don Quixote von der Mancha

überwand, als welcher mir auch befohlen, mich allhier vor Euer Gnaden gehorsamlich zu stellen, damit Eure Hoheit nach Dero Beliebung und Gefallen über mich gebiete."

O wie freuete sich nicht unser wackrer Ritter, als er diese Standrede zur Welt gebracht hatte, und noch mehr, als ihm einfiel, wen er sich zur Liebschaft erwählen könne! Es war, wie man glaubt, ein hübsches Bauermädchen in einem benachbarten Dorfe, in die er früher verliebt gewesen, obgleich sie der Sage nach weder davon gewußt, noch sich darum bekümmert hatte. Sie hieß Aldonza Lorenzo, und schien ihm vollkommen geeignet, die Dame seines Herzens zu werden. Er suchte ihr einen Namen, der dem seinigen einigermaßen entspräche, und dabei halbwegs auf eine Prinzessin und große Herrin rathen ließe. Endlich fand er ihn, und nannte sie Dulcinea von Toboso, weil sie von Toboso gebürtig war: ein Name, der, in seinen Ohren musikalisch, fremd und bedeutsam klang, wie die andern, die er sich und seinem Rosse gegeben.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Erste Fahrt des scharfsinnigen Junkers Don Quixote.

lles war vorbereitet, er wollte daher die Ausführung seines Plans keinen Augenblick mehr verschieben; denn lebhaft stellte sich ihm das Unheil vor Augen, welches der Welt aus seinem Zaudern erwachsen könnte, weil so viel Ungebühr auf ihn warte, die er abzustellen, so manches Unrecht, das er gerade zu machen, Mißbräuche, denen er zu steuern, Frevel, die er zu rächen habe. Ohne demnach Jemanden ein Wort davon zu sagen, und ohne sich von Jemanden erblicken zu lassen, legte er eines Morgens vor Tage — es war einer der heißesten im Heumonat — seine ganze Rüstung an, setzte seinen zusammengeflickten Helm auf, ergriff Tartsche und Lanze, bestieg seinen Rozinante und ritt durch die Hinterthüre des Hofes auf das freie Feld, äußerst vergnügt, daß sein wichtiges Vorhaben einen so leichten Anfang nahm. Kaum war er hinaus, als ihn ein so schrecklicher Gedanke überfiel, daß er nahezu den ganzen Ausritt und das angefangne Werk aufgegeben hätte. Es fiel ihm nämlich ein, daß er noch nicht zum Ritter geschlagen sey, und es folglich nach den Gesetzen der Ritterschaft mit keinem andern Ritter aufnehmen könne und dürfe; und gesetzt, er wäre ein Ritter, so dürfe er blos einen blanken Schild ohne Sinnbild führen, bis er sich solches durch tapfre Thaten erworben hätte.

Digitized by Google

Dies machte ihn eine Zeitlang in seinem Vorsatze wankend; allein seine Narrheit war stärker als alle Gründe, und er beschloß, sich von dem Ersten dem Besten, der ihm unterwegs aufstieße, zum Ritter schlagen zu lassen, wie es viele Andre auch gethan, den Ritterbüchern zufolge, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten. Was den Punkt wegen des blanken Schildes betraf, so gedachte er selbigen zu gelegner Zeit schon so hell zu putzen, daß er weißer als ein Hermelin aussehen sollte.

Nun war er wieder ruhig, und setzte seinen Weg fort, den jedoch das Pferd wählte; denn dies, glaubte er, sey das wahre große Geheimniß, Abenteuer zu finden. Dort zog nun unser angehender

Digitized by Google

Abenteurer hin, und begann folgendes Selbstgespräch: „Erscheint dereinst in kommenden Zeiten die wahre Geschichte meiner berühmten Thaten vor den Augen der Welt, so wird unstreitig der Weise, der sie schreibt, wenn er an die Erzählung meines ersten so frühen Auszuges kommt, folgendergestalt anheben: Kaum hatte der rubinrothe Apollo die goldnen Locken seines schönen Haupthaares über das weite Angesicht der weiten, langgestreckten Erde verbreitet; kaum hatten die kleinen bunten Vögelein mit ihren Harfenzungen und ihrer süßen schmelzenden Harmonie die Ankunft der rosigen Aurora gegrüßt, welche das weiche Bett ihres eifersüchtigen Gemals verließ, und sich in den Thüren und Fenstern des Horizonts der Mancha den Sterblichen zeigte: als der berühmte Ritter Don Quixote von der Mancha die schnöden Federn verließ, sein berühmtes Pferd Rozinante bestieg, und anfieng über das alte Feld Montiel zu ziehen.“ — Er zog auch in der That eben über dieses Feld. — „Glückliche Zeit,“ fuhr er fort, „gesegnetes Jahrhundert, in welchem die Welt meine berühmten Thaten, werth in Erz gegossen, in Marmor gehauen, in Gemählden der Nachwelt aufgestellt zu werden, kennen lernen wird. — O Du, wer Du auch seyest, weiser Zauberer, dem die Ehre aufbehalten ist, Aufzeichner dieser seltnen Geschichte zu werden, ich bitte Dich, vergiß meinen guten Rozinante, den ewig treuen Gefährten aller meiner Abenteuer nicht.“ — Dann, auf ein andres Kapitel übergehend, rief er, als wär' er wirklich verliebt: „O Prinzessin Dulcinea, Gebieterin dieses gefangnen Herzens, wie so gar schwere Trübsal habt Ihr mir auferlegt, daß Ihr mich verbannt und mir es grausamlich verweigert, vor Eurer Schönheit zu erscheinen. Möchte es Euch doch gefallen, o Herrin, einmal in Gnaden zu gedenken dieses Euch leibeignen Herzens, welches Eurenthalb aus Liebe so große Pein erduldet.“

Mit diesem und ähnlichem Unsinn, ganz nach dem Schnitt und Style seiner Bücher, zog er fürbaß, bis die Sonne mit solcher Hitze hervorbrach, daß ihm sicherlich das Gehirn verbrannt wäre, wenn er noch welches gehabt hätte. Er reiste fast den ganzen Tag, ohne daß etwas vorfiel, was verdiente, hier erzählt zu werden. Fast verzweifelte er darüber, denn er dürstete darnach, Jemanden zu finden, an dem er die Stärke seines Arms erproben könnte.

Einige Schriftsteller berichten, das erste Abenteuer, welches unser Ritter bestand, sey das am Passe Lapice gewesen; andre dagegen weisen dem mit den Windmühlen die vorderste Stelle an. Alles, worüber ich mir habe Gewißheit verschaffen können, und was ich in den Annalen der Mancha aufgezeichnet fand, ist, daß er diesen ganzen Tag fortreiste, und daß beim Einbruche der Nacht der Ritter wie sein Klepper vor Hunger und Müdigkeit halb todt war. Er sah sich allenthalben um, irgendwo ein Schloß oder eine Schäferhütte zu entdecken, wohin er seine Zuflucht nehmen und seiner dringenden Noth abwarten könne. Endlich gewahrte er nicht fern vom Wege, den er zog, eine Schenke, für seine Augen ein Stern, der ihm, wenn nicht zum Burgthor, so doch zum Pförtchen der Erlösung winkte. Er

strengte sein Pferd an, so gut es gieng, und erreichte das Ziel, eben, als der Tag sich neigte.

Von ungefähr standen vor der Thüre ein paar Dirnen aus der Zahl der barmherzigen Schwestern, welche mit einigen Maulthiertreibern nach Sevilla zogen, und Willens waren, mit diesen in der Schenke zu übernachten. Da nun in unsers Abenteurers Kopfe Alles, was er sah und hörte, dichtete und dachte, die Farbe seiner Ritterbücher annahm, so erschien ihm auch die Schenke gleich auf den ersten Blick als ein Schloß mit vier Thürmen und silberstrahlenden Zinnen, sammt einer Zugbrücke nebst tiefen Gräben und aller der Zubehör, womit dergleichen Kastelle gewöhnlich ausgestattet sind. Er ritt auf die Schenke, oder wie er meinte, auf das Kastell zu; wenige Schritte davor zog er die Zügel seines Rozinante an, hoffend, es werde zwischen den Zinnen ein Zwerg erscheinen und mit der Trompete das

Zeichen geben, daß ein Ritter vor dem Castell angekommen sey. Da ihm aber dies zu lange währte, und sein Rozinante aus allen Kräften nach dem Stalle arbeitete, so näherte er sich endlich der Thüre, und erblickte die beiden Dirnen, die er für zwei schöne Fräulein oder edle Damen hielt, welche sich vor das Schloßthor begeben hätten, der frischen Luft zu genießen. In dem Augenblicke trug sichs zu, daß ein Schweinhirte, welcher auf dem nahen Stoppelfeld eine Heerde Schweine — die wir, ohne Barmherzigkeit, bei ihrem rechten Namen nennen müssen — hütete, in sein Horn blies, und seine Untergebnen

zusammenrief. Nun hatte Don Quixote, was er wollte, denn in seinen Ohren erscholl das Signal des Zwergs von seiner Ankunft; und nun ritt er auch mit unaussprechlicher Zufriedenheit unter das Thor auf die beiden Dirnen zu.

Wie diese so einen geharnischten Mann mit Schild und Lanze auf sich zukommen sahen, flohen sie erschrocken in die Schenke zurück; aber Don Quixote, als er merkte, daß sie blos aus Furcht vor ihm

flohen, schob sein zusammengekleistertes Visier auf, entblößte sein hagres und staubiges Gesicht, und rief mit zierlicher Geberde und gedämpfter

Stimme ihnen nach: „Fliehen Eure Gnaden nicht, oder befürchten eine Beleidigung von mir: dem Ritterorden, zu dem ich mich bekenne, ziemt es nicht, irgend Jemanden Unbill zuzufügen, geschweige denn Jungfrauen so hoher Art, wie Euer Anblick beurkundet.“

Die Dirnen sahen ihn darauf an, und suchten neugierig mit den Augen sein Gesicht, welches das schlecht gemachte Visier noch fast ganz versteckte; da sie sich aber Jungfrauen nennen hörten, was, wie sie

wohl wußten, weit von ihrem Gewerbe entfernt war, so brachen sie in ein Gelächter aus, und zwar so unbändig, daß er ihnen zurief: „Sittsamkeit stehet den Schönen wohl an und über Kleinigkeiten zu lachen, ist große Thorheit; wiewohl ich dies nicht sage, um Euch wehe zu thun, oder Euch übler Laune zu machen. Nein, mein Wille ist vielmehr, Euch auf jede Weise zu dienen.“

Dieſe für Schenken-Prinzessinnen unverständliche Sprache und der noch seltsamere Aufzug unsers Ritters vermehrte bei jenen das Gelächter und bei diesem den Zorn so gewaltig, daß er sich ganz gewiß an ihnen vergriffen haben würde, wäre nicht in eben dem Augenblicke der Wirth, ein dicker, folglich friedliebender Mann, dazu gekommen.

Dieser nun konnte sich bei dem Anblick einer so mißgeschaffnen, mit Schild, Speer, Harnisch und Zaum verpanzerten Figur, fast eben so wenig des Lachens enthalten als die beiden Dirnen. Im Grunde aber fürchtete er sich doch etwas vor einer so ausgerüsteten Maschine, und beschloß daher seinen Gast ein wenig höflich anzureden. „Herr Ritter,“ sprach er, „wenn es Euch beliebt, hier Quartier zu suchen, so werdet Ihr, die Betten ausgenommen — denn in meinem Hause sind keine — sonst an Allem Ueberfluß bei mir finden.“ Als Don Quixote sich so unterthänig von dem Schloßhauptmann, wofür er den Wirth hielt, empfangen sah, antwortete er ihm: „Für mich, Herr Castellan, ist alles gut genug; ich nehme vorlieb; denn meine Pracht sind Waffen, und Kämpfen meine Ruh'[1], u. s. w.“ Der Wirth, welcher nicht wußte, warum der Ritter ihn Castellan nenne, glaubte, er halte ihn für einen sogenannten ehrwürdigen Castilianer[2], ohnerachtet er ein Andalusier war aus der Gegend von San Lucar, so lange Finger hatte als Cacus und kein geringerer Schalk war, als ein Student oder Edelknabe. Er versetzte also: „demnach werden wohl harte Steine Euer Gnaden Bett, stetes Wachen Euer Schlaf[3] seyn? und wenn dieß ist, so dürfet Ihr nur absteigen, Herr Ritter, ich gebe Euch die Versicherung, daß Ihr in meinem Hause alle Gelegenheit finden sollet, ein ganzes Jahr nicht zu schlafen, geschweige

[1] Der Anfang einer spanischen Romanze.

[2] Castellano heißt sowohl ein Castellan als auch ein Castilianer; un Sano de Castilla aber im Sprichworte ein feiner Spitzbube.

[3] Ebenfalls Anfang eines Liedes.

denn eine Nacht.“ So sprechend hielt er dem Ritter die Steigbügel, der sich dann mit Mühe und Schwierigkeit vom Pferde herabwälzte, als Einer, der am Abend noch nicht gefrühstückt hatte. Er befahl hierauf dem Wirthe sein Pferd auf's Leben an, weil es das beste Thier sey, das je Heu gefressen. Der Wirth schaute es darauf an, fand es aber nicht halb so preiswürdig, als Don Quixote sagte, und führte es in den Stall.

Hierauf kam er zurück, um zu hören, was etwa sein Gast zu befehlen hätte, fand aber bereits die beiden Nymphen, mit denen er

Digitized by Google

sich schon wieder ausgesöhnt hatte, ihn zu entwaffnen beschäftigt. Den Vorder- und Hinterküraß hatten sie ihm wohl losgeschnallt, aber so viele Mühe sie sich auch gaben, so konnten sie doch weder die Halsberge öffnen, noch den geflickten Helm abnehmen; denn er hatte ihn mit einigen grünen Schnüren zusammengeknüpft, die sie hätten zerschneiden müssen, weil die Knoten unauflöslich waren, was aber der Ritter auf keine Weise zugeben wollte.

Er behielt also die ganze Nacht hindurch seinen Helm auf dem Kopfe, und machte darin die schönste und seltsamste Figur, die man sich nur denken kann. Unter dem Entwaffnen sagte er zu den beiden Dirnen, die er noch immer für Fräulein und vornehme Damen aus dem Schlosse hielt, überaus zierlich: „Niemals ward ein edler Degen baß bedient, als Don Quixot', Damen kamen ihm entgegen, pflegten ihn als einen Gott, führten ihn zum Ritterschlosse, streuten Futter seinem Rosse — nämlich der Rozinante, denn dies, meine Damen, ist der Name meines Pferdes, und Don Quixote von der Mancha der meinige, den ich Euch zwar nicht eher entdecken wollte, als bis ihn etwelche Großthaten, Euch zu Dienst und Nutz, verrathen hätten, wenn ich nicht die alten Verse Lanzarote auf gegenwärtigen Fall anwenden müßte, und dies die Ursache wäre, warum Ihr ihn eher erfahret, als es seyn sollte. Aber es wird die Zeit kommen, da Euer Gnaden nur gebieten und ich durch meinen Gehorsam zeigen werde, wie brennend mein Verlangen sey, Euch durch die Tapferkeit meines Arms zu dienen."

Die Dirnen, welche nicht gewohnt waren, dergleichen rednerische Figuren zu hören, antworteten ihm kein Wort darauf, und fragten nur, ob er nichts essen wollte? „O ja," versetzte Don Quixote; „sey es, was es wolle, denn so wie ich merke, ist es sehr von nöthen." Zum Unglück war es eben Freitag und in der ganzen Schenke nichts zu haben als einige Bissen schlechten Stockfisches, dem man hier zu Lande den edeln Namen der Forellen gab. Man fragte also, ob Seine Gnaden Forellchen befehlen, weil eben kein anderer Fisch vorräthig wäre.

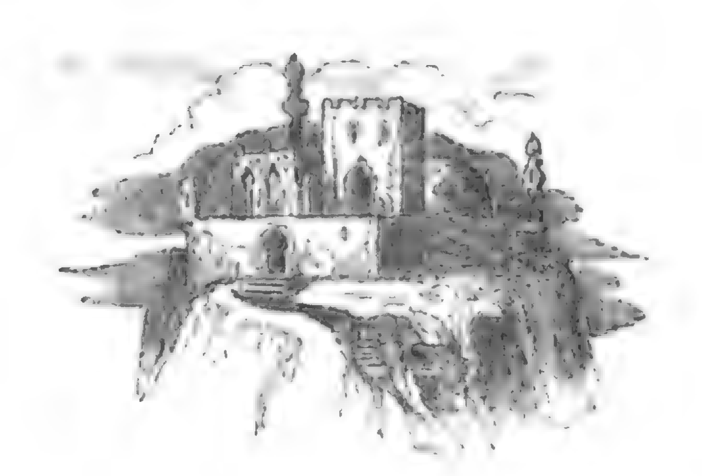
„Nun ja, wenn's viele Forellchen sind, so machen sie zusammen auch eine Forelle, wie sechzig Kreuzer immerhin einen Gulden. Und

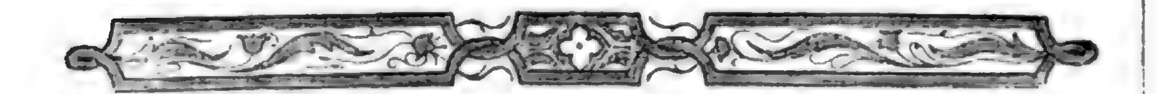
desto besser, wenn es kleine Forellen sind; denn Kalbfleisch ist immer zarter als Fleisch von einer Kuh, und ein Zicklein besser denn ein Bock. Doch gleichviel, was? nur hurtig her damit, denn ein so weiter Weg und die Last der Waffen trägt sich nicht gut mit leerem Magen."

Man setzte ihm also den Tisch der Kühlung wegen vor die Thüre, und nun trug der Wirth ein Stück von dem schlecht geweichten und noch schlechter gekochten Stockfische nebst einem Brode auf, das schwärzer und schimmlichter war, als des Ritters Waffen. Man mußte sich krank lachen, wenn man ihn essen sah; denn mit dem Helme auf dem Kopfe und dem Visier vor dem Gesichte konnte er mit seinen eigenen Händen durchaus keinen Bissen zum Munde bringen, wenn man es ihm nicht hineinschob. Diesen Dienst leistete ihm eine von den Nymphen. Nun aber kam es zum Trinken. Dies war noch unmöglicher, und würde es auf immer geblieben seyn, wenn nicht der Wirth ein Rohr ausgehöhlt, ihm das eine Ende davon in den Mund

gegeben und durch das andre ihm den Wein eingetrichtert hätte. Alles dies litt der Ritter mit Geduld, damit nur die Schnüre seines Helms nicht zerschnitten wurden.

Mitlerweile kam ein Schweinschneider vor die Schenke und blies vier- oder fünfmal auf seiner Rohrpfeife. Dies vollendete des armen Junkers Täuschung. Die Schenke war ihm unwidersprechlich ein Castell; das Gedudel Tafelmusik; der Stockfisch Forelle; das Commißbrod Semmel; die beiden Landnickel Damen; der Wirth Castellan des Schlosses, und somit sein erster Ausritt mit bestem Erfolge gekrönt. Nur Eines quälte ihn noch, daß er nämlich noch nicht zum Ritter geschlagen war; ohne welche Weihe er doch nicht mit gutem Gewissen ein Abenteuer bestehen konnte.





Drittes Kapitel.

Don Quixote empfängt mit geziemender Feierlichkeit den Ritterschlag.

ls er, von diesem Gedanken gemartert, sein kärgliches Mahl schleunig verzehrt hatte, rief er den Wirth, verschloß sich mit ihm in den Stall, sank vor ihm auf die Knie und sprach: „Tapfrer Ritter, ich werde nicht eher von dieser Stelle aufstehen, bis Eure Herrlichkeit mir eine Gabe gewähret, um welche ich Euch bitten will, und welche nicht allein zu Eurem Lob, sondern auch zum Frommen des menschlichen Geschlechtes ausschlagen wird.“

Der Wirth, welcher seinen Gast zu seinen Füßen sah und in solchem Tone reden hörte, schaute ihn ganz betroffen an, und wußte nicht, was er thun oder sagen sollte. Er wollte ihn aufheben; allein es war Alles umsonst, bis er ihm seine Bitte zu gewähren versprach.

„Weniger erwartete ich auch nicht von Eurer gepriesnen Großmuth, Sennor! Wisset also, daß die Gabe, deren Gewährung mir Eure Freigebigkeit versprochen hat, darin bestehet, daß Ihr mich morgenden Tags zum Ritter schlaget. Diese Nacht werde ich in Eurer Schloß-Kapelle die Waffenwache halten, damit ich morgen früh empfangen könne, wornach ich so lange geschmachtet, und endlich in Stand gesetzt werden möge, in alle vier Theile der Welt zu ziehen, wie sichs gebührt, und zu Nutz und Frommen der Bedrängten, Abenteuer aufzusuchen, wie es dem Amt der Ritterschaft, und sonderlich der

fahrenden, zu welcher ich mich bekenne, obliegt, und mein feuriger Wunsch und Wille ist."

Der Wirth, der, wie oben gesagt, den Schelm zum Unterfutter hatte, und schon merkte, daß es bei seinem Gaste unter dem Helm nicht richtig seyn müsse, ward durch diese Anrede seiner Sache vollends gewiß, und damit es die Nacht über tüchtig zu lachen gebe, beschloß er, Don Quixotes Laune freien Lauf zu lassen. „Herr Ritter," antwortete er ihm, „Eure Bitte und Begehr ist sehr billig, und Euer Vorhaben nicht allein höchst löblich, sondern auch einem so hohen Ritter, als Euer edles Ansehen zeigt, besonders anständig. Ich selbst war in jungen Jahren solch' edelm Gewerb ergeben, durchzog verschiedne Reiche der Welt und suchte Abenteuer, am meisten aber trieb ich mich herum in den Vorstädten von Malaga, auf den Inseln Riaran, im Weichbild von Sevilla, auf dem Markte von Segovia, im Oelgarten von Valencia, auf den Plätzen von Granada, am Strande San Lucar, in der Mauergasse von Cordova, in den Kneipen zu Toledo [1] und anderwärts, wo ich Proben genug von der Leichtigkeit meiner Füße und Geschwindigkeit meiner Hände ablegte. Ich trieb es ein wenig bunt, führte junge Wittwen in Versuchung, that einige Jungferschaften ab, verhalf etlichen Waisen von ihrem Erbe, und machte mir fast bei allen Tribunalen Spaniens einen Namen. Endlich hab' ich mich auf dieses Schloß zurückgezogen, wo ich von meinen und andrer Leute Einkünften lebe, alle fahrenden Ritter, wes Standes und Würden sie auch seyn mögen, aufnehme, und zwar blos aus Lieb' und Gunst, so ich zu diesem Stand trage, nebenbei auch, damit sie zur Vergeltung meiner Fürsorge ihr bischen Habe mit mir theilen. Es ist zwar," fuhr er fort, „jetzt in meinem Schloß keine Kapelle, wo Ihr Waffenwache halten könntet, weil ich sie niederreissen ließ, um eine neue zu bauen; aber ich weiß, daß man auch, im Falle der Noth, dies Geschäft verrichten kann, wo man will, und also könnt Ihr diese Nacht in einem Hofe des Kastells Waffenwache halten, bis wir morgen nach der Frühmesse die gebührende Ceremonie vornehmen können, wo Ihr dann so zum Ritter geschlagen werden sollet, wie

[1] Lauter berüchtigte Orte in Spanien, wo man mehr Diebe und Beutelschneider als ehrliche Leute findet.

keiner in der Welt je dazu geschlagen worden ist. — Noch Eins: hat Euer Gnaden Geld bei sich?"

„Keinen Heller," antwortete Don Quixote; „ich habe auch nie in der Geschichte gelesen, daß ein fahrender Ritter Geld bei sich geführt."

„Hierin irrt Ihr Euch," versetzte der Wirth; „denn gesetzt auch, daß nichts davon in den Geschichten stände, so berechtigt dies nicht zu dem Schlusse, daß sie keines bei sich gehabt, dieweil die Verfasser es vielleicht für überflüssig hielten, einer so unentbehrlichen Sache zu erwähnen, wie Geld und weiße Wäsche auf Reisen ist. Ihr könnt also für ausgemacht annehmen, daß die fahrenden Ritter, von welchen so große und beglaubigte Bücher handeln, für den Nothfall allezeit einen wohlgespickten Beutel, desgleichen weiße Hemden und ein Büchschen Salbe für etwanige Wunden mit sich führten; denn auf den Feldern und Wüsteneien, wo sie kämpften und oft verwundet wurden, fand sich nicht gleich ein Wundarzt, es sey denn, daß sie einen weisen Zauberer zum Freunde hatten, der ihnen augenblicklich zu Hilf' eilte, oder ihnen durch die Luft in einer Wolke ein Fräulein oder einen Zwerg mit einer Flasche Wunderessenz zuschickte, davon ein einziger Tropfen sie so gründlich kurirte, als hätten sie nie eine Wunde gespürt. Sintemal aber letzteres Mittel nicht unter die sichersten zu rechnen, so fanden es obgemeldte Ritter rathsam, ihre Knappen mit Geld und andern nöthigen Dingen, z. B. mit Heftfaden und Wundsalbe zu versehen. Und so ihnen ein Knappe abgieng, — welcher Fall jedoch nicht oft vorgekommen — so führten sie jene Dinge selbst in einem niedlichen Mantelsäckchen bei sich, das sie so sorgfältig hinter dem Sattel versteckten, als wär' es eine Sache von noch größerem Belang; sonst aber war es nicht sehr im Brauch, daß fahrende Ritter selbst Mantelsäcke führten. Ich rathe Euch also, obgleich ichs befehlen könnte, als der ich Euch demnächst werde aus der Rittertaufe heben, daß Ihr fürder nicht ohne Geld, noch sonstige Nothdurft reiset; und werdet Ihr finden, daß dies Euch wohl zu Statten komme, wo Ihr am wenigsten daran gedacht."

Don Quixote versprach, seinem Rathe getreulich nachzuleben, und sogleich wurden Anstalten zu der Waffenwache getroffen, die er

in einem großen Hof neben der Schenke halten sollte. Er las seine Rüstung zusammen, legte sie auf den Trog eines Ziehbrunnens, faßte seinen Schild, nahm den Spieß in die Faust, und wandelte mit feierlichem Anstand vor dem Troge auf und nieder. Es war bereits Nacht, als er seinen Spaziergang antrat. Der Wirth erzählte allen Leuten in der Schenke von der Narrheit und der Waffenwache seines Gastes, so wie von seinem Wunsche, zum Ritter geschlagen zu werden. Sie verwunderten sich männiglich über diese seltsame Art von Wahnsinn, und beobachteten ihn von weitem, wie er bald in ernster Haltung umherwandelte, bald, auf den Speer gestützt, die Augen eine gute Weile unverrückt auf seine Rüstung heftete. Obwohl spät in der Nacht, ersetzten doch die erborgten Strahlen des Mondes den Glanz des Tagsgestirnes, also, daß Jeder sehen konnte, was der ritterliche Novize that.

Indem fiel es einem von den fremden Maulthiertreibern in der Schenke ein, seine Thiere zu tränken, wozu er nothwendig die Waffen vom Troge wegnehmen mußte. Als Don Quixote ihn kommen sah, rief er ihm mit lauter Stimme zu: „O du, wer du auch seyest, verwegner Ritter, der du kommst, die Waffen des Tapfersten, den je ein Schwert umgürtete, zu berühren, siehe wohl zu, was du thust, und wag' es nicht sie anzurühren, wenn du nicht auf der Stelle mit dem Leben für deine Kühnheit büßen willst!" Der Maulthiertreiber fragte wenig darnach — was er freilich bald zu bereuen hatte — ergriff die Waffen bei den Riemen und schleuderte sie eine gute Strecke von sich. Kaum sah dies Don Quixote, als er seine Augen zum Himmel erhob, und Sinn und Gedanken, wie es schien, auf seine Dame Dulcinea richtend, also sprach: „Kommt mir bei diesem ersten Strauße, der Eurem unterthänigen Diener begegnet, zu Hilfe, Gebieterin meines Herzens, und Eure Gunst und Schutz fehle mir in diesem Gange nicht." Damit ließ er die Tartsche fahren, schwang die Lanze mit beiden Händen und schlug den Maulthiertreiber so mächtig über den Kopf, daß dieser übel zugerichtet auf den Boden stürzte, und wäre ein zweiter Schlag nachgefolgt, so hätte ein Wundarzt nichts mehr an demselben zu thun gefunden.

Nach solcher That raffte er seine Waffen wieder auf, und wandelte hin und her, als ob nichts vorgefallen wäre. Es stand nicht lange an, so kam ein andrer Eselstreiber, der, unwissend, was sich zugetragen — denn der erste lag noch betäubt auf dem Wahlplatze — ebenfalls, um seine Maulthiere zu tränken, an den Brunnen trat, und die Waffen vom Troge weghob. Don Quixote sagte kein Wort, empfahl sich Niemanden in der Welt, legte zum zweitenmale die Tartsche ab, schwang zum zweitenmale die Lanze und ohne daß der Spieß einen Splitter verloren, hatte der Eselstreiber vier Löcher im Kopf. Auf das Geschrei des Verwundeten lief Alles aus der Schenke herbei, unter Andern auch der Wirth. Da Don Quixote dies sah, ergriff er hurtig seine Tartsche wieder, legte Hand an den Degen und sprach: „O Königin der Schönheit, Kraft und Stärke meines schwachen Herzens, jetzt ist es Zeit, die Augen von Eurer Höhe herab auf Euren unterthänigen Ritter zu werfen, da ihn ein so großes Abenteuer erwartet;" und hierauf bekam er in seinen Gedanken so viel mannhaften Muth, daß er vor allen Maulthiertreibern in der

Digitized by Google

Welt keinen Fuß breit würde gewichen seyn. Die Kameraden der Verwundeten, da sie ihren Gesellen so übel mitgespielt sahen, fiengen an einen Hagel von Steinen auf Don Quixote los zu schleudern, der sich dagegen, so gut er konnte, mit seiner Tartsche bedeckte, aber unverrückt am Wege stehen blieb, damit er seine Waffen nicht verlöre. „Laßt ihn doch gehen," schrie der Wirth aus vollem Halse; „ich hab' euchs ja schon gesagt, daß der Kerl ein Narr ist, und wenn er euch alle umbringt, wird ihm drum wenig geschehen." — Schrie der Wirth, so schrie Don Quixote desto ärger, schimpfte sie treulose Verräther, und den Herrn Kastellan eine feige Memme und einen pflicht- und ehrvergeßnen Ritter, weil er zugebe, daß man fahrende Ritter so behandle, „und wär' ich nur erst zum Ritter geschlagen," fuhr er fort, „so wollte ich Euch diesen Vorwurf beweisen. Ihr Andern aber, elendes, verächtliches Gesindel! um euch bekümmre ich mich gar nichts. Nur näher her, nur immer zugeworfen! ihr werdet bald sehen, was euer freches Wesen euch eintragen wird." Er sagte dies in so kühnem Tone, daß er allen seinen Gegnern Furcht einjagte. Dies und das Zureden des Wirthes machte, daß sie aufhörten zu werfen, er hingegen die Verwundeten wegtragen ließ, und seine Waffenwache so ruhig als zuvor fortsetzte.

Dem Wirth indeß gefielen die Streiche seines Gastes nur halb. Er beschloß also dem Ding ein Ende zu machen, und ihm den verwünschten Ritterorden lieber gleich zu ertheilen, eh' noch ein anderes Unglück geschehe. Er gieng auf ihn zu und entschuldigte sich wegen der Beleidigung, welche dieser Pöbel ohne sein Vorwissen sich gegen ihn erlaubt habe, wofür jedoch derselbe schon hinreichend gezüchtigt worden sey. „Ich habe Euer Gnaden schon gemeldet," fuhr er fort, „daß in diesem Kastell keine Kapelle ist, welche ich aber auch zu unserm Vorhaben nicht nöthig finde; denn, so wie ich aus dem Ordensbuche weiß, besteht die ganze Feierlichkeit in einem Schlag der flachen Hand an den Hals, und in dem Schwertschlag auf den Rücken, welches aber eben so gut mitten auf freiem Felde geschehen kann. Und in Betreff Eurer Waffenwache habt Ihr ja mehr als genug gethan, da dieselbe nun bereits vier Stunden angedauert, während sonst auch zwei schon hinreichen."

Don Quixote glaubte dies alles gar gern, und sagte, er sey sogleich bereit zu gehorsamen, und die Sache in möglichster Kürze zu

Stand zu bringen; denn, sey er nur einmal zum Ritter geschlagen, und werde noch einmal so schändlich angefallen, so wolle er auch keine Seele im Kastell am Leben lassen, ausgenommen die, welche er aus Respekt für des Herrn Kastellans Befehle vielleicht verschonen würde.

Der Wirth, dem es bei diesen Drohungen nicht recht geheuer war, holte sogleich ein Buch, worin er den Maulthiertreibern die abgegebene Spreu und Gerste anschrieb, und schritt, begleitet von einem Burschen, der ein Stümpchen Licht trug, und von beiden mehrerwähnten Dirnen, wieder auf Don Quixote zu. Er befahl ihm sogleich niederzuknien, murmelte hierauf etwas aus seinem Manual, als wenn er ein Gebet spräche; mitten unter dem Lesen erhob er die Hand und gab ihm einen derben Schlag in den Nacken, hierauf einen

Digitized by Google

mit seinem eignen Degen auf den Rücken, und murmelte dabei immer zwischen den Zähnen fort. Nachdem dies geschehen war, befahl er einer von den Damen dem Ritter das Schwert umzugürten, welches sie auch mit vieler Zierlichkeit und Selbstverläugnung that, denn es kostete ihr nicht wenig Mühe, bei allen diesen Cerimonien das Lachen zu halten; aber die Proben, welche der neue Ritter bereits von seiner Tapferkeit gegeben hatte, verboten es ihr wohl. Beim Umgürten des Schwertes sagte das züchtige Fräulein zu ihm: „Gott mache Euer Gnaden zum glücklichsten Ritter, und gebe Euch seinen Segen zu Euern Kämpfen.“ Don Quixote fragte sie um ihren Namen, damit er hinfüro wisse, wem er für diese empfangne Gnade verbunden sey, und ihr einen Theil des durch seinen tapfern Arm zu erwerbenden Ruhmes zuschreiben könne.

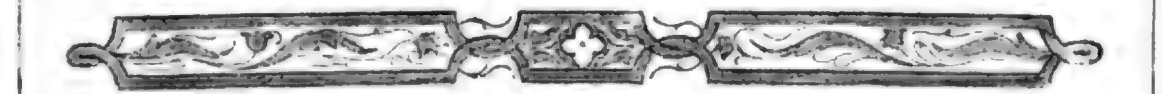
„Ich heiße Tolosa“ antwortete die Dirne sehr demüthig, „bin eines Damenschneiders von Toledo Tochter, halte mich meist in Sancho Bienayas Laden auf, und bin allezeit bereit, wo und wie es sey, Euer Gnaden unterthänig zu bedienen.“

„Nun so erweist mir die Gefälligkeit,“ erwiederte Don Quixote, „Euch ein „„von““ beizulegen, und nennt Euch künftig Fräulein von Tolosa.“ Sie versprach es ihm auch.

Die Andre legte ihm hierauf die Sporen an, und mit dieser hielt er dasselbe Gespräch, wie mit der Vorigen. Auf die Frage nach ihrem Namen, sagte sie, man heiße sie die Müllerin, weil ihr Vater ein ehrbarer Müller zu Antiquera sey. „Thut mir auch den Gefallen, sprach er, und nennet Euch nicht schlechthin so, sondern nehmet das „„von““ an; es klingt besser! Uebrigens danke ich Euch, und erbiete Euch meine Gegendienste.“

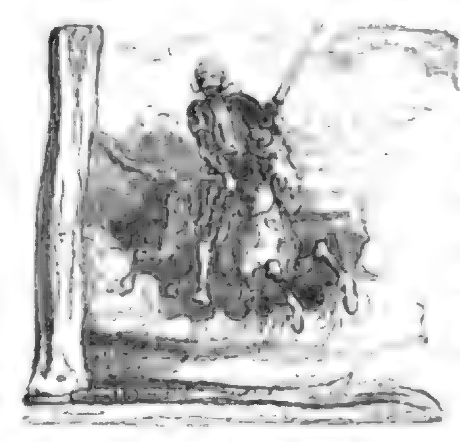
Nachdem nun diese noch nie ersehnen Cerimonien der Ritterung im Galoppe abgemacht waren, konnte Don Quixote nicht einmal den Tag erwarten, sich zu Pferde zu sehen, und Abenteuer aufzusuchen. Er sattelte auf der Stelle seinen Rozinante, schwang sich hinauf, umarmte den Wirth, und sagte ihm bei Gelegenheit seines Dankes für den Ritterschlag so viel närrisches Zeug, daß wir es nie würden

erzählen können, so gern wir auch wollten. Der Wirth, um ihn nur los zu werden, antwortete ihm mit nicht weniger Floskeln, doch etwas kürzer, und ließ ihn, ohne Zehrgeld zu fordern, in Gottes Namen ziehen.



Viertes Kapitel.

Was unserm Ritter begegnete, als er die Schenke verlassen.



Lustig brach so eben der Morgen an, als Don Quixote aus der Schenke ritt, und zwar so zufrieden, so fröhlich, so entzückt, sich nun zum Ritter geschlagen zu sehen, daß ihm die Freude darüber beinahe den Sattelgurt zersprengt hätte. Da ihm aber der gute Rath seines Wirthes in Ansehung des Geldes und der weißen Wäsche einfiel, beschloß er vor der Hand wieder nach Hause zu reiten, und sich mit allem Nöthigen, besonders aber mit einem Schildknappen zu versehen. Diese Stelle dachte er mit seinem Nachbar im Dorfe zu besetzen, einem Bauer, der arm war und mit Kindern gesegnet, aber wie gemacht zum Schildknappendienst eines fahrenden Ritters. In diesen Gedanken lenkte er den Rozinante nach seinem Dorfe zu, welcher auch, als ahnete er die Absicht seines Herrn, so hurtig zu laufen anfing, daß er kaum die Erde mit den Füßen zu berühren schien. Don Quixote war noch nicht weit geritten, als er aus einem dicken Walde rechter Hand eine zarte klägliche Stimme zu hören glaubte. Kaum hatte er sie vernommen, so rief er: „Dank sey dem Himmel für die Gnade, daß

Digitized by Google

er mir so bald Gelegenheit gibt, die Pflichten meines Amtes zu erfüllen, und die Früchte meines löblichen Entschlusses zu sammeln. Ohne Zweifel ist dies die klagende Stimme eines oder einer Bedrängten, die meines Schutzes und Beistandes bedarf."

Sogleich drehte er die Zügel und lenkte sein Pferd nach dem Orte, woher ihm die Stimme zu kommen schien. Nur wenige Schritte war er ins Gebüsch geritten, so erblickte er an einer Eiche ein Pferd angebunden, und an einer andern einen Jungen von ungefähr fünfzehn Jahren, nackend bis auf den Hosenbund, der jene Klagetöne von sich gab, und zwar nicht ohne Grund, denn ein vierschrötiger Bauer peitschte ihn jämmerlich mit seinem Gürtel und begleitete jeden

Hieb mit einem Tadel und einem Rathe, indem er sagte: „Maul zu, Augen auf!“

„Ach ums Blut Christi willen, ich wills nicht wieder thun, lieber Herr, ich wills nicht wieder thun; ich verspreche Euchs, ich will künftig besser aufs Vieh Acht geben!“ schrie der Junge unaufhörlich.

Da Don Quixote sah, was hier vorgieng, ergrimmte er und rief dem Bauer zu: „Ungezogner Ritter, ists auch Manier, mit Jemanden anzubinden, der sich nicht wehren kann? besteiget Euer Roß und nehmet Eure Lanze — wofür er eine Stange ansah, die an der Eiche lehnte, an welche das Pferd gebunden war — und ich will Euch zeigen, daß dies nur eine feige Memme thut.“ Der Bauer, der über sich die von Waffen strotzende Gestalt erblickte, die ihm noch dazu immer mit der Lanze unter dem Gesicht herumspielte, war halb todt, und gab die besten Worte. „Herr Ritter,“ sprach er, „der Junge, den ich hier abstrafe, ist von mir gedungen, meine Schafe zu hüten. Er ist aber so liederlich, daß mir täglich ein Schaf wegkommt; und wenn ich ihn über seine Nachläßigkeit und Bosheit bestrafe, so spricht er noch obendrauf, ich thät' es nur darum, damit ich ihm seinen schuldigen Lohn nicht bezahlen dürfe; und mein' Seele, Herr Ritter! er lügt.“

„Lügen, sagst du?“ schrie Don Quixote; „und dies in meiner Gegenwart, grober Bauer? Bei der Sonne, die uns bescheint, schier möcht ich dich mit meiner Lanze durch und durch rennen. Diesen Augenblick binde ihn los, und bezahle ihn ohne Widerrede; oder bei Gott, der über uns ist, ich mache dir auf der Stelle den Garaus.“

Der Bauer ließ den Kopf hängen und band ohne Widerrede den Jungen los. Don Quixote fragte ihn, wie viel ihm sein Herr schuldig sey. „Den Lohn für neun Monate,“ sprach der Junge, „für jeden Monat sieben Realen.“ Der Ritter, nachdem er gerechnet und gefunden hatte, daß die Schuld drei und sechzig Realen betrug, befahl dem Bauer, sie sogleich auszuzahlen, wenn ihm sein Leben lieb sey. Der furchtsame Bauer versicherte ihm dagegen, so gewiß er

dastehe und geschworen habe, ungeachtet er nicht geschworen hatte — daß es nicht so viel betrage; denn es müßten noch drei Paar Schuhe abgerechnet werden, die er ihm gegeben, und ein Real für zweimal Aderlassen, da er krank gewesen sey.

„Mag Alles seyn," versetzte Don Quixote; „aber rechnet die Schuhe und das Aderlassen für die Schläge, die Ihr ihm unschuldigerweise gabet. Zerriß er auch das Leder von Euern Schuhen, so habt Ihr ihm dafür sein eignes Fell zergerbt; ließ ihm der Barbier für Euer Geld zur Ader, da er krank war, so habt Ihr ihm bei gesundem Leibe Blut abgezapft, und folglich ist er Euch von dieser Seite nichts schuldig."

„Das Unglück aber ist nur, Herr Ritter, daß ich kein Geld bei mir habe," sagte der Bauer. „Andrees mag mit mir nach Hause gehen, da will ich ihn bei Heller und Pfennig bezahlen."

„Ich mit ihm gehen?" rief der Junge; „daß ich ein Narr wär'; in meinem Leben nicht, Herr. Nicht einmal in Gedanken; denn hätt' er mich allein, weiß Gott, er würde mich lebendig schinden, wie einen Sanct Barthelmees."

„Das wird er nicht thun," sagte Don Quixote; „genug, daß ich es ihm verbiete, und er gegen mich Respekt haben muß. Er soll mir es bei dem Ritterorden, den er empfangen hat, schwören, und dann will ich ihn frei lassen und dir für die Bezahlung haften."

„Gestrenger Herr," sprach der Junge, „bedenkt, was Ihr sagt; mein Herr da ist ja kein Ritter und hat in seinem Leben keinem Orden angehört. Er heißt Hans Wanst der Reiche, und ist bei Knausersdorf zu Hause."

„Dies macht nichts aus," antwortete Don Quixote; „die Wänste können so gut Ritter seyn, als Andre, denn Jeder ist Sohn seiner Thaten."

„Das ist wohl wahr," sagte Andrees; „aber welcher Thaten Sohn ist denn mein Herr, wenn er mir mein Bischen Schweiß und Blut, meinen sauer verdienten Lohn vorenthält?"

Kaum gewahrte sie Don Quixote von Ferne, so glaubte er, ein neues Abenteuer sey im Anzug; und, um seinen Ritterbüchern Schritt vor Schritt zu folgen, fiel ihm glücklicherweise ein ähnliches ein, nach welchem er das jetzige zu behandeln gedachte. Er setzte sich demnach mit eben so vieler Würde als Kühnheit in den Steigbügeln fester, legte die Lanze ein, zog seine Tartsche vor die Brust,

postirte sich mitten in den Weg, und erwartete diese fahrenden Ritter, wofür er sie unbedenklich ansah. Als sie sich nahe genug waren, um einander sehen und hören zu können, erhob Don Quixote die Stimme, und schrie ihnen trotzig zu: „Alle Welt halte, wenn nicht alle Welt bekennen will, daß in aller Welt kein schöneres Fräulein ist, als die Kaiserin von der Mancha, die unvergleichliche Dulcinea von Toboso."

Auf diese Worte hielten die Kaufleute still, die seltsame Gestalt zu beschauen, die ihnen solches zurief. Aus der Figur und Anrede aber sahen sie bald, wo es dem Herrn fehle. Jedoch, um näher zu erfahren, was er mit dem Bekenntniß bezwecken wollte, das er ihnen absorderte, antwortete ihm Einer von ihnen, ein loser Vogel und Spaßmacher: „Herr Ritter, wir Alle kennen die Dame nicht, von der Ihr uns da saget. Zeiget sie uns, und wenn sie wirklich so schön ist, wie Ihr sprechet, wohlan, so wollen wir ohne den geringsten Zwang die Wahrheit bekennen, die Ihr von uns hören wollt."

„Und wenn ich sie Euch zeigte," versetzte Don Quixote, „was hättet Ihr dann noch für ein Verdienst, eine so weltkundige Wahrheit einzugestehen? Hier kommt es darauf an, daß Ihr, ohne sie gesehen zu haben, es glaubet, bekennet, behauptet, beschwöret und verfechtet; wo nicht, so sey euch stolzem und ungezognem Volke hiemit die Fehde erklärt. Kommt her, Mann für Mann, wie es die Gesetze der Ritterschaft fordern, oder Alle zusammen, wie es gemeiner Brauch von Leuten Eures Gelichters ist, hier erwarte ich Euch unerschrocken, vertrauend auf die Gerechtigkeit meiner Sache."

„Herr Ritter," antwortete der Kaufmann, „ich bitte Euer Besten im Namen aller hier gegenwärtigen Prinzen, daß Ihr uns nicht zwingen wollet, eine nie gesehne und nie gehörte Sache zu bekennen, die erstlich unser Gewissen beschweren, und zweitens allen Kaiserinnen und Königinnen von Alcarria [1] und Estremadura höchst nachtheilig seyn würde. Zeiget uns nur ein Bildchen von Eurer Dame; wenn es auch nicht größer als ein Gerstenkorn wäre, so ist es uns schon genug; denn dem Faden nach findet man immer den Knäul. Wir würden Euch dann mit gutem Gewissen gestehen können, was Ihr wollet, und Ihr würdet zufrieden seyn. Ich glaube sogar, wir Alle sind schon dergestalt zu ihren Gunsten eingenommen, daß, wenn sie auch im Porträt mit einem Auge schielte und aus dem andern ihr Zinnober und Schwefel flöße, wir dennoch Euch zu Gefallen Alles, was Ihr wollet, zu ihrem Lobe gestehen würden."

„Was Zinnober? was Schwefel? heilloses Gesindel!" schrie Don Quixote wuthentbrannt. „Von ihr träuft nur Balsam und Ambra. Sie ist weder krumm noch bucklich, sondern gerader und schlanker als eine Spindel von Quadarrama; aber ihr Alle sollt mir für eine so ungeheure Lästerung büßen, womit Ihr die hohe Schönheit meiner Dame zu beschimpfen Euch erfrecht habt."

Hierauf rannte er mit gefällter Lanze so wüthend auf den Lästerer zu, daß es gewiß dem muthwilligen Kaufmann übel ergangen seyn würde, hätte sein guter Stern nicht gewollt, daß Rozinante mitten im Lauf stolperte und niederstürzte. Der Sturz war auch so gewaltig,

[1] Alcarria heißt im Spanischen auch ein Strich Landes, wo nichts als kleine Dörfer und elende Bauerhütten sind.

daß unser Ritter eine gute Strecke über das Feld hinflog. Er suchte wieder aufzustehen, allein es gieng nicht, denn immer verhinderten ihn Lanze, Schild, Sporen, Helm und die Last seiner altväterischen Waffen. Indem er sich so mit dem Versuche aufzustehen zermarterte und

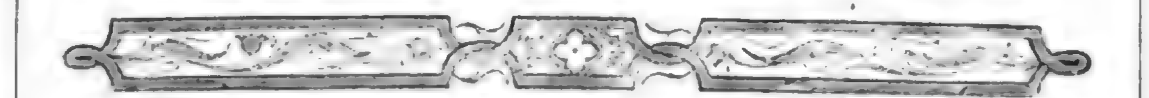
immer nicht konnte, schrie er: „Laufet nicht, ihr Memmen, ihr feiges Pack; stehet, wenn Ihr Herz habt; ich nicht, mein Pferd ist Schuld, daß ich hier liege.“ Ein Maulthierjunge vom Gefolge der Kaufleute aber, der eben keiner von den Gutmüthigsten war, konnte sich

Digitized by Google

nicht enthalten, die Antwort auf so ehrenrührige Reden dem armen abgesattelten Ritter auf seine Rippen zu schreiben. Er gieng zu ihm hin, nahm seine Lanze, brach sie in Stücke, und gab mit einem davon unserm Don Quixote eine so gute Tracht Schläge, daß er ihn, trotz seiner Waffen und Rüstung, fast zu Brei drasch. Seine Herren schrien zwar, er sollte aufhören und ihn gehen lassen; der Maulthierjunge aber war im besten Zuge und wollte sein Spiel nicht eher aufgeben, bis er sein Müthchen ganz gekühlt hätte. Er griff also nach den übrigen Stücken der Lanze, zerschlug sie alle nach einander an dem armen Ritter, der unter dem ganzen Hagelregen von Prügeln nicht einen Augenblick stille schwieg, sondern unaufhörlich Himmel, Erde und diesen Straßenräubern, wofür er sie hielt, fluchte. Endlich ward der Junge selbst müde; die Kaufleute zogen weiter und nahmen Stoff genug mit, sich den ganzen Weg über von dem armen zerschlagnen Ritter zu unterhalten.

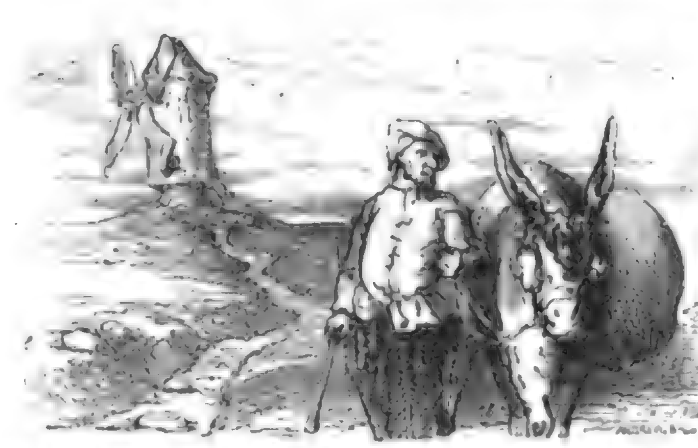
Da sich nun Don Quixote allein sah, versuchte er abermals aufzustehen; aber konnte er es nicht bei gesundem Leibe, so konnte er es noch weniger jetzt, da er so zerbläut und fast gerädert war. Und doch hielt er sich noch immer für glücklich genug, weil dies ein Zufall sey, der nur irrenden Rittern begegnen könne, und die ganze Schuld nicht auf ihn, sondern auf sein Pferd falle. Indessen blieb er fortwährend mit seinem Troste und zermalmten Leib auf dem Wahlplatze liegen.

Digitized by Google



Fünftes Kapitel.

Fortsetzung desselben Abenteuers.



or Schmerz unfähig, nur ein Glied zu regen, nahm er seine Zuflucht zu dem gewöhnlichen Hilfsmittel, sich auf einen ähnlichen Fall in seinen Büchern zu besinnen. Seine Narrheit brachte ihm auch glücklich den Unfall Balduins und des Marquese von Mantua in die Gedanken, als nämlich Carlot jenen verwundet im Gebirge liegen ließ; eine Geschichte, die Alt und Jung weiß und glaubt, und welche ungefähr so wahr ist, als die Wunder Mahomeds. Dem sey, wie ihm wolle, unserm Ritter schien diese Begebenheit gerade für den Fall gemacht, in welchem er sich eben befand. Er fieng demnach an, sich mit Zeichen des äußersten Schmerzens auf der Erde herumzuwälzen, und mit schwacher Stimme eben so zu klagen, wie der verwundete Ritter des Waldes geklagt haben soll:

„O du meiner Augen Waide,
Weilest du im fernen Land?
Weißest du nicht, was ich leide?
Ward dein Herze mir entwandt?"

In diesem Tone deklamirte er die ganze Romanze her, bis er an die Worte kam:

„Mantuas hochgeborner Markgraf,
Wohlgewogner Herr und Ohm!“ [1]

Hier kam von ungefähr ein Bauer aus seinem Dorfe, der eben einen Sack Korn in die Mühle gebracht hatte. Da dieser einen Menschen hier auf der Erde gestreckt liegen sah, gieng er hin und fragte ihn, wer er sey und was ihm fehle, daß er so jämmerlich wehklage? Don Quixote hielt ihn alsbald für den Marques von Mantua, seinen Oheim, der ihm zu Hilfe komme; fuhr also ununterbrochen fort, die Verse von seinem Unglück und der Liebschaft seiner Braut mit dem Kaisersohne abzuleiern.

Der Bauer stand ganz verblüfft da, wie er den Unsinn hörte, machte dem Ritter aber doch wundershalber das Visier auf, welches ganz zerschlagen war, und reinigte ihm das Gesicht vom Staube. Kaum

hatte er dies gethan, so erkannte er ihn: „Ei, Herr Quixada,“ schrie der Bauer, (so muß er folglich geheißen haben, als er noch

[1] Ein altes berühmtes Volkslied, dessen Inhalt kurz folgender ist: Carlot, Karls des Großen Sohn, verlockt den Grafen Balduin aus Eifersucht in eine Einöde, um ihn dort zu tödten und dann seine Wittwe zu ehelichen. In der That streckt er ihn meuchlings nieder und läßt ihn für todt auf der Erde liegen. Der Marquis von Mantua, Balduins Neffe, jagte zufälliger Weise in der Nähe und wurde durch die Seufzer des Sterbenden herbeigezogen. Er erkannte seinen Oheim, beschloß ihn zu rächen und schickte deshalb eine Gesandtschaft an Kaiser Karl nach Paris, der auch wirklich seinen Sohn hinrichten ließ.

bei Verstand war und den friedlichen Landjunker noch nicht mit dem fahrenden Ritter vertauscht hatte), „wer hat denn Euer Gestrengen so zugerichtet?“ Der Ritter aber fuhr beharrlich in seiner Romanze fort, was auch Jener fragen mochte. Da nun der gute Mann sah, daß nichts mit dem Junker anzufangen war, so nahm er ihm bestmöglichst den Brust- und Rückenharnisch ab, zu sehen, ob er verwundet sey, fand aber weder Blut noch irgend eine Spur von Wunden. Er hob ihn dann von der Erde auf und brachte ihn mit vieler Mühe auf seinen Esel, weil er diesen für ein sanfteres Transportmittel

hielt als den Rücken Rozinantes. Die Waffen las er bis auf die Splitter der Lanze zusammen, packte sie dem Rozinante auf, nahm letztern mit einer Hand beim Zaume und mit der andern seinen Esel beim Halfter, wanderte immer seinem Dorfe zu in steigender Verwunderung über Don Quixotes närrische Reden.

Weit übler gieng es dem armen Don Quixote, welcher zerschlagen, wie er war, sich kaum auf dem Esel halten konnte, und von Zeit zu Zeit herzbrechende Seufzer gen Himmel schickte, daß der

Bauer von Neuem bewogen wurde, zu fragen, wo es ihm denn fehle? Es war aber, als brächte der Teufel unserm Ritter alle die Geschichten in den Kopf, die auf seine jetzigen Umstände paßten; denn jetzt vergaß er seinen Herrn Balduin, dafür aber fiel ihm der Mohr Abindarraez ein, als ihn der Burgvogt von Antequerra, Rodrigo de Narvaez, gefangen nach seiner Burg führte. Da ihn nun der Bauer fragte, wie er sich befinde, und wo es ihm weh thue? so antwortete er ihm buchstäblich eben so, wie in der Diana des Jörg von Montemajor der gefangene Abindarraez dem Rodrigo de Narvaez, und zog Alles, was dort steht, so vollkommen auf sich, daß der Bauer fast des Teufels geworden wäre über das tolle Zeug, das er hören mußte. Zuletzt gieng ihm ein Licht auf, daß der Herr Nachbar ein Narr geworden sey. Er eilte daher, so sehr er immer konnte, mit ihm nach Hause, um sich nur das langweilige Gerede vom Halse zu schaffen. Doch so schnell gieng dies nicht, indem Don Quixote noch das Schlußwort beifügte: „Wisset, edler Herr Rodrigo de Narvaez, daß gedachte schöne Xarifa jetzt die liebreizende Dulcinea von Toboso ist, welcher zu lieb ich die größten Ritterthaten, die man nur je in der Welt gesehen hat, sieht, und sehen wird, thue, gethan habe, und thun werde."

„Du lieber Herr!" erwiederte der Bauer, „so sehet doch mich armen Sünder recht an. Ich bin ja weder der Don Rodrigo de Narvaez noch der Marchese von Mantua; sondern Peter Alonzo, Euer Nachbar, und Euer Gnaden ist ja weder Balduin, noch Abindarraez, sondern der gestrenge Junker Quixada."

„Ich weiß, wer ich bin," rief Don Quixote, „aber ich weiß auch, was ich seyn kann, nämlich nicht blos, was ich gesagt habe, sondern noch mehr als die zwölf Pairs von Frankreich und die neun Helden [1] des Ruhmes dazu; denn Alles, was sie einzeln und zusammen gethan, kommt meinen Thaten noch lange nicht gleich."

Unter derlei Zwiegesprächen kamen sie mit der Abenddämmerung an das Dorf; der Bauer aber wartete noch, bis es ein wenig dunkler wurde, damit die Leute den wohlzerbläuten Junker nicht so übel

[1] Jesua, David, Judas Maccabäus, Hektor, Alexander der Große, Julius Cäsar, Arthus, Karl der Große und Gottfried von Bouillon.

beritten sehen möchten. Da es ihm nun finster genug schien, hielt er seinen Einzug in das Dorf, und brachte den Ritter in sein Haus, wo er Alles in der größten Verwirrung fand. Eben waren der Pfarrer und Dorfbarbier da, und die Haushälterin ließ ihre kreischende Stimme hören. „Was dünkt Euch, Herr Licentiat Peter Perez (so hieß der Pfarrer), von dem Unglücke meines Herrn? Sechs Tage sind es schon, seit weder er, noch sein Pferd, noch Schild, noch Lanze, noch Panzer da ist. O Jammer und Elend! mir ist vor, und gewiß ists so, so wahr ich in Sünden geboren bin, die verfluchten Ritterbücher, in die er immer den Kopf hineinsteckte, haben ihn verrückt gemacht. Und jetzt fällt es mir ein, daß ich ihn oft zu sich selbst habe sagen hören, er wolle ein fahrender Ritter werden, und in aller Welt Enden Abenteuer aufsuchen. Wären sie doch bei'm Teufel und seiner Großmutter, die verdammten Bücher miteinander, die den feinsten Verstand in der Mancha verwirrt haben."

Eben so und noch ausführlicher ließ sich die Nichte vernehmen. „Wisset, Meister Niklas!" sagte sie zum Dorfbarbier, „daß mein Herr Onkel oft zwei geschlagne Tage und Nächte lang in diesen seelenverderblichen Unglücksbüchern las? Und am Ende warf er das Buch aus den Händen, griff zum Degen und hieb und stach auf die Wände los. Wenn er nun müde war, sprach er, er hätte vier Riesen, so groß wie unser Kirchthurm, erlegt; und der Schweiß, den ihm die Anstrengung auspreßte, der, sagt' er, wäre Blut von den Wunden, die er im Kampfe bekommen hätte; darauf trank er einen großen Becher frischen Wassers, und war nun wie geheilt und ruhig, indem er sagte, dies sey ein kostbarer Trank, den ihm der weise Esquife[1], ein großer Zauberer, sein Freund geschickt habe. Bald möchte ich mir die Schuld von Allem dem beimessen, weil ich Euch nicht in Zeiten was von den Anfällen meines Herrn Onkels sagte. Vielleicht hättet Ihr wohl noch Mittel finden können, eh' es so weit gekommen wäre. Wenigstens alle die verdammten Bücher, so viel ihrer sind, hättet Ihr verbrennen können; denn sie verdienen das Feuer so gut als ein Ketzer."

[1] Die Nichte verspricht sich im Zorn, Sie sollte eigentlich Alquife sagen. So hieß nämlich der weise Verfasser des Amadis von Grácia.

„Das sag' ich auch," versetzte der Pfarrer, „und bei meinem Wort, die Sonne soll morgen nicht untergehen, ohne daß ich an ihnen ein Exempel statuirt und sie zum Feuer verdammt hätte, damit sie nicht irgend noch einmal bei Jemand, der darüber kömmt und sie liest, so ein Unglück anrichten, als sie bei meinem guten Freunde angerichtet haben."

Dies Alles hörte der Bauer und Don Quixote mit an, und jener kam nun vollends über den Krankheitszustand seines Nachbars ins Reine. Er klopfte an, und schrie ziemlich laut: „Machet auf, ihr Herren! der Herr Balduin, der Herr Marchese von Mantua, schwer verwundet, und der Herr Mohr Abindarraez, den der mannhafte Rodrigo de Narvaez, Burgvoigt von Antequerra, gefangen bringt, ist da." Auf dies Schreien liefen Alle herbei, und da sie in ihm, die Einen ihren Freund, die Andern ihren Oheim und Herrn erkannten, eilten sie, ihn zu umarmen, obgleich es nicht aussah, als wollt' er vom Esel steigen, wie er denn außer Stand war, es zu thun. „Laßt mich gehen," sagte Don Quixote, „ich komme, aus Schuld meines Rosses, sehr verwundet zurück; bringt mich zu Bette und ruft mir wo möglich die weise Urganja, daß sie meiner Wunden pflege und sie heile."

„Da haben wir's," schrie die Haushälterin. „Sagte mirs nicht mein Herz, auf welchem Fuß Ihr hinket? Kommt nur in Gottes Namen herein, gestrenger Herr, wir wollen Euch schon ohne die Here Urganja kuriren. Verflucht und noch hundertmal verflucht seyen doch die Ritterbücher, die Euer Gestrengen so zugerichtet haben!"

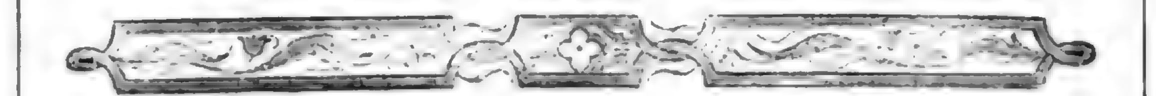
Hiermit trugen sie ihn auf das Bett, und untersuchten seine Wunden; da sie aber keine fanden, sagte er: „'s ist blos eine Verrenkung von wegen eines Sturzes, den ich mit meinem Pferde that, da ich mit zehn der ungeheuersten und grimmigsten Riesen, die sich vielleicht auf der Welt befinden, kämpfte."

„Aha!" sagte der Pfarrer; „sind Riesen mit im Spiele. Bei meiner Tonsur! ich verbrenne sie alle morgen, eh' es Nacht wird."

Sie richteten noch viele Fragen an Don Quixote, allein auf alle antwortete er, sie sollten ihm zu essen geben, und ihn dann schlafen lassen, als welches ihm jetzt das Nöthigste sey. Dies geschah, und

indessen fragte der Pfarrer den Bauer umständlich, wie und wo er Don Quixote gefunden? Letzterer erzählte ihm auch Alles, sogar bis auf die seltsamen Reden, die Don Quixote geführt habe, da er ihn fand und nach Hause schaffte.

Hiedurch wurde der Pfarrer noch mehr in seinem Vorhaben bestärkt, folgenden Tags den Barbier zu rufen und sich mit ihm in Don Quixotes Haus zu begeben.



Sechstes Kapitel.

Erzählung von dem strengen Gericht, das der Pfarrer und der Barbier über die Bücher des weisen Junkers Don Quixote gehalten.

ange noch lag der Ritter in tiefem Schlaf, als sie von der Nichte die Schlüssel zu dem Gemach verlangten, wo die unseligen Bücher standen; ein Wunsch, dem gern entsprochen wurde. Sie giengen mit der Haushälterin hinein und fanden mehr als hundert Stück Folianten und viele in kleinerem Format, sehr schön eingebunden. Als die Haushälterin diesen Vorrath erblickte, lief sie eiligst hinaus, und kam bald darauf mit einem Schüsselchen Weihwasser und einem Büschel Ysop zurück. „Da, da, Herr Licentiat,“ schrie sie, „nehmt und besprengt ja erst die ganze Kammer, damit keiner von den vielen Hexenmeistern, die in diesen Büchern stecken, kommt und uns behext, dafür, daß wir sie aus der Welt schaffen wollen.“

Der Licentiat lachte über die Einfalt der guten Frau, und ließ sich von dem Barbier ein Buch nach dem andern reichen, ihren Inhalt zu beschauen, weil sich doch vielleicht einige noch darunter finden könnten, die ein besseres Schicksal verdienten.

„Nein, nein, Herr Licentiat,“ schrie die Nichte, „verschonet kein einziges; sie haben alle gesündigt. Am Besten ist's, mit allen zum Fenster hinaus in den Hof, und da einen Scheiterhaufen daraus gemacht und verbrannt. Oder noch besser können wir den Stoß im

Hinterhof anzünden, daß der Rauch nicht so viel Aufsehens macht." Die Haushälterin stimmte mit Freuden bei, so eifrig verlangten sie Beide nach dem Tode dieser Unschuldigen. Der Pfarrer aber gieng nicht darauf ein, sondern blieb dabei, zuvor die Titel lesen zu wollen.

Der erste Foliant, welchen ihm der Barbier reichte, waren die vier Bücher des Amadis von Gallien [1]. „Ist es nicht ein wahres

[1] Man kennt weder das Vaterland noch den Verfasser dieses ältesten aller Ritterbucher. Wahrscheinlich dürfte es in Portugal von einem gewissen Vasco de Lobeira geschrieben seyn. Fortsetzungen davon erschienen in allen Ländern.

Wunder?“ sprach der Pfarrer, „da haben wir ja gleich das Ritterbuch, das, wie ich hörte, zuerst in Spanien gedruckt wurde, und alle andern nach sich gezogen hat. Ich denke also, daß wir diesen Amadis als den Stifter einer so bösen Sekte ohne weiteres Verhör zum Feuer verdammen können.“

„Mit Nichten, hochwürdiger Herr!“ rief Meister Niklas. „Ich habe mir sagen lassen, es sey das Beste, was in diesem Geschmack geschrieben worden; und also könnten wir es wohl als das einzige in seiner Art verschonen.“

„Ihr habt Recht,“ sagte der Pfarrer, „und deßwegen soll ihm das Leben geschenkt seyn. Laßt sehen, was weiter folgt.“

„Es sind die Heldenthaten Esplandians, eheleiblichen Sohnes des Amadis von Gallien [1],“ antwortete der Barbier.

„Was helfen dem Sohne die Verdienste des Vaters,“ sagte der Pfarrer. „Nehmt ihn, Jungfer Haushälterin, macht das Fenster auf, und werft ihn hinaus in den Hof, er mag die Grundlage zum Scheiterhaufen machen.“ Mit Freuden that sie dies; der arme Esplandian flog in den Hof und erwartete mit vieler Geduld seine Hinrichtung durchs Feuer.

„Weiter!“ sagte der Pfarrer.

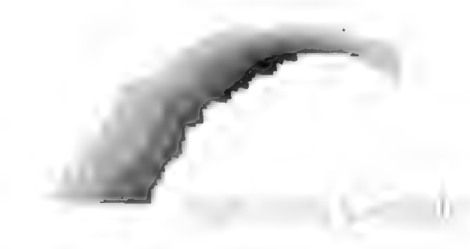
„Der da,“ sprach Meister Niklas, „ist der Amadis aus Gräcia [2]; und alle auf dieser Reihe, glaub' ich, sind von des Amadis Sippschafft.“

„Fort, mit allen in den Hof,“ rief der Pfarrer; „denn um die Königin Pintiquiniestra und den Schäfer Darinel, mit seinen Eclogen und seinem verteufelt wirren Geschwätz aus der Welt zu schaffen, würde ich eher mit ihnen meinen leiblichen Vater verbrennen, wenn er mir in Gestalt eines fahrenden Ritters unter die Hände käme.“

„Recht so,“ sagte der Barbier. „Vollkommen Recht,“ sagte die Nichte. „Weils denn so ist,“ sprach die Haushälterin, „her mit, und alle in den Hof.“ Sie gaben ihr die ganze Sammlung, die

[1] Der Titel des Buchs ist quinto libro de Amadis de Gaula, o las sergas del cavallero Esplandian hijo de Amadis de Gaula. Fol. Sevilla 1526. Der Verfasser ist Garcia Ordonnez de Montalvo.

[2] Amadis de Grecia hijo de Don Lisuarte etc. Fol. Burgos 1535.



nicht klein war, und sie ersparte sich die Mühe des Treppensteigens und warf sie zum Fenster hinaus.

„Was kömmt denn da für ein Ungethüm?“ fragte der Pfarrer. — „Don Olivante von Laura“ [1], antwortete der Barbier. — „Hat mit dem Blumengarten einerlei Verfasser, und in Wahrheit, ich weiß nicht, welches von beiden Büchern mehr Wahrheit, oder, um es richtiger zu sagen, weniger Lügen enthält. Nur so viel weiß ich, daß Olivante, als ein abgeschmackter Bengel, in den Hof gehört.“

„Der Folgende ist Florismarte von Hirkanien“ [2], sagte der Barbier.

„Kommen wir so zusammen, Herr Florismarte?“ versetzte der Pfarrer. „Bei'm heiligen Glauben! der soll, trotz seiner seltsamen Geburt und schwärmerischen Abenteuer, augenblicklich hinunter in den Hof; denn sein harter, trockener Styl verdient nichts Besseres. Hinunter mit ihm und den andern in den Hof, Jungfer Haushälterin.“

„Ja, von Herzen gerne, hochwürdiger Herr!“ antwortete diese, und vollzog eiligst seine Befehle.

„Hier kommt der Ritter Platir“ [3], fuhr der Barbier fort. „Ein altes Buch!“ rief der Pfarrer: „ich finde aber darum nichts in ihm, das Schonung verdient. Es mag den andern Gesellschaft leisten.“ Und so geschah es.

Man öffnete ein andres. Es führte den Titel: der Kreuzritter [4]. „Um seines heiligen Namens willen,“ sagte der Pfarrer, „könnte man ihm wohl seine Dummheit verzeihen; aber hinter dem Kreuze steckt der Teufel, sagt das Sprichwort. Fort mit ihm zum Feuer!“

„Der Ritterspiegel“ [5], rief der Barbier, indem er ein andres Buch aufschlug. „Ich kenne Seine Gnaden schon,“ sagte der Pfarrer. „Hier werden wir den Herrn Rinaldo von Montalban mit seinen Freunden und Gesellen — größere Räuber als

[1] Don Olivante de Laura por Antonio de Torquemada.

[2] Historia del principe Felix Marte de Hircania. Der Verfasser heißt Don Melchior de Ortegna; gedruckt ist das Buch zu Valladolid 1556.

[3] Historia del muy valiente y esforzado cavallero Platir hijo del imperador Primaleon. Valladolid 1537.

[4] Gehört zu den Romanen von der Tafelrunde.

[5] Espejo de cavallerias, en el qual se trata de los hechos del conde Don Roldan y de Don Reynaldos de Montalban. Sevilla 1533—36. 2 Bände Fol.

Cacus — nebst den zwölf Pairs von Frankreich und dem wahrheitliebenden Geschichtschreiber Turpin antreffen. Meines Erachtens verdienen diese nicht mehr als eine ewige Landesverweisung; denn sie haben viele ihrer Geschichten von dem berühmten Matheo Bojardo [1], von welchem auch der gottselige Dichter Ariost sein Gewebe entlehnte. Daß mir aber der letztere, wenn er sich hier findet, nur seine Muttersprache rede, sonst habe ich nicht die geringste Achtung für ihn. Spricht er aber diese, dann ziehe ich den Hut vor ihm ab."

„Ich habe ihn italienisch," sagte der Barbier, „aber ich verstehe ihn nicht."

„Es wäre auch nicht gut, wenn Ihr ihn verstündet," entgegnete der Pfarrer, „und wir würden es dem Herrn Kapitän gern vergeben, wenn er ihn nicht nach Spanien verpflanzt und zum Kastilianer [2] gemachte hätte, denn er hat ihm zu viel von seiner Naturkraft entzogen. Ein Fehler, den Alle begehen, welche gereimte Werke in eine andre Sprache übersetzen wollen; denn mit aller Mühe und Geschicklichkeit, die sie auch anwenden mögen, werden sie doch nie die Vollendung des Originals erreichen. Um aber auf unsern Ritterspiegel zurückzukommen, so ist meine Meinung, ihn und alle andern, die von den französischen Händeln schrieben, in einen trocknen Bronnen zu verstecken, bis man mit mehr Muße überlegt, was mit ihm anzufangen sey; ausgenommen einen gewissen Bernardo del Carpio [3], der hier zu Lande sich umtreibt und einen Andern, Namens Roncesvalles [4]; denn kommen diese Beide in meine Hände, so sollen sie gewiß aus den meinigen in die Hände der Jungfer Haushälterin, und aus diesen ohne Barmherzigkeit ins Feuer wandern."

Zu dem Allen sagte der Barbier Ja und Amen, weil er wußte, der hochwürdige Herr sey ein so guter Christ und Freund der Wahrheit, daß er um Alles in der Welt nicht eine Lüge sagen würde. Er öffnete ein andres Buch, es war der Palmerin vom Oelbaum [5];

[1] Verfasser des verliebten Roland.

[2] Der Hauptmann, welcher den Orlando furioso in das Spanische übersetzt herausgab, hieß Don Geronimo de Urrea.

[3] Geschrieben von Aug. Alonzo. Toledo 1585.

[4] Der Verfasser heißt Don Francisco Garrido de Villera. Das Buch erschien in Toledo 1585.

[5] Libro del famoso Cavallero Palmerin de Oliva. Toledo 1580.

daneben stand ein zweites, das den Titel Palmerin von England [1] führte.

„Diesen Oelbaum,“ rief der Pfarrer, „säget mir auf der Stelle kurz und klein und verbrennt ihn, daß auch nicht die Asche übrig bleibe; diese Palme von England aber bewahrt als ein Kleinod auf, sie verdient ein Kästchen von noch größerem Werth, als dasjenige war, welches Alexander unter der Beute des Darius fand und das er zur Aufbewahrung der Gedichte Homers bestimmte. Aus Gründen, Herr Gevatter! verdient das Buch Respekt: erstlich, weil es an sich sehr gut ist, und fürs Zweite, weil es, wie die Sage geht, einen weisen König von Portugal zum Verfasser hat. Alle die Abenteuer im Kastell Miraguarda sind schön und kunstreich angelegt; die Sprache ist zierlich und klar, die Reden sind mit vielem Verstand dem Charakter der handelnden Personen angepaßt. Ich dächte also, mit Eurer Genehmhaltung, Meister Niklas, verschonten wir diesen und den Amadis von Gallien mit dem Feuer, schickten hingegen alle die übrigen, ohne viel Federlesens, zum Tode.“

„Mit nichten, Herr Gevatter!“ schrie der Barbier; „ich habe den berufnen Don Belianis“ [2].

„Der hätte,“ sagte der Pfarrer, „zusammt seiner vierbändigen Geschichte eine Dosis Rhabarber vonnöthen, um ihm die überfließende Galle abzuführen. Auch wäre nöthig, das Schloß des Ruhms und andre noch größere Ungereimtheiten ganz wegzuschneiden. Darum wollen wir ihm Galgenfrist gewähren und, je nachdem er sich bessert oder nicht, nach Gnade oder strengen Rechten mit ihm verfahren. Nehmt ihn indessen mit nach Hause, Herr Gevatter; lasset ihn aber Niemand lesen.“

„Das soll geschehen, hochwürdiger Herr!“ sagte der Barbier, und ohne sich weiter mit Aufschlagen der Bücher zu bemühen, befahl er der Haushälterin, die Folianten nur alle zu nehmen und in den Hof zu werfen. Dies war keiner Tauben noch Blöden gesagt, und sie hätte gewiß nicht das größte und feinste Stück Leinwand um die

[1] Libro del famosissimo y muy valeroso Cavallero Palmerin de Inglaterra.

[2] Libro del valeroso principe Don Belianis de Grecia sacado del Griego, en qual fue escrito por el sabio Friston. Burgos 1579.

Freude genommen, die armen Helden brennen zu sehen. Sie raffte also ihrer acht zusammen und warf sie zum Fenster hinaus. Da sie aber zu viele auf einen Schub erfaßt hatte, so fiel eines davon dem Barbier vor die Füße. Er hob es aus Neugier auf, und las: Geschichte des berühmten Ritters Tirante des Weisen [1].

„Ums Himmels willen," rief der Pfarrer mit lauter Stimme, „ist Ritter Tirante hier? Mir her, Herr Gevatter, damit ich Euch zeige, was für einen Schatz von Vergnügen, welch' eine Goldgrube von Zeitvertreib wir darin entdeckt haben. Hier finden wir den tapfern Ritter Gotterbarm von Montalban mit seinem Bruder Thomas von Montalban; den Ritter Fonseca und den Strauß des tapfern Detriante mit dem Bullenbeißer; die Schelmereien des Fräulein Lustig; die Liebeshändel und Kniffe der Wittwe Wohlgelegen und die Geschichte der Frau Kaiserin, die sich in ihren Stallmeister Hippolyt verliebte. Glaubt mir, Herr Gevatter, es ist, was seinen Styl betrifft, das beste Buch von der Welt. Hier essen und schlafen doch die Ritter, sterben auf ihrem Bette, machen fein ordentlich vor dem Tode noch ihr Testament, und thun tausend andre Dinge, davon Andre der Art kein Wort wissen. Dessenungeachtet hätte der Verfasser auf Zeit Lebens die Galeere verdient, weil er bei der Schilderung solcher Thorheiten keinen vernünftigen Zweck vor Augen hatte [2]. Nehmt es mit nach Hause und leset; Ihr werdet sehen, daß ich Recht habe."

„Gut!" versetzte der Barbier; „aber was soll's mit den übrigen kleinen Büchern werden, die noch da stehen?"

„Dies, denk' ich, werden keine Ritterbücher, sondern Gedichte seyn," sprach der Pfarrer. Er nahm eines heraus, und fand die Diana des Georg von Montemayor [3]. Da er bei allen übrigen einen gleichen Inhalt voraussetzte, so fuhr er fort: „Diese verdienen

[1] Los cinco libros de Tirante el Blanco de Roca Salada. Fol. Valladolid 1511. Es ist das seltenste aller spanischen Ritterbücher und findet sich weder in den Bibliotheken zu Paris noch zu Madrid.

[2] Hiemit spielt Cervantes auf seinen Don Quixote an, den er auch unsägliche Thorheiten begehen ließ, aber in der Absicht, durch seine Satyren zu nützen.

[3] Ein Portugiese, der jedoch in spanischer Sprache dichtete. Seine Diana wurde zuerst von Alonzo Perez aus Salamanca, dann von Casp. Gil Polo fortgesetzt.

das Feuer nicht, wie jene; denn sie können und werden nie so viel Schaden anrichten, als die Ritterbücher schon gethan haben. Es sind vernünftige Bücher, welche die Rechte keines Dritten beeinträchtigen, sondern den Verstand des Lesers lassen, wie er ist."

„Ach, hochwürdiger Herr," sagte die Nichte, „Ihr könnt sie eben so gut verbrennen als die andern. Denn wie bald wärs geschehen, daß dem Herrn Onkel, wenn er von der Rittenseuche genesen wäre, und die da läse, einfiele, ein Schäfer zu werden, im Wald, auf den Wiesen herumzuziehen und zu spielen; oder, was noch ärger wäre, ein Poet zu werden, denn das soll, wie man sagt, vollends ein unheilbares Uebel seyn, das an dem Menschen hängen bleibt, wie Pech."

„Das Mädchen hat Recht," sprach der Pfarrer, „und darum wirds nicht übel seyn, wenn wir unserem Freunde auch diesen Stein aus dem Wege räumen. Fangen wir also mit der Diana des Montemayor an. Hier bin ich der Meinung, daß wir sie nicht ganz, sondern daß wir nur die Stellen von der weisen Felicia und dem bezauberten Wasser, so wie fast alle die langen Verse verbrennen; lassen wir ihr dann ihre Prosa, sammt der Ehre, das erste Buch seines Gleichen zu seyn."

„Das folgende," sagte der Barbier, „ist die sogenannte zweite Diana des Salmantiners, und diese dritte da, gleiches Namens, hat Gil Polo zum Verfasser."

„Das Werk des Salmantiners," antwortete der Pfarrer, „soll die andern in den Hof und ins Feuer begleiten; aber Gil Polo's Diana werde aufbewahrt, als hätte Apollo selbst sie geschrieben. Vorwärts, Herr Gevatter, eilen wir, es wird schon spät!"

„Hier," sagte der Barbier, indem er ein andres aufschlug, „sind die zehn Bücher vom Glück der Liebe, die Antonio de Lofraso, ein sardinischer Dichter, geschrieben hat" [1].

„Bei der Weihe, die ich empfangen," versetzte der Pfarrer, „so lange Apollo Apollo ist, Musen Musen, und Dichter Dichter

[1] Das Buch erschien zu Barcelona 1573.

sind, ist kein lustigeres und närrischeres Buch geschrieben worden als dies. Es ist in seiner Art das beste und einzige, das je unter der Sonne erschien, und wers nicht gelesen hat, darf überzeugt seyn, daß er noch nie was Geschmackvolles las. Gebt mirs her, Herr Gevatter; der Fund ist mir lieber, als hätte mir Jemand einen Priesterrock vom schönsten florentiner Zeuge geschenkt." Er legte es mit großer Freude bei Seite, und der Barbier fuhr fort:

„Da kommen die Nymphen von Enares, der Schäfer von Iberien, und die Arznei der Eifersucht" [1].

„Fort damit," sagte der Pfarrer; „übergebt sie dem weltlichen Arme der Haushälterin, und fragt mich nicht, warum? denn sonst würden wir nimmer fertig."

„Folgt nun der Schäfer von Filida," sagte der Barbier.

„Der ist kein Schäfer, sondern ein feiner Hofmann" [2], antwortete der Pfarrer. „Hebt ihn auf, wie eine köstliche Juwele."

„Der Foliant, welcher jetzt kommt, heißt Schatz von allerhand Reimen" [3].

„Wärens ihrer nicht so viel," sagte der Pfarrer, „so wären sie mehr werth. Man sollte ihr Metall erst von den anklebenden Schlacken säubern. Indessen hebt es nur auf; der Verfasser ist mein Freund, und hat bessere Werke geschrieben, die einen höhern Flug nehmen."

„Die Lieder [4] des Lopez Maldonado!" rief der Barbier.

„Auch er ist mein guter Freund," sagte der Pfarrer. „Die Verse aus seinem Mund wirken unwiderstehlich, und wen er einmal nur in sein Zaubernetz zieht, der weiß nicht mehr, wie ihm geschieht. Ein wenig breit ist er in seinen Eclogen; aber des Guten ist nie zu viel. Gebt ihm seinen Platz bei den Auserwählten. Aber was steht denn dort für ein Buch neben ihm?"

[1] Die Werke dreier Dichterlinge: Bernardo de la Vega, Gonzalez de Bobadilla und Bart. Lopez de Enciso.

[2] Wahrscheinlich eine Anspielung auf den Titel des Werks: El pastor de Filida, compuesto por Luis Galvez de Montalvo, Gentilhombre cortesano.

[3] Verfaßt von Padilla.

[4] Gedruckt zu Madrid 1586.

„Die Galatea von Miguel Cervantes,“ antwortetete der Barbier.

„Dieser Cervantes ist schon viele Jahre lang mein genauer Freund, und ich weiß wohl, daß er vertrauter mit Unglück ist, als mit Versemachen. Die Erfindung in seinem Buche hat Gutes; er legt wohl etwas an, führt aber nichts zu Ende. Doch warten wir erst den zweiten Theil ab, den er versprochen hat [1]. Vielleicht verdient er sich noch durch Besserung die Gnade, welche ihm bis jetzt versagt wird. Nehmt diesen indeß mit nach Hause, Herr Gevatter, und hebt ihn auf.“

„Ganz recht,“ sagte der Barbier; „und hier kommen ihrer drei in einem Bande, die Araucana des Don Alonso de Ercilla, die Austriade des Juan Rufo, Geschwornen von Cordova, und der Monserrate des Christoval de Virues, eines valenzischen Dichters“ [2].

„Diese drei Bücher sind die besten Heldengedichte in castilianischer Sprache, und können sich mit den gefeiertsten der Italiener messen. Wir wollen sie als die kostbarsten Perlen spanischer Poesie aufheben.“

Der Pfarrer war des weitern Bücherbeschauens müde und wollte die übrigen vollends auf eine Ladung dem Feuer überliefern. Aber der Barbier hatte schon wieder eines aufgeschlagen mit dem Titel: die Thränen der Angelica [3].

„Diese Thränen hätte ich selbst geweint,“ sagte der Pfarrer, „wäre ich an Verbrennung eines solchen Buches Schuld geworden.

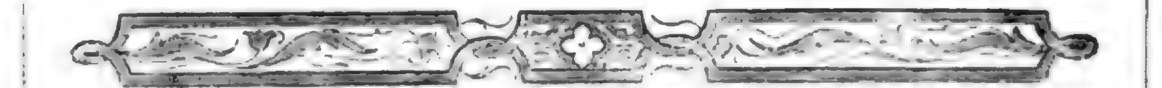
[1] Siehe hierüber die Lebensbeschreibung des Cervantes, die diesem Werke vorangedruckt ist.

[2] Drei der besten spanischen Epopeen, wie auch hier der Pfarrer sagt. Die Araucane besingt die Wiedereroberung des kleinen Staates Arauco in Südamerika an der Grenze von Chili, welche Ercilla selbst mit ausführen half. In der Austriade hat sich der Dichter, der eigentlich Juan Rufo Gutierrez heißt, das berühmte Seetreffen, welches Don Juan de Austria den Türken lieferte, zum Gegenstande gewählt; der Monserrate besingt die Entdeckung des wunderthätigen Mutter-Gottes-Bildes zu Monserrate in Catalonien, die Erbauung der Kirche und die dabei vorgefallenen Wunder.

[3] Las Lagrimas de Angelica, de Luys Barabona de Soto. En Granada. 1586. 4. Eine vortreffliche Epopee, davon aber nur der erste Theil in zwölf Gesängen erschienen ist.

Der Verfasser davon war einer der berühmtesten Dichter, nicht allein Spaniens, sondern der Welt, und sehr glücklich in der Uebertragung einiger Fabeln des Ovid."

Digitized by Google



Siebentes Kapitel.

Zweite Fahrt unsers guten Ritters Don Quixote von der Mancha

ihr tapfern Ritter," schrie in diesem Augenblicke Don Quixote aus vollem Halse: „hier zeigt die Stärke Eurer tapfern Arme, sonst gewinnen die Höflinge den Dank des Turniers." Dieser Lärm machte dem weitern Gericht über die Bücher ein Ende. Sie ließen sie liegen und liefen zu; und so sind vermuthlich die Carolea [1], der Löwe von Spanien [2], und die Thaten des Kaisers von Don Luis de Avila [3], die ohne Zweifel auch unter den übrigen waren, ungesehen und ungehört mit zum Feuer gewandert. Vielleicht wäre es ihnen nicht so hart ergangen, hätte sie der Pfarrer noch gesehen.

Als sie zu Don Quixote kamen, war er schon aus dem Bette, fuhr in seinem Schreien und Rasen fort, hieb und stach um sich her,

[1] Zu Cervantes Zeiten gab es zwei Heldengedichte über die Thaten Karls V., das eine von Geronymo Sampere, das andere von Juan Ochoa de la Salde.

[2] Der Löwe von Spanien ist ein Gedicht in Oktaven. Der Verfasser heißt Pedro de la Vecilla.

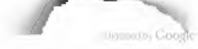
[3] Der Verfasser heißt nicht Don Luis de Avila, sondern Luis Zapata, entweder hat Cervantes selbst, oder sein Setzer einen kleinen Irrthum begangen.

und war dabei so wach, als wenn er nimmer geschlafen hätte. Sie fielen ihm in die Arme und warfen ihn mit Gewalt aufs Lager.

Nachdem er ein wenig ruhig geworden war, kehrte er sich zum Pfarrer und sprach: „In der That, Herr Erzbischof Turpin, eine ewige Schande ists für die sogenannten zwölf Pairs, sich so um nichts und wieder nichts, von den Hofrittern den Dank des Turniers entführen zu lassen, da wir andern Abenteurer doch an den drei Tagen zuvor immer gesiegt hatten" [1].

„Herr Gevatter!" sprach der Pfarrer, „Euer Besten sey nur ruhig; das Glück wird sich schon, wills Gott, ändern, daß man morgen wieder gewinnt, was man heute verliert. Jetzt nehmt nur Eurer Gesundheit wahr, denn ich dächte, Ihr müßtet unmäßig entkräftet seyn, wo Ihr nicht etwa gar schwer verwundet seyd."

[1] Eine Anspielung auf das Turnier zu Persepolis im Roman Belianis von Grácia.


Digitized by Google

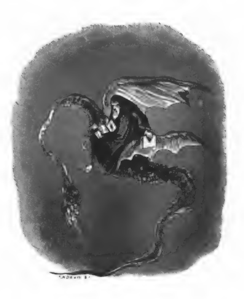
„Verwundet nicht, aber geschlagen und gebläut, denn da hat mich der Bastard Don Roland mit einem Eichstamme zerdroschen, und das aus lauter Neid, weil ich der Einzige bin, der ihm den Preis der Tapferkeit streitig macht. Aber ich will nicht Rainald von Montalban heißen, wenn er mirs trotz seiner Zauberei nicht entgelten soll, sobald ich nur wieder von meinem Bett aufstehe. Jetzt aber bringt mir einen Imbiß, denn dies ist mir vor der Hand am nöthigsten; auf Rache will ich nachher schon bedacht seyn." Sie brachten ihm zu essen, wie er verlangte; er schlief darauf wieder ein, und sie konnten sich über seine Narrheit nicht genug verwundern. Während der Nacht verbrannte die Haushälterin Alles, was von Büchern im Hof und im Hause war. Sicherlich mußten manche mitbrennen, die wohl verdient hätten, in Archiven ewig aufbewahrt zu werden. Allein so wollte es einmal das Schicksal und die Faulheit des Richters, auf daß an ihnen erfüllt würde, was das Sprichwort sagt: „Der Gerechte muß mit dem Ungerechten leiden."

Ein Mittel, welches Pfarrer und Barbier vorläufig gegen das Uebel ihres Freundes ersannen, bestand darin, die Thüre zur Bücherkammer zu vermauern, damit er sie, wenn er aufstünde, gar nicht wieder fände. Denn mit der Ursache, schlossen sie, werde auch die Wirkung aufgehoben seyn. Sie verabredeten sich, daß sie ihm sagen wollten, ein Zauberer habe Kammer und Alles auf und davon geführt, und dies thaten sie auch richtig.

Zwei Tage darauf stand Don Quixote wieder auf. Das Erste, was er that, war nach seinen lieben Büchern zu sehen. Da er nun die Kammer nicht finden konnte, suchte er im ganzen Hause umher. Endlich kam er an den Ort, wo sonst die Thüre war, tastete mit den Händen, und kehrte die Augen auf und nieder, ohne ein Wort zu sagen. Nach einer guten Weile fragte er endlich doch die Haushälterin, wo denn seine Bücherkammer sey?

Die Haushälterin, die ihre Rolle gut inne hatte, antwortete: „Was für eine Kammer? Ach, suchen Euer Gestrengen nur nicht weiter; es ist weder Kammer noch Buch mehr im Hause, denn der leibhaftige Teufel hat Alles geholt."

„Nicht der Teufel," sprach die Nichte, „ein Zauberer wars, der auf einer Wolke daherkam des Nachts, da Ihr den Tag zuvor abgereist waret. Er stieg von einem Drachen ab, worauf er rittlings



gesessen, und gieng in die Bücherkammer. Was er darin gemacht hat, ist mir unbewußt. Ich weiß nur, daß er ein kleines Weilchen darauf zum Dache hinausfuhr, und uns das ganze Haus voll Rauch zurück ließ; und da wir nun zuliefen und sehen wollten, was er gemacht hatte, sahen wir weder Buch noch Kammer mehr. Dies erinnern wir uns noch, die Frau Haushälterin und ich, daß der alte Bösewicht, gleich da er abzog, mit lauter Stimme sagte: er habe aus heimlicher Feindschaft, die er gegen den Herrn dieser Bücher und Kammer trüge, einen Schaden im Hause angerichtet, den man schon findenwerde. Er sagte auch noch, daß er der weise Munaton sey."

„Freston, muß er gesagt haben," sprach Don Quixote.

„Ich weiß meiner Treu nicht mehr recht, ob er Freßton oder Frißton hieß," fiel die Haushälterin ein, „aber das weiß ich, daß sein Name so auf ein ton ausgieng."

„Richtig!" sprach Don Quixote. „Es ist ein weiser Zauberer und mein Todfeind. Er haßt mich darum so sehr, weil er durch seine Schwarzkunst weiß, daß ich einmal im Laufe der Zeiten mit einem Ritter, dem er wohl will, in Zweikampf gerathen und ihn überwinden werde, ohne daß er es verhindern kann; und deßhalb thut er mir so vielen Unglimpf an, als er nur kann. Aber ich sags ihm, daß er weder durch Wort noch That wird abzuwenden vermögen, was im Himmel beschlossen ist."

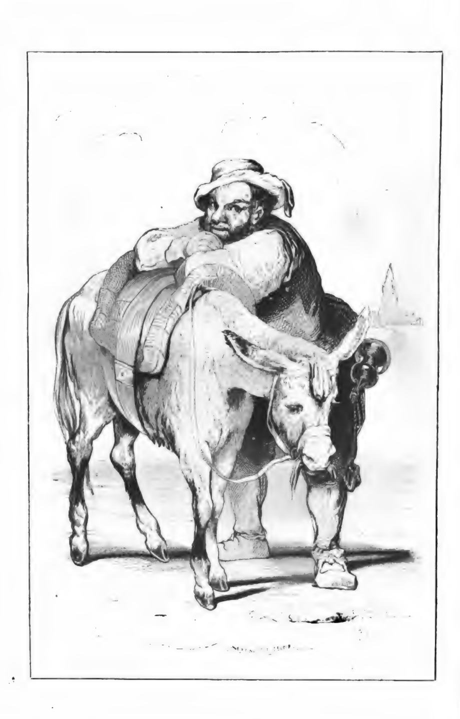
„Wer kann daran zweifeln?" sagte die Nichte. „Aber Herr Onkel, wer zwingt Euch denn zu solchem Streit und Mühseligkeiten? Wärs nicht besser, Euer Besten bliebe ruhig zu Hause? Meint Ihr wohl, Eure Eier müßten zwei Dotter haben? Und bedenket nicht, daß Mancher ausgeht, Wolle zu scheeren, und kommt selbst geschoren wieder heim?"

„O Nichte, da hast du falsch gerechnet," versetzte Don Quixote. „Eh ich mich scheeren lasse, will ich gewiß dem, der sich nur untersteht, mir die Spitze eines Haares zu berühren, den Bart zusammt den Wurzeln ausgerissen haben."

Beide wagten es nicht, ihm weiter zu widersprechen, denn sie sahen, daß ihm die Galle überlief. Der Ritter blieb indessen ganzer vierzehn Tage lang ruhig zu Hause, ohne das Geringste an sich merken zu lassen, daß er seine vorigen Schwärmereien wieder erneuern wolle. Während der Zeit gabs oft die lustigsten Scenen zwischen ihm und seinen beiden Gevattern, dem Pfarrer und Barbier, über seine Behauptung, daß in der Welt kein Ding nöthiger sey als fahrende Ritter, und daß ihr Orden durch ihn wieder aufleben solle. Zuweilen widersprach ihm der Pfarrer, zuweilen gab er auch nach, weil man ohne diesen Kunstgriff nimmermehr hätte mit ihm auskommen können.

Indessen machte sich Don Quixote an seinen Nachbar, der Bauer und eine ehrliche Haut war (wenn man anders einen armen

Digitized by Google



Digitized by Google

Teufel so nennen darf), an seinem Verstand aber nicht eben schwer zu tragen hatte. Diesem lag er so lange in den Ohren, und versprach ihm so viel, daß sich der arme Bauer endlich entschloß, mit unserem Ritter zu ziehen und ihm als Schildknappe zu dienen. Unter Anderem sagte ihm auch Don Quixote: er solle nur herzhaft ihm folgen, denn das Glück könne ihm dabei so wohl wollen, daß er, eh er sichs versehe, eine Insel gewinne, und darin als Statthalter von ihm eingesetzt werde. Auf diese und dergleichen herrliche Versprechungen hin verließ Sancho Pansa (so hieß der Bauer) Frau und Kinder, und trat als Schildknappe in die Dienste seines Herrn Nachbars.

Don Quixote vergaß nicht, sich Geld zu machen. Indem er ein Grundstück verkaufte, das andre versetzte, und alle verschleuderte, brachte er eine feine Summe zusammen. Er versah sich auch wieder mit einer Tartsche, die er von einem guten Freunde borgte, flickte seinen zerschlagenen Helm so gut er konnte, und bestimmte seinem Schildknappen Sancho Tag und Stunde, wann sie ausziehen wollten, damit sich dieser mit allem Nöthigen versehen könne. Vor Allem band ers ihm auf die Seele, einen Schnappsack mitzunehmen. Sancho versprach heilig, den nicht zu vergessen, und noch überdies einen wackern Esel, so er im Stall habe, mitzubringen; denn das Zufußegehen sey eben nicht seine Sache.

Ueber dem Punkte wegen des Esels stutzte unser Ritter ein wenig. Er strengte sein Gedächtniß an, ob wohl je ein irrender Ritter einen beeselten Schildknappen gehabt habe, aber er konnte sich keines solchen entsinnen. Dennoch beschloß er, den Esel mitgehen zu lassen, wiewohl unter dem Vorsatze, seinen Schildknappen bei der nächsten Gelegenheit Standes gemäß beritten zu machen, indem er den ersten unhöflichen Ritter, der ihm aufstieße, abzusatteln gedachte. Er versah sich auch mit Hemden und andern Dingen der Art, so gut er konnte, genau nach dem Rathe, den der Wirth ihm gegeben hatte.

Dies gethan, zogen Beide, Sancho Pansa, ohne von Frau und Kindern, und Don Quixote, ohne von Nichte und Haushälterin Abschied zu nehmen, des Nachts, von Niemand gesehen, aus. Sie

reisten diese Nacht durch so scharf, daß sie schon bei anbrechendem Tage sicher waren, von Niemand gefunden zu werden, wenn man sie

auch suchen wollte. Sancho Pansa ritt auf seinem Esel daher wie ein Patriarch, mit seinem Schnappsacke und mit seinem Schlauche, voll Verlangen, sich bald als Statthalter der Insel zu sehen, die sein Herr ihm versprochen hatte. Es traf sich, daß Don Quixote denselben Weg über die Ebene Montiel einschlug, den er auf seiner ersten Fahrt genommen hatte, und in der That reiste er jetzt mit weit mehr Bequemlichkeit, als das letztemal; denn es war Morgen und die Sonnenstrahlen, die ihn nur schräg trafen, fielen ihm nicht so beschwerlich.

Da hub Sancho Pansa an: „Gestrenger Herr fahrender Ritter, seht ja wohl zu, daß Ihr das nicht vergeßt, was Ihr mir wegen der Insel versprochen habt. Sie mag so groß seyn als sie will, regieren will ich sie schon.“

„Du sollst wissen, Freund Sancho Pansa," antwortete Don Quixote, „daß es bei den alten fahrenden Rittern der allergewöhnlichste Brauch war, ihre Schildknappen zu Statthaltern der Inseln und Königreiche zu machen, die sie eroberten, und ich bin fest entschlossen, daß ein so löblicher Brauch durch mich nicht untergehen soll, im Gegentheil gedenke ich, es ihnen zuvor zu thun. Jene warteten zuweilen — und vielleicht meist — bis ihre Schildknappen alt und abgedient waren, und wenn sie nun abgedient waren, und viel böse Tage und noch schlimmere Nächte durchgemacht hatten, dann gaben sie ihnen erst einen Grafen- oder Marquesen-Titel von irgend einem Thale oder einer Provinz, größer oder kleiner; aber wenn du lebst, und auch ich lebe, so könnt es gar leicht kommen, daß, ehe sechs Tage um wären, ich ein solches Königreich gewönne, das mehrere kleinere unter sich hat, und diese kämen sehr gelegen, um dich über eins davon zum Könige krönen zu lassen. Und darüber staune nur nicht! denn es begegnen dergleichen Rittern so außerordentliche Sachen und Fälle durch nie gedachte und nie erhörte Fügungen, daß ich dir vielleicht noch mehr werde geben können, als ich verspreche."

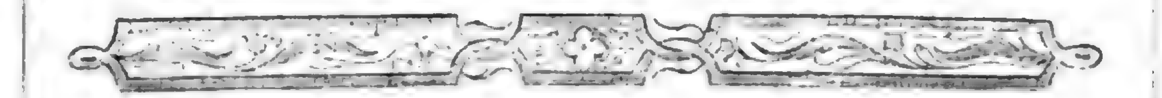
„Ei," versetzte Sancho, „wenn ich nun irgend durch so ein Wunder, wie Euer Gestrengen da sagt, König würde, da würde ja Marie Gutierrez, meine Hausehre, wenigstens eine Königin und meine Jungen Prinzen? Nicht wahr?"

„Freilich," sagte Don Quixote; „wer zweifelt daran?"

„Ich," sagte Sancho; „denn ich denke so bei mir: wenn auch gleich der liebe Gott lauter Kronen auf die Erde regnen ließe, so paßte doch keine auf Marie Gutierrez ihren Kopf. Nein, gestrenger Herr, sie und eine Königin — zur Gräfin, möchts noch, und doch nur kaum, Gott helf ihr!"

„Befiehl du's Gott, Sancho!" sprach Don Quixote; „der giebt Jedem, was ihm gebührt. Aber erniedrige dich nur nicht selbst so sehr, daß du mit etwas Minderem als einer Statthalterschaft vorlieb nehmen wolltest."

„Das will ich auch nicht thun," versetzte Sancho, „und um so weniger, da ich an Euer Gestrengen so einen trefflichen Herrn habe, der mir schon geben wird, was mir gut ist, und ich tragen kann."



Achtes Kapitel.

Von dem glücklichen Ausgang des entsetzlichen und unerdenklichen Abenteuers mit den Windmühlen, das Don Quixote bestand, zusammt anderem denkwürdigen Verlauf.

den entdeckten sie dreißig bis vierzig Windmühlen auf dem Felde. Don Quixote erblickte sie kaum, so sprach er zu seinem Schildknappen: „Das Glück führt unser Thun besser, als wir verlangen konnten; denn sieh, Freund Sancho, dort zeigen sich dreißig oder mehr ungeschlachte Riesen, mit denen ich ein Treffen zu halten und ihnen sämmtlichen das Leben zu nehmen gedenke. Mit ihrer Beute wollen wir den Anfang machen, uns zu bereichern; denn solche Kriege sind gut, und es geschieht Gott zu Dienst und Ehren, wenn man solche böse Brut vom Angesicht der Erde vertilgt."

„Was denn für Riesen?" fragte Sancho Pansa.

„Die du dort siehst," sagte sein Herr, „die mit den langen Armen, welche einige von ihnen bei zwo Meilen lang zu haben pflegen."

„Seht wohl zu, gestrenger Herr, was Ihr thut, denn das, was wir dort sehen, sind ja keine Riesen, sondern Windmühlen, und das, was Ihr für die Arme ansehet, sind die Flügel, die, wenn sie der Wind herumdreht, den Stein treiben."

„Da sieht mans," sprach Don Quixote, „wie schlecht du dich auf Abenteuer dieser Art verstehst. Und kommt dich etwa eine Furcht an, so hebe dich weg und bete ein Vater Unser, dieweil ich hingehe, einen kühnen aber ungleichen Kampf zu bestehen."

Mit diesen Worten gab er seinem Gaul Rozinante die Sporen, ohne weiter auf den Schildknappen Sancho zu hören, der ihm immer noch nachschrie, daß es gewiß Windmühlen und keine Riesen wären,

die er angreifen wollte. Allein, die Riesen saßen ihm schon so fest im Kopfe, daß er weder auf Sanchos Geschrei hörte, noch sich die Mühe gab, ihre wahre Beschaffenheit, so dicht er auch vor ihnen war, zu begreifen. Mit lautem Geschrei kam er auf sie los: „Flieht nicht, ihr feigen, ihr elenden Geschöpfe; ein einziger Rittersmann ists, der euch Fehde ankündigt.“ — Indessen erhob sich ein kleiner Wind, der die großen Flügel bewegte. Dies sah Don Quixote und schrie: „Ha! wenn ihr auch mehr Arme ausstrecktet, als Riese Briareus, sollt ihr mir doch die Zeche bezahlen.“ — Und hiemit empfahl er sich seinem Fräulein Dulcinea mit demüthigem Ersuchen, sie wolle ihm in diesem schweren Strauß zu Hülfe eilen, bedeckte sich mit der Tartsche, legte mit der Lanze ein und rannte in vollem Galopp mit seinem Rozinante auf die erste Mühle los. Indem er nun auf den einen Flügel einen Stoß führte, drehte der Wind denselben so wüthend herum, daß die Lanze plötzlich in Splitter gieng, und Gaul und Ritter übel zugerichtet auf das Feld hinausgeschleudert wurden.

Sancho eilte, was sein Esel nur immer laufen konnte, herbei, und fand, daß sein Herr sich kaum mehr rühren konnte; einen so

schweren Fall hatte er mit seinem Rozinante gethan. „Nun, Gott sey für!“ sprach Sancho; „hab ichs Euer Gestrengen nicht gesagt, Ihr solltet wohl zusehen, was Ihr thätet, und daß es nur Windmühlen wären? Meiner Treu! man mußte selber welche im Kopfe haben, wenn mans nicht sehen wollte.“

„Schweig, Freund Sancho,“ sagte Don Quixote; „Kriegsglück ist veränderlicher denn alles andre. Und gewiß ist es so, jener weise Zauberer Freston, der mir Kammer und Bücher entführt, hat auch diese Riesen in Windmühlen verwandelt, nur damit er mir nicht die Ehre, sie besiegt zu haben, ließe; so heftig ist der Groll, den er wider mich trägt. Aber wenns zum Ende kommt, dann, ja dann sollen ihn seine bösen Künste wenig helfen wider mein gutes Schwert.“

„Ja, wenns Gottes Wille ist!“ sprach Sancho, hob seinen Herrn von der Erde auf und half ihm wieder auf den Rozinante, der nahezu kreuzlahm war. Sie zogen von dannen, besprachen sich über das gehabte Abenteuer, und nahmen ihren Weg gerade auf den Paß Lapice zu. „Denn da,“ sagte Don Quixote, „ist es unmöglich, daß wir nicht manches seltsame Abenteuer finden sollten, weil es ein so gangbarer Ort ist.“ Was ihn jedoch sehr betrübte, war der Verlust seiner Lanze, weßhalb er sich also sprechend an Sancho wendete: „Ich erinnre mich, gelesen zu haben, daß ein spanischer Ritter, genannt Diego Perez de Vargas [1], da ihm das Schwert im Kampfe zersprungen war, einen Ast von einem Eichstamm herunterriß und damit selbigen Tages solche Thaten verrichtete und so viele Mohren matschte, daß er davon den Zunamen Matscher bekam, und er sowohl als seine Nachkommen sich, zum ewigen Gedächtnisse hievon, Vargas und Matscher nannten. Dies sag ich dir, weil ich von der ersten Eiche, die mir aufstößt, einen eben so starken und schönen Ast als jenen reißen, und damit eben solche Thaten thun will, daß du Gott danken und dich glücklich preisen sollst, sie nur sehen und ein Zeuge von Dingen seyn zu können, die fast Niemand glauben wird.“

„In Gottes Namen!“ sprach Sancho; „ich glaubs ja Alles, wie's Euer Gestrengen da erzählt! Aber setzt Euch doch ein wenig gerade;

[1] Dieses Abenteuer ereignete sich bei der Einnahme von Xerez unter dem heiligen Ferdinand. Vargas bekam den Beinamen el Machuca.

mich dünkt, Ihr hienget ganz auf die eine Seite; und das werden wohl die Nachwehen von Eurem jämmerlichen Falle seyn."

„Du hasts getroffen, Freund Sancho!" versetzte Don Quixote. „Daß ich mich aber nicht über Schmerzen beklage, kommt daher, weil es den fahrenden Rittern nicht geziemet, über eine Wunde zu klagen, wenn auch gleich die Därme heraushiengen."

„Wenn das ist, nun so hab ich nichts dawider," sagte Sancho; „aber, Gott weiß, wie gern ichs hätte, daß der gestrenge Herr sich beklagte, wenn ihm was wehe thut. In Betreff meiner ists ganz anders; ich muß klagen, wenns mir nur irgendwo weh thut; wenn sich nur das Gebot des Nichtklagens nicht auch auf die Schildknappen der fahrenden Ritter erstreckt?"

Don Quixote konnte sich über die Einfalt seines Schildknappen des Lachens nicht enthalten, und verkündigte ihm zugleich, er könne sich so lang, wie und wann er wolle, mit oder ohne Lust beklagen, denn bis jetzt habe er noch kein Verbot dawider in der Ritterordensregel gelesen. — Sancho bemerkte hierauf gegen ihn, daß Essenszeit sey. Don Quixote antwortete, daß er für jetzt noch kein Bedürfniß fühle; er übrigens könne essen, wenn ihn darnach verlange. Mit solcher Erlaubniß machte sichs Sancho auf seinem Eselein so bequem er nur konnte, holte aus seinem Schnappsacke, was er drinnen hatte, und zog und aß so ganz gemächlich hinter seinem Herrn her, wobei er von Zeit zu Zeit seinem Schlauche mit solchem Wohlbehagen zusprach, daß ihn der wohlgenährteste Weinschenk von Malaga hätte beneiden mögen. Und indem er dergestalt einhertrabte und einen Schluck um den andern that, dachte er an kein einziges Versprechen seines Herrn, und hielt das Aufsuchen von Abenteuern, so gefährlich sie auch immer seyn möchten, für lauter Spaß und Kurzweil.

Die Nacht brachten sie sodann unter einigen Bäumen zu. Von einem derselben brach Don Quixote einen dürren Ast, der ihm als Lanze dienen sollte, und befestigte daran die eiserne Spitze der zerbrochnen. Die ganze Nacht hindurch that er kein Auge zu, sondern dachte an sein Fräulein Dulcinea, um pünktlich seinen Büchern nachzuleben, wo die Ritter viele Nächte in Hainen und in Wüsten schlaflos

zubrachten, und nicht satt wurden, im Andenken ihrer Herzliebsten zu schwelgen. Anders machte es Sancho; denn da er den Bauch voll hatte, und zwar nicht von Cichorienwasser, so schlief er in einem Zuge fort, und weder die Sonne, die ihm gerade ins Gesicht schien, noch die Vögel, die mit Wonneliedern den jungen Tag begrüßten, hätten ihn aufgeweckt, wenn es nicht sein Herr gethan hätte. Sobald er die Augen aufgeschlagen hatte, schenkte er seinem lieben Schlauch eine Umarmung, fand ihn jedoch um ein Merkliches welker als am Tage zuvor, was ihm nicht wenig zu Herzen gieng, indem er fürchtete, es möchte sich nicht so bald Gelegenheit zeigen, ihn wieder zu füllen. Don Quixote verschmähte ein Frühstück, da er sich, wie gesagt, mit schmackhaften Gedanken nährte.

Sie stiegen wieder auf und setzten ihren vorigen Weg nach dem Paß Lapice fort, den sie auch Nachmittags zu Gesicht bekamen. „Hier, Bruder Sancho Pansa,“ rief Don Quixote, als er ihn erblickte, „hier finden wir im Vollauf Alles, was Abenteuer heißt. Aber merk wohl, daß, sähest du mich auch in den größten Fährlichkeiten von der Welt, du nie Hand ans Schwert legest, mich zu schützen, es sey denn, daß ich von Lumpengesindel und schlechtem Volk genothdrängt werde: alsdann kannst du mir beispringen. Sinds aber Ritter, so ist dirs nach den Rittergesetzen weder erlaubt noch gestattet, so lang du noch nicht zum Ritter geschlagen bist.

„Gestrenger Herr,“ sagte Sancho, „verlaßt Euch drauf, daß ich in dem Stücke Euch treulich gehorsamen werde, dieweil ich ohnedies gar friedfertiger Natur und aller Schlägerei geschworner Feind bin. Aber seyd überzeugt, wenn es sich darum handelt, meine eigne Person zu vertheidigen, so werd ich mich nicht viel um Eure Gesetze bekümmern; denn göttliches und menschliches Recht erlaubt es ja, daß jeder sich seiner Haut wehrt.“

„Das läugn' ich auch nicht,“ sprach Don Quixote, „nur das will ich, daß du mich nicht gegen Ritter vertheidigen, sondern in solchem Falle deine Hitze bändigen sollst.“

„Nu, sag ich doch, ich wills thun,“ versetzte Sancho; „ich will Euern Befehl in dem Stücke so heilig halten, als den lieben Sonntag.“

Digitized by Google

Während dieses Gesprächs erschienen auf der Landstraße zwei Brüder Benedictiner, auf Maulthieren dahertrabend, die so groß wie Trampelthiere waren. Sie führten beide Staubbrillen und Sonnenschirme. Hinter ihnen her kam eine Kutsche mit vier oder fünf Begleitern zu Pferd und zwei Maulthierjungen zu Fuße. In der Kutsche

befand sich — wie sich nachher ergab — eine biscaische Dame, die nach Sevilla zu ihrem Gemahl wollte, der in einer großen Bedienung nach Indien zu gehen im Begriffe war. Die beiden Mönche gehörten aber nicht zu ihrem Gefolge, ungeachtet sie dieselbe Straße zogen. Kaum hatte sie Don Quixote entdeckt, so sprach er zu seinem Schildknappen: „Entweder irre ich mich gewaltig, oder hier stößt mir das berühmteste Abenteuer auf, das man je auf Erden sah. Gewiß sind jene zwei schwarze Gestalten ein paar Zauberer, die irgend eine geraubte Prinzessin in jener Kutsche entführen; drum ist nöthig, daß ich diesem Ungebühr nach Kräften steure."

„Das wird noch schlimmer gehen, als mit den Windmühlen," sprach Sancho. „Sehet wohl zu, gestrenger Herr! die Beiden sind ja hochwürdige Brüder von Sanct Benedict, und in der Kutsche sind irgend sonst andre Wandersleute. Ach! schaut doch ja wohl zu, sag ich noch einmal, daß Euch der Böse nicht verblende."

„Ich habe dirs schon gesagt, Sancho," versetzte der Ritter, „daß du dich nicht auf Abenteuer verstehst; denn was ich dir sagte, ist wahr, und du wirst es zur Stunde erfahren." Hiermit rückte er einige Schritte voraus, stellte sich mitten in die Straße, wo die beiden Mönche herkamen, und da sie ihm so nahe waren, daß er von ihnen gehört zu werden glaubte, erhob er seine Stimme mächtig: „Verteufeltes, heilloses Volk! gebt augenblicklich frei und ledig die erlauchten Prinzessinnen, so ihr wider ihren Willen in dieser Kutsche entführet, oder macht Euch gefaßt, den Tod zu empfangen als gerechte Züchtigung für eure bösen Werke."

Die ehrwürdigen Herrn hielten ihre Maulthiere an, voll Staunens sowohl über die Gestalt, als die Anrede des Ritters. „Herr Ritter," antworteten sie, „wir sind weder verteufeltes noch heilloses Volk, sondern zwei Geistliche vom Orden Sanct Benedicts, ziehen unsre Straße, und wissen nicht, ob in jener Kutsche genothdrängte Prinzessinnen sind oder nicht."

„Bei mir kommt ihr mit glatten Worten nicht davon; ich kenne euch treuloses Gezüchte schon," schrie Don Quixote, gab, ohne weitere Gegenrede zu erwarten, dem Rozinante die Sporen, und rannte mit eingelegter Lanze so grimmig auf den einen Bruder los, daß, wenn dieser sich nicht augenblicklich selbst von seinem Maulthiere herabgeworfen hätte, er ihn ohne Barmherzigkeit schwer verwundet, wo nicht gar todt herabgestürzt haben würde. Der andre Ordensbruder, als er seinen Gefährten so übel mitspielen sah, setzte seinem wohlgenährten Esel die Fersen wider den Wanst, und jagte schneller als der Wind über das Feld weg. Als Sancho den Mönch auf der Erde liegen sah, stieg er hurtig von seinem Esel ab, lief herzu und fieng an, ihn auszuziehen. Indeß kamen die Maulthiertreiber der beiden Mönche herzu, und fragten Sancho, was er da mache?

„Ich nehme die Beute, die mir von Gott und Rechtswegen gehört, weil mein Herr Don Quixote das Treffen gewonnen hat;" sprach Sancho. Die Burschen aber, die weder Spaß, noch was von Beute und Treffen verstunden und Don Quixote schon ein Stück davon mit den Leuten bei der Kutsche im Gespräch begriffen sahen,

packten den guten Sancho, warfen ihn zu Boden, traten ihn mit Füßen, rauften ihm alle Haare aus dem Barte und ließen ihn sinn- und athemlos auf der Erde ausgestreckt liegen. Ohne einen Augenblick zu säumen, stieg der geistliche Herr voll Furcht und Zittern und ohne ein Färbchen im Gesichte vom Boden auf, und eilte, da er wieder beritten war, spornstreichs seinem Mitbruder nach, der in geziemender Entfernung auf der Lauer stand, um den Ausgang des Ueberfalls abzuwarten. Nun aber setzten sie, unbekümmert um den fernern Verlauf des Abenteuers, ihre Reise fort, und schlugen ein Kreuz über das andre, als wenn ihnen der Teufel schon hinten auf der Kutte säße.

Don Quixote unterhielt sich indeß, wie schon gesagt, folgendermaßen mit der Dame in der Kutsche: „Eure Schönheit, gnädige Frau, kann nun wieder über Dero Person verfügen, ganz nach eigenem Belieben, denn zu Boden gestreckt liegt durch diesen meinen tapfern Arm der Stolz Eurer Räuber; und damit Ihr nicht in peinlicher Ungewißheit schwebet über die Namen Eures Befreiers, so wisset, daß ich Don Quixote von der Mancha bin, ein fahrender und abenteuernder Ritter und Gefangener der unvergleichlich schönen Herrin Dulcinea von Toboso, und zum Dank für solche Wohlthat verlange ich nichts Anderes, als daß Ihr umwendet nach Toboso und Euch vor dieser Herrin stellt in meinem Namen, um ihr zu melden, was mein tapfrer Arm für Eure Befreiung gethan habe."

Diese Standrede unseres Redners hörte Einer aus dem berittenen Gefolge der Dame, ein Biscaier von Geburt. Als er sah, daß Don Quixote den Wagen nicht fortlassen wollte, sondern immer davon sprach, man müsse nach Toboso fahren, machte er sich an ihn, packte ihn bei der Lanze, und sagte in gebrochenem Castilianisch und noch schlechterem Biscaierwelsch zu ihm: „Pack dick, Ritter! oder gehts schlecht! bei Gott, der mir erschaffen, den Wagen gehn g'laßt, oder ick schlag dir maustodt, so wahr ick Biscaier sind." Don Quixote verstund ihn ganz wohl, und versetzte gelassen: „Wärest du Ritter, so wie du's nicht bist, ich wollte dich bald etwas Anderes lehren, du elender Tropf."

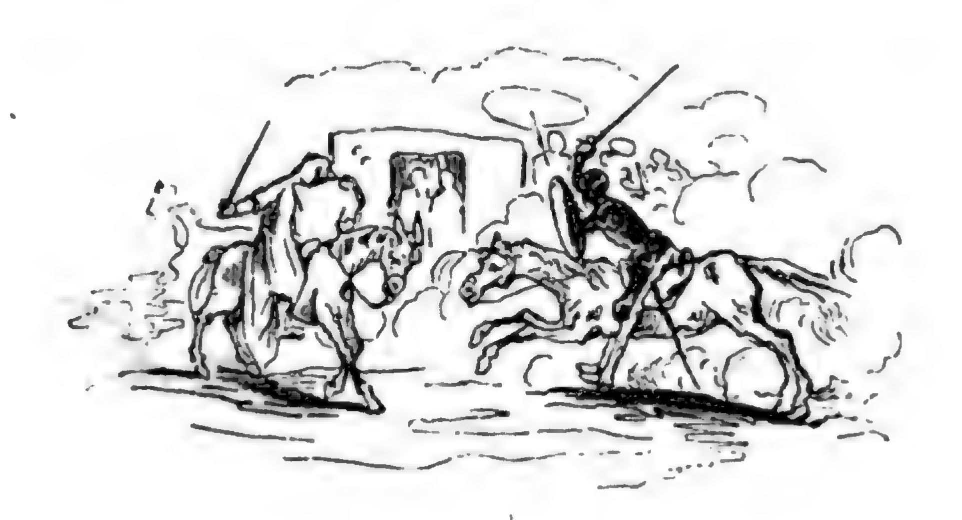
„Ick nit Ritter seyn?“ schrie der Biscaier; „ick schwören zu Gott, du lügen es wie ein Christenmensch. Wirf weg die Spieß und greif das Schwert, ick dir zeigen will, wie die Katz die Maus beißt. Biscaier auf die Erd, Edelmann auf das Meer, Edelmann vor die Teufel, und erlogen is, wenn du anders sprecken.“

„Ja, schauen sollst du es, rief einstens Agrages,“ sagte Don Quixote, warf die Lanze auf die Erde, zog das Schwert, faßte seine Tartsche und gieng auf den Biscaier los, fest entschlossen, ihm den Garaus zu machen. So gern der Biscaier, der ihn so gegen sich kommen sah, auch abgestiegen wäre, so konnte er doch, weil er nur einen Miethesel hatte, auf den sich nicht zu verlassen war, in der Eile nichts weiter thun, als seinen Degen ziehn. Zum Glück war er hart am Wagen, aus dem er ein Polster ergreifen konnte, das ihm zum Schild diente, und stracks waren sie über einander her, als wären sie zwei Todfeinde gewesen. Die andern suchten sie auseinander zu bringen, aber das war unmöglich; denn der zornige Biscaier schwor in seinem Kauderwelsch, wenn sie ihn nicht gehen und seinen Handel ausfechten ließen, so wollt er seine gnädige Frau und Alle, die sich ihm widersetzten, umbringen. Die gute Dame im Wagen, erstaunt und erschrocken über das, was vorgieng, ließ den Kutscher ein wenig bei Seite fahren, und sah von fern dem gewaltigen Kampfe zu. Ehe man sichs versah, versetzte der Biscaier dem Don Quixote einen so mächtigen Hieb über die eine Schulter zu oberst der Tartsche, daß er ihn, wenn diese ihn nicht bedeckte, bis auf den Hosenbund gespalten hätte.

Don Quixote, als er das Gewicht dieses Streichs fühlte, schrie laut auf: „O Gebieterin meiner Seele, Dulcinea, Blume der Schönheit, kommt Eurem Ritter zu Hilfe, der um Euretwillen sich in diesem schweren Strauße befindet.“ Dies sagen, das Schwert hoch schwingen, die Tartsche vorwerfen und auf den Biscaier losstürzen war eins; denn auf diesen einzigen Streich sollte Alles ankommen. Der Biscaier, der ihn so auf sich eindringen sah, merkte wohl, daß sein Feind Muth habe, und beschloß, ihn mit nicht minderem zu empfangen. Er bedeckte sich also bestmöglichst mit seinem

Polster, seinen Maulesel aber konnte er weder kehren noch wenden, weil er, theils vor Müdigkeit, theils solcher Kurzweil ungewohnt, keinen Schritt mehr gehen wollte.

So gieng nun, wie gesagt, unser Ritter mit hochgeschwungnem Schwerte auf den Biscaier los, fest entschlossen, ihn mitten entzwei zu hauen; der Biscaier erwartete ihn mit nicht minder gehobnem



Schwerte und wohl gepolstert, und alle Zuschauer standen in banger Erwartung da, wie Beide so gewaltige Streiche, die unsere Kämpfer sich drohten, fallen würden. Die arme Dame in der Kutsche und ihre Zofe thaten allen Wunderbildern, Gotteshäusern und Kapellen in Spanien tausend Gelübde, daß der barmherzige Gott sie und den guten Stallmeister aus der schrecklichen Gefahr retten möge.

Aber Jammer und Schade ists, daß gerade hier der Verfasser dieser Geschichte abbricht, den unerhörten Kampf unvollendet schweben läßt und sich damit entschuldigt, er habe nichts weiter von den Thaten Don Quixotes aufgezeichnet gefunden, als was er bisher erzählt. Indeß konnte sich der Herausgeber dieses Werkleins nicht überreden, daß eine so merkwürdige Geschichte in Vergessenheit begraben seyn, und sich in den Schränken und Archiven wißbegieriger und gelehrter Männer aus der Mancha nicht noch einige Papiere finden sollten, die von diesem berühmten Ritter handelten. In dem Gedanken verzweifelte

er nicht, noch immer einmal das Ende dieser anmuthigen Geschichte zu finden. Es glückte ihm auch mit Gunst des Himmels den großen Fund zu thun. Wie? wird das Folgende sagen.

Zweites Buch.

Neuntes Kapitel.

Beschluß des denkwürdigen Kampfes zwischen dem heldenmüthigen Biscaier und dem mannhaften Junker von der Mancha.

Nachdem wir gehört hatten, wie der muthige Biscaier und Don Quixote im Begriff waren, mit hochgeschwungnen Klingen zwei Streiche zu führen, die, wenn sie voll trafen, Beide von oben bis unten wie Granatäpfel würden gespalten haben, brach im entscheidenden Augenblick die Historie ab. So begierig ich den Anfang gelesen hatte, so schnell gieng mein Vergnügen in Mißvergnügen über, wenn ich an den weiten Weg dachte, den ich würde durchlaufen müssen, um den Rest jener Geschichte ausfindig zu machen. Es schien mir unmöglich, daß ein so wackrer Ritter nicht einen Weisen sollte gefunden haben, der seine nie gesehnen Thaten aufgezeichnet hätte; hat es doch keinem

Digitized by Google

der irrenden Ritter an einem oder ein paar Weisen gemangelt, die sogar seine geheimsten Gedanken und Kindereien ausmalten. Ich warf lieber die Schuld auf die Bosheit der Alles verschlingenden Zeit, erwog jedoch andrerseits, daß unter unsers Ritters Büchern so neue, als die Arznei der Eifersucht, die Nymphen und Schäfer von Enares, sich gefunden hatten, daß sonach seine Geschichte auch nicht so gar alt seyn könne, sondern, falls sie aufgezeichnet wäre, noch im Andenken der Leute des Dorfes und der Nachbarschaft leben müsse. Dieser Gedanke machte mich begierig, unsers Spaniers Leben rein und gründlich zu erfahren, zumal da er der erste war, der, in unsern so bösen und trostlosen Zeitläuften, sich einem so mühseligen Amte unterzog, um allem Ungebühr zu steuern, um Wittwen zu helfen und Jungfrauen zu schützen; sonderlich die, so auf ihren Zeltern mit der Reitpeitsche in der Hand und mit ihrer Jungferschaft zur Seite von

Digitized by Google

Berg zu Berg, von Thal zu Thal zogen, und wenn nicht irgend ein Buschklepper oder Bauerlümmel mit Streitaxt und Pickelhaube, oder ein ungeschlachter Riese den Zwinger ihrer Jungfernschaft im Sturmschritt einnahm, vor Zeiten oft nach achtzig Jahren noch, in welchen sie keine einzige Nacht unter einem Dache geschlafen hatten, so rein und unbefleckt zu Grabe getragen wurden, als die Mütter, die sie geboren. Dieser und vieler andern Rücksichten wegen find ich unsern wackern Ritter eines ewigen und unvergeßlichen Lobes werth. Auch mein Fleiß und meine Mühe, so ich auf Entdeckung dieser merkwürdigen Geschichte wandte, ist nicht minder Ehren und Dankes werth, ungeachtet ich wohl weiß, daß wenn Himmel, Glück und Zufall mir nicht beigestanden, die Welt dennoch das Vergnügen von einem paar Stunden und der andächtige Leser manchen Zeitvertreib hätte entbehren müssen. — Mit meinem Funde giengs folgendergestalt zu.

Ich war einmal auf der Alcana [1] zu Toledo; da kam ein Junge und brachte einem Seidenhändler verschiedne alte Papiere zu verkaufen. Ich, der ich überaus gern Alles lese, was mir unter die Augen kömmt, und sollt ich sogar ein zerrissenes Papier auf der Gasse aufheben müssen, nahm, vermöge meines natürlichen Hanges, ein Blatt von den alten Papieren des Jungen, und sah, daß es arabische Handschrift war, wie mirs schien. Die Schrift kannt ich nun zwar, sie zu lesen aber war ich nicht im Stande. Ich sah mich also auf dem Platze nach einem spanischen Mohren um, der mirs erklärte. Es wurde mir nicht schwer, einen solchen Dolmetsch zu finden, denn ich hätte wohl für eine bessere und ältere Sprache hier welche angetroffen [2]. Kurz, das Glück führte mir einen zu, den ich drum bat, indem ich ihm das Buch gab. Er schlug es mitten auf, las ein wenig und fieng an zu lachen. „Was lacht Ihr?“ fragt ich ihn. „Ueber eine Anmerkung,“ sagte er, „die ich da auf dem Rande geschrieben finde.“ Ich bat ihn, er sollte sie mir mittheilen. Er that es, und las mir unter beständigem Lachen Folgendes: „Diese Dulcinea von Toboso, deren zum öftern in dieser Historie gedacht wird, soll die fertigste Faust unter allen Weibern von der Mancha gehabt haben, um Schweinefleisch einzusalzen.“

[1] Der Krämerplatz der genannten Stadt.
[2] Das heißt einen Juden.

Der Name Dulcinea von Toboso machte mich betroffen, und gleich kam mir der Gedanke, dieses alte Manuscript könnte wohl gar die Geschichte Don Quixotes enthalten. In dieser Meinung bat ich ihn, mir den Anfang zu lesen; er that es, übersetzte mir gleich das Arabische ins Spanische, und da hörte ich den Titel: Historia Don Quixotes von der Mancha, beschrieben durch Cid-Hamet-Ben-Engeli[1], arabischen Geschichtschreiber. Ich hatte Mühe, die Freude zu verbergen, welche dieser Titel mir verursachte. Ich riß dem Seidenhändler alle diese Papiere wieder aus den Händen, und kaufte dem Jungen den ganzen Pack um einen halben Real ab, da er wohl sechs von mir hätte bekommen können, wenn er klug gewesen wäre und gemerkt hätte, wie viel mir daran gelegen war. Drauf gieng ich eilends mit meinem Mohren in den Kreuzgang der Hauptkirche, und bat ihn dringend, er möchte mir alles, was in diesen Papieren von Don Quixote handle, ohne etwas davon oder dazu zu thun, ins Spanische übersetzen; für seine Arbeit woll ich ihm geben, was er verlange. Er verlangte einen halben Centner Rosinen und zween Scheffel Weizen. Wir wurden Handels einig, und er versprach mir gut, treu und pünktlich zu übersetzen; ich aber, um ihm das Werk zu erleichtern und meinen Schatz nicht aus den Händen zu lassen, nahm ihn zu mir ins Haus, und in weniger als anderthalb Monaten übersetzte er Alles, so wie folgt:

Gleich auf dem ersten Blatte befand sich ein sehr treues Gemälde des harten Treffens zwischen Don Quixote und dem Biscaier. Beide standen noch in der nämlichen Stellung, wie die Geschichte oben sagte, mit emporgehobenen Schwertern, der eine mit der Tartsche, der andere mit seinem Polster bedeckt und der Maulesel des Biscaiers war so trefflich nach dem Leben abconterfeiet, daß man ihn auf Büchsenschußweite schon für einen Miethesel erkannte. Zu den Füßen des Biscaiers stand geschrieben Don Sancho de Azpetia, was vermuthlich sein Name war, und unter Rozinante stand Don Quixote. Rozinantes Conterfei war überaus kunstreich; er war so lang, so

[1] Cervantes folgte dem Geschmacke jener Zeit, indem er seinen Don Quixote von einem Mohren verfaßt seyn läßt. Uebrigens versteckte er unter dem Namen Ben-Engeli seinen eignen. Denn Engeli ist ein arabisches Beiwort, dessen Wurzel Iggel Hirsch bedeutet, gerade wie Cervantes das Wort ciervo Hirsch zur Wurzel hat

dünn, so welk, hatte einen so spitzigen Rückgrat und so schwindsüchtiges Aussehen, daß man gleich auf den ersten Blick sah, wie wohlbedächtig und wahr man ihn also genannt hatte. Ihm zur Seite stand Sancho Pansa [1], seinen Esel bei dem Halfter haltend; zwischen den Beinen hatte er einen Zettel, worauf Sancho Sancas [2] stand, vermuthlich weil er, wie die Figur zeigte, einen derben Wanst, kurzen Wuchs und ein plumpes Untergestell hatte. Beide Namen, Pansa und Sancas, müssen ihm also mit Recht zustehen, wie denn auch in der

[1] Dickbauch.
[2] Latschbein.

Folge dieser Geschichte unter beiden seiner etlichemal gedacht wird. Einige andre Kleinigkeiten könnt ich noch dabei anmerken, aber sie sind von keiner Erheblichkeit, und tragen zur Bestätigung der Wahrheit dieser Geschichte gar nichts bei; denn allerdings ist nichts ohne Bedeutung, wenn es dazu dient, die Wahrheit herauszustellen.

Wollte man gegen die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte irgend einen Zweifel erheben, so könnte es einzig aus dem Grund geschehen, weil sie einen Araber zum Verfasser hat, welcher Nation das Lügen wie angeboren ist; wenn man aber wieder bedenkt, daß sie unsre Feinde sind, so sieht man, daß er den Ruhm unsers Ritters eher vermindert als übertrieben haben würde. Und dies, glaub ich, hat er auch wirklich gethan; denn an manchen Stellen, die er mit recht vollströmendem Lob unsers guten Ritters hätte auszeichnen können und sollen, scheint er geflissentlich zu schweigen: ein höchst unbilliges Verfahren von einem Geschichtschreiber, der pünktlich, unpartheiisch und ohne alle Leidenschaft, sich weder durch Eigennutz noch Furcht, weder durch Haß noch Gunst, vom Wege der Wahrheit ableiten lassen sollte, deren Mutter die Geschichte ist, diese Nebenbuhlerin der Zeit, Aufbewahrerin aller Thaten, Zeugin der Vergangenheit, Lehrerin der Gegenwart, Prophetin der Zukunft.

Was gegenwärtige Geschichte betrifft, so weiß ich gewiß, daß jeder so viel Angenehmes wird finden können, als sich nur wünschen läßt. Fehlt ihr etwas Gutes, so fällt die Schuld davon nicht auf den Gegenstand, sondern auf den Hund von Verfasser [1]. Kurz, das zweite Buch unsrer Geschichte hebt nach der Uebersetzung des Mohren folgendermaßen an:

So standen nun mit grimmigen Gesichtern und emporgehobnen Schwertern beide tapfre und zornige Kämpfer gegen einander, und schienen mit ihren Streichen Himmel, Erde und Hölle zu drohen. Der erste, der den seinigen führte, war der zornmüthige Biscaier, und zwar mit solcher Stärke und Wuth, daß, hätte sich ihm nicht das Schwert im Schwunge gedreht, dieser einzige Streich hinreichend gewesen wäre, dem hitzigen Kampf und allen Abenteuern unsers guten Ritters ein Ende zu machen. Allein das Glück, welches diesen

[1] Die Spanier und die Mohren nannten sich gegenseitig „Hunde.“

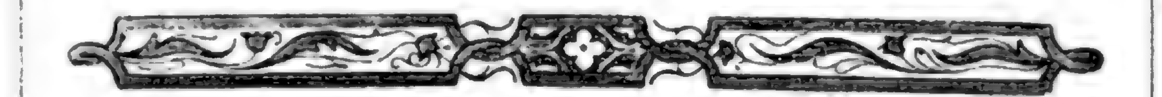
zu noch größern Dingen aufbewahrte, drehte das Schwert des Gegners so, daß es, ungeachtet es ihm die linke Schulter traf, doch weiter keinen großen Schaden that, sondern ihm nur diese ganze Seite entwaffnete, und unterwegs ein großes Stück Helm und das halbe Ohr wegnahm, welches alles zusammen zu den Füßen des übel zugerichteten Ritters gar jämmerlich zur Erde fiel.

Hilf Himmel, wer kann die Wuth und das Toben beschreiben, in welche der Held von der Mancha ausbrach, als er sich dergestalt mißhandelt sah! Ich kann nur so viel davon sagen, daß er sich aufs Neue in den Bügeln erhob, das Schwert in beide Fäuste nahm, und dem Biscaier einen so grimmigen Hieb über Polster und Kopf versetzte, daß es, ohngeachtet er hier ganz gut bedeckt war, ihm nicht anders dünkte, als käme ein Bergsturz über ihn her. Das Blut schoß ihm aus Nase, Maul und Ohren; er wankte, als wollt er vom Esel herabfallen, und sicher würde es auch geschehen seyn, wenn er ihn nicht schleunig um den Hals gefaßt hätte; aber dessenungeachtet verlor er die Bügel, die Arme giengen ihm los, das Thier wurde von dem schrecklichen Hiebe scheu, gieng durch und warf in wenigen Sprüngen seinen Herrn auf die Erde. Don Quixote schaute gelassen zu, da er aber seinen Feind fallen sah, sprang er von seinem Rosse, lief eilends zu ihm, setzte ihm die Spitze seines Schwertes aufs Gesicht und schrie: „Ergieb dich, oder ich haue dir den Kopf ab!“

Der Biscaier lag so ganz ohne Sinnen da, daß er kein Wort sprechen konnte; und gewiß würde es ihm schlimm ergangen seyn, — denn Don Quixote war blind vor Zorn, — wären nicht die Frauenzimmer aus der Kutsche, die bisher den Kampf mit Schrecken angesehen hatten, auf ihn zugegangen, um sich die besondre Gunst und Gnade von ihm zu erbitten, daß er ihrem Stallmeister das Leben schenken möchte. Don Quixote antwortete hierauf mit vieler Gravität: „Eure Bitten, schöne Damen, bin ich Euch zu gewähren bereit, jedoch mit dem einzigen Begehren, daß dieser mir angelobe, nach dem Orte Toboso zu gehen, und sich von meinetwegen der unvergleichlichen Herrin Dulcinea zu stellen, damit solche mit ihm ihres eigenen Willens und Gefallens schalte.“ Die erschrockne und trostlose Dame versprach, ohne sich auf Don Quixotes Forderung weiter einzulassen

und ohne zu fragen, wer diese Dulcinea sey, Alles unbedenklich im Namen ihres Stallmeisters. „Wohlan,“ sprach Don Quixote, „auf dies Euer gegebnes Wort will ich ihm weiter kein Leid zufügen, ohngeachtet er es wohl um mich verdient hätte.“

Digitized by Google



Zehntes Kapitel.

Ein Gespräch zwischen Don Quixote und einem treuen Schildknappen Sancho Pansa

Indessen hatte sich der von den Maulthiertreibern der Mönche wohlzerdroschne Sancho Pansa wieder aufgerafft, dem Treffen seines Herrn Don Quixote zugeschaut und gebetet, Gott wolle doch seinem Herrn den Sieg verleihen und ihn dabei eine Insel gewinnen lassen, zu deren Statthalter ihn sein Herr versprochnermaßen machen würde. Als er merkte, daß der Handel abgethan war und sein Herr wieder aufsteigen wollte, lief er eiligst zu, ihm den Steigbügel zu halten, warf sich aber, ehe er ihn noch aufsteigen ließ, vor ihm auf die Knie, küßte ihm die Hand und sprach: „Gestrenger Herr Don Quixote! möchten doch nun Euer Gnaden geruhen, mir das Regiment der in diesem harten Kampf gewonnenen Insel zu geben; denn ich fühle mich, sie mag so groß seyn, als sie will, fähig und stark, sie so gut zu regieren, als sonst Einer, der irgend in der Welt Inseln regiert."

„Du sollst wissen, Freund Sancho," sprach Don Quixote, „daß dies und dergleichen keine Insel-Abenteuer sind; dies sind nur Straßengefechte, wo man nichts weiter als ein paar Löcher im Kopf und ein Ohr weniger davon bringt. Habe nur Geduld, es werden schon noch Abenteuer kommen, vermittelst deren ich dich nicht allein zum Statthalter, sondern vielleicht noch zu etwas Besserem werde

machen können.“ Sancho war hiemit höchlich zufrieden, küßte ihm nochmals die Hand und den Saum des Panzerhemds, half ihm wieder auf den Rozinante, und zog seinem Herrn nach, der, ohne sich weiter mit den Leuten von der Kutsche abzugeben, geradewegs in ein nächstliegendes Holz ritt. Sancho eilte ihm im schärfsten Eselstrabe nach, aber Rozinante war so gut im Zuge, daß er sich weit zurücksah und endlich seinem Herrn nachschreien mußte, er möchte ihn doch erwarten. Don Quixote zog seinem Rozinante den Zügel an und erwartete den müden Schildknappen.

„Gestrenger Herr,“ sprach dieser zu ihm, als er ihn wieder eingeholt hatte, „gestrenger Herr, ich dächte, wir thäten wohl, wenn wir in irgend eine Kirche flüchteten; denn der arme Teufel, mit dem Ihrs zu thun hattet, ist häßlich zugerichtet, und da könnts leicht kommen, daß sie's der heiligen Hermandad[1] anzeigten, und die uns beim Kopfe nähm. Und wenn sie uns einmal hat, müssen wir schon die besten Haare aus dem Pelz lassen, eh wir wieder loskommen.“

„Schweig!“ sprach Don Quixote. „Wo hast du jemals gehört oder gelesen, daß man einen fahrenden Ritter, wenn er auch noch so viele qualificirte Todtschläge begangen, vor Gericht gezogen hätte?“

„Canaillisirte? Meiner Treu, darauf hab ich mich in meinem Leben nicht eingelassen,“ sprach Sancho; „aber das weiß ich wohl, daß die heilige Hermandad sich mit denen zu schaffen macht, die auf freiem Felde raufen und balgen, ums Uebrige bekümmere ich mich nicht.“

„Ist auch nicht nöthig, Freund Sancho,“ sprach Don Quixote. „Ich wollte dich wohl aus den Klauen der Chaldäer reißen, geschweige denn aus der Gewalt der Hermandad. Aber sag mir auf dein Leben und dein Gewissen, hast du je in der ganzen Welt, so weit sie entdeckt ist, einen so tapfern Ritter gesehen, als mich? Hast du je in den Geschichten von einem Helden gelesen, der mehr Kühnheit im Angriff, bessern Athem im Aushalten, größere Geschicklichkeit im Fechten, größere Wuth im Absatteln des Feindes beweist oder bewiesen hätte, als ich?“

[1] La santa Hermandad, oder die heilige Brüderschaft, ist ein Corps berittener Polizeibedienten, deren Geschäft es ist, beständig das ganze Königreich zu durchstreifen, Land und Straßen vor Räubern und dergleichen Gesindel rein zu halten und anderem Unfug zu wehren.

„Die Wahrheit zu sagen, gestrenger Herr,“ antwortete Sancho, „ich habe mein Tage dergleichen Historien nicht gelesen, weil ich überhaupt weder lesen noch schreiben kann, aber das kann ich wohl beschwören, daß ich Zeit meines Lebens keinem so verwegnen Herrn gedient habe, als Euer Gestrengen. Gott gebe nur, daß Euchs nicht so bezahlt wird, wie ich sagte. Aber, um was ich jetzt Euer Gestrengen bitten wollte, ist, daß Ihr Euch verbinden laßt; denn Euer Ohr blutet arg und ich habe Heftfaden und etwas Wundsalbe im Schnappsack.“

„Alles dies hätten wir nicht nöthig,“ sprach Don Quixote, „wenn mirs nur eingefallen wäre, eine Flasche Balsam des Fierabras [1] zu machen. Mit einem einzigen Tropfen davon könnten wir jetzt Zeit und Arzneien ersparen.“ — „Ei!“ fiel Sancho ein, „was ist denn das für eine Flasche und ein Balsam, gestrenger Herr?“ — „Es ist ein Balsam, davon ich das Recept im Kopfe habe,“ antwortete Don Quixote; „ein Balsam, mit dem man sich nicht vor dem Tode zu scheuen hat, noch befürchten darf, an einer Wunde zu sterben. Ich werde ihn machen und dir in Verwahrung geben. Siehst du nun, daß ich etwa in einem Kampfe mitten von einander gehauen werde (wie es denn oft zu geschehen pflegt), so hast du weiter nichts zu thun, als die eine Hälfte von mir, die herab zur Erde fällt, sanft aufzuheben, und sie, ehe das Blut gerinnt, fein säuberlich an die andre zu fügen, die noch im Sattel sitzt, und ja wohl zuzusehen, daß alles richtig an einander passet. Drauf giebst du mir nur zween Schlücke von gedachtem Balsam, und gleich wirst du mich wieder so frisch und ganz sehen wie einen Apfel.“

„Wenn das ist,“ sprach Sancho, „so entsag ich auf der Stelle der Statthalterschaft und der versprochnen Insel, und verlange Nichts von Euer Gestrengen zum Lohn meiner treuen Dienste, als das Recept dieses Wunderbalsams; denn ich denke so bei mir, daß die Unze davon allenthalben ihre zwölf Batzen werth seyn muß, und mehr brauch ich

[1] Fierabras war ein heidnischer Riese — erzählt die Geschichte Karls des Großen — König von Alexandrien und Sohn des weltberühmten Admirals Balan, des Eroberers von Rom und Jerusalem. In arger Feindschaft stand er mit Olivier, der ihm tödtliche Wunden beibrachte. Aber Fierabras starb nicht daran, denn er trank von dem Wunderbalsam, den er in zwei kleinen Fäßchen mit sich führte, welche er bei der Eroberung von Jerusalem gewonnen hatte.

nicht, mein Leben ehrlich und ruhig zuzubringen. Aber, sagt mir doch, kostet er denn auch viel zu machen?" — „Du kannst für beiläufig achtzehn Batzen ein halb Ohm davon bereiten," antwortete Don Quixote. — „Daß dich alle Tausend!" versetzte Sancho; „worauf wartet Ihr denn noch, gestrenger Herr, daß ihr ihn nicht gleich machet und mirs auch weiset?" — „Stille nur, Freund," antwortete Don Quixote, „ich denke, dir noch größere Geheimnisse mitzutheilen und noch größere Belohnungen dir angedeihen zu lassen. Für jetzt wollen wir uns nur heilen, denn mein Ohr schmerzt mich mehr, als mir lieb ist."

Sancho holte Faden und Salbe aus dem Schnappsacke, Don

Quixote aber, als er den Schaden an seinem Helme sah, wollte fast von Sinnen kommen. Er legte die Hand ans Schwert, hob die Augen gen Himmel und sprach: „Ich schwöre bei dem Schöpfer aller Dinge und bei den heiligen vier Evangelisten, wo sie mit der gröbsten Schrift gedruckt stehen, so lange ich mich nicht an dem, der mir diesen Schimpf angethan, vollkommen gerächt habe, ein Leben zu führen wie

Digitized by Google

der Marquese von Mantua, als er schwur, den Tod seines Vetters Balduin zu rächen, und nicht eher sein Brod auf einem Tischtuche zu essen, noch sich mit seiner Frau zu vergnügen, noch andre Dinge mehr zu thun, deren ich mich zwar jetzt nicht mehr erinnere, die ich aber in meinem Eide ausdrücklich mit begriffen wissen will."

Wie Sancho den Schwur hörte, sprach er: „Gestrenger Herr Don Quixote, bedenket doch, daß, wenn der Ritter Euern Befehl befolgt und sich dem gnädigen Fräulein Dulcinea von Toboso stellt, er seine Pflicht und Gebühr erfüllt hat, und weiter keine Strafe verdient, als bis er wieder aufs neue was verbricht."

„Wohl gesprochen," antwortete Don Quixote. „Ich widerrufe daher meinen Eid, was meine neue Rache anbelangt; bestätige und wiederhole ihn aber, ein Leben, wie obgedacht, zu führen, so lange, bis ich einem Ritter einen andern Helm, von gleicher Güte, mit gewaffneter Hand abnehme. Und glaube nicht, Sancho, daß dies von mir nur so in den Wind geredet ist: nein, ich weiß schon, wem ich hierin nachahmen soll; denn alles dies begab sich buchstäblich so mit Mambrins Helme, der dem Sacripante so theuer zu stehen kam [1]."

„Ei, zum Teufel mit solchen Eiden, gestrenger Herr," versetzte Sancho; „sie schaden einem an der ewigen Seligkeit und beschweren das Gewissen. Denn seht, was sollen wir thun, wenn wir nun viele Tage lang keinen Menschen mit einem Helme antreffen? Unsern Schwur halten, mit so viel Ungemach und Mühseligkeiten, in Kleidern und unter keinem Dache schlafen, und tausend andre Buße leiden, die in dem Eide des alten Narren von Mantua stehet, den Euer Gestrengen wieder aufwärmen will? Bedenkt doch nur, daß auf allen den Straßen keine geharnischten Männer, sondern lauter Fuhrleute und Kärner ziehen, die nicht nur keine Helme tragen, sondern auch vielleicht ihr Lebtage kein Wort davon gehört haben."

„Hierin irrst du dich," sprach Don Quixote; „denn wir werden nicht zwo Stunden auf diesen Kreuzwegen ziehn, so werden wir mehr

[1] Ariosto, rasender Roland, Gesang XVIII. V. 161.

gewaffnete Leute antreffen, als sich vor Albraca versammelten, die schöne Angelica zu erobern [1]."

„Nu, meinethalben seys so," sprach Sancho; „der liebe Gott gebe nur, daß es uns gut gehe, und daß die Zeit bald komme, da wir die Insel gewinnen, um die ich so viel ausstehen muß, und darnach will ich gerne sterben."

„Ich habe dirs schon gesagt, Sancho," versetzte Don Quixote, „du sollst dich nicht darum grämen, denn wenns auch mit der Insel schief gienge, so ist doch das Königreich Dänemark noch da, oder das von Sobradisa [2], die dir so wohl anstehen werden, als ein Ring der Braut, und dir um so viel lieber seyn müssen, weil beide auf dem Festlande liegen. Jedoch überlassen wir dies der Zeit. Jetzt sieh nur, ob du was zu essen für uns in deinem Schnappsacke hast, damit wir hernach ein Kastell aufsuchen, wo wir unser Nachtlager halten und den Balsam zubereiten können, von dem ich sagte; denn, bei Gott, das Ohr schmerzt mich gewaltig."

„Da hab ich eine Zwiebel, ein Stückchen Käse und etliche Brocken Brod, aber das ist kein Essen für einen so tapfern Ritter, wie Euer Gestrengen," sprach Sancho.

„Das verstehst du schlecht, lieber Sancho," antwortete Don Quixote; „ich sage dir, daß sichs die fahrenden Ritter zum Ruhme achteten, oft in einem ganzen Monate nicht einen Bissen zu essen; und aßen sie ja etwas, so wars, was ihnen eben vor die Hand kam. Gewiß würdest du hieran nicht zweifeln, hättest du so viele Geschichten gelesen als ich; denn so viele deren es sind, hab ich doch in keiner einzigen gefunden, daß fahrende Ritter je anders gegessen hätten, als wie's etwa der Zufall gab, oder dann und wann auch ein prächtiges Gastmahl, das ihnen zu Ehren veranstaltet ward. Die andern Tage brachten sie mit süßen Gedanken zu. Und, ungeachtet sich leicht begreifen läßt, daß sie nicht ganz ohne Essen und andre natürliche Bedürfnisse bestehen konnten, so berechtigt doch hinwiederum ihre Lebensart,

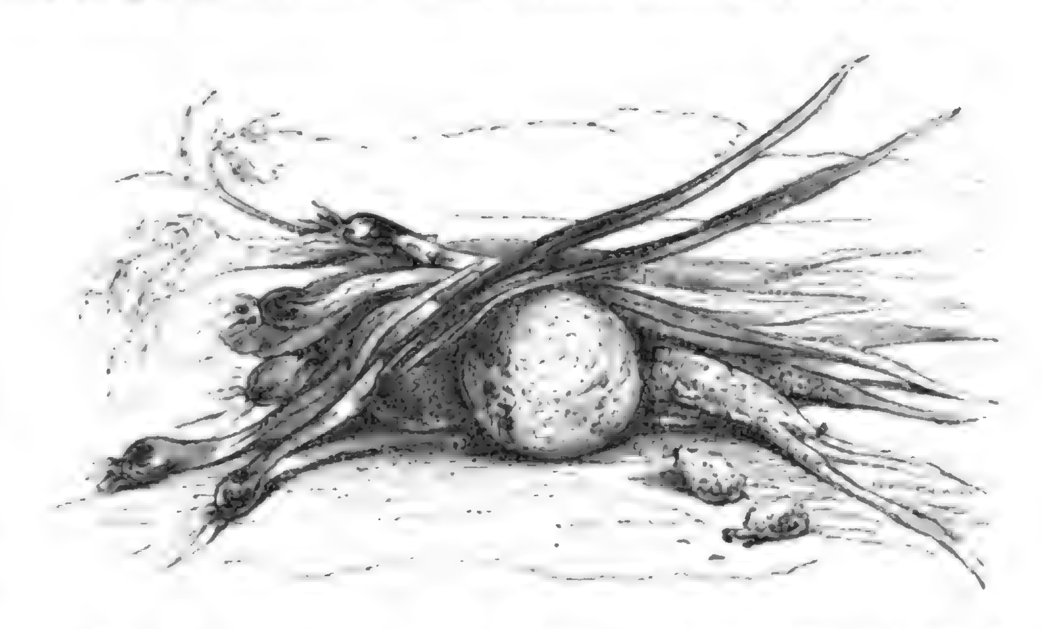
[1] In Bojardos verliebtem Roland belagert Agrican, König der Tartaren, die Stadt Albraca mit einem Heere von zwei Millionen Soldaten, welche einen Raum von vier Meilen bedeckten.

[2] Ein Königreich, das zwar auf keiner Karte, wohl aber im Amadis von Gallia vorkommt.

da sie beständig durch Feld und Wald und ohne Koch zogen, zu dem Schlusse, daß Bauernkost, wie du mir da anbietest, ihre gewöhnliche Speise war. Kümmere dich also nicht, Freund Sancho, über meinen Geschmack, noch wolle du die Welt umkehren und die fahrende Ritterschaft aus ihren Angeln heben."

„Haltet mirs nicht für ungut, gestrenger Herr!" sprach Sancho; „da ich weder schreiben noch lesen kann, wie gesagt, so hab ich mich auch nicht um Ritterschaftsregeln bekümmern können. Aber wenns das ist, so will ich meinen Schnappsack für Euer Gestrengen, als einen Ritter, von nun an mit trockenem Obst, für mich aber, der ichs nicht bin, mit andern Kleinigkeiten stopfen, die recht ins Gewicht fallen."

„Ich sage darum nicht," versetzte Don Quixote, „daß die fahrenden Ritter gezwungen waren, nichts als trockene Früchte zu essen, sondern nur, daß sie sich gewöhnlich davon nährten, wie auch von einigen Feldkräutern, die sie kannten und die ich auch weiß."



„Ei, es ist gar fein, solche Kräuter zu kennen," sprach Sancho; „und ich denke immer, wir werden auch wohl einmal die Kunst brauchen können." Damit holte er heraus, was er bei sich hatte, und Beide aßen in gutem Frieden und Verständniß. In Hoffnung, noch eine Herberge zu finden, endigten sie sehr bald ihr kleines trockenes Mahl, saßen wieder auf, und eilten, wo möglich noch vor

Nacht in ein Dorf zu kommen. Allein die Sonne gieng ihnen unter, und mit ihr die Hoffnung, ihr Verlangen erfüllt zu sehen. Sie waren eben bei einigen Hütten, die Ziegenhirten gehörten, und beschlossen, die Nacht hier zuzubringen. So unmuthig auch Sancho war, daß sie kein Dorf erreicht hatten, so vergnügt war hingegen sein Herr, unter freiem Himmel zu ruhen; denn jede so zugebrachte Nacht dünkte ihm ein neues Bekräftigungssiegel seiner Rittersmatrikel.

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Was dem Ritter mit einigen Ziegenhirten begegnete.

Nach einem sehr freundlichen Empfang von Seiten der Ziegenhirten, beschickte Sancho den Rozinante und auch sein Thierlein so gut es eben gieng, und zog dem Geruche von einigen Stücken Ziegenfleisch nach, die in einem Kessel am Feuer kochten. Er war schon im Begriff zu untersuchen, ob sie wohl gar genug seyn möchten, um sich aus dem Kessel in seinen Bauch versetzen zu lassen, aber er wurde gestört, denn die Ziegenhirten hoben den Kessel vom Feuer, breiteten einige Schaffelle auf die Erde, machten ihre ländliche Tafel in großer Eile zurecht und baten ihre beiden Gäste mit herzlichem Gutmeinen, mit dem, was da sey, vorlieb zu nehmen. Sie lagerten sich, sechs an der Zahl, alle zu dieser Heerde gehörig, rings um die Schaffelle her, nachdem sie zuvor Don Quixote mit bäurischer Höflichkeit ersucht hatten, sich auf einen umgestürzten Trog niederzulassen. Der Ritter setzte sich, Sancho aber blieb stehen, seinem Herrn den hörnernen Becher vollzuschenken.

Da ihn nun Don Quixote stehen sah, sprach er zu ihm: „Damit du siehst, Sancho, wie viel Gutes die fahrende Ritterschaft in sich schließe, und wie jeder in ihrem Dienst Beflißne so nahe daran ist, vor der Welt zu Ehren und Ansehen zu kommen, so will ich, daß du dich her an meine Seite setzest, in Gesellschaft dieser guten Leute, und unerachtet ich dein Herr und Gebieter bin, mir vollkommen gleich seyest, mit mir aus einer Schüssel essest und aus einem Becher trinkest; denn von der fahrenden Ritterschaft kann man eben wie von der Liebe sagen: sie macht Alles gleich."

„Großen Dank, gestrenger Herr!" sprach Sancho. „Aber Ihr müßt wissen, daß, wenn ich nur sonst was Gutes zu essen habe, mirs auf meinen beiden Beinen und für mich ganz allein eben so gut und besser schmeckt, als wenn ich neben einem Kaiser säße. Ja, wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll, so schmeckt mir eine Zwiebel und ein Stück Brod in einem Winkel, und ohne viel Kratzfüße und Reverenz, zehnmal besser, als ein Truthahn an großen Tafeln, wo ich fein langsam kauen, nur ein Fingerhütchen voll trinken und mich fein oft wischen muß, nicht husten, nicht nießen, wenn mirs ankömmt, noch andre Sachen thun darf, die mir meine Freiheit und mein Winkel erlaubt. Ich wollte also wohl, daß Euer Gestrengen die Ehre, die Ihr mir als einem Diener und Mitgenossen der fahrenden Ritterschaft, wie ich denn als Euer Schildknappe wirklich bin, anzuthun gedenkt, in etwas Andres verwandelten, so mir ersprießlicher und einträglicher wäre; denn was die Ehre anbelangt, so nehme ich sie für empfangen an, verzichte aber darauf von nun an bis in Ewigkeit."

„Nichtsdestoweniger sollst du dich hieher setzen; denn wer sich selbst erniedrigt, den erhöhet Gott," sprach Don Quixote, und zugleich nahm er ihn beim Arme und zog ihn neben sich nieder. Die Ziegenhirten verstanden natürlich das Kauderwelsch von Schildknappen und fahrenden Rittern nicht, sondern aßen, schwiegen und sahen mit Verwunderung zu, wie ihre Gäste gar zierlich und emsig faustgroße Bissen hinunterschoben. Das Fleisch war verzehrt, und nun schütteten sie einen Haufen trockene Eicheln [1] auf die Felle, und setzten dazu

[1] Cervantes meinte die Frucht der Speiseiche, die einen den Kastanien ähnlichen Geschmack hat.

einen halben Käselaib auf, der hart wie ein Stein war. Indessen feierte auch der Hornbecher nicht; denn er gieng bald voll, bald leer, wie die Eimer an einem Schöpfbrunnen, so fleißig herum, daß bald einer von den zwei vorräthigen Schläuchen geleert war. Don Quixote aber, nachdem er sich satt gegessen, nahm eine Hand voll Eicheln, betrachtete sie aufmerksam, und begann folgende Rede:

„O selige Zeit! glückliches Weltalter! du, von den Alten golden genannt, nicht weil man das in unsrer eisernen Zeit so begehrte, so geliebte Gold in dir ohne Mühe erwarb, sondern weil die Menschen, die damals lebten, jene zwei Worte, mein und dein, nicht kannten. Alles war in jenen heiligen Jahrhunderten gemein. Niemand bedurfte zu seiner gewöhnlichen Nahrung mehr Arbeit, als die

Hand auszustrecken und seine Speise von den starken Eichen zu brechen, die Jedermann freigebig mit ihrer süßen Frucht zum Mahl einluden. Klare Quellen und hüpfende Bäche boten dem Durstigen wohlschmeckendes krystallhelles Wasser in reichster Menge dar. In Felsenrissen und hohlen Bäumen bauten die sorgsamen und weisen Bienen ihren Staat und theilten uneigennützig mit Jedermann den reichen Ertrag ihrer süßen Arbeit. Die starken Korkbäume gaben gutwillig ihre breiten, leichten Rinden her, womit man die ersten auf unbehauenem Pfahlwerk ruhenden Hütten bedeckte, deren einziger Zweck war, den Bewohner vor Ungewitter zu schützen. Alles war damals Friede, Alles Freundschaft, Alles Eintracht! Noch hatte das schneidende Eisen des gekrümmten Pfluges nicht gewagt, die Eingeweide der gütigen Mutter vor uns Allen zu öffnen. Ihr weiter fruchtbarer Schooß gebar damals noch Alles freiwillig, was ihre Söhne sättigen, erhalten und ergötzen konnte. Damals giengen die schönen, unschuldigen Töchter der Natur unbesorgt von Thal zu Thal, von Hügel zu Hügel, mit fliegendem Haar und nicht weiter bekleidet als nöthig war, dasjenige

anständig zu bedecken, dessen Verhüllung die Ehrbarkeit von jeher geboten hat. Ihr Schmuck war nicht, wie heutzutage, tyrischer Purpur und tausendfältig zermarterte Seide. Blumenkränze, mit Epheu durchwebt, schmückten sie, und vielleicht so schön und prächtig, als unsre Hofdamen ihre fremden Zeuge und seltsamen Erfindungen, welche die müßige Mode ersann. Damals ließ die unschuldsvolle Seele ihre Liebesgefühle rein, lauter und aufrichtig, wie sie in ihr quollen, hervorströmen, und borgte nicht von der Kunst gedrehte Wendungen und Worte, sie zu verschönern. Arglist, Betrug und Bosheit mischte sich noch nicht unter Wahrheit und Einfalt; die Gerechtigkeit thronte sicher in ihrem Reiche, und weder Gunst noch Eigennutz, die jetzt sie beugen, drängen und verfolgen, nahte sich damals ihren Grenzen. Willkühr des Richters war den Menschen etwas Unbekanntes, denn es gab weder Rechtshändel noch Parteien. Jungfräuliche Tugend und Ehrbarkeit wandelten damals, wie ich gesagt habe, frei und ungestört, wohin es ihnen beliebte, ohne Gefahr vor fremder Gewalt und unkeuschem Muthwillen; ihr Verlust war die Sünde eigner Neigung. In unsern abscheulichen Zeiten aber ist keine weibliche Tugend mehr sicher, und verschlöße sie auch ein neues Labyrinth, wie jenes in Kreta, den Augen der Welt, denn auch hier dringt Liebespest und verruchte Verführungskunst durch einen Ritz oder mit der Luft hinein, und bringt sie trotz aller Einsamkeit zu Falle. Zu deren Sicherheit wurde nun, da die Zeiten sich verschlimmerten und die Bosheit überhand nahm, der Orden der fahrenden Ritterschaft gestiftet, um Jungfrauen zu vertheidigen, Wittwen und Waisen zu beschützen und Nothleidenden beizustehen; dieses Ordens bin auch ich, ihr Hirten, lieben Brüder, denen ich hiermit für die freundliche Aufnahme und gute Bewirthung, so ihr mir und meinem Schildknappen erwieset, freundlichst danke. Denn obgleich nach dem Naturgesetz jeder lebende Mensch verbunden ist, den fahrenden Rittern gut zu begegnen, so wußtet ihr doch diese Verbindlichkeit nicht, nahmet mich blos aus gutem Willen auf, und folglich ists billig, daß ich euch auch mit möglichst gutem Willen für den Eurigen danke."

Zu dieser ganzen langen Standrede, die füglich hätte unterbleiben mögen, gaben unserm Ritter die Eicheln Anlaß, weil sie ihn an das

Denk nur, was Therese sagte,
Als ich jüngst Dich hoch gepriesen:
„O, da schwatzen sie von Engeln
„Und zuletzt ists nur ein Aeffchen,

„Das, mit Flitterstaat behangen,
„Aufgeputzt mit falschen Locken,
„Gleißend in erborgten Reizen,
„Pfeile stielt aus Amors Köcher.“

„Lügnerin“ schrie ich; sie grollte;
Händel gabs mit ihrem Vetter,
Drauf so etwas wie 'nen Zweikampf –
Nun, Du weißt ja, wie's gegangen.

Nicht aus sträflichen Gelüsten,
Nicht, als wollt ich Dich verführen,
Sondern treu in reiner Absicht
Hab ich um Dein Herz geworben.

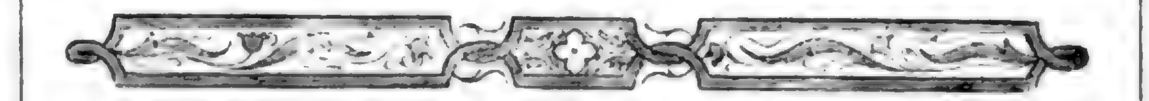
Zart aus Seidenstoff gewunden,
Ist des Ehstands Doppelschlinge:
Schmiegst Du sachte Dich in diese,
Schlüpf ich hurtig in die andre.

Doch wenn nicht, so seys geschworen
Bei dem Heiligsten der Heil'gen:
Eilends geh ich von den Bergen,
Fort ins Kapuzinerkloster.

Hiemit war das Lied des Ziegenhirten zu Ende, und während Don Quixote ihn bat, noch etwas mehr zu singen, war Sancho ganz andrer Meinung, weil er lieber schlafen, als solches Geleier anhören wollte. „Gestrenger Herr,“ sprach er zu ihm, „Ihr könntet Euch nun wohl nach Eurem Nachtlager umsehen; denn bei der Arbeit, welche die guten Leute den langen Tag über haben, können sie nicht die Nächte durch singen.“ — „Ich verstehe dich, Sancho,“ antwortete sein Herr, „und merke wohl, daß dir die öftern Besuche bei deinem Schlauche mehr Lust zum Schlaf als zur Musik machen.“ — „Es hat uns, Gott sey Dank! Allen wohl geschmeckt, denk ich,“ versetzte Sancho. — „Das läugne ich auch nicht,“ sprach Don Quixote; „aber leg du dich hin, wohin du willst; für Leute von meinem Stande schickt sich Wachen besser als Schlaf. Doch wäre es

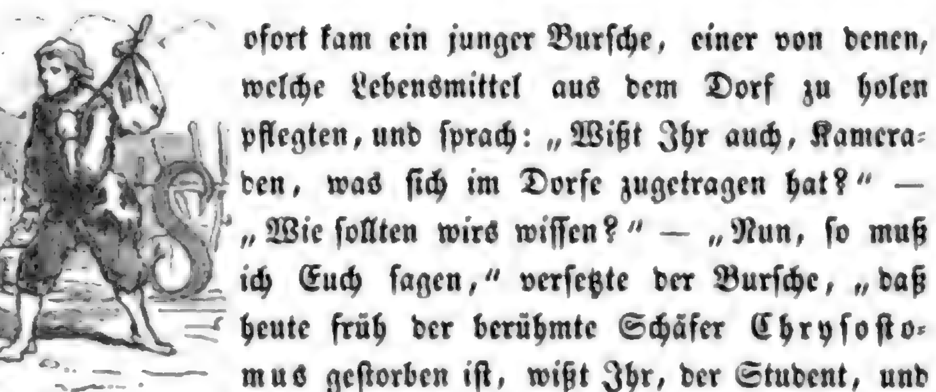
immer gut, wenn du mir zuvor noch einmal nach dem Ohr sähest, denn es schmerzt mich mehr, als es gut ist." Sancho that es; einer von den Ziegenhirten aber, der die Wunde sah, sprach, er solle sich nicht leid seyn lassen, denn er wisse ein Mittel, das ihn gar bald heilen solle. Darauf nahm er etliche Rosmarinblätter, die daselbst in Menge wuchsen, kaute sie, vermischte sie mit Salz, legte es ihm aufs Ohr, verband ihm dies fest und versicherte ihn, daß er nun keiner andern Arznei bedürfe, und so verhielt sichs auch in der That.

Digitized by Google



Zwölftes Kapitel.

Was einer von den Ziegenhirten der Gesellschaft erzählte.



Sofort kam ein junger Bursche, einer von denen, welche Lebensmittel aus dem Dorf zu holen pflegten, und sprach: „Wißt Ihr auch, Kameraden, was sich im Dorfe zugetragen hat?“ — „Wie sollten wirs wissen?“ — „Nun, so muß ich Euch sagen,“ versetzte der Bursche, „daß heute früh der berühmte Schäfer Chrysostomus gestorben ist, wißt Ihr, der Student, und wie sie sprechen, vor lauter Liebe zu dem Teufelsmädchen Marcella, des reichen Wilhelms Tochter, die immer in Schäferkleidern auf der Weide umherzieht.“ — „Was? vor Liebe zu Marcella?“ sprach Einer. — „Wie ich euch sage,“ versetzte der Andere, „und was noch ärger ist, so hat er in seinem Testament befohlen, daß sie ihn wie einen ungetauften Mohren aufs freie Feld begraben sollen, am Fuße der Felsen, wo die Quelle bei den Korkbäumen hervorspringt, weil er, wie die Leute sprachen und wie er auch gesagt haben soll, sie da zum erstenmal gesehen hat; auch ordnete er noch andere Sachen der Art an, was die Ortsgeistlichkeit nicht zulassen will, weil es heidnischer Unfug wäre. Sein guter Freund aber, Ambrosius, der Student, der sich auch in einen Schäfer verkleidet hat, soll gesagt haben, Alles müsse geschehen, genau so, wie es Chrysostomus in seinem Testament befohlen. Das ganze Dorf ist darüber im Aufruhr; aber wie es heißt, so wird am Ende doch geschehen müssen, was Ambrosius und die andern Schäfer, seine guten Freunde, wollen; und morgen soll die Leiche recht stattlich, wo ich sagte, begraben werden. Ich denke, da wirds was Rechts zu sehen geben, und will hingehen, sollt ich auch morgen den ganzen Tag nicht heimkommen.“

„Wir wollen Alle hin," sagten die Hirten; „vorher aber müssen wir loosen, wer von uns bei den Ziegen bleiben soll." — „Du hast Recht, Peter," sagte ein Andrer, „aber zu loosen braucht ihr nicht; ich will für euch Alle da bleiben, nicht euch zu Gefallen, oder daß ich nicht neugierig wäre, sondern weil ich mir letzthin einen Dorn in den Fuß getreten habe." — „Nun, mags seyn wie es will, du sollst großen Dank haben," sagte Peter.

Don Quixote bat den Peter, ihm doch genauer zu sagen, was es mit dem Verstorbnen und der Schäferin für eine Bewandtniß habe. „Was ich von der Sache weiß," sagte Peter, „ist, daß der Verstorbne ein reicher Junker aus unsrer Nachbarschaft im Gebirge war, viele Jahre in Salamanca studirt hatte, und am Ende gar hochgelehrt wieder heim kam. Sonderlich auf die Sterne, sprechen sie, soll er sich recht verstanden, und Alles gewußt haben, was im Himmel, in der Sonne und im Monde vorgieng. Denn er sagte uns alle Kalypsen an Sonne und Mond auf ein Jahr voraus." — „Nicht Kalypsen," fiel Don Quixote ein, „sondern Eklipsen nennt man die Verfinsterungen der beiden großen Himmelslichter."

Peter, der sich wenig um solche Schulmeistereien bekümmerte, fuhr fort: „So wußt ers auch zum Voraus, ob die Ernte gerathen oder mankeniren würde."

„Manquiren, wollt Ihr sagen," rief Don Quixote. „Mankaniren oder manquiren wird ein Ding seyn," sagte Peter. „Seine Eltern und Freunde hatten ihren Glauben daran und folgten seinem Rath und wurden reich dabei; denn bald sagte er ihnen: heuer säet Gerste und keinen Waizen; ein andermal: heuer säet Erbsen und keine Gerste. Einmal sagte er: heuer giebts ein gutes Oeljahr, in den folgenden drei giebts keinen Tropfen."

„Diese Wissenschaft heißt die Astrologie," sagte Don Quixote.

„Wie sie heißt, weiß ich nicht," versetzte Peter, „aber das weiß ich, daß er das Alles wußte, und noch viel mehr. Kurz und gut, er war kaum etliche Monate von Salamanca wieder heim, so kam er einmal wie ein Schäfer gekleidet, mit Schippe und Wamms, daher, und hatte den schönen langen Rock, den er als Scholar trug, ausgezogen. Eben so kleidete sich sein Freund Ambrosius, der mit ihm gelernt hatte auf der Universität. Aber da hab ich vergessen,

Euch zu sagen, was für ein Ausbund-Versmacher der Chrysostomus selig war; denn er machte alle die Christnachtslieder und die Komödien, die unsre Jungen im Dorfe auf den Frohnleichnamstag spielten, und alle Leute sagten, daß nichts darüber gehe. Da nun die Nachbarn im Dorf die beiden studirten Herren so auf einmal in Schäfer verkleidet sahen, wunderten sie sich mächtig, und konnten nicht herausgrübeln, warum sie's nur gethan hätten. Eben dazumal starb auch dem Chrysostomus sein Vater und hinterließ ihm ein großes Gut, an Hausrath, liegenden Gründen und gar viel baar Geld, was nun dissolut in die Hand des jungen Herrn kam. Und wahr ists, daß ers auch verdiente; denn es war ein gar lieber Mann, mitleidig gegen die Armen, ein Freund aller Rechtschaffnen, und hatte ein Gesichtchen wie die Mutter Gottes. Auf die Letzte kams 'raus, daß er sich so verkleidet hatte, blos um der Schäferin Marcella,

von der unser Bursche vorhin erzählte und in die er sich sterblich verliebt hatte, auf unsrer Heide nachzuziehen. Und nun muß ich Euch doch auch sagen, denn wissen müßt Ihrs, wer dieses hoffärthige Ding ist; vielleicht, ja nicht vielleicht, gewiß werdet Ihr so eine Geschichte nicht wieder hören, und wenn Ihr so alt würdet als Jerusalem."

„Methusalem heißts," schrie Don Quixote, der unmöglich die Namen so radebrechen hören konnte.

„Nun, Jerusalem oder Methusalem, das ist all eins; denn wenn Ihrs so anfangen und mir jedes Wort aufmutzen wollt, da werden wir in einem Jahr nicht fertig," versetzte Peter.

„Vergebt mirs, guter Freund," sagte Don Quixote; „ich wollt Euch nur den Unterschied zwischen Jerusalem und Methusalem zeigen; aber man versteht Euch schon, was Ihr sagen wollt, darum nur weiter in Eurer Geschichte; ich will Euch nicht wieder unterbrechen."

„Wohlan, gestrenger Herr, so vernehmt," antwortete Peter. „Es war Euch in unserm Dorfe ein Bauer, der war noch reicher als des Chrysostomo sein Vater, und hieß Wilhelm; dem hatte der liebe Gott noch außer seinem Geld und Gut eine Tochter gegeben. Sie kostete ihrer Mutter bei der Geburt das Leben. Gott hab sie selig! Es war eine rechte Frau, und Jedermann hatte sie im ganzen Lande lieb und werth. Es ist mir nicht anders, als ständ sie noch vor mir mit ihrem Gesichte und mit ihren paar Augen wie Sonne und Mond. Sie war eine Hauswirthin, wie sichs gehört, und that den Armen so viel Gutes, und darum glaub ich gewiß, daß sie jetzt ein Engel im Himmel ist. Wilhelm grämte sich auch über den Verlust einer so guten Frau zu Tode, und hinterließ nun seine Tochter Marcella, jung und reich, unter der Aufsicht ihres Vetters, der Pfarrer und Pfründner in unserm Dorfe ist. Das Mädchen wuchs Euch und wurde so schön, daß sie uns oft an ihre Mutter selig erinnerte, die es auch war; denn da sie nur vierzehn oder fünfzehn Jahre alt war, konnte Niemand sie ansehn, ohne Gott dafür zu segnen, daß er solch eine Kreatur geschaffen. Die Meisten aber wurden sterblich in sie verliebt. Ihr Vetter hielt sie sehr eingezogen, aber

was half's? Es war einmal bekannt, daß sie so schön und reich war, und die Freier liefen, viele Meilen in der Runde, ihrem Vetter bald das Haus ein. Ihr Vetter — ein gar frommer Christ — hätte sie nun gern verheirathet, wie sie das Alter hatte, aber er wollt es doch nicht wider ihren Willen thun; und das nicht etwa, als hätte er ein Auge auf ihr Geld gehabt, das länger unter seinen Händen blieb, wenn es sich mit ihrer Heirath hinauszog. Weiß Gott, deßwegen nicht, das Lob giebt die ganze Gemeinde unserm Herrn Pfarrer, und es wird ihm nichts als lauter Liebs und Guts nachgesagt, wenn wir so beisammen sind. Denn Ihr müßt wissen, fahrender Herr! man schwatzt und munkelt an solchen geringen Orten von Allem, was vorgeht; und das glaubt mir nur (behaltets aber für Euch, wie ichs für mich behalte): ein Pfarrer muß ein Uebriges thun, wenn er will, daß seine Beichtkinder gut von ihm reden sollen, zumal auf dem Dorfe."

„So ists auch," sagte Don Quixote. „Nur weiter, die Geschichte ist gut, und Ihr habt eine gute Gabe, sie zu erzählen."

„Alle gute Gabe kommt von Gott, und die Furcht des Herrn ist der Wahrheit Anfang," versetzte Peter. „Höret, wie's weiter gieng. Der Vetter that Alles, was er nur konnte; er stellte seinem Bäslein die guten Eigenschaften von jedem ihrer Freier vor, und bat sie, nach ihrem Belieben Einen zu nehmen; aber es half nichts; immer sagte sie: „Ich bin noch zu jung, und kann die schwere Last der Ehe nicht tragen." Wider diese Entschuldigung konnte ihr Vetter nichts vorbringen; er dachte, kommt Zeit, kommt Rath, und sie werde schon zugreifen, wenn sie älter sey. „Denn," sagte er, und darin hatte er Recht, „Eltern müssen ihre Kinder nicht zum Heirathen zwingen." Was geschah? Eines Tages fiel es einmal der schönen Marcella ein, Schäferin zu werden; und das that sie auch, ihres Vetters und andrer Leute im Dorfe Zureden ungeachtet, zog mit andren Schäferinnen aufs Feld und hütete ihre Heerde selbst. Nun giengs erst recht los; denn sie ließ sich nicht so bald erblicken, und man sah wie schön sie war, da kamen, ach! wer weiß wie viel, Junker und junge reiche Bauern, verkleideten sich wie Chrysostomo, in Schäfer, und zogen ihr auf der Heide nach. Einer davon

war, wie gesagt, unser seliger Chrysostomo, der sie, wie man spricht, nicht geliebt, sondern angebetet hat. Ihr dürft aber nicht denken, daß irgend Marcella, bei ihrer so freien und ungezwungnen Lebensart, nur den mindesten Schein gegen ihre Tugend und Ehrbarkeit gegeben hätte. Nein, das muß man ihr lassen, daß sie fleißig über ihrer Ehre gewacht hat, und sich keiner von ihren Freiern nur einer einzigen kleinen Gunst oder gemachten Hoffnung rühmen konnte. Sie flieht aber darum die Gesellschaft der andren Schäfer nicht. Nein, sie geht mit Allen freundlich und höflich um, bis es Einer versieht, und ihr seine Liebe entdeckt; dann aber, und wäre seine Absicht noch so rein und ehrlich, schleudert sie ihn von sich. Auf diese Art thut sie mehr Schaden im Lande als die Pestilenz; denn durch ihre Freundlichkeit und Schönheit stiehlt sie Aller Herzen, die mit ihr umgehen, und zwingt sie zur Liebe, aber ihre Sprödigkeit und ihr Stolz bringt die Armen zur Verzweiflung. Und was können sie weiter thun? Nichts, als über sie klagen und winseln, sie eine Grausame, Undankbare, und was dergleichen mehr ist, nennen, wie

sie's denn auch verdient. Ihr dürftet nur etliche Tage hier seyn, gestrenger Herr, so würdet Ihr Euer Wunder hören, wie Berge und Thäler von den Klagen dieser Verachteten, die ihr doch immer nachziehen, wiedertönen. Nicht weit von hier stehen ungefähr ein Paar Dutzend hohe Buchen, und da findet Ihr an allen nichts als Marcella in die Rinde geschnitten, und über mancher noch dazu Kronen eingegraben, als wollte der Liebhaber sagen, sie allein verdiene unter allen Weibsleuten die Krone der Schönheit. Da seufzt ein Schäfer, dort winselt ein andrer; da hört man Liebeslieder, dort jammern sie wie Verzweifelte. Der Eine bringt die ganze Nacht unter einer Eiche oder einem Felsen zu, und, ohne vor Weinen ein Auge zugethan zu haben, findet ihn noch die Morgensonne in sein Leid versenkt; ein Dritter wirft, ohn Ende seiner Marter, sich mitten im heißesten Sommer hin auf den brennenden Sand und schickt seine Seufzer gen Himmel. Und über diese und jene und jene und diese triumphirt die schöne Marcella in größter Ruhe. Wir Alle, die wir sie kennen, sind voll Erwartens, wo's mit ihrem Hochmuth noch hinaus will und wer der Glückliche seyn wird, der ihren Stolz bändigen und ihrer Schönheit genießen darf. Da nun Alles, was ich Euch da erzählt habe, die lautere Wahrheit ist, so glaube ichs auch wohl, was unser Kamerad von dem Tode des Chrysostomo gesagt hat, und raths Euch, gestrenger Herr, daß Ihr mir morgen ja zu seinem Begräbniß mit gehet. Es wird viel da zu sehen seyn; denn der Chrysostomo selig hatte viele gute Freunde, und zudem ists nur eine halbe Meile bis an den Ort, wo er bestattet wird."

„Ich werde es gewiß thun," sagte Don Quixote, „und ich danke Euch für das Vergnügen, das Ihr mir durch Eure artige Erzählung machtet."

„O," rief der Ziegenhirt, „ich weiß kaum die Hälfte von dem, was ihren Liebhabern allen begegnet ist; aber vielleicht finden wir morgen unterwegs noch einen Schäfer, der Euch das Uebrige vollends erzählt. Jetzt aber wärs wohl gut, wenn Ihr Euch unter einem Dach schlafen legtet, denn die freie Luft könnte Eurer Wunde doch schaden, ob Ihr gleich bei dem, was ich Euch drauf gelegt habe, weiter nichts zu fürchten habt."

Sancho Pansa, der schon längst den Hirten mit seinem langen Geschwätz zum Teufel gewünscht hatte, bat nicht minder seinen Herrn, sich in Peters Hütte niederzulegen. Er that dies, und brachte nach dem Beispiele von Marcellens Anbetern die ganze Nacht mit Liebesgedanken an Donna Dulcinea zu. Sancho machte sich ein Plätzchen zurecht zwischen dem Rozinante und seinem Esel, und schlief, nicht wie ein unglücklicher Liebhaber, sondern wie ein wohlzerdroschner Schildknapp.

Digitized by Google

Dreizehntes Kapitel.

Die Geschichte der Schäferin Marcella wird zu Ende erzählt, sammt andern Begebenheiten

Mit Tagesanbruch stiegen fünf von den sechs Ziegenhirten auf, weckten Don Quixote und fragten ihn, ob er noch mit zu dem seltsamen Begräbniß des Chrysostomo wolle, so wollten sie ihn begleiten. Don Quixote, dessen einziger Wunsch dies war, erhub sich und befahl dem Sancho, augenblicklich Roß und Esel zu satteln; er that es ungesäumt, und so machten sie sich alsbald auf den Weg. Sie waren noch keine Viertelmeile weit, so begegneten sie auf einem Kreuzwege sechs Schäfern in schwarzen Pelzen, mit Kränzen von Cypressen und Lorbeerrosen auf den Köpfen und großen Dornstäben in den Händen. Hinter diesen kamen zwei Edelleute zu Pferde, in feinen Reisekleidern, begleitet von drei Dienern zu Fuß. Da sie zusammentrafen, grüßten sie einander sehr höflich und fragten sich, wo sie hin wollten? Es fand sich, daß Alle einerlei Vorsatz hatten, der Beerdigung beizuwohnen, und so reisten sie zusammen fort.

„Mich däucht, Herr Vivaldo,“ sagte einer von den Reitern zu seinem Gefährten, „wir werden den kleinen Aufenthalt nicht

bereuen, den wir machen, dies merkwürdige Leichenbegängniß zu sehen; denn etwas Außerordentliches muß es seyn, nach allem, was uns die Schäfer von dem Verstorbnen erzählt haben und von der Schäferin, welche die Ursache seines Todes ist." — „Ich bin der Meinung auch," antwortete Vivaldo; „denn sehen hätte ichs müssen, und sollt es mich auch vier Tage statt einen gekostet haben."

Don Quixote fragte sie, was sie denn von Marcella und Chrysostomo gehört hätten? Der Reisende sagte, sie seyen diesen Morgen mit den Schäfern zusammengetroffen und hätten gefragt, warum sie in Trauer giengen; diese hätten ihnen darauf Vieles von einer schönen Schäferin, Marcella, und ihren vielen Liebhabern, und dem Tode des Chrysostomo erzählt, zu dessen Beerdigung sie eben giengen. Kurz, es war Peters bereits bekannte Erzählung. Sie kamen bald von diesem Gespräche ab und auf ein andres. Vivaldo fragte unsern Ritter, was ihn bewege, in einem so friedlichen Lande so gerüstet einherzuziehen? — „Mein Amt und Stand erlauben es mir nicht anders," antwortete Don Quixote. „Gute Tage, ein leckerer Tisch und Ruhe gehören nur für verweichtlichte Hofschranzen, aber Arbeit, Unruhe und Waffen ziemen einzig und allein für diejenigen, so die Welt fahrende Ritter nennt, und von deren Orden ich Unwürdiger das geringste Mitglied bin."

So bald sie dies hörten, merkten Alle, daß er ein Narr sey. Um aber der Sache noch mehr auf den Grund zu kommen und ausfindig zu machen, zu welcher Sorte Narren er gehöre, fragte ihn Vivaldo weiter, was denn fahrende Ritter eigentlich für Leute wären?

„Habt Ihr denn nie die Annalen und Geschichten von England gelesen, wo so Vieles von den weltberühmten Thaten des Königs Arturus — den wir in gemeinem Spanisch nur immer König Artus nennen — vorkommt? Wißt Ihr auch nicht, daß von ihm die alte, im ganzen Königreich Britannien verbreitete Sage geht, er sey nicht gestorben, sondern durch Zauberei verwandelt in einen Raben und werde im Laufe der Zeiten wieder kommen, um Reich und Scepter wiederum in Besitz zu nehmen? Daher man auch nicht erhören wird, daß von jener Zeit an ein Engländer bis jetzt einen Raben getödtet

habe. Unter diesem edeln König wurde nun der berühmte Ritter-Orden von der Tafelrunde gestiftet; damals fielen auch buchstäblich nach der Geschichte die Liebeshändel zwischen Don Lanzarote vom See und der Königin Ginebra vor, wobei die ehr- und tugendbelobte Dame Quintannona hilfreiche Mittlerin war, woher denn auch die bekannte und in unserm Spanien so oft gesungne Romanze kommt:

Nimmer, nimmer ward ein Ritter
Wohl von Damen bas bedient,
Denn der edle Lanzarote,
Als er von Bretagna kam,[1]

und worin sofort seine Liebes- und Heldenthaten wundersam angenehm und süß beschrieben werden. Von der Zeit an hat sich nun dieser Ritterorden immer weiter und nach und nach über verschiedne Theile der Welt ausgebreitet. Unter andern waren darin wegen ihrer Thaten berühmt der tapfre Amadis von Gallien nebst Söhnen und Enkeln bis ins fünfte Glied, der mannhafte Ritter Felixmarte aus Hyrcania, der nie genug nach Würden gepriesne Tirante der Weise und der unüberwindlich streitbare Ritter Don Belianis aus Grácia, der fast noch zu unsern Zeiten gelebt, und von dessen Heldenthaten wir so viel reden gehört haben. Dies, meine Herren, heißt fahrender Ritter seyn; dies ist der Orden, in den auch ich armer Sünder mich habe aufnehmen lassen, und gehorche derselben Regel, wie die eben benannten Ritter. Daher ziehe ich auch durch diese Einöden und Wüsteneien umher und suche Abenteuer auf, fest entschlossen, meinen Arm und mich selbst, zu Hilf und Dienst der Nothleidenden, an die größten Gefahren zu wagen, die das Schicksal mir anweist."

Hieraus ersahen die Reisenden vollends, daß es bei Don Quixote nicht richtig sey und an welcher Art von Narrheit er leide. Sie wunderten sich auch nicht minder darob als jeder Andre, der diese Entdeckung bei ihm machte. Vivaldo, ein aufgeweckter Kopf, beschloß sich den Weg zum Begräbnißplatze dadurch zu verkürzen, daß er ihm Gelegenheit gab, immer weiter mit seinen Thorheiten herauszurücken. „Wenn mich recht bedünkt, Herr fahrender Ritter," sprach

[1] Diese ganze Romanze steht im spanischen Cancionero, Antwerpener Ausgabe.

er zu Don Quixote, „so hat sich Euer Besten einen der strengsten Orden auf der Welt gewählt, und fast glaub ich, daß der Carthäuser-Orden nicht so hart seyn könne, als der Eurige.“

„So strenge vielleicht,“ versetzte Don Quixote, „ob aber so nothwendig fürs Gesammtwohl, das ist eine andre Frage; denn die Wahrheit zu sagen, der Soldat thut, indem er die Befehle seines Hauptmanns vollzieht, nicht weniger als der Hauptmann selbst, der sie ihm giebt. Ich will sagen, die Geistlichen und Mönche bitten Gott um Frieden und Ruhe, um Gutes für die Welt; wir Soldaten und Ritter aber setzen das ins Werk, warum jene bitten, führen es aus durch die Tapferkeit unsers Armes und durch die Schneide unsers Schwerts, unter keinem Dache, sondern unter freiem Himmel,

ausgesetzt den unerträglichen Strahlen der Sonne im Sommer und der starren Kälte des Winters. So sind wir im eigentlichen Verstande Diener Gottes auf Erden, und der Arm, durch welchen er seine Gerechtigkeit ausübt. Da nun Kriegs- und andre dergleichen Geschäfte nicht ohne Mühe, Schweiß und Arbeit auszuführen sind, so folgt, daß diejenigen, so sich diesem Berufe widmen, weit mehr thun, als die nur so in gemächlicher Ruh und Frieden Gott bitten, daß er

den Ohnmächtigen beistehe. Bewahre der Himmel, daß ich damit sagen wollte, der Stand eines fahrenden Ritters sey drum ebenso heilig als der eines Mönchs in seiner Klause! Nein, ich will nur

aus dem, was ich selbst dabei leide, folgern, daß er weit mühseliger, geschlagener, hungriger, durstiger, lumpiger und ärmlicher sey; denn dies ist gewiß und wahr, daß all meine Vorfahren in diesem Stand viel Mühe und Unglück Zeit ihres Lebens gehabt haben; und waren auch einige darunter, die sich durch Tapferkeit ihres Arms auf einen Kaiserthron [1] schwangen, so kostete es ihnen, bei Gott! auch Schweiß und Blut genug. Und wär ihnen nicht die Hilfe von Zauberern und andern Weisen zu gut gekommen, so hätten sie gleichwohl ihren Zweck nimmer erreicht und wären in ihren Hoffnungen schmählich getäuscht worden."

„Das meine ich auch," sagte der Reisende; „aber Herr Ritter, Eins nur gefällt mir unter vielem Andern nicht an den fahrenden Rittern, nämlich, daß, wenn es nun an dem ist, ein großes Abenteuer zu bestehen, wobei sie offenbare Lebensgefahr vor Augen sehen, sie sich nie in den Schutz Gottes, wie jeder gute Christ bei solchen Gelegenheiten thut, sondern ihren Damen mit so vieler Innbrust und Andacht empfehlen, als wären diese ihr Gott — ein Ding, das meines Erachtens ein wenig nach Heidenthum schmeckt [2]."

„Herr!" antwortete Don Quixote, „dies kann nun schlechterdings nicht anders seyn, und der fahrende Ritter, der anders thun wollte, würde einen großen Fehler begehen. Es ist einmal bei unserm Orden so Brauch, daß der fahrende Ritter, wenn ihm ein großer Strauß aufstößt, sich seine Dame lebhaft vergegenwärtige und seine Blicke voll Zärtlichkeit auf sie richte, als wollt er mit solcher Augensprache sie bitten, ihm doch in diesem gefährlichen Kampfe hilfreich zu erscheinen. Und ob ihn gleich Niemand hört, so ist er dennoch verbunden, einige Worte zu lispeln, womit er sich ihr von ganzem Herzen empfiehlt, und hievon stellt die Geschichte unzählige Beispiele auf. Daraus folgt aber nicht, daß sie sich Gott nicht befehlen dürften, denn hiezu bleibt ihnen im Verlaufe des Kampfs immer noch Muße und Gelegenheit."

[1] So wurde Raynald von Montalban Kaiser von Trebisonde, Bernard del Carpio König von Irland, Palmerin vom Oelbaum Kaiser von Constantinopel u. s. w.

[2] Tirant der Weise rief nie irgend einen Heiligen an, sondern blos den Namen seiner Carmesina, und wenn man ihn fragte, warum er nie einen Heiligen anrufe, pflegte er zu sagen: „Wer zwei Herren dienet, dienet gar nicht." Auszug aus dem Roman.

„Bei dem allen," antwortete Vivaldo, „kann ich mich eines Skrupels nicht entschlagen. Ich habe nämlich vielmal gelesen, daß oft zwei fahrende Ritter mit einander in Wortwechsel gerathen und in Unfrieden über eine Sache kommen; was geschieht? sie werfen schleunig ihre Rosse herum, jagen ein gutes Stück ins Feld, wenden und rennen dann in vollem Lauf, während dessen sie sich ihren Damen empfehlen, mir nichts, dir nichts, aufeinander los. Der Erfolg davon ist gewöhnlich, daß der Eine, von seines Gegners Speer durch und durch gerannt, hinter seinem Pferde abstürzt, und der Andre nicht minder aus dem Sattel gehoben wird, wenn er sich nicht etwa noch an den Mähnen anhält. Nun weiß ich nicht, wo der Todte, bei so schnellem Verlauf der Sachen, Muße finden soll, sich Gott zu befehlen? Besser wärs, er hätte die während des Rennens an seine Dame verschwendeten Worte angewandt, um zu thun, was sich für einen Christen geziemt. Ueberdies, glaub ich, haben nicht einmal alle fahrenden Ritter Damen, denen sie sich empfehlen könnten, weil nicht Alle verliebt sind."

„Unmöglich," rief Don Quixote, „ja unmöglich ists, sage ich, daß ein fahrender Ritter ohne Dame sey; und verliebt seyn ist ihnen so wesentlich eigen, als dem Himmel Sterne zu haben. Ich kann sicher behaupten, daß sich in keiner einzigen Geschichte ein irrender Ritter ohne Buhlschaft finde; und fände sich einer dergleichen, so ist er kein rechtmäßiger Ritter, sondern ein Bastard, und er ist nicht durch das Thor in die Burg des Ritterthums eingezogen, sondern über die Mauer gestiegen, wie ein Räuber und Dieb."

„Demungeachtet," sagte Vivaldo, „entsinne ich mich gelesen zu haben, daß Don Galaor, des tapfern Amadis von Gallien Bruder, niemals eine bestimmte Dame gehabt hat, der er sich hätte empfehlen können, und ward doch drum nicht minder hochgeschätzt, hat stets als ein tapfrer und berühmter Ritter gegolten."

„Herr! eine Schwalbe macht noch keinen Sommer," antwortete Don Quixote. „Ueberdies weiß ich aus guter Hand, daß dieser Ritter insgeheim nicht wenig verliebt war, ungeachtet seine Natur, die er nicht ablegen konnte, es so mit sich brachte, daß er allen hübschen Mädchen hold seyn mußte. Im Grunde aber ist es doch

bekannt und ausgemacht genug, daß er nur eine Einzige zur Dame seiner Gedanken gemacht, für die er insgeheim schmachtete und der er oft sich empfahl, weil er einen Werth darauf legte, ein geheimnißvoller Ritter zu seyn [1]."

„Wenn denn schlechterdings ein fahrender Ritter verliebt seyn muß," sprach Vivaldo, „so kann man zum Voraus annehmen, daß Euer Gestrengen gleichfalls verliebt ist, denn Ihr gehört ja zum Orden. Im Fall Ihr nun nicht so verschwiegen seyn wollt, wie Don Galaor, so ersuche ich Euch in meinem und der ganzen Gesellschaft Namen, daß Ihr uns Namen, Vaterland, Stand und Schönheit Eurer Dame entdecket; da sie sich glücklich schätzen muß, wenn alle Welt erfährt, daß ein so edler Ritter, als Euer Besten sind, Liebe zu ihr trage und ihr diene."

Hier holte Don Quixote einen tiefen Seufzer und sprach: „Ich weiß zwar nicht, ob meine süße Feindin es der Welt wissen lassen will, daß ich in ihrem Dienste sey; aber doch zur Antwort auf Eure höfliche Frage muß ich Euch sagen, daß sie Dulcinea heißt. Ihr Geburtsort ist Toboso in der Mancha; ihrem Stande nach ist sie zum wenigsten eine Prinzessin, denn sie ist meine Königin und Gebieterin, und ihre Schönheit ist übermenschlich; denn zu einer Wahrheit werden in ihr all die unmöglichen, nur von Dichtern erträumten Reize der Schönheit. Ihre Haare sind Gold, Elysiens Felder ihre Stirne, Himmelsbogen ihre Brauen, ihre Augen Sonnen, Rosen ihre Wangen, Corallen ihre Lippen, ihre Zähne Perlen, Alabaster ihr Hals, Marmor ihre Brust, Helfenbein ihre Hände, und ihre Haut weiß wie frischgefallner Schnee, ihre übrigen Reize aber, welche Ehrbarkeit unsern Blicken verbirgt, glaub ich gewiß, sind so beschaffen, daß man sie sich durch eine lebhafte Phantasie in ihrer Vollkommenheit zwar denken, nimmer aber mit etwas vergleichen kann."

„Aber ihr Geschlecht, Sippschaft und Ahnenfolge möchten wir auch gern wissen," sagte Vivaldo.

„Sie stammt zwar nicht," versetzte Don Quixote, „von den alten römischen Curtiern, Gracchen und Scipionen, noch aus

[1] Don Quixote spielt hier auf die Prinzessin Briolange an, welche Amadis für seinen Bruder Galaor zur Geliebten erkohren.

den neuern Familien der Colonna, Orsini, noch von Cataloniens Moncadas und Requesens, noch von den Rebellas und Villanovas aus Valencia her; zählt auch nicht die Palafoxe, Nusas, Rocabertis, Corellas, Lunas, Alagones, Urreas, Fozes und Gurreas von Arragon, noch die Cordas, Manrinquez, Mendozas und Gußmanen von Castilien, noch die Alencastros, Pallas und Meneses von Portugal unter ihren Ahnen, sondern sie ist eine geborne von Toboso von der Mancha. Ihr Geschlecht, obgleich neu, kann der edelste Stamm zu den durchlauchtigsten Familien folgender Jahrhunderte werden. Und diese Wahrheit taste mir Niemand an, oder er höre von mir dieselbe Drohung, die Zerbin unter die Trophäen setzte, die er aus Rolands Waffen errichtete:

Wer tastet diese Waffen an,
Muß Rolanden im Streit bestahn[1]."

„Ich stamme zwar auch von den Cachopinen[2] aus Laredo ab," sagte Vivaldo, „aber auf diese Art getraue ich mir doch nicht mein Geschlecht mit der Familie Toboso von der Mancha in Vergleichung zu setzen; obgleich, die Wahrheit zu gestehen, es das erste mal in meinem Leben ist, daß ich sie nennen höre." — „Wie, davon wäre Euch nichts zu Ohren gekommen?" sagte Don Quixote.

Mit großer Andacht hörten die andern Begleiter dem Zwiegespräche zu, und Alle, sogar die Ziegenhirten und Schäfer, erkannten das große Deficit in unsers Ritters Hirn. Nur Sancho Pansa sah alles, was sein Herr und Meister sagte, für baare Wahrheit an; denn er kannte ihn ja von Jugend auf, und wußte, wer er war. Nur Eines wollte ihm nicht recht in den Kopf, nämlich das liebreizende Fräulein Dulcinea von Toboso, denn er hatte sein Lebtage nicht von einer Prinzessin dieses Namens reden hören, ungeachtet er so nahe bei Toboso zu Hause war.

Unter diesen Gesprächen bemerkten sie zwanzig Schäfer, die aus einer Schlucht zwischen zwei hohen Bergen herabkamen, und mit

[1] Ariostos rasender Roland, Gesang XXIV. V. 57.

[2] Cachopin nannte man damals die armen Schlucker, welche aus Verzweiflung oder Hunger nach der neuen Welt auswanderten.

Wämsern von schwarzer Wolle bekleidet und an den Häuptern theils mit Cypressen-, theils mit Eibenkränzen geschmückt waren. Sechs von ihnen trugen eine Bahre, mit vielerlei Blumen und Zweigen bedeckt. „Da kommen sie," rief einer von den Ziegenhirten, „die den Leichnam des Chrysostomo zu Grabe tragen, und unten am Berge hat er begraben seyn wollen." Sie eilten daher, so sehr sie konnten, und kamen eben an, als die Träger die Bahre niedersetzten, während Andre beschäf-

tigt waren, das Grab in den Felsen zu hauen. Nachdem sie sich von beiden Seiten höflich gegrüßt, traten Don Quixote und seine Gefährten zur Bahre und erblickten einen Todten in Schäfertracht [1], mit Blumen bestreut. Er schien ungefähr dreißig Jahre alt, und

[1] Weil Chrysostomus in Verzweiflung, das heißt durch Selbstmord, gestorben war, wird sein Leichenbegängniß ohne alle kirchliche Gebräuche vorgenommen. Die Leiche trägt auch keine Kutte, welche sonst spanischen Christen im Tode angezogen wird, sondern ein Schäferwamms.

man konnte es noch an der Leiche sehen, daß er im Leben mußte schön und munter gewesen seyn. Rund um ihn her auf der Bahre lagen einige Bücher, theils offen, theils zusammengerollt. Alle, die Zuschauer, wie die mit Zubereitung des Grabes Beschäftigten, verharrten in feierlichem Stillschweigen, bis endlich einer von den Trägern zum andern sprach: „Ambrosius! ist denn das auch der rechte Ort, den sich Chrysostomo erwählt hat, weil du doch seinen letzten Willen so pünktlich erfüllt wissen willst?" — „Er ists," antwortete Ambrosius. „Wie oft hat mir mein armer unglücklicher Freund hier die Geschichte seiner Leiden erzählt! Hier, sagte er mir, sah er zum erstenmal jene Todfeindin des menschlichen Geschlechts; hier entdeckte er ihr zum erstenmal seine reine, tugendhafte Liebe; hier verschmähte zum letztenmal Marcella sein Herz, und brachte ihn aus Verzweiflung zu dem Entschlusse, sein elendes Leben zu enden, und hier wollte er auch, zum Andenken seines Unglücks, zur ewigen Ruhe gebracht seyn. Dieser Körper, meine Herren — fuhr er fort, indem er sich zu Don Quixote und seinen Gefährten wandte — den Ihr jetzt mit mitleidsvollen Blicken betrachtet, umschloß eine Seele, die der Himmel mit seinen reichsten Gaben geschmückt hatte. Es war mein Freund Chrysostomo, einzig an Geist, ohne Gleichen an feinen Sitten, ein Muster der Geselligkeit, ein Phönix in der Freundschaft, freigebig ohne Prahlerei, ernsthaft ohne Stolz, fröhlich ohne Ausgelassenheit, kurz, der vollkommenste Mann in allem Guten, aber auch der einzige, der Alles leiden mußte, was Unglück heißt. Er liebte und wurde verabscheut; er betete an und wurde verachtet; er flehte eine Tiegerin um Mitleid, er suchte Mitgefühl bei einem Marmorfelsen, seelenlose Luft wollte er umarmen, und erwartete Wiederklang aus der lautlosen Wüste; seine Dienste widmete er der Undankbarkeit, die seine Huldigungen mit dem Tod belohnte in der Blüthe des Alters. Ihn hat eine Schäferin geopfert, die er verewigen wollte im Andenken der Völker, wie ich aus diesen Papieren beweisen könnte, hätte er nicht befohlen, sie dem Feuer zu übergeben, sobald sein Leichnam in die Erde gesenkt sey."

„Da würdet ihr strenger gegen sie seyn, als ihr voriger Besitzer selbst," sagte Vivaldo. „Denn man ist nicht schuldig, Jemands

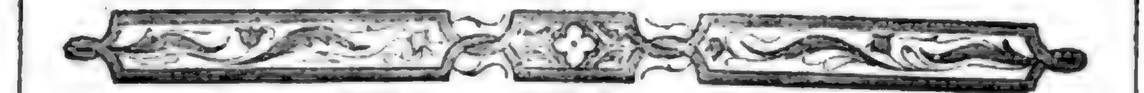
Willen zu vollziehen, wenn er der gesunden Vernunft zuwiderläuft. Hätte zum Beispiel Augustus recht gethan, wenn er Virgils letzten Willen hätte pünktlich vollziehen lassen? Wenn Ihr auch den Leichnam Eures Freundes, Herr Ambrosio, in die Erde senkt, so sollt Ihr doch nicht seine Schriften der Vergessenheit übergeben, denn es ist nicht gut, unüberlegt zu befolgen, was er im Unmuth befohlen hat. Aufbewahren solltet Ihr diese Papiere, damit Marcellas Grausamkeit den Menschen im Gedächtniß bleibe und der Nachkommenschaft zum abschreckenden Beispiel diene. Wir, ich und mein Begleiter, kennen schon die Liebesgeschichte Eures unglücklichen Freundes. Wir haben von Eurer Freundschaft gehört, von der Ursache seines Todes und seinem letzten Willen. Aus dieser jammervollen Geschichte läßt sich das Maß der Grausamkeit Marcellas, der Liebe des Chrysostomo und der Treue Eurer Freundschaft, so wie auch das Ende derer abnehmen, die mit verhängtem Zügel auf Irrwegen sinnloser Liebe dahinrennen. Als wir gestern Abend von dem Tode des Chrysostomo und seinem Begräbnisse hörten, verließen wir die Straße, und kamen theils aus Neugier, theils aus Mitleid hieher, um Augenzeugen von dem zu seyn, was uns schon beim bloßen Hören gerührt hatte. Bei dem Mitleid, das Euch unsre Herzen gezollt haben, bei dem uneigennützigen Wunsche, den wir, wäre Hülfe noch möglich gewesen, sie zu leisten gehegt hätten, laßt ab von dem Vorhaben, diese Papiere zu verbrennen, laßt einige davon wenigstens mich retten.“ Und ohne auf Antwort zu warten, gieng er zur Bahre, und nahm die ihm zunächst liegenden.

„Aus Höflichkeit will ich Euch diese überlassen,“ sprach Ambrosius; „aber die übrigen muß und will ich verbrennen.“ Vivaldo, der auf den Inhalt dieser Papiere äußerst begierig war, schlug eins davon auf, und las den Titel: Verzweiflungs-Ode.

„Dies ist das letzte Blatt, das der Unglückliche geschrieben hat,“ sprach Ambrosius. „Und damit Ihr sehet, wie weit ihn sein Unglück gebracht hat, so lest es nur laut, indeß das Grab hier gemacht wird.“

„Recht gern," sagte Vivaldo, und da alle Umstehenden das gleiche Verlangen bezeigten, so bildeten sie einen Kreis um ihn, und Vivaldo las mit vernehmlicher Stimme folgendes Gedicht ab:

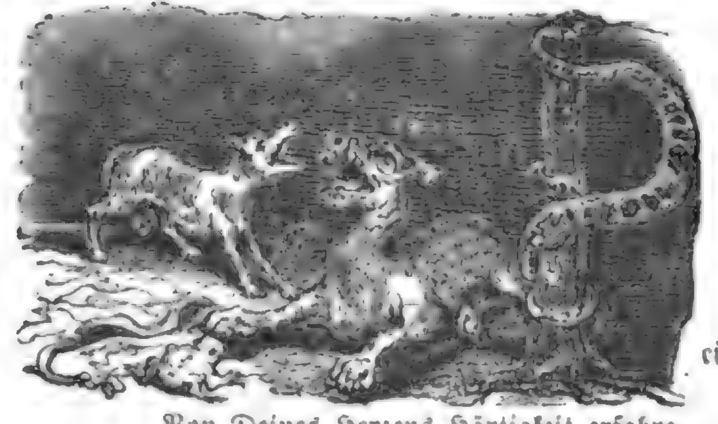
Digitized by



Vierzehntes Kapitel.

Die hoffnungslosen Verse des verstorbnen Schäfers, sammt andern unverhofften Vorkommnissen.

Lied des Chrysostomo.



einvoll erkenn ichs nun!
daß alle Welt
Von Deines Herzens Härtigkeit erfahre,
Das ist Dein Wunsch, das willst Du, Undankbare!
Nun, so geschehe denn, wie Dir gefällt.
Mit Wuth will ich der Liebe Schmerz vertauschen,
Wie Donner soll mirs von der Leier rauschen.

Vor Schrecken stumm wirst dem Gesang Du lauschen,
Der Dir erzählt, wie Du gefrevelt hast;
Mir aber leichtert auf dem Busen sich die Last,
Indem ich in die stürmisch wilden Klänge
Das Blut aus dem zerrißnen Herzen menge.

Ja, höre nur! das tönt nicht wie Schalmei,
Das ist ein grell verzweiflungsvoller Schrei,
Ein Wiederhall der quälendsten Gefühle,
Ein Hohngelächter, wie der Wahnwitz lacht,
Ein Wimmern, das durch Mark und Bein Dir wühle.

Des Leu'n Gebrüll, wenn er nach Blute lechzt,
Des wilden Wolfes heißeres Geheule,
Der mitternächtge Laut der scheuen Eule,
Des Raben Stimme, der von Unheil krächzt,
Der dichtbeschuppten Schlange giftges Zischen,
Das Sturmgetös, vor dem die Meere gischen,

Des Kampfstiers Röcheln, der nach mörderischen
Gefechten blind und taumelnd niederdröhnt,
Ein Ach, wie's die verlaßne Taube stöhnt,
Ein Angstruf, wie er in der Geisterstunde
Herüberschallt aus der Verdammten Munde, —

Dies alles, Grimm, Entsetzen, Trauer, Hohn,
Soll in des Liedes fürchterlichem Ton,
Den ich erfinde, durcheinanderschwirren,
Gleich meinen Qualen grauenvoll und neu,
Daß jedes Hörers Sinne sich verwirren.

Drum töne nicht, Du klagender Gesang,
Wo Vater Tagus gelben Sand beschäumet,
Wo Bätis zwischen Oelbaumhainen säumet:
Hier schalle, hier, die Felsenkluft entlang,
Hier, wo es dunkelt um des Mittags Weile
Und Echo brandet an der Bergwand Steile.

Mein krankes Herz sprüht giftge Feuerpfeile,
Im Thal, wohin kein Licht der Sonne glitt,
Durch Wüsten, die kein Glücklicher betritt,
Durch Oeden, die kein Morgenthau gesegnet,
Wo nur der Molch dem Skorpion begegnet.

Verlassen bin ich, einsam überall,
Hab keinen Boten als den Wiederhall;
Doch wird die Luft, in die mein Lied gegriffen,
Das freie Element, das nirgends weilt,
Mit Deiner Schande durch den Weltraum schiffen.

Manch hohler, eingebildeter Verdacht
Hat treue Herzen schon zu Grund gerichtet;
Verachtung tödtet, Eifersucht vernichtet,
Der Trennung Schmerz hat Viele krank gemacht,
Und kein Beweis, den Liebe Dir gegeben,
Kann zweiflerischer Qual Dich überheben.

Ein jedes dieser Leiden zehrt am Leben,
Und doch, o nie erhörtes Wunder, doch,
Trotz aller dieser Leiden, leb ich noch,
Ich, dem das Herz in Eifersucht verschmachtet,
Ich, den Marcella von sich stößt, verachtet.

Und diese bange, namenlose Pein
Dämpft auch kein ferner, bleicher Hoffnungsschein:
Die Lust sogar zur Hoffnung ist verloren;
Daß grenzenlos mein Leiden sey, hab ich,
Ich selbst, dem Wiedersehen abgeschworen.

Kann Furcht und Hoffnung jemals sich umfahn?
Und darf in meiner Brust die Hoffnung siegen,
Wenn Gründe der Besorgniß überwiegen?
Seh das Gespenst der Eifersucht ich nahn
Und seine hämschen Blicke auf mich schießen,
Vermag ich ruhig dann mein Aug zu schließen?

Wer sollte nicht in Schmerz und Gram zerfließen,
Wenn seine Hand die bittre Niete zieht,
Sein Aug die traurigste Verwandlung sieht,
Daß finstrer Argwohn übergeht in Klarheit,
Zur Lüge sich verkehrt das Licht der Wahrheit?

Gieb mir, Despotin in der Liebe Land,
Gieb, Eifersucht, ein Schwert in meine Hand,
Leih mir, Verzweiflung, deine Todesstricke! —
Doch wehe, wenn ich enden will, erscheint
Mit Zaubermacht ihr Bild vor meinem Blicke!

Ich sterbe; doch getreu dem alten Wahn
(Obgleich mir dann auch, wenn ich leben bliebe,
Nicht eine Aussicht blieb auf Gegenliebe)
Sprech ich noch jetzt: wer liebt, hat wohlgethan,
Und wer der Männerwürde will genügen,
Der muß sich Amors Willkührherrschaft fügen.

Auch jetzt bekenn ich: in Marcellas Zügen.
Verkörperte der Himmel seine Huld,
Und wenn sie mich verschmäht, ist mein die Schuld;
Und hat mir Amor nichts als Qual beschieden,
Er herrsche dennoch ewig fort im Frieden.

So denn beende du, mitleidger Strang,
Des unerbittlichen Geschickes Drang;
Gieb meine Seele hin der Luft, den Winden.
Verschmäht und ruhmlos sink ich in das Grab,
Ohn alle Hoffnung, künftig Heil zu finden.

Marcella, die Du mit so wenig Grund
So unabweislich durch dein kaltes Hassen
Mich zwingst, dies öde Daseyn zu verlassen;
O Du, der einst noch mein geschloßner Mund
Bezeugen mag, wie freudig ich das Leben
Zum Opfer Deiner Grausamkeit gegeben, —

Begreifst Du je einmal mit leisem Beben,
Ich hätt es doch vielleicht verdient, daß sich
Der Himmel Deines Auges trüb um mich,
So bändge schnell Dein Herz: Du sollst nicht weinen
Ob den für Dich verschmachteten Gebeinen;

Im Gegentheil, gieb lachend zu verstehn,
Daß Du mit Jubel meinen Tod gesehn. —
Doch wie? hab ich mich noch einmal betrogen?
Vergaß ich ganz, daß Du Dich rühmen wirst,
Wie schnell Du mir das Leben ausgesogen?

Ihr Schatten, es ist Zeit, erscheint! wohlan,
O Tantalus, mit der zerlechzten Lunge,
O Sisyphus, in deines Felsens Schwunge,
Mit deinem Geier, Tithyus; heran,
Ixion, den des Rades Ring umschließet,
Ihr Schwestern, die ihr zwecklos Wasser gießet!

Schafft einen Schmerz, in dem zusammenfließet,
Was ihr vereinzelt tragt, und achtet ihr
Mich dessen werth, so singt das Grablied mir,
Stimmt heulend an, dem armen Leib zu Ehren,
Dem Menschen auch des Sarges Zierde wehren!

Du aber, schwarzer, grimmger Höllenhund,
O brülle du aus dreifach offnem Schlund
Den Grundton zum Geheul der Geisterlarven!
Denn wo die Liebe so zu Schanden gieng,
Taugt nicht der Klang von Cymbeln und von Harfen.

Zu Ende bist, mein Schwanenlied, auch du.
So fahre wohl, kling weiter ohne Ruh,
Bis an der Feindin Ohr; doch spar das Weinen!
Damit ihr höhnischer Triumph nicht steigt,
So mußt am Grabe noch du heiter scheinen.

Den Zuhörern gefiel die Ode des Chrysostomo sehr wohl, nur meinte der Vorleser, sie wolle nicht recht zu dem sittsamen und tugendhaften Charakter passen, welchen man von der Marcella rühmte; denn Chrysostomo sprach ja in jenen Versen Klagen der Eifersucht aus, welche ihm die Trennung von der Geliebten abgepreßt hätte. Ambrosio, welcher mit den geheimsten Gedanken seines Freundes vertraut war, gab ihm zur Antwort: „Um Euch Euern Zweifel zu benehmen, mein Herr, muß ich Euch sagen, daß der Unglückliche, als er dieses Lied schrieb, wirklich von Marcella abwesend war, und sich freiwillig von ihr entfernt hatte, um zu versuchen, ob die Abwesenheit ihre gewohnte Wirkung auch an ihm haben würde. Weil es aber nichts giebt, das einen Verliebten nicht ängstigen, und keine Furcht, die seiner nicht sich bemächtigen könnte, so quälte ihn Eifersucht, die nur in seiner Einbildung, und Argwohn, der nur in seiner Furcht einen Grund hatte. Es bleibt demnach Alles wahr, was der öffentliche Ruf von Marcellas Tugend rühmt; zwar grausam ist sie, ein wenig stolz, und noch viel mehr spröde; sonst aber kann ihr der Neid selbst nichts Ungebührliches nachsagen."

„Das ist wahr," versetzte Vivaldo, und war eben im Begriff, noch ein andres der geretteten Papiere vorzulesen, als sich unerwartet den Augen eine Wundererscheinung darbot. Denn auf dem Gipfel des Felsen, an dessen Fuße das Grab bereitet war, zeigte sich Marcella

selbst, schön und noch schöner, als das Gerücht sie geschildert hatte. Wer sie zum erstenmale sah, staunte sie mit stummer Bewunderung an; aber auch die Andern, die schon an ihren Anblick gewöhnt waren, fühlten gleiches Entzücken. Nicht so Ambrosio. Denn kaum hatte er sie erblickt, so rief er in tiefster Entrüstung: „Du greuliche Schlange dieses Gebirgs, kommst du vielleicht um zu sehen, ob die Wunden des Geopferten aufs Neue ihr Blut über deinem Anblicke strömen lassen, oder kommst du, um über den schrecklichen Erfolg deines Kaltsinns zu triumphiren? Oder um von deiner Höhe,

Digitized by Google

wie einst Nero, auf das brennende Rom höhnisch herunterzuschauen? oder um voll Uebermuth deinen Fuß auf diesen Leichnam zu setzen, wie einst des Tullius Tochter auf den ihres Vaters? Sage schnell, warum du gekommen und was dein Begehr ist? Denn da ich weiß, daß alle Gedanken meines Freundes, so lang er lebte, dir zu Diensten waren, so will ich Sorge tragen, daß auch nach seinem Tode Alle dir zu Willen seyen, die sich seine Freunde nannten."

„Um keiner dieser Ursachen willen," sprach Marcella, „sondern zu meiner Rechtfertigung bin ich hieher gekommen. Zeigen möcht ich euch Allen, wie sehr man Unrecht hat, die Leiden und den Tod des Chrysostomo mir zur Last zu legen. Und deßwegen bitte ich euch insgesammt, mir Gehör zu schenken; denn ohne viel Aufwand von Zeit und Worten soll jedem Vernünftigen alsbald die Wahrheit einleuchtend werden.

„Der Himmel hat mich, sagt ihr, so schön erschaffen, daß es eine Unmöglichkeit sey, mich zu sehen und nicht zu lieben; und für die Liebe, die ihr mir bezeugt, fordert ihr meine Gegenliebe. Die Vernunft, die mir Gott gegeben hat, erkennt das Schöne als liebenswürdig an; allein ich begreife nicht, warum die wegen Schönheit Geliebte den Liebenden nothwendig wieder lieben muß; denn es könnte sich treffen, daß der Liebhaber des Schönen häßlich wäre, und da das Häßliche nur des Abscheus würdig ist, so würde es seltsam klingen, wenn Einer sagen wollte: Ich liebe dich, weil du schön bist, und du mußt mich lieben, obgleich ich häßlich bin. Allein, gesetzt auch, Schönheit träfe immer nur mit Schönheit zusammen, so folgt noch nicht, daß auch die Neigungen sich begegnen, denn nicht jede Schönheit reift zur Liebe; manche gefällt nur dem Auge, läßt das Herz aber kalt. Würde hingegen jede Schönheit zur Liebe reifen, so würden unsre Neigungen in stetem Strudel umherschweifen, und nirgends zur Ruhe kommen; denn weil die schönen Gegenstände unzählig sind, so wäre auch der Neigungen keine Zahl zu finden; und gleichwohl hat man mir gesagt, wahre Liebe müsse eben so gut untheilbar als freiwillig seyn. Wenn dieses, wie ich glaube, seine Richtigkeit hat, wie könnt ihr dann verlangen, daß ich meiner Neigung Gewalt anthun soll, bloß deßwegen, weil ihr saget, daß ihr mich liebt? Sagt mir vielmehr, wenn mir der Himmel Häßlichkeit statt Schönheit beschieden

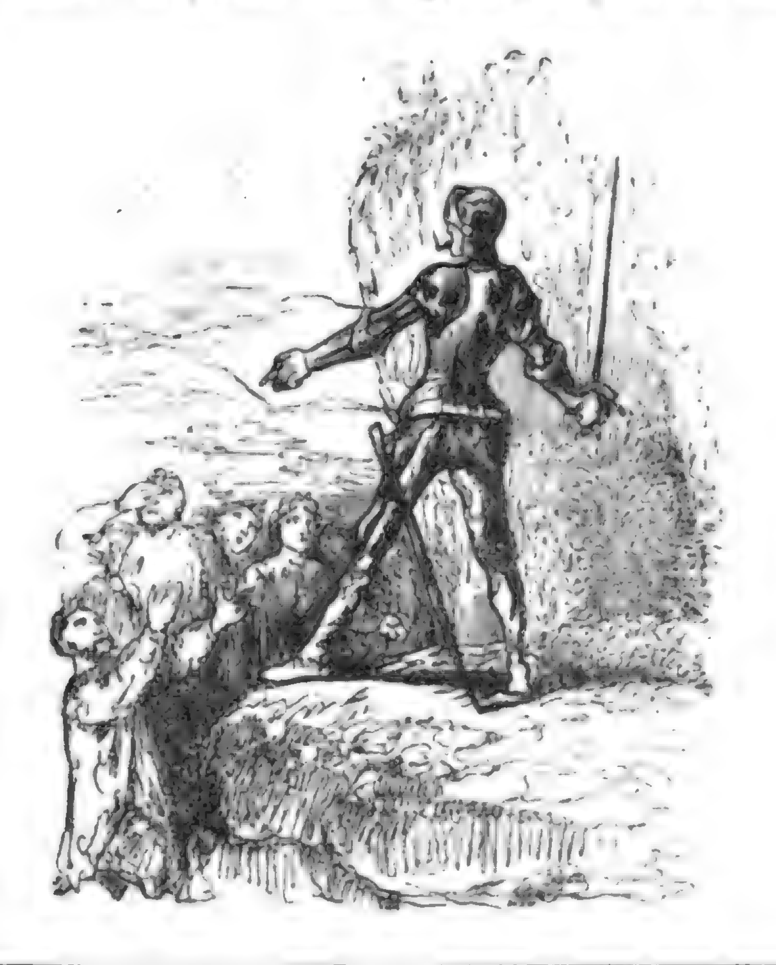
hätte, würde ich mich dann wohl mit Recht über euch beklagen können, wenn ihr mich nicht liebtet? Ueberdies solltet ihr bedenken, daß ich mir meine Schönheit nicht selbst gegeben, sondern daß ich sie, so wie sie ist, aus der Hand des Himmels empfangen habe, ohne darum zu bitten, oder sie mir zu wünschen. So wie man demnach der Natter den Stachel, mit welchem sie tödtet, nicht zum Vorwurf machen kann, weil ihn die Natur ihr gegeben hat, so könnt ihr auch mir um meiner Schönheit willen nichts zur Last legen. Die Schönheit einer züchtigen Jungfrau ist wie ein wohlverwahrtes Feuer, und wie ein blankes Schwert; jenes versengt, und dieses schneidet nur die, so ihm zu nahe kommen. Zucht und Tugend sind ein Schmuck der Seele, ohne welchen der Leib, wenn er auch schön ist, nicht liebenswürdig genannt werden kann. Wenn demnach ein züchtiges Wesen eine von den Tugenden ist, welche Leib und Seele am meisten zieren, warum soll diejenige, die man ihrer Schönheit wegen liebt, ihre Tugend demjenigen aufopfern, welcher, um seinen Begierden zu fröhnen, sich alle Mühe giebt, sie ihr zu rauben? Ich bin frei geboren, und um frei zu leben, wählte ich mir die Einsamkeit und diesen ländlichen Aufenthalt. Die Bäume dieser Bergwälder sind meine Gesellschaft, und das Wasser dieser Bäche ist mein Spiegel; jenen sage ich meine Gedanken, diesem theile ich meine Schönheit mit. Ich bin ein verschloßnes Feuer und ein wohlverwahrtes Schwert. Wenn sich jemand von meiner Schönheit hat verblenden lassen, so haben meine Reden ihm die Augen geöffnet, und werden die Wünsche nur durch Hoffnung genährt, so bin ich nicht am Verderben des Chrysostomo Schuld; denn weder ihm noch den Andern hab ich Hoffnung gemacht, und wohl darf man sagen, daß sein Eigensinn und nicht meine Grausamkeit ihn getödtet habe. Und macht man die Redlichkeit seiner Absichten mir zum Vorwurf, und meint man, ich hätte deßhalb ihm Gehör schenken sollen, so antworte ich: Als er mir hier an dieser Stelle wo man jetzt sein Grab bereitet, die Reinheit seiner Absichten entdeckte, gab ich ihm die Erklärung, daß ich entschlossen sey, beständig in ehelosem Stande zu leben, und daß nur die Erde dereinst das Kleinod meiner Schönheit und die Blume meiner Keuschheit genießen solle. Wenn er nun, trotz dieser Enttäuschung, Hoffnungen

hegte, wo nichts mehr zu hoffen war, und vermessen genug war, wider den Strom schwimmen zu wollen, — wer darf sich wundern, daß er endlich an seinem Wahnsinne Schiffbruch litt? Hätte ich ihn hingehalten, so wäre ich falsch gewesen; hätte ich seiner Neigung nachgegeben, so hätte ich gegen meine bessere Ueberzeugung gehandelt. Er beharrte in seinem Wahne, obgleich er enttäuscht war; er verzweifelte, obgleich ich ihn nicht haßte. Beklage sich, wer betrogen wird; verzweifle, wer seine Hoffnung getäuscht sieht; der trete gegen mich auf, den ich angelockt, der verhöhne mich, den ich begünstigt, aber Niemand nenne mich grausam oder eine Mörderin, dem ich nichts versprochen, den ich nicht betrogen, den ich nicht angelockt und nicht begünstigt habe; bisher hat es dem Himmel nicht gefallen, mich der Liebe zu unterwerfen, und daß ich freiwillig ihr huldigen werde, möge Niemand erwarten.

„Diese allgemeine Zurechtweisung merke sich jeder meiner Liebhaber zu seinem eignen Frommen, und man nehme es in Zukunft als ausgemacht an, daß, wenn aufs neue Jemand um meinetwillen stirbt, Niemand sage, Eifersucht und Grausamkeit habe ihn ums Leben gebracht; denn wer Keinen liebt, über den kann Niemand eifersüchtig werden, und wenn ich Einem die Wahrheit sage, so ist dies keine Verschmähung. Wer mich eine Tiegerin und eine Schlange nennt, der meide mich als etwas Böses und Gefährliches; wer mich für undankbar hält, der biete mir seine Dienste nicht an; wem ich unempfindlich scheine, der suche nicht meine Gesellschaft, und wer mich grausam nennt, der gehe mir nicht nach. Diese Tiegerin, diese Schlange, diese Undankbare, diese Grausame, diese Unempfindliche wird ihn weder aufsuchen noch an sich locken, weder mit ihm umgehen, noch ihm nachlaufen. Wenn Ungeduld und ungezügelte Leidenschaft den Chrysostomo ums Leben gebracht haben, warum will man meine Sittsamkeit deßhalb anklagen? Wenn ich in der Gesellschaft der Bäume meine Unschuld bewahre, warum verlangt man von mir, daß ich sie in der Gesellschaft der Männer in Gefahr setzen soll? Ihr wißt, ich bin reich genug, um fremde Güter nicht zu begehren; ich liebe die Freiheit und wünsche mir kein Joch; ich liebe Niemand und hasse Niemand; ich bin nicht

gewohnt, den Einen zu betrügen und dem Andern zu schmeicheln, mit Diesem zu scherzen und mit Jenem zu kosen. Der harmlose Umgang mit den Mädchen vom Dorfe und die Sorge für meine Heerden beschäftigen mich hinlänglich; diese Berge umschließen das Gebiet meiner Wünsche, und wenn sie je sich höher erheben, so geschieht es nur, um die Schönheit des Himmels zu betrachten, dessen Anblick meine Seele in ihre Heimath zurückführt."

Nach dieser Standrede kehrte Marcella um, ohne eine Antwort abzuwarten, und verlor sich in eine Schlucht des nahen Gebirgs. Alle Zuhörer waren von ihrem Verstand und ihrer Schönheit entzückt. Unter der Versammlung befanden sich einige ihrer Liebhaber, welche, trotz der harten Erklärung, daß sie nie Gegenliebe gewähren würde, Miene machten, ihr nachzufolgen. Als Don Quixote sahe, was sie thun wollten, dünkte ihm dies eine Gelegenheit, seine Ritterpflichten, in Beschützung einer Jungfrau, die man zur Liebe zwingen wollte, auszuüben. Er legte daher Hand an den Degen,



und rief mit lauter Stimme: „Keiner, weß Standes und Würden er auch sey, erkühne sich der schönen Marcella zu folgen, bei Strafe meines höchsten Zorns. Sie hat deutlich und hinreichend gezeigt, daß sie an dem Tode des Chrysostomo gar keine oder nur sehr wenig Schuld habe, und wie weit sie entfernt sey, jemals in das Verlangen eines ihrer Liebhaber zu willigen. Derohalben ist es billig und Recht, anstatt sie zu beunruhigen und zu verfolgen, sie vielmehr hochzuschätzen, weil sie vielleicht die Einzige in der Welt ist, die einen so tugendhaften Vorsatz hat."

Entweder unsers Ritters Drohungen, oder des Ambrosio Bitten, seinem Freunde die letzte Liebespflicht zu erweisen, machten, daß keiner von den Schäfern sich regte, noch entfernte, bis sie das Grab gehauen, die Papiere verbrannt, und unter vielen Thränen der

Umstehenden den Leichnam bestattet hatten. Sie verschloßen das Grab einstweilen mit einem Felsblock bis ein Leichenstein fertig seyn würde, worauf Ambrosio folgende Inschrift zu setzen gedachte:

Sieh, dieser kalte Leichenstein,
Die heißeste Liebe schließt er ein:
Ein Schäfer, krank an Liebeswunden,
Hat hier sein frühes Grab gefunden;
Ihn bracht um seine besten Jahre
Eine schöne, stolze Undankbare.
Nicht nur Tyrannen lüstets, auf Erden
Durch Grausamkeit berühmt zu werden.

Sie bestreuten das Grab mit Blumen und Zweigen, und nachdem ein Jeder dem Ambrosio sein herzliches Beileid bezeigt hatte, nahmen die Schäfer Abschied von ihnen. Vivaldo und sein Gefährte thaten deßgleichen, und Don Quixote beurlaubte sich von seinen Wirthen und den beiden Reisenden. Diese wollten ihn bereden, mit ihnen nach Sevilla zu ziehen, weil es da auf allen Straßen und an allen Ecken mehr Abenteuer gebe, als irgendwo. Don Quixote dankte ihnen sehr für die Nachricht und ihren guten Willen, sagte ihnen aber, daß er für jetzt noch nicht nach Sevilla ziehen könne und dürfe, bis er dies Gebirge gänzlich von Räubern gesäubert hätte, als deren es voll sey. Da sie nun seinen guten Vorsatz sahen, wollten sie nicht ferner in ihn dringen, sondern nahmen nochmals Abschied, und zogen ihres Weges, auf welchem ihnen sowohl die Geschichte der Marcella und des Chrysostomo, als Don Quixotes Narrheit genugsamen Stoff zur Unterhaltung gewährte. Don Quixote hatte sich fest vorgenommen, die Schäferin Marcella aufzusuchen und ihr seine Dienste anzubieten. Wie er aber an der Ausführung dieses löblichen Vorhabens gehindert wurde, wird das folgende Buch dieser wahrhaften Geschichte zeigen.

Drittes Buch.

Fünfzehntes Kapitel.

Unglückliches Abenteuer, das Don Quixote aufstieß, als er mit einigen ungeschlachten Yanguesern zusammentraf.

Laßt uns nun dem Berichte des weisen Cid-Hamet-Ben-Engeli weiter folgen, der also fortfährt: Nachdem Don Quixote sich von seinen Wirthen und den Andern verabschiedet hatte, die der Beerdigung des Schäfers Chrysostomo anwohnten, schlug er mit seinem Schildknappen den Weg in dasselbe Gebüsch ein, wohin vor ihnen die Schäferin Marcella gegangen war. Sie suchten dieselbe länger als zwei Stunden vergebens, und kamen endlich an eine große Wiese voll frischen Grases. Hier floß ein klarer, lieblicher Bach, der sie einlud, bei der zunehmenden Hitze an diesem Ort ein Mittagsschläfchen zu machen. Sie stiegen Beide ab, ließen den Rozinante und das Eselein frei im hohen Grase weiden, nahmen den Schnappsack vor und aßen, ohne viele Umstände, Herr und Knecht in brüderlicher Eintracht, was sie drin fanden. Sancho hatte nicht daran gedacht, dem Rozinante die Fußschleifen anzulegen, weil er ihn von

Digitized by Google

jeher so zahm, keusch und geduldig kannte, daß ihn auch alle Stuten auf dem Anger von Cordova nicht hätten zu einer Ungebühr reizen können. Aber das Schicksal fügte es so und der Teufel, der nie schläft, daß eine Heerde galizischer Stuten, das Eigenthum yanguesischer Roßkämme, im nämlichen Thale weideten. Diese Leute liegen mit ihren Kuppeln gerne still, wo es viel Gras und Wasser giebt, und folglich war der Ruheplatz unsers Ritters den Yanguesen sehr angenehm.

Gaul Rozinante bekam, sobald er diese Gesellschaft witterte, ein Gelüste mit den Frauen Stuten zu kurzweilen, vergaß seiner gewohnten Bedächtigkeit, schlug, ohne Abschied und Urlaub seines

Herrn, ein Träbchen an, und wollte schon seiner Nothdurft fröhnen. Aber sie, denen mehr an der Weide als an seinen Zumuthungen gelegen zu seyn schien, empfiengen ihn dergestalt mit Beißen nnd Hufschlägen, daß der Sattelgurt in Kurzem zerrissen war, und Rozinante ohne Sattel und Zeug faselnackt dastand. Doch dies war

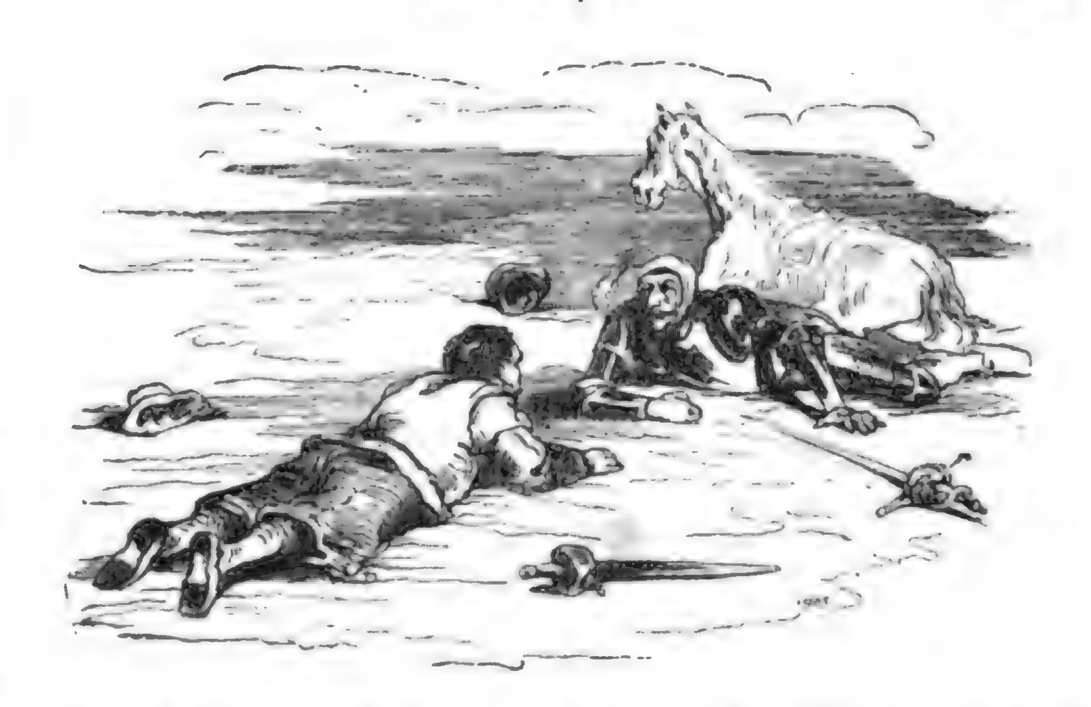
noch nicht das Schlimmste; denn als die Treiber merkten, wie Rozinante ihren Stuten mitspielen wolle, liefen sie mit Knütteln zu, und schlugen so unbarmherzig auf ihn los, daß sie ihn zur Erde niederstreckten.

Don Quixote und Sancho, die Augenzeugen von dieser Prügelei waren, liefen keuchend hinzu. „Freund Sancho," sprach Don Quixote, „so viel ich sehe, sind dies keine Ritter, sondern gemeines, lumpiges Volk. Du kannst mir also mit gutem Fug helfen an ihnen die Schmach rächen, die sie vor unsern Augen dem Rozinante angethan." — „Was, zum Teufel, ist da zu rächen? Sind ihrer nicht zwanzig und unsrer nur zwei, ja eigentlich nur anderthalb?" versetzte Sancho. — „Ich stehe für Hundert!" sprach Don Quixote, zog, ohne weiter ein Wort zu sagen, sein Schwert, und griff die Yanguesen an. Sancho Pansa, durch das Beispiel seines Herrn gereizt, that ein Gleiches. Der erste Hieb, den Don Quixote einem

Digitized by Google

versetzte, zerschnitt das lederne Koller, welches derselbe an hatte und drang noch ein gutes Stück in die Schulter hinein. Die Yanguesen, als sie sich von zwei Leuten angefallen sahen, während ihrer so viele waren, griffen zu ihren Knütteln, nahmen die Beiden in die Mitte und arbeiteten mit Nachdruck und Ernst auf sie los. Auf den zweiten Streich plumpte Sancho zu Boden, und ein Gleiches widerfuhr auch

Herrn Don Quixote, ohne daß Geschicklichkeit oder Muth ihm etwas geholfen hätte. Sein böser Stern wollte, daß er gerade zu den Füßen Rozinantes niederfiel, der auch noch nicht sich erhoben hatte: woraus zu ersehen, welch Unheil Prügel anzurichten vermögen in den Händen ergrimmter Bauern. Da nun die Yanguesen sahen, was für schlimme Arbeit sie gemacht hatten, trieben sie eiligst ihre Koppel zusammen, zogen ihre Straße, und ließen unsre Abenteuerer in schlimmem Zustande und noch schlimmerer Laune zurück.



Der Erste, der wieder zu sich kam, war Sancho. Da er sich neben seinem Herrn liegen sah, rief er mit schwacher kläglicher Stimme: „Herr Don Quixote! Ach Herr Don Quixote!“ — „Was willst du, Bruder Sancho?“ antwortete der Ritter in eben solchem Jammertone. — „Ach! ich wollte wohl, daß mir Ew. Gestrengen, wenn es möglich wäre, ein paar Schlücke von dem Trank des Bajas gäbe, so Ihr ihn anders zu Handen habt,“ sprach Sancho; „wer weiß, ob er nicht eben so gut für zerschlagne Knochen wäre, als für Wunden.“ — „Freilich; wenn ich nur welchen hätte, ich Unglückseliger! was hätt es dann für Noth?“ sagte Don Quixote. „Aber ich schwör es dir, lieber Sancho, bei fahrenden Ritters Wort, daß ich ihn, eh noch zwei Tage vergehen, in meinem Besitz haben will (wenn nichts dazwischen kommt), oder es wäre nicht gut.“ — „Hm! in zwei Tagen,“ sprach Sancho; „in wie vielen denkt Ihr denn, daß wir wieder einen Fuß werden regen können?“ — „Das weiß Gott,“ sprach der zerschlagne Ritter; „von mir kann ich es wenigstens nicht mit Gewißheit bestimmen, aber die Schuld davon ist mein eigen; ich hätte schlechterdings nicht sollen den Degen gegen Leute ziehen, die nicht, wie ich, den Ritterschlag hatten; und folglich, glaub ich gewiß, daß der Gott der Schlachten, zur Strafe der überschrittnen Rittergesetze, diese Züchtigung über mich verhängte.

Merke dir also wohl, Bruder Sancho, was ich jezt dir sagen will, denn das Heil von uns Beiden hängt daran. Siehst du, daß uns dergleichen Pack wieder beleidigt, so warte nicht, bis ich wieder die Hand ans Schwert lege, denn ich werde es schlechterdings nicht wieder thun, sondern ziehe du selbst vom Leder und züchtige sie nach Herzenslust. Kommen ihnen aber Ritter zu Hilfe, so will ich dich mit aller meiner Macht vertheidigen; denn du kennst nun schon aus tausend Proben die Stärke meines tapfern Armes." So übermüthig war der arme Mann geworden, durch den Sieg, welchen er über den Biscajer erfochten hatte.

Aber unserm Sancho gefiel der Rath seines Herrn zu wenig, als daß er dazu hätte schweigen können. „Herr," sprach er, „ich bin ein ruhiger, stiller, friedsamer Mensch, kann schon einen Puff vertragen und ein angethanes Unrecht vergeben; denn ich habe Frau und Kinder zu ernähren. Ich will also Ew. Gestrengen nur bescheidentlich sagen (denn vorschreiben kann ich ja Nichts), daß ich gegen keinen Menschen, seys Ritter oder Bauer, mein Hackmesser ziehen werde, und daß ich hiemit im Angesichte Gottes von Herzen alles Unrecht verzeihe, geschehnes oder zukünftiges, das ich erdulde, erduldet habe, oder dereinst noch erdulden werde, thue mirs an, wer da will, Hoch oder Nieder, Reich oder Arm, Junker oder Knecht, und sey dabei kein Stand noch Würde ausgenommen."

„Könnt ich nur recht Athem holen und frei reden," sprach Don Quixote, als er dies hörte; „oder legte sich nur der Schmerz da in der Seite ein wenig, Sancho, so solltest du eines breiten vernehmen, wie sehr du im Irrthume bist. Denk einmal, du alter Sünder, wenn der Glückswind, der bisher uns entgegenblies, zu unsern Gunsten sich drehte, daß wir mit vollen Segeln, sonder Gefahr und Widerwärtigkeit, auf den Hafen einer der Inseln lossteuerten, die ich dir versprochen habe — wie? wenn ich sie gewönne und dich zum Herrn darüber setzte? Diese meine wohlmeinende Absicht wirst du vereiteln, da du weder Ritter seyn noch werden, keinen Muth fassen, erlittene Ungebühr nicht rächen und deine Herrscherrechte nicht vertheidigen willst. Denn das mußt du wissen, daß in neu eroberten Königreichen und Staaten die Köpfe der Einwohner nie so ruhig und

dem neuen Herrn so ergeben sind, daß nicht ein Aufruhr zu befürchten stünde, um die Dinge wieder in den alten Stand zurückzuführen und eine sogenannte Restauration zu bewerkstelligen. Der neue Besitzer muß also Verstand genug haben, um sich zu benehmen, und Kraft genug, um sich zu vertheidigen, je nachdem die Ereignisse es erfordern."

„In dem Ereigniß, so uns eben erst betroffen hat, möcht ich wohl so viel Verstand und Stärke gehabt haben, als Ew. Gestrengen da sagt," versetzte Sancho. „Aber ich schwör es Euch bei dem Wort eines geschlagenen Mannes, daß mir jetzt ein Pflaster besser zu Statten käme, als Eure Reden da. Seht doch einmal zu, gestrenger Herr, ob ihr nicht aufsitzen könnet, damit wir dem Rozinante nur wieder auf die Beine helfen, ob ers gleich nicht verdient, denn er ist eigentlich an der ganzen Prügelsuppe Schuld. Meine Tage hätt ich so was nicht von dem Rozinante gedacht; denn ich hielt ihn immer für einen so keuschen und friedliebenden Burschen wie mich selbst. Aber da sieht mans, daß gar lange Zeit dazu gehört, eh man die Leute recht kennen lernt, und daß man, wie's heißt, in der Welt auf nichts rechnen kann. Wem wärs auch eingefallen, daß auf die kostbare Bescherung, die Ihr dem unglücklichen fahrenden Ritter angehängt habt, der hinkende Bote so schnell hinter uns drein in Gestalt eines solchen Donnerwetters von Prügeln uns auf den Buckel kommen würde."

„Der deinige, Sancho," sprach Don Quixote, „ist an solches Unwetter schon gewöhnt; aber dem meinigen, der von jeher in Seide und Musselin eingewickelt war, thut solche Mißhandlung doppelt weh: das ist sonnenklar. Und würde ich nicht glauben — was, glauben? wüßt ich nicht vollkommen gewiß, daß alle diese Beschwerlichkeiten mit dem Waffenhandwerk unzertrennlich verbunden sind, so stürb ich hier vor lauter Verdruß."

„Gestrenger Herr!" sagte Sancho; „wenn solch Unglück zu den laufenden Einkünften der fahrenden Ritterschaft gehört, so sagt mir doch, obs oft und häufig so kömmt, oder obs seine gewissen Termine hält; denn noch ein paar solche Einnahmen, denk ich, und dann würden wir für die dritte nicht viel mehr nütze seyn, wenn uns Gott, vermöge seiner unendlichen Barmherzigkeit, nicht besonders beisteht."

„Wisse, Freund Sancho," antwortete Don Quixote, „daß zwar das Leben der fahrenden Ritter tausend Zufällen und Gefährlichkeiten ausgesetzt ist, daß sie aber auch ebenso nah dem Glücke sind, Kaiser und Könige zu werden. Hiefür zeugt die Erfahrung vieler und zerschiedener Ritter, von deren Geschichte ich genaue Wissenschaft habe. Ich könnte dir auch, wenns nur mein Schmerz zuließe, gleich jetzt die Geschichte von einigen erzählen, die blos durch Tapferkeit ihres Arms zu so hohen Ehren gelangten, und dennoch sowohl vor- als nachher sich in mancherlei Unglück und Noth befanden. So gerieth der mannhafte Amadis von Gallien dem Zauberer Arcalaus, seinem Todfeind, in die Hände, welcher ihn, wie man bestimmt versichert, im Hof an eine Säule band, und ihm mehr als zweihundert Hiebe mit seines Pferdes Zaume gab. Imgleichen berichten uns die geheimen Papiere eines nicht wenig Glauben verdienenden Schriftstellers von dem Sonnenritter, daß er in einem gewissen Kastell durch eine gewisse Fallthüre in ein tiefes Loch unter der Erde gefallen sey; daselbst habe man ihm Hände und Füße gefesselt und ihm, so zu sagen, ein Klystier von Schneewasser und Sand gegeben, wovon er beinahe drauf gegangen sey; und wär ihm nicht ein andrer Weiser, sein guter Freund, in dieser Noth beigesprungen, so würde es dem armen Ritter übel ergangen seyn. Also kann ich mich noch immer mit diesen wackern Leuten trösten, die weit größere Unglücksfälle und Beschimpfungen ausgestanden haben, als wir. Und überhaupt mußt du wissen, Sancho, daß Wunden und Schläge, beigebracht durch Instrumente, die einem Anderen von ungefähr in die Hände kommen, gar nicht schimpflich sind; denn in den Duellgesetzen steht mit klaren Worten geschrieben: „Wenn ein Schuster Einen mit einem Leisten schlägt, den er eben in der Hand hat, ohngeachtet der Leisten auch von Holz ist, so soll man dennoch nicht sagen, daß der Andre dadurch geschlagen worden sey." Dies sag ich dir zum Troste, daß du nicht etwan glaubest, daß wir durch die empfangnen Prügel beschimpft wären, denn so viel ich mich erinnre, waren die Waffen der Leute, die uns so zugerichtet haben, nichts als Knüttel und Pfähle, und kein einziger davon hatte Degen, Schwert oder Dolch."

„Ich hatte nicht Zeit," sprach Sancho, „um so genau nachzusehen; denn kaum hatte ich mein Hackmesser erwischt, da schlugen sie mit ihren Prügeln das Kreuz so kräftig über meinen Buckel, daß mir Hören, Sehen und Laufen vergieng, und ich dahinpurzelte, wo ich auch noch liege, und es mich den Henker kümmert, ob mir ihre Pfahlprügel eine Schande sind, oder nicht, aber das weiß ich, daß die Prügel mir weh thun, weßhalb sie auch in mein Gedächtniß geschrieben sind, wie auf meine Schultern."

„Demungeachtet Bruder Sancho," versetzte Don Quixote, „giebt es keine so bittre Erinnerung, welche die Zeit nicht milderte, und keinen Schmerz, den der Tod nicht verwischte."

„So?" sprach Sancho; „giebts denn wohl was Schlimmeres als ein Unglück, das die Zeit erst lindern, oder der Tod aufheben muß? Wär unsers mit einem paar Pflastern abgethan, da möchts noch hingehen; aber uns möchten wohl kaum die Pflaster eines ganzen Spitals heilen."

„Laß das jetzt," sprach Don Quixote, „und raffe dich auf! Ich wills auch thun, und dann lasse uns sehen, wie's um den Rozinante steht; denn dem armen Thier, glaub ich, ist nicht eben der kleinste Theil von diesem Unglück zugefallen."

„Das ist kein Wunder," sagte Sancho, „denn ist er nicht fahrender Ritter so gut als wir? Das aber wundert mich, daß mein Esel mit ganzen Rippen davongekommen, da wir fast keine halbe mehr im Leib haben."

„Immer läßt das Glück in allem Ungemach noch eine Hinterthür offen," versetzte Don Quixote. „Ich sage dies, weil jetzt dein Thierlein Rozinantes Stelle versehen soll, um mich in irgend ein Kastell zu bringen, wo ich meiner Wunden genesen könne. Und wird mir solche Ritterschaft nicht im mindesten zur Schande gereichen, denn ich erinnere mich gelesen zu haben, daß der gute alte Silen, Hofmeister und Lehrer des Gottes der Freude, als er seinen Einzug in das hundertthorige Thebä hielt, vergnüglich auf einem Esel daherritt."

„Wenn man nur noch reiten kann," sprach Sancho, „da mags dem wohl so seyn, wie Ew. Gestrengen sagt; aber es ist doch ein

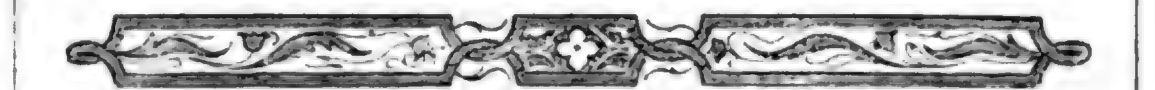
Digitized by Google

mächtiger Unterschied zwischen Reiten, und so queer über dem Esel hängen wie ein Sack voll Dreck."

„Wunden, die man in der Schlacht empfängt," entgegnete Don Quixote, „bringen mehr Ehre als Schande. Sag mir also nichts mehr dawider, Freund Sancho, sondern erheb dich, so gut du kannst, wie ich dir befohlen, und hilf mir, so gut es gehen will, auf deinen Esel, damit wir von dannen kommen und uns die Nacht in dieser Einöde nicht überfalle." — „Hab ich doch von Ew. Gestrengen gehört, daß es bei fahrenden Rittern gar sehr der Brauch sey, die meiste Zeit des Jahres in Wüsten und Einöden zu schlafen, als ob dies ihr Beruf so mit sich brächte," warf Sancho ein. — „Dies thun sie nur," sprach Don Quixote, „wenn sie nicht anders können, oder verliebt sind. So gab es z. B. einen Ritter, der zwei ganze Jahre, Tag und Nacht, auf einem Felsen zubrachte, und allem Ungemach der Witterung Trotz bot, ohne daß seine Dame etwas davon wußte. Einer dergleichen war auch Amadis, als er sich den Dunkelhübsch nannte, und den Armuths-Felsen acht Jahre oder acht Monate — ich erinnre mich im Augenblicke nicht so genau — bewohnte, und ich weiß nicht, um welches Unrecht trauerte, das ihm von dem Fräulein Oriana widerfahren war. Aber lassen wir dies jetzt, Sancho, und mach, daß du fertig wirst, ehe dem Esel auch ein Unglück begegnet, wie dem Rozinante."

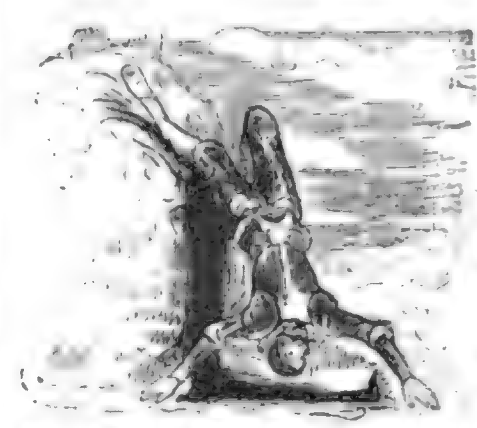
„Da müßte vollends der Teufel los seyn!" sprach Sancho, und kroch, nachdem er dreißigmal geächzt, sechzigmal geseufzt, und hundertundzwanzigmal den verdammt und verwünscht hatte, der ihn hieher gebracht, in die Höhe, blieb aber halbwegs krumm wie ein türkischer Bogen stehen; denn ganz konnte er sich nicht aufrichten. Trotzdem machte er den Esel zurecht, der die gute Gelegenheit benützt hatte, sich ein wenig in der Gegend zu ergehen. Drauf half er dem Rozinante auf die Beine, der, wenn er nur eine Zunge zum Wehklagen gehabt hätte, weder dem Sancho noch seinem Herrn hierin etwas nachgegeben haben würde. Endlich packte er auch Don Quixote auf den Esel, band den Rozinante hinten an den Schwanz, nahm den Esel bei der Halfter, und schlich sachte immer nach der Gegend zu, wo nach seinem Dafürhalten die Landstraße seyn mußte.

Ein Glück kommt nie allein; kaum waren sie eine halbe Meile so gezogen, da zeigte sich ihnen die Landstraße, und auf derselben eine Schenke, die einmal, zu des armen Sancho größtem Verdruß und unsers Ritters größter Freude, ein Kastell seyn mußte.“ Sancho schwur hoch und theuer: „Es ist eine Schenke!“ — „Nein, es ist ein Kastell!“ rief sein Herr, und so dauerte der Streit fort, bis sie davor kamen, und Sancho rückte, ohne sich weiter zu vereifern, mit seinem ganzen Zuge hinein.



Sechzehntes Kapitel.

Was unserm weisen Junker in der Schenke begegnete, die er für ein Kastell hielt



ag demnach Don Quixote queer über dem Esel; weßhalb der Wirth den Sancho fragte, was ihm fehle? „Es ist weiter nichts," sprach Sancho, „als daß er von einem Felsen herabgefallen ist, und sich die Seiten ein wenig gequetscht hat." Der Wirth hatte eine Frau, die wider Gewohnheit solches Volks gar mitleidig war, und sich das Unglück ihres Nächsten zu Herzen gehen ließ. Sie nahm sich also gleich des armen Ritters an, befahl auch ihrer Tochter, einem hübschen jungen Mädchen, ihr den Gast verbinden zu helfen. Nun diente in eben der Schenke eine asturische Dirne, mit breitem Gesicht, flachem Hinterkopfe und Stumpfnase, die auf einem Auge schielte und mit dem andern auch nicht recht sah. Indeß, die Reize ihrer Person ersetzten diesen Mangel. Denn sie maß von der Ferse bis zum Scheitel kaum etwas über vier Fuß und dabei machte ein kleines Uebergewicht hinter der Schulter, daß sie mehr zur Erde sehen mußte, als ihr lieb war. Diese zarte Magd half der Tochter des Wirths für Don Quixote ein elendes Bett in einer schlechten Kammer zurecht machen, der man es ansah, daß seit Jahren dort nichts als Stroh aufgehoben worden war. In eben diesem Stalle befand sich auch ein Eselstreiber, der sein Lager einen Fleck weiter von unsers Ritters seinem aufgeschlagen hatte; welches, ungeachtet es nur aus Decken und Polstern seiner Esel bestand, doch vortheilhaft von der Ruhestätte Don Quixotes abstach;

denn diese bestand aus vier höckerichten Bretern auf zwei ungleichen Böcken, aus einer Matratze, die nicht dicker als eine Ueberdecke, dem Gefühle nach aber voll von Knollen wie Kieselsteine war, hätte man nicht durch einige Löcher bemerkt, daß sie mit Wolle gestopft sey; ferner aus zwei Leilachen, so hart wie Schildleder, und einer leinenen Decke, deren Fäden man alle, ohne um einen zu irren, hätte zählen können. In dies verwünschte Bett legte sich Don Quixote, und

nun bepflasterten ihn die Wirthin und ihre Tochter von oben bis unten, wozu ihnen Maritornes (so hieß die Asturierin) leuchtete.

Digitized by Google

Als nun die Wirthin unter dem Bepflastern gewahr wurde, daß Don Quixote allenthalben voll Striemen war, sagte sie, dies sähe ja eher Schlägen als einem Falle ähnlich. „Mit nichten,“ sprach Sancho, „es sind keine Schläge, sondern der Fels hatte viel scharfe Spitzen und Ecken, deren jede ihr Mahl gemacht hat. Und noch eins! Frau Wirthin, seyd so gut und lasset wo möglich einige Fetzen Pflaster übrig, denn es ist Einer da, der es brauchen kann; denn auch mich schmerzt es ein wenig da im Kreuze.“ — „Seyd ihr denn auch gefallen?“ fragte die Wirthin. — „Das zwar nicht,“ sprach Sancho; „aber der Schrecken, da ich meinen Herrn fallen sah, ist mir so in den Leib gefahren, daß es mir nicht anders ist, als hätt ich tausend Prügel bekommen.“ — „Das ist gar wohl möglich,“ sprach die Tochter, „denn wie oft ist mirs nicht im Traume so gewesen, als fiel ich von einem hohen Thurm und käme nicht auf den Boden, und

wenn ich vom Traum erwacht, war ich so müde und zerschlagen, als ob ich wirklich gefallen wäre." — „Da triffts die Jungfer auf ein Haar," sagte Sancho; „nur daß ich nicht träumte, sondern so munter war wie jetzt, und habe doch vom bloßen Schrecken fast eben so viel blaue Flecken gekriegt, als mein Herr."

„Wie heißt denn der Herr Ritter?" fragte Maritornes. — „Don Quixote von der Mancha," antwortete Sancho Pansa; „ein fahrender Ritter ist er, und zwar einer der besten und mannhaftesten, die seit langer Zeit auf Erden gesehen worden sind." — „Was ist denn das, ein fahrender Ritter?" versetzte die Dirne. — „Seyd Ihr denn so jung in der Welt, daß Ihr das nicht wisset?" antwortete Sancho. „Höre, Schwester, ich will dirs sagen; ein fahrender Ritter ist, mit zwei Worten, ein Ding, das bald geprügelt wird, bald Kaiser ist. Heute ist er das elendeste und ärmste Geschöpf unter der Sonne, und morgen hat er zwei oder drei Königskronen, die er seinem Schildknappen schenken kann." — „Wie kömmts denn aber, da Ihr doch einem so guten Herrn dienet, daß Ihr, wie's scheinet, nicht wenigstens eine Grafschaft habt?" fragte die Wirthin. — „Damit hats noch Zeit," sprach Sancho, „denn es ist ohnedies erst kaum einen Monat her, daß wir Abenteuer suchen, und bis jetzt haben wir noch keines gefunden, das viel werth war. Aber da sucht man oft eine Sache und findet eine andre; doch das ist ausgemacht, kömmt mein Herr Don Quixote nur von seinen Schlägen — von seinem Fall, wollt ich sagen, wieder auf, so vertausche ich gewiß meine Hoffnung mit dem besten Titel von Spanien nicht."

Dem tollen Geschwätz hörte Don Quixote sehr aufmerksam zu, setzte sich im Bette so gut er konnte in die Höhe, ergriff die Hand der Wirthin und sprach: „Glaubt mir, schönste Frau, daß Ihr Euch glücklich schätzen könnt, eine Person, wie ich bin, in Eurem Kastell aufgenommen zu haben. Denn wenn ich mich nicht selbst lobe, so geschieht es einzig deßhalb, weil Eigenlob keinen guten Geruch verbreitet; aber mein treuer Schildknappe wirds Euch erzählen, wer ich bin. Nur dies erlaubt mir noch zu sagen, daß der Dienst, so Ihr mir geleistet, ewig in meinem Gedächtnisse wird geschrieben stehen und ich Zeitlebens Euch zu Dank werde verpflichtet

bleiben. Und hätte der Himmel es nicht so gefügt, daß die Liebe mich in ihren Banden halten, und ich unterthan seyn sollte ihren Gesetzen und den Augen jener undankbaren Schönheit, so sollten, im Vertrauen sey es gesagt, die Augen dieses schönen Fräuleins Gebieterin meiner Freiheit seyn."

Die Wirthin, ihre Tochter und die gute Maritornes staunten ob diesen Reden unsers fahrenden Ritters nicht wenig, weil sie so wenig davon verstanden, als wär es Griechisch. Indessen nahmen sie doch so viel daraus ab, daß es schöne Sachen seyn sollten, die er ihnen da sagte. Da sie aber dergleichen Sprache nicht gewohnt waren, wunderten sie sich über ihn als einen Menschen von anderm Schlage als dem gewohnten, bedankten sich auf ihre Art gar schön bei ihm und ließen ihn allein. Maritornes sorgte indeß für Sancho, der es nicht minder nöthig hatte, als sein Herr.

Nun hatte der Eselstreiber mit ihr für diese Nacht eine verliebte Zusammenkunft verabredet, und sie ihm auch ihr Ehrenwort darauf gegeben, sobald die Gäste und ihre Herrschaft schlafen würden, ihm einen Besuch zu machen und, so weit er es verlangte, zu Willen zu seyn. Man sagt überhaupt von dieser ehrlichen Dirne, daß sie ihr Wort in dergleichen Fällen nie gebrochen, hätte sie es auch auf freiem Felde und ohne Beiseyn eines Zeugen gegeben; denn sie hielt sehr viel auf ihren Adel, und achtete es sich für keine Schande, als Magd in der Schenke zu dienen, weil nur Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten, wie sie sagte, sie zu diesem Stande herabgesetzt hatten.

Don Quixotes hartes, enges, gebrechliches und lumpiges Bett stand gleich vorne an und mitten in dieser alten Rumpelkammer. Gleich daneben hatte sich Sancho sein Nest von einer Binsenmatte und Decke gemacht, die eher von Segeltuch als Wolle schien. Nach diesen beiden folgte des Eseltreibers Lager, welches, wie schon gesagt, von den Decken und dem Geschirr seiner zwei besten Maulesel aufgebaut war, deren er zwölf hatte, alle stark, fett und glänzend wie die Spiegel, denn es war einer der reichsten Treiber von Arevalo [1]. So versichert wenigstens unser Autor, der dieses Treibers besonders erwähnt, weil er ihn sehr genau kannte, und, wie's verlauten will, wohl gar ein wenig mit ihm verwandt war [2]. Wenigstens erhellt daraus, daß Cid-Hamet-Ben-Engeli ein sehr treuer und genauer Geschichtschreiber war, weil er auch die kleinsten und unerheblichsten Umstände nicht mit Stillschweigen übergeht. Möchten doch unsre neuern ernsthaften Geschichtschreiber ein Beispiel dran nehmen, die, wenn sie Begebenheiten erzählen, Alles so kurz zusammenfassen, daß mans kaum mit den Lippen kosten kann, und dabei immer aus Fahrläßigkeit, Bosheit oder Unwissenheit gerade das Wesentliche im Tintenfasse stecken lassen. Heil dafür, tausendmal Heil

[1] Eine Stadt in Alt-Castilien.

[2] Vor ihrer Vertreibung aus Spanien gaben sich die Moriskos gerne mit Fuhrwerk ab. Das abenteuerliche Leben eines Maulthiertreibers behagte ihnen, entzog sie überdies der strengen Aufsicht der Inquisition, und befreite sie vom verhaßten Besuche der Kirchen.

dem Geschichtschreiber des Tablante de Ricamonte und dem Erzähler der Thaten des Grafen Tomillas! Dies sind doch Leute, die Alles pünktlich beschreiben.

Nachdem nun der Eselstreiber seine Thiere beschickt und ihnen das zweite Futter gegeben hatte, so streckte er sich auf seine Decken und erwartete mit heißem Liebesverlangen seine pünktliche Maritornes. Sancho lag schon völlig eingepflastert auf dem Ohr, wollte gern schlafen, konnte aber vor Kreuzweh nicht; eben so lag Don Quixote vor Schmerz mit offnen Augen da, wie ein Hase. Schweigen lag rings auf der Schenke, nirgends mehr war Licht; nur eine Lampe brannte noch, die über dem Thorwege aufgehängt war. Diese merkwürdige Stille und die unruhigen Gedanken unsers Ritters, welche unaufhörlich in den Ritterbüchern, jener Quelle seines Unglücks, schwärmten, zauberten ihm eine der seltsamsten Thorheiten vor. Er bildete sich nämlich ein, daß er in einem berühmten Kastell sich befände (denn jede Schenke, in der er einkehrte, war ihm, wie obgedacht, ein Kastell), daß die Wirthstochter, als Fräulein des Herrn dieses Kastells, von seiner Anmuth überwunden, in ihn verliebt sey und ihm versprochen habe, diese Nacht ohne Vorwissen ihrer Eltern zu kommen und eine gute Weile bei ihm zu liegen. Diese Grille, welche er steif und fest für wahr hielt, setzte ihm gewaltig zu, und er fieng an sich sehr über die Gefahr zu ängstigen, in welche dabei seine Treue und Keuschheit gerathen könne. Doch beschloß er in seinem Herzen, an seiner Dame Dulcinea von Toboso durchaus keine Untreue zu begehen, sollte auch die Königin Ginebra mit ihrer Dame Quintannona in eigner Person vor ihm erscheinen.

Indem er so da lag und es in seinem Kopf gewaltig spuckte, nahte sich die für ihn unglückselige Stunde der Ankunft Maritornes. Sie erschien im Hemde, trat baarfuß, die Haare unter eine Nachtmütze von Barchent gesteckt, mit leisen furchtsamen Schritten in die Kammer, wo alle drei lagen, ihren Eselstreiber zu suchen. Aber kaum war sie zur Thüre herein, so merkte sie Don Quixote, setzte

sich, so gut es ihm Pflaster und Lendenweh erlaubten, im Bette aufrecht, und streckte seine Arme aus, sein schönes asturisches Fräulein zu empfangen, die still und gebückt mit den Händen vorantappte, ihren Geliebten zu finden. Sie traf gerade auf Don Quixotes Arme, der sie sogleich bei einer Faust ergriff, sie nach sich zog, und, ohne daß sie sich traute ein Wörtchen zu sagen, auf sein Bette setzte. Er bekam sogleich ihr Hemde in die Hand, das, obgleich es von Hanf war, ihm doch der feinste und weichste Musselin schien. Die Glaskorallen, die sie um den Arm hatte, leuchteten ihm wie die schönsten orientalischen Perlen. Ihre Haare, die Pferdemähnen wenig nachgaben, waren ihm Fäden des feinsten arabischen Goldes, deren Glanz die Sonne verdunkelte, und ihr Athem, der nach altem übernächtigem Salate roch, hauchte ihm Gewürzduft und Wohlgerüche in die Nase. Kurz, seine Phantasie malte sie ihm gerade so, wie jene Prinzessin in seinen Büchern, die von Liebe überwältigt in diesem ganzen Aufzuge, ihren verwundeten Ritter zu besuchen kam. Die Blindheit des armen Junkers gieng so weit, daß ihn weder Gefühl noch Geruch, noch andre Dinge, die das gute Mädchen an sich hatte, und die gewiß jeden Andern, der kein Eselstreiber war, zum Speien brachten, seinen Irrthum benehmen konnten. In seinen Gedanken hatte er die Schönheitsgöttin selbst in den Armen.

Da er sie so fest umschlossen hielt, hob er mit leiser, zärtlicher Stimme an: „Möcht ich mich doch, schönes und hochgebornes Fräulein, im Stande befinden, Euer Lieb eine so große Gnade, als Ihr mir durch Darstellung Eurer hohen Schönheit erzeiget, zu vergelten; aber das Schicksal (welches nie aufhört, die Guten zu verfolgen) hat mich in dies Bett geworfen, wo ich dermaßen zermalmt und gerädert liege, daß es mir unmöglich wäre, Euer Lieb Willen ein Genüge zu leisten, wenn ich auch wollte. Zu dieser Unmöglichkeit kommt aber noch eine größere, nämlich meine der Dulcinea von Toboso, der einzigen Dame meiner geheimsten Gedanken, versprochne und gelobte Treue. Wäre dies nicht, so würde ich ja kein so thörichter Ritter seyn, die schöne Gelegenheit, die Euer Gnaden mir darbietet, ungenützt aus den Händen zu lassen."

Maritornes war in Höllennöthen. Sie schwitzte vor Angst, da sie sich von Don Quixote so fest gehalten fühlte, und war bemüht, ganz in der Stille von ihm loszukommen. Der gute Eselstreiber, den seine böse Lust nicht schlafen ließ, hatte das Weibsbild gleich beim Eintritte bemerkt, und lauschte sehr aufmerksam auf alles, was Don Quixote vorbrachte. Er wurde eifersüchtig, daß ihm die Asturierin, um eines Andern willen nicht Wort hielt, schlich sich näher zu unsers Ritters Bette, und horchte, wo denn dies Gerede, das er freilich nicht ganz verstand, endlich hinaus wolle. Als er aber gewahr wurde, daß sein Liebchen sich gern losarbeiten wollte, und Don Quixote sie mit allen Kräften zurückhielt, nahm er den Spaß übel, holte weit aus und gab dem verliebten Ritter mit voller Faust eine so schreckliche Ohrfeige auf den dürren Backen, daß ihm gleich das ganze Gesicht im Blute schwamm. Nicht zufrieden damit, sprang er ihm auf den Leib, und trabte von oben an bis unten jämmerlich auf ihm herum. Das Bett, welches an sich schon gebrechlich war, und auf schwachen Füßen stand, konnte die neue Last des Eselstreibers nicht tragen, und brach mit lautem Krachen zusammen. Das Gepolter davon weckte den Wirth auf, der es gleich für eins von Maritornes feinen Stücken hielt, weil sie ihm auf sein Rufen nicht antwortete. Mit diesem Verdachte stand er auf, zündete ein Licht an, und gieng dem Lärmen nach. Die Dirne, welche ihren

Digitized by Google

Herrn, und zwar mit keinem freundlichen Gesichte, kommen sah, kroch vor Angst und Schrecken zu Sancho ins Bett, der noch schlief, und drückte sich da zusammen wie ein Knäul.

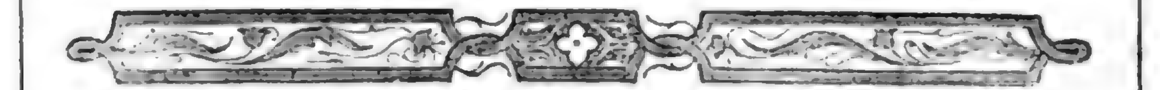
„Wo bist du, Hure?“ schrie der Wirth beim Eintritt. „Sicher hast du wieder einmal einen Streich gemacht!“ Indem wurde Sancho halbwach, und fühlte den Klumpen beinahe auf sich liegen. Er dachte nicht anders als der Alp drücke ihn so schrecklich, und fieng daher an mit beiden Fäusten um sich zu schlagen. Die meistenmale traf er Maritornes, die vom Schmerz übermannt, alle Ehre und Schaam bei Seite setzte, und ihm das Empfangne so kräftig wieder heimgab, daß er nothwendig ganz davon erwachen mußte. Sancho, der sich so ungebührlich mißhandelt sah, ohne zu wissen, von wem? erhob sich so gut er konnte, umfaßte Maritornes, und nun begann zwischen Beiden die hitzigste und anmuthigste Balgerei von der Welt. Der Eselstreiber, als er beim Schein des Lichtes sah, wie schlimm es seinem Liebchen gieng, ließ Don Quixote fahren, und eilte ihr zu Hülfe. Der Wirth mengte sich auch ins Spiel, aber in der Absicht, das Mensch zu züchtigen, als welche er für die unfehlbare Urheberin des ganzen Lärmens hielt. So giengs nun hier nach dem Sprüchwort: Prügel auf den Hund, Hund auf den Michel, Michel auf den Baum; denn der Eselstreiber schlug auf Sancho, Sancho auf die Magd, die Magd auf ihn, der Wirth auf die Magd, und sie zerwalkten sich untereinander mit solchem Eifer, daß sie nicht einen Augenblick ausruhten. Das Schönste war, daß dem Wirthe das Licht ausgieng. Denn nun schlugen sie so blindlings und toll auf einander los, daß, wo eine Faust auffiel, gewiß kein gesunder Fleck blieb.

Von ungefähr war in derselben Nacht ein Gerichtsdiener der sogenannten alten heiligen Hermandad von Toledo in der Schenke eingekehrt. Als dieser das dumpfe Schlachtgetümmel hörte, ergriff er seinen Gerichtsstab und die blecherne Büchse worin sein Beglaubigungs-Patent stack, gieng finsterlings in die Kammer und rief: „Friede, im Namen der Gerechtigkeit! Friede im Namen der heiligen Hermandad!“ Der Erste, auf den er traf, war der zermalmte Don Quixote, der unter den Trümmern seines eingebrochnen Bettes, den Mund in die Höhe reckend, ohne Sinn und Empfindung dalag. Er befühlte ihn,

bekam den Bart in die Hand, und rief unaufhörlich: „Gehorsam im Namen der Obrigkeit!“ Da er aber sah, daß der, den er gepackt hatte, sich nicht regte und bewegte, hielt er ihn für todt, und die andern Kämpfer für seine Mörder. Aus diesem Grunde schrie er noch lauter: „man schließe eilends die Thüren des Hauses, und lasse ja Niemanden entwischen, denn hier ist ein Mensch erschlagen.“ Dies Wort fuhr Allen durch die Glieder, und augenblicklich ließen sie den Streit, wie er lag. Der Wirth schlich in seine Kammer, der Eselstreiber auf seine Satteldecken, und Maritornes in ihren Winkel, nur die beiden Unglückskameraden Don Quixote und Sancho konnten sich nicht von der Stelle bewegen.

Unterdeß ließ der Gerichtsdiener Don Quixotes Bart fahren, gieng hinaus und suchte Licht, die Thäter gefangen zu nehmen, fand aber keins, denn der Wirth hatte mit Fleiß die Lampe ausgelöscht, als er sich in seine Kammer zurückzog. Er mußte also im Kamine nachsuchen; wo er denn auch, nach vieler Zeit und Mühe, ein andres Licht ansteckte.

Digitized by Google



Siebenzehntes Kapitel.

Fernerer Verlauf der unzähligen Leiden, so der mannhafte Ritter Don Quixote nebst seinem guten Schildknappen Sancho Pansa in der Schenke auszustehen hatte, die jener zu seinem Unglück für ein Kastell ansah.

er Ritter hatte sich indessen wieder von seiner Ohnmacht erholt, und rief mit dem nämlichen Tone wie Tags zuvor, da er im Prügelthale ausgestreckt lag, seinem Schildknappen zu: „Freund Sancho, schläfst du? schläfst du, Freund Sancho?“ — „Ja, es hat sich da was zu schlafen,“ antwortete Sancho voll Verdruß und Galle; „ists doch nicht anders, als wenn alle Teufel diese Nacht sich über mich hergemacht hätten.“ — „Und das darfst du auch nur glauben, Sancho,“ sprach Don Quixote; „denn ich verstehe entweder gar nichts von dergleichen Sachen, oder dies Kastell ist bezaubert. Wisse also — aber nein, du mußt mir erst

schwören, das, was ich dir jetzt eröffnen will, bis nach meinem Tode bei dir zu behalten." — „Ja, ich schwörs Euch," sprach Sancho. — „Ich verlange es nur darum," fuhr Don Quixote fort, „weil ich nicht gern will, daß Jemand an seiner Ehre leide." — „Ich sag, ich schwörs Euch, gestrenger Herr, daß ichs bis nach Eurem Tode verschweigen will," versetzte Sancho; „aber, wollte Gott, daß ichs morgen schon weiter erzählen dürfte." — „Thue ich dir denn so viel Leids an, Sancho, daß du mich so bald todt wünschest?" fragte Don Quixote. — „Es ist nicht darum," sprach Sancho, „sondern weil ich die Sachen nicht gern lang bei mir behalte, damit sie nicht vor langem Liegen verfaulen."

„Seys, warum es wolle," sprach Don Quixote; „ich verlasse mich schon auf deine Lieb und Treue. Wisse also, daß mir diese Nacht eins der seltsamsten Abenteuer begegnet ist, dessen ich mich werde rühmen können. Mit einem Worte, vor wenigen Minuten kam die Tochter des Herrn dieses Kastells, eins der schönsten und liebreizendsten Fräulein weit und breit in der Welt, zu mir. Was soll ich dir von den Reizen ihrer Person sagen? was von ihrem aufgeweckten Verstande? was von andern verborgnen Dingen, die ich in schuldiger Treue gegen mein Fräulein Dulcinea von Toboso lieber unbeschrieben und unberührt lassen will. Nur so viel sollst du wissen, daß entweder das Schicksal neidisch auf mich ist, daß ein solcher Schatz mir durchs Ungefähr in die Hände gerieth, oder (was mir wahrscheinlicher dünkt), daß dies Schloß bezaubert ist, wie ich dir schon sagte; denn eben da ich mich mit ihr in dem süßesten und holdseligsten Gespräch befand, kam unversehens eine Hand — Gott weiß woher? aber gewiß mußte sie zum Arme eines ungeheuern Riesen gehören — und gab mir einen solchen Faustschlag auf den Kinnbacken, daß gleich Blut darnach floß; und darauf hat es mich dergestalt zermalmt, daß ich jetzt schlimmer daran bin, als gestern, da uns die Stutentreiber um der Gelüste meines Rozinante willen so übel mitspielten. Hieraus schließe ich nun, daß der Schönheitsschatz dieses Fräuleins irgend einem verzauberten Mohren zur Huth und Wache anvertraut, und für mich nicht gemacht seyn müsse."

„Für mich, mein Seel, auch nicht," sprach Sancho; „denn mich haben wohl mehr als vierhundert Mohren so höllisch abgedroschen, daß die gestrigen Pfahlpüffe noch lauter Marcipan und Zuckerbrod dagegen sind. Aber sagt mir nur, gestrenger Herr, wie Ihr nun das für ein so gutes und rares Abenteuer halten könnt, da Ihr doch seht, wie es abgelaufen ist. Für Euch zwar etwas besser als für mich, da Ihr ein so unvergleichlich schönes Wunderbild in den Armen hieltet, wie Ihr sprecht. Aber ich, was hab ich denn davon, als die heillosesten Püffe und Prügel, die ich mein Lebtage bekommen kann. Wehe mir und wehe der Mutter, die mich gebar! Ich bin weder fahrender Ritter, noch will ichs in meinem Leben werden, und doch muß ich von allen Prügelsuppen das Fett oben weg kriegen."

„Wie?" sagte Don Quixote; „du hast also auch Schläge bekommen, Sancho?" — „Ei, zum Teufel, was hab ich denn anders gesagt?" versetzte Sancho. — „Nun, gieb dich nur zufrieden, Freund Sancho," sprach Don Quixote; „denn ich will jetzt den bewußten köstlichen Balsam machen, der uns in einem Augenblicke heilen wird."

Immittelst hatte der Gerichtsdiener Licht bekommen, und trat hinein, den vermeinten Todten zu besichtigen. Da ihn nun Sancho im Hemde, das Licht in der Hand, mit einem Tuche um den Kopf und einem ziemlichen Eisenfressersgesichte hinein kommen sah, fragte er seinen Herrn: „Ist denn das etwa der verzauberte Mohr, der uns noch einmal abzuschmieren kömmt, wenn ihm ja noch was im Tintenfasse geblieben wäre."

„Nein," sprach Don Quixote, „das kann der Mohr nicht seyn, denn die Verzauberten lassen sich von Niemand sehen." — „Nun, lassen sie sich auch nicht sehen, so lassen sie sich doch fühlen," sagte Sancho; „fragt nur meine Schultern, die könnens Euch erzählen." — „Die meinigen nicht minder," versetzte Don Quixote; „aber das ist kein hinreichender Grund zu glauben, dies, was wir da sehen, sey der verzauberte Mohr."

Der Gerichtsdiener trat näher und stutzte, da er Beide ruhig mit einander reden hörte. Don Quixote lag zwar immer noch mit dem Mund in die Höhe, weil er sich theils der Schläge, theils seiner

Pflaster wegen, weder regen noch wenden konnte. Der Gerichtsdiener gieng zu ihm hin und fragte ihn: „Wie stehts, guter Freund?“ — „Wär ich wie ihr,“ sprach Don Quixote, „ich redete die Leute ein wenig höflicher an. Spricht man hier zu Lande so mit fahrenden Rittern, grober Flegel?“ Dem Gerichtsdiener, der einen so schlecht aussehenden Menschen in solchem Tone mit sich reden hörte, lief die Galle über, und vor Zorn schlug er dem armen Ritter die Lampe an den Kopf. Dann gieng er, da es nun stockfinster war, eilends hinaus. „Meiner Treu, gestrenger Herr!“ sagte Sancho, „das ist Euch der verzauberte Mohr, der für Andre den Schatz und für uns Faust- und Lanzenstöße aufgehoben hat.“ — „So ists,“ antwortete Don Quixote. „Aber man muß sich nur aus solchen Zaubereien nicht viel machen, oder sich sehr darüber erzürnen; denn rächen kann man sich doch nicht dafür, so gern man auch wollte, weil sie unsichtbar und phantastischer Natur sind. Steh lieber auf, wenn du kannst, rufe den Burgvogt dieser Veste und laß dir ein wenig Oel, Wein, Salz und Rosmarin geben, damit ich den heilsamen Balsam mache, den ich jetzt höchst nöthig zu haben glaube, denn die Wunde blutet gewaltig, die mir das Gespenst geschlagen hat.“

Sancho erhob sich mit großen Schmerzen seiner Knochen und tappte im Dunkeln nach der Kammer des Wirths. Als er noch von ungefähr den Gerichtsdiener fand, welcher stand und horchte, wie es mit seinem Feinde ablaufe, so redete er ihn an: „Wer Ihr auch seyd, lieber Herr, thut uns doch die Liebe und gebt uns ein wenig Rosmarin, Oel, Salz und Wein, einen der besten fahrenden Ritter auf Gottes Erdboden zu heilen, der hier im Bette liegt, schwer verwundet durch den verzauberten Mohren, der in dieser Schenke umgeht.“ Der Gerichtsdiener, der ihn so reden hörte, hielt ihn für einen Wahnsinnigen. Da es nun schon zu tagen anfieng, machte er die Thüre der Schenke auf, rief den Wirth und sagte ihm, was der gute Mensch wollte. Der Wirth gab ihm das Begehrte, und Sancho bracht es seinem Herrn, welcher da lag, den Kopf in den Händen hielt, und sehr über den Schmerz klagte, den ihm die Oellampe verursachte, die ihm doch weiter nichts als ein paar ziemlich große Beulen am Kopfe gemacht hatte. Was er für Blut hielt, war nichts

als Schweiß, den ihm seine Leiden ausgepreßt hatten. Dann nahm er diese Spezies, mischte und that sie zusammen, und kochte sie eine ziemliche Weile, bis er glaubte, daß es gar geworden sey. Nun forderte er eine gläserne Phiole, den Trank hineinzugießen; da sich aber in der ganzen Schenke dergleichen nicht fand, so that er ihn in eine alte blecherne Oelflasche, betete wohl achtzig Paternoster und eben so viele Ave Maria, Salve und Credo, und begleitete jedes Wort mit dem Kreuzsegen. Bei dieser ganzen Cerimonie waren Sancho,

der Wirth und der Gerichtsdiener zugegen; denn der Eselstreiber war bereits in aller Stille davon gegangen, um seine Thiere zu füttern.

Digitized by Google

Als Don Quixote fertig war, wollte er sogleich die Probe mit seinem vermeintlichen Wunderbalsam machen, und trank daher von dem, was nicht in die Flasche gegangen war, beiläufig eine halbe Maß. Kaum hatte ers hinunter, so fieng er sich dermaßen zu erbrechen an, daß ihm nicht das Geringste im Magen blieb. Die Angst und das Würgen des Erbrechens trieb ihm einen gewaltigen Schweiß aus, weßhalb er befahl, man sollte ihn warm zudecken und allein lassen. Dies thaten sie, und er schlief länger als drei Stunden. Als er wieder erwachte, befand er sich so leicht, und seine Quetschungen schmerzten ihn so wenig, daß er sich für gesund hielt. Das Gewissesté, was er glaubte, war, er habe den wahren Balsam des Fierabras gefunden, mit Hilfe dessen er alle Abenteuer bestehen, und sich in die gefährlichsten Händel, Schlägereien und Treffen wagen könne.

Sancho, der ebensowohl die Besserung seines Herrn für ein Wunderwerk hielt, bat ihn um das Uebriggebliebne im Topfe, dessen nicht wenig war. Don Quixote gestand es ihm zu, und er faßte den Topf mit beiden Fäusten und trank, in guter Zuversicht und mit noch bessrem Appetite, Alles aus. Der arme Sancho mußte vielleicht keinen so reizbaren Magen gehabt haben als sein Herr; denn eh es bei ihm zum Durchbruche kam, machte ihm der Trank so viel Angst, Uebelkeiten, Schweiß und Schwächen, daß er in allem Ernste glaubte, sein Stündlein sey gekommen. In dieser Qual verfluchte er den Balsam und den Spitzbuben, der ihn ihm gegeben hätte.

„Sancho!" sprach Don Quixote, als er ihn so im Zuge sah, „ich müßte mich sehr täuschen, wenn es dir nicht lediglich deßwegen so schlimm gienge, weil du nicht zum Ritter geschlagen bist; denn dieser Trank hilft eigentlich nur Rittern." — „Zum Teufel! wenn Ihr das wußtet," sprach Sancho, „was that ich und meine arme Sippschaft Euch denn, daß Ihr mich davon saufen ließet." In diesem Augenblicke wirkte das Wundergebräu, und der arme Schildknapp begann sich aus beiden Kanälen seines Leibs mit solchem Ungestüm zu entladen, daß seine Binsenmatte und grobe Decke schlechterdings

nicht mehr zu brauchen war. Dabei schwitzte und troff er unter so heftigen Verzuckungen, daß nicht allein er, sondern auch die Umstehenden dies für sein Letztes hielten. Diese Staupe dauerte ungefähr zwei Stunden, nach welchen er aber nicht so munter als sein Herr, sondern so matt und entkräftet war, daß er sich kaum auf den Beinen hielt.

Don Quixote hingegen, der sich wohl befand, bekam schon wieder Lust auszuziehen und Abenteuer zu suchen; denn jede Minute, die er hier noch zögerte, glaubte er der Welt und den Elenden, die seiner Hilfe bedürften, zu rauben. In dieser Zuversicht bestärkte ihn auch der Wunderbalsam, den er bei sich führte, so daß er selbst den Rozinante und seines Schildknappen Esel sattelte, dem Sancho auch in die Kleider und auf sein Thier half. Drauf setzte er sich zu Pferd, und ergriff eine Stange, die in einem Winkel lehnte, um sie als Lanze zu gebrauchen. Alle, die in der Schenke waren, ungefähr zwanzig Personen, sahen zu, was daraus werden sollte. Unter den Zuschauern war auch die Wirthstochter. Don Quixote verwandte

kein Auge von ihr, und ließ von Zeit zu Zeit einen Seufzer laut werden, der aus der Tiefe seiner Seele zu kommen schien. Die Umstehenden schrieben es jedoch seinem Lendenwehe zu, wenigstens diejenigen, die am Abende zuvor gesehen hatten, wie er eingepflastert wurde.

Als Beide beritten waren, faßte Don Quixote Posto unter dem Thore, rief dem Wirth und sprach mit Ernst und Bedeutung: „Viel und groß sind die Wohlthaten, Herr Burgvogt, die ich in Eurem Kastell empfangen habe, und wofür ich Euch Zeit meines Lebens zu Dank verbunden seyn werde. Kann ich Euch damit vergelten, daß ich an einem Uebermüthigen Euch räche, von dem Ihr Unbill erlitten, so wisset, daß es meines Amtes ist, denen zu helfen, so unvermögend sind, die zu rächen, denen Ungebühr widerfährt und Verräthereien zu züchtigen. Strenget Euer Gedächtniß an, und findet Ihr der Art etwas darin, das Ihr mir auftragen könnt, so braucht Ihr es nur auszusprechen. Denn bei dem Ritterorden, den ich empfangen, sey es gelobt, Euch soll Genugthuung werden."

In eben so bedächtigem Tone antwortete der Wirth: „Ich habe nicht von Nöthen, daß Euer Gestrengen mir Rache schaffe für irgend erlittne Unbill, denn ich bin selber der Mann, mir Recht zu verschaffen, so mich Jemand beleidigt. Nur das wollt ich gebeten haben, daß Ihr mir jetzt die Zeche bezahlt für Stroh und Futter, das den Thieren gereicht wurde, so wie für das, was Ihr selbst genossen." — „So ists denn eine Schenke, wo ich bin?" fragte Don Quixote. — „Und das eine der besten im Lande," versetzte der Wirth. — „So hab ich mich also getäuscht," sagte der Ritter, „ich hielt es bis jetzt für ein Kastell und zwar für kein schlechtes. Da dem aber nicht so ist, so könnt Ihr für jetzt nichts Besseres thun, als daß Ihr auf die Bezahlung verzichtet, denn ich darf die Ordensgesetze der fahrenden Ritterschaft nicht übertreten. Ich weiß gewiß (und habe nirgends das Gegentheil gelesen), daß nie Einer seine Herberge oder sonst etwas im Wirthshause bezahlt habe. Man ist ihnen ohnedies von Gott und Rechts wegen allenthalben freie und gute Aufnahme schuldig, zu Belohnung der unaussprechlichen Mühe und Noth, so sie haben, dieweil sie Abenteuer suchen bei Tag und Nacht, im

Winter und Sommer, zu Pferd und zu Fuß, unter Hunger und Durst, in Hitze und Frost und ausgesetzt sind allen Widerwärtigkeiten des Himmels und allen Drangsalen der Erde."

„Was geht mich das an?" versetzte der Wirth. „Bezahlt mir, was Ihr schuldig seyd und behaltet Euer Rittergeschwätz für Euch. Was schierts mich; ich muß dafür sorgen, das Meinige zu bekommen." — „Ihr seyd ein Tölpel und schlechter Kerl!" sprach Don Quixote, gab seinem Rozinante die Sporen, senkte seine Stange, sprengte zur Schenke hinaus, ohne daß ihn Jemand aufhielt, und entfernte sich eine große Strecke, ohne zu sehen, ob ihm auch sein Schildknappe folgte oder nicht.

Der Wirth, der ihn so mit unbezahlter Rechnung abziehen sah, machte sich nun an Sancho und verlangte Zahlung. „Ei was!" sprach Sancho, „hat mein Herr nicht bezahlt, bezahl ich auch nicht. Ich bin eines fahrenden Ritters Schildknappe und es ist wahr, also gilt mir wie ihm das gleiche Gesetz, anbelangend das Zahlen in Wirthshäusern und Schenken." Der Wirth ward endlich böse und drohte ihm, wenn er nicht bezahle, so wolle er sich selbst auf eine Art an ihm bezahlt machen, daß es ihn gereuen solle. „Ich darf ja nach den Rittergesetzen meines Herrn keinen Heller bezahlen und wenn Ihr mir die Haut abziehen wolltet," schrie Sancho, „und Euretwegen werde ich nicht den alten löblichen Brauch der fahrenden Ritter brechen; auch soll mirs kein künftiger Schildknappe nachsagen, daß ich ihm sein Recht vergeben hätte."

Nun mußten sich zum Unglück für den armen Sancho unter den Gästen in der Schenke eben vier Tuchscherer von Segovia, drei Nadler vom Potro zu Cordova [1] und zwei Nachbarn vom Markte zu Sevilla, alles junge, rüstige, lustige und schadenfrohe Bursche, befinden. Diese alle, wie von einem Geiste getrieben, machten sich über Sancho her und zogen ihn vom Esel. Indeß gieng einer hinein, um das Leintuch vom Bette des Wirths zu holen. Auf

[1] Der Potro zu Cordova ist ein öffentlicher Platz zu Cordova, auf welchem ein Brunnen ist, wo ein Pferd Wasser ausspeit. Daven heißt er eigentlich el Potro (das Füllen). Da aber auf dem nämlichen Platze auch der Pranger steht, wo Diebe gebrandmarkt, und Beutelschneidern die Ohren abgeschnitten werden, so ist es kein Ehrentitel, wenn man Jemanden auf dem Potro von Cordova zu thun giebt.

dieses warfen sie ihn und wollten eben das Werk beginnen, als sie bemerkten, daß die Decke des Thorwegs zu niedrig sey. Daher beschloßen sie, in den Hof zu gehen, der nur den Himmel zur Decke hatte. Sancho ward in die Mitte des Betttuchs gelegt: dann fiengen sie an, ihn in die Höhe zu schwingen wie einen Hund in

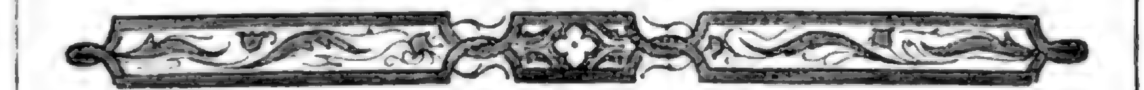
der Fastnacht. Der arme Geprellte schrie entsetzlich, daß es sein Herr in der Ferne hörte. Er hielt still, horchte aufmerksam, und glaubte schon, es sey ihm ein neues Abenteuer beschieden. Als er aber deutlicher hörte, daß es sein Schildknappe sey, der so schrie, kehrte er im vollen Galopp nach der Schenke um, fand sie aber zu. Als er nun herum ritt, einen Eingang zu finden, kam er an die Hofwand, die nicht allzu hoch war, und sah, wie sie mit seinem armen Schildknappen böses Spiel trieben. Wär er nicht gar grimmig gewesen, so hätte er nothwendig lachen müssen, als er ihn so geschwind und mit so gutem Anstand in die Luft auf und nieder fliegen

sah. Er versuchte es, vom Pferde auf den Rand der Mauer zu steigen, allein er war noch so schwach und zerschlagen, daß es ihm auch nicht gelang, einen Fuß auf die Erde zu setzen. Er übergoß also vom Pferde herab die Preller seines Sancho mit einer solchen Fluth von Schimpf- und Schmähworten, daß es nicht möglich ist, es ihm alles nachzuschreiben. Aber deßhalb hörten jene nicht auf zu prellen und sich halb todt zu lachen, und der arme, zum Vogel gewordne Sancho wehklagte, drohte und bat immer wechselseitig. Doch es half Alles nichts; sie ließen nicht eher von ihm ab, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr konnten. Drauf brachten sie ihm seinen Esel, halfen ihm hinauf und wickelten ihn in den Mantel.

Da ihn die weichherzige Maritornes so abgemattet sah, kam sie ihm mit einem Kruge Wasser zu Hilfe, das sie erst für ihn aus dem Brunnen geholt hatte, damit es desto frischer wäre. Sancho nahm es und setzte es an den Mund, aber er setzte wieder ab, da sein Herr ihm zurief: „Sohn Sancho! trinke kein Wasser, trinke kein Wasser, es kostet dirs Leben, mein Sohn! Sieh, hier hab ich den gebenedeiten Balsam" — er hielt ihm die blecherne Flasche voll Trank hin — „mit zwei Tropfen davon bist du ohne Zweifel geheilt." Sancho sah ihn über die Achsel an und rief noch lauter als sein Herr: „Habt Ihrs vielleicht schon vergessen, daß ich kein Ritter bin? Oder wollt Ihr gern, daß ich das Bischen Gedärm, welches mir heute Nacht noch übrig blieb, vollends ausspeien soll? Behaltet Euer Gesöff mit allen Teufeln für Euch, und laßt mich ungeschoren." Dies sagen und den Krug ansetzen, war Eins; da er aber beim ersten Schlucke merkte, daß es Wasser war, setzte er ab und bat Maritornes, sie möchte ihm Wein bringen. Sie that es auch willig, und bezahlte den Wein von ihrem eignen Gelde; denn das muß man ihr lassen, daß sie, ungeachtet sie in dem Stande lebte, doch noch ein wenig Christenthum im Leibe hatte.

Als nun Sancho getrunken hatte, und man ihm beide Thorflügel öffnete, nahm er seinen Esel zwischen die Haken und ritt sehr zufrieden davon, daß er doch seinen Willen gehabt und nicht bezahlt hätte, unerachtet es auf Kosten seiner gewöhnlichen Bürgen, seiner Schultern, geschehen war. Zwar behielt der Wirth seinen Schnappsack

als Pfand zurück; allein Sancho bemerkte es nicht, so verwirrt zog er aus. Als er fort war, wollte der Wirth das Thor verriegeln, aber Sanchos Preller wolltens nicht zugeben, denn das war Volk, das sich keinen Pfifferling aus Herrn Don Quixote machte, wär er auch ein Ritter von der Tafelrunde gewesen.



Achtzehntes Kapitel.

Gespräch zwischen Sancho Pansa und seinem Herrn, und andre denkwürdige Abenteuer.

Sancho war so matt und entkräftet, daß er fast seinen Esel nicht mehr forttreiben konnte. Als ihn Don Quixote in diesem Zustande sah, sprach er: „Nun glaub ichs erst, lieber Sancho, daß jenes Kastell oder jene Schenke verzaubert ist; denn was konnten jene, die dir so grausam mitspielten, wohl anders seyn, als Gespenster und Wesen nicht aus dieser Welt? Und was mich noch mehr in meiner Meinung bestätigt, ist, als ich an der Hofwand hielt und die Auftritte deiner Tragödie sah, konnt ich weder hinübersteigen, so viel Mühe ich mir auch gab, noch vom Rozinante herabkommen, weil sie mich auch bezaubert haben mußten. Denn geschworen sey dirs bei meinem Ritterworte, hätt ich nur hinüber oder herab gekonnt, ich hätte dich dergestalt an diesen Schelmen und Straßenräubern rächen wollen, daß sie ewig hätten dran denken sollen, ob ich gleich dabei hätte die Gesetze des Ritterordens brechen müssen, als welche, wie ich schon oft gesagt, nicht gestatten, daß ein Ritter, außer zu Vertheidigung seines eignen Lebens und im Falle dringender Noth, an einen Andern, der nicht Ritter ist, Hand lege.“

„Ei, hätte ich nur gekonnt," sagte Sancho, „ich hätte mich schon selber rächen wollen, möchts Ritter oder nicht Ritter gewesen seyn. Aber ich konnts leider nicht. Ob mirs gleich nicht in den Kopf will, daß die Schelme, die mich so prellten, Gespenster oder verzauberte Leute gewesen seyn sollen, wie Euer Gestrengen meint. Ich denke immer, es waren eben so gut Menschen von Fleisch und Bein, wie wir, denn sie hatten ja alle ihre Namen, wie ich wohl hörte, da sie Fangball mit mir spielten; einer hieß Pedro Martinez, der andre Tenoreo Fernandez und der Wirth Johann Palomeke der Linkhändige. Daß Ihr aber weder über die Hofwand noch vom Pferde herab konntet, gestrenger Herr, kann wohl eben so gut von etwas Anderem, als von der Verzauberung herkommen. Was ich klar begreife, ist nur so viel: unser Abenteuersuchen wird uns am Ende, und wenns um und um kommt, noch so tief ins Unglück bringen, daß wir nicht mehr wissen, was unser rechtes Bein ist. Ich dächte so in meinem einfältigen Verstande, es wäre gescheidter und sicherer, wir giengen wieder heim, weils eben nach Erntezeit ist, und sorgten für unsre Wirthschaft, als daß wir so von Ceca nach Mecca[1] umherziehen, und immer aus dem Regen in die Traufe kommen, wie man spricht."

„Wie dumm und unerfahren du doch in Ritterschaftssachen bist, Sancho," antwortete Don Quixote. „Schweig und hab Geduld; der Tag wird schon kommen, da du mit leiblichen Augen und mit Händen wirst greifen können, wie gut und ehrsam es ist, fahrender Ritter zu seyn. Denn sag mir doch, giebt es wohl eine größere Freude, ein entzückenderes Vergnügen in der Welt, als ein Treffen gewinnen und seinen Feind besiegen? Sicher keins!"

„Das mag wohl seyn," antwortete Sancho, „ob ich gleich nichts davon verstehe. Aber das weiß ich wohl, daß, seit wir fahrende Ritter sind, oder seit es Euer Gestrengen ist — denn ich hab es nicht Ursach, mich unter diese Ehrenzunft zu rechnen — wir noch kein Treffen gewonnen haben, außer das mit dem Biscaier, aus dem

[1] Ein spanisches Sprüchwort. Ceca ist die älteste und größte Moschee, welche die Mauren zu Cordova in Spanien hatten, und zu der sie stark wallfahrteten. Von Ceca nach Mecca ziehen, heißt also so viel, als den Landstreicher machen.

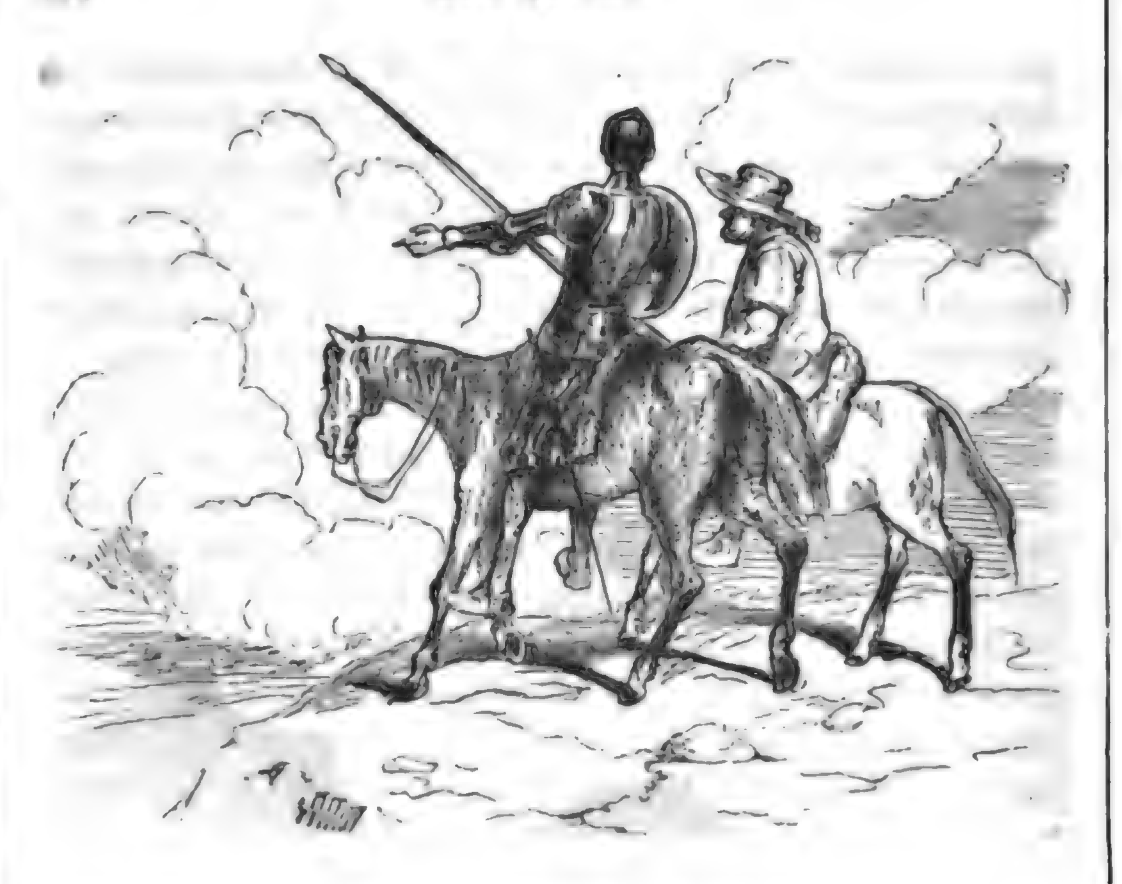
Euer Gestrengen doch immer nur mit einem halben Ohr und der halben Blechhaube davon kam. Denn seitdem hats immer nichts gesetzt, als Prügel und noch mehr Prügel, Faustschläge und noch mehr Faustschläge, und für mich noch obendrein eine Presse; und da diese mir von Gespenstern und Koboldten widerfuhr, die ich nicht anpacken kann, so kann ich auch nicht einmal wissen, wie das Vergnügen, einen Feind zu besiegen, schmeckt, das Euer Gestrengen so lobt."

„Das ists eben, was mich so sehr kränkt als dich, Sancho," sagte Don Quixote. „Aber stille nur! Ich will von nun an dafür sorgen, ein Schwert von so geheimer Kraft zu bekommen, daß, wer es führt, auf keinerlei Art bezaubert werden kann. Vielleicht führt mir gar das Glück jenes berühmte des Amadis zu, von welchem er sich den Ritter vom brennenden Schwerte nannte. Dies war eins der besten Schwerter, die je ein Ritter in der Welt hatte; denn außer obgedachter geheimer Kraft hatte es eine Schneide wie ein Scheermesser, und keine Waffen, so stark und so bezaubert sie auch immer seyn mochten, konnten ihm widerstehen.

„Mir hilfts doch nichts," sagte Sancho, „denn wenn Euer Gestrengen auch so ein Schwert kriegt, so wirds nur Rittern helfen, wie Euer Balsam; die armen Schildknappen müssen ihren Jammer hinunterschlucken."

„Das fürchte nicht, Sancho," sagte Don Quixote; „der Himmel wirds besser mit dir machen."

Als beide unter diesem Gespräch so hinzogen, sah Don Quixote auf dem Wege, wo sie waren, eine große dicke Staubwolke entstehen, und auf sie zukommen. Kaum ward ers gewahr, so kehrte er sich zu seinem Schildknappen und sprach: „O Sancho, dies ist der Tag, da du sehen wirst, welch ein Glück mir mein Schicksal beschieden hat. Dies ist der Tag, sag ich, an welchem sich die Stärke meines Arms so sehr als jemals zeigen wird, und an welchem ich Thaten thun will, die aufgezeichnet werden sollen im Buche des Ruhms für alle kommenden Jahrhunderte. Siehst du jene Staubwolke, Sancho, die sich dort erhebt? Ein zahlreiches Kriegsheer wirbelt sie empor, welches aus verschiednen und fast unzähligen Völkerschaften besteht und da einherzieht." — „Das müßten also zwei Heere seyn," sprach Sancho; „denn dort auf der andern Seite



erhebt sich eben so eine Staubwolke?“ Don Quixote sah hin, und da er es so befand, freute er sich ganz außerordentlich; denn er glaubte zuversichtlich, daß es zwei Heere wären, die sich hier begegnen und in dieser weiten Ebne eine Schlacht liefern wollten, weil sein Kopf beständig voll Schlachten, Verzauberungen, Abenteuern, Liebesgeschichten und Ausforderungen seiner Ritterbücher war, und was er nur dachte, that und sprach, da hinauslief.

Eigentlich wurden diese Staubwolken, die er sah, von zwei großen Schafheerden erregt, die von verschiednen Seiten her diesen Weg kamen und vor dem dicken Staube nicht eher gesehen werden konnten, bis sie ganz nahe waren. Don Quixote aber versicherte so hitzig, es wären Kriegsheere, daß es endlich Sancho selbst glaubte und fragte: „Aber, gestrenger Herr, was sollen wir denn nun thun?“ — „Was thun?“ versetzte Don Quixote: „den Hilfsbedürftigen und Unterliegenden beistehen. Siehe Sancho, das Heer, das uns da entgegen kommt, führt und kommandirt der große Kaiser Alifanfaron, Herrscher der großen Insel Trapobana; das andre aber,

das seitwärts herkommt, gehört seinem Feinde, dem Könige von Garamantes, Pentapolin mit dem aufgestreiften Arme, der so heißt, weil er immer mit entblößtem rechtem Arme in die Schlacht zieht."

„Warum sind denn die beiden Herren so erboßt über einander?" fragte Sancho. — „Darum," sprach Don Quixote, „weil dieser Alifanfaron ein wüthender Heide ist, und sich in die Tochter des Pentapolin, die ein wunderschönes und liebreizendes Fräulein und überdies auch noch eine Christin ist, verliebt hat; die aber ihr Vater dem Heidenkönige nicht eher geben will, bis er sich des Glaubens seines Lügenpropheten Mohameds abthue und zum Christenglauben übergehe." — „Bei meinem Barte!" sprach Sancho, „da thut der König Pentapolin ganz recht dran, und ich will ihm helfen, so viel ich kann." — „Daran thust du deine Pflicht, Sancho," sprach Don Quixote; „denn zu solchen Schlachten braucht man eben nicht den Ritterschlag zu haben." — „Nun, das trifft sich gleich recht," versetzte Sancho; „aber wo thun wir der Weile den Esel hin, daß wir ihn wieder finden, wenn der Strauß vorüber ist. Denn auf einem Esel in die Schlacht zu ziehen, ist, glaub ich, doch nicht Brauch?" — „Du hast Recht," sprach Don Quixote. „Indeß weißt du, was du mit ihm machen kannst, Sancho? Laß ihn aufs Geradewohl hinlaufen, mag er sich verlieren oder nicht; denn es wird so viel Pferde geben, die uns in der Beute zufallen, daß es noch drauf ankommt, ob ich nicht selbst meinen guten Rozinante mit einem andern Gaul vertausche. Aber jetzt höre mir zu und schau auf, ich will dir die vornehmsten Ritter in beiden Heeren namhaft machen, und damit du Alles besser sehest und dir merkest, wollen wir uns da zur Seite auf die Anhöhe ziehen, von welcher man beide Heere muß übersehen können." Sie thaten es, und stellten sich auf einen Hügel, von welchem man die beiden Heerden, die unserm Ritter Heere waren, gar wohl hätte sehen können, wenn Einem der Staub den sie machten, nicht die Aussicht benommen hätte. Aber was that das zur Sache? Don Quixote sah in der Einbildung Alles, was weder zu sehen, noch da war, und hub also mit erhabner Stimme an:

„Jener Ritter, den du dort in gelber Rüstung mit einem gekrönten Löwen zu Füßen einer Jungfrau im Schilde siehst, ist der tapfre Laurcalco, Herr der silbernen Brücke. Der andre dort mit dem goldbeblumten Waffenrock, der drei silberne Kronen in blauem Felde im Schild führt, ist der furchtbare Micocolembo, Großherzog von Quiracia. Jener mit Riesengliedern, der ihm zur Rechten steht, ist der unverzagte Brandabarbaran von Boliche, Herr der drei Arabien; er zieht einher gehüllt in eine Schlangenhaut, und als Schild führt er ein Thor, wie die Sage meldet, von dem Tempel, den Simson einwarf, als er sich durch seinen Tod an seinen Feinden rächte. Aber hieher sieh auch auf die andre Seite; bemerkst du nicht an der Spitze des andern Heeres den immer siegreichen und nie überwundnen Timonel von Carcajona, Fürsten von Neubiscaia? Vierfarbige Waffen führt er, blau, grün, weiß und gelb, und im Schild eine goldne Katze in dunkelbraunem Felde mit dem Worte Miau, denn so fängt sich der Name seiner Buhlschaft an, welches die unvergleichliche Miaulina, Tochter des Herzogs Alfenniquen von Algarve, seyn soll. Der Andre dort, welcher das mächtige Streitroß reitet, mit weißer Rüstung und weißem Schilde ohne Sinnbild, ist ein Neulingsritter, von Geburt ein Franzose, Namens Pierre Papin, Herr der Baronien von Utrique. Jener, der seinem schön gestreiften, leichten Zebra die bestählten Fersen in den Bug stößt, und himmelblaue Rüstung hat, ist der gewaltige Herzog aus Narbia, Espartafilardo vom Busche genannt; im Schilde führt er eine Spargel, mit dem Wahlspruche: mein Glück wächset noch."

So nannte er noch viel andre Ritter beider Heere, die nur in seinem Kopfe lebten, und allen verlieh er ihre Waffen, Farben, Sinnbilder und Wahlsprüche, wie sein unerhörter Wahnsinn sie ihm aus dem Stegreife eingab. „Hier in diesem vordersten Geschwader," fuhr er, ohne inne zu halten, fort, „sind Leute aus allen Nationen; hier die, welche die süßen Wasser des berühmten Xanthus trinken, dort Bergbewohner, welche die Ebne Massilias durchstreifen; dort Goldsammler des glücklichen Arabiens; dort die aus dem klaren Strome Thermodon schöpfen, dort die, so den goldreichen Paktolus auf mancherlei Weise

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ausbeuten; dort listige Numidier, dort in Pfeil und Bogen berühmte Perser, Parther und Meder, die fliehend fechten, Araber mit wandernden Gezelten, Scythen, welche so grausam sind als weise, die Aethiopier mit durchstochnen Lippen und unzählige andre Völkerschaften, deren Gesichter ich schaue und kenne, deren Namen mir aber unbekannt sind. In dem andern Geschwader kommen, welche die Krystallwellen des ölbekränzten Bätis trinken; die, welche mit dem Naß des ewigreichen goldhaltigen Tago das Gesicht sich abspülen; die, welche die heilsamen Fluthen des gelblichen Genil genießen; die so die weidereichen Gefilde von Tartessus betreten; die sich in den elysischen Auen von Xeres erfreuen; ferner die reichen, mit goldnen Aehren gekrönten Manchaner; dort eiserne Männer, Abkömmlinge alten gothischen Gebiets; die, welche sich im sanftwallenden Pisuerge baden; sodann die, welche ihre Heerden auf den weiten Triften des schlängelnden Guadiana weiden, der um seines verborgnen Laufs willen so berühmt ist; die, welche auf den waldreichen Pyrenäen oder auf den blanken Kuppen des himmelhohen Apennins vor Kälte starren; kurz, alle Völkerschaften, die Europa in sich faßt und begreift."

Hilf Himmel! was für eine Menge Länder und Nationen nannte er nicht, indem er jede mit dem ihr eigenthümlichen Merkmale bezeichnete, genau bis ins Unglaubliche und ganz versunken in die erlognen Bücher seiner Ritterwelt. Sancho stand da, verblüfft durch Don Quixotes Reden und ohne eine Sylbe zu antworten. Zuweilen sah er sich um, ob er nicht die Ritter und Riesen erblicke, die Don Quixote hernannte; da er aber nichts sah, rief er endlich: „Herr, hol sie der Teufel alle zusammen, die Leute, Riesen und Ritter, die Ihr da nennt; ich wenigstens sehe keinen davon. Vielleicht ists einmal wieder so eine Teufelei, wie mit den Gespenstern voriger Nacht." — „Wie kannst du so etwas sagen, Sancho?" sprach Don Quixote. „Hörst du denn nicht das Wiehern der Pferde, das Schmettern der Trompeten, und den Schall der Heerpauken?" — „Ei, ich höre nichts als Blöcken von Schafen und Hämmeln," sprach Sancho. Und so verhielt sichs auch in der That; denn die beiden Heerden waren ihnen nun ziemlich nahe. „Die Furcht machts bei dir," sagte Don Quixote, „daß du weder recht siehst noch hörst, Sancho; denn dies ist eben

eine Wirkung derselben, daß sie die Sinne betäubt und uns die Dinge nie so erscheinen läßt, wie sie wirklich sind. Aber wenn es so um dich steht, so mach dich nur auf die Seite, und laß mich allein, denn ich allein bin Mann genug, den Sieg auf diejenige Partei zu bringen, der ich zu Hilfe komme." Und indem er dies sagte, gab er dem Rozinante die Sporen, legte die Lanze ein und schoß den Hügel hinab wie ein Blitzstrahl.

„Daß Gott tausendmal erbarm, gestrenger Herr!“ schrie ihm Sancho aus vollem Halse nach. „Ach! kehrt doch nur um; meine Seele, es sind ja nur Hämmel und Schafe. Kehrt doch um! Nun, so wollt ich auch, daß — was das nun wieder für eine Narrheit ist! Thut doch nur die Augen auf, Herr! Es sind weder Riesen noch Ritter, noch Katzen, noch Waffen, noch halbe, noch ganze, blaue oder grüne Felder, noch der Teufel und seine Großmutter da! Daß Gott tausendmal erbarm, was er nun da wieder macht?“

Wer auf alles dies nicht hörte, war unser Ritter. „Frisch auf, tapfre Ritter, die ihr unter dem Banner des großen Kaisers Pentapolin mit dem aufgestreiften Arme streitet, frisch auf! folgt mir alle nach, und ihr sollt sehen, wie leicht ich ihn an seinem Feinde Alifanfaron von Trapobana rächen will,“ schrie er, sprengte mitten ins Geschwader der Schafe, und fieng an, sie so wüthend niederzustoßen, als wären es seine Todfeinde. Die Hirten und Schafknechte schrien ihm zu, er solle doch das Ding bleiben lassen; da sie aber sahen, daß all ihr Schreien nichts half, nahmen sie ihre Schleudern zur Hand, und begrüßten ihm die Ohren mit faustgroßen Steinen. Don Quixote machte sich nichts daraus, sondern rannte nur da und dort hin und schrie: „Wo bist du, übermüthiger Alifanfaron? komm heran! ich bin ein einziger Ritter, der dir Fehde ankündigt! ich allein will dich Mann für Mann bestehen, und dir dein Leben rauben, zur Strafe der Ungebühr, die du dem tapfern Pentapolin Garamanta erweisest.“ Indem kam ein derber Kieselstein geflogen, traf ihn in die Seite und schlug ihm zwei Rippen in den Leib hinein. Als er sich so übel zugerichtet sah, hielt er sich entweder gar für todt, oder doch wenigstens für schwer verwundet. Zum Glück fiel ihm noch sein Wundertrank ein. Sogleich nahm er die Flasche heraus, setzte sie an und schluckte; ehe er aber noch das Gehörige zu sich genommen, kam noch ein solcher Mandelkern und traf ihn so voll auf die Faust und Flasche, daß er diese gleich zu Trümmern schlug, unterwegs noch beiläufig drei bis vier Zähne mitnahm, und ihm zwei Finger jämmerlich zerquetschte. Die zwei Würfe zusammen wirkten so entscheidend, daß der arme Ritter nothgedrungen vom Pferde fiel. Die Hirten liefen zu, und da sie nicht anders dachten, als sie hätten

ihn todt geworfen, trieben sie eiligst ihre Heerde zusammen, luden ihre Todten auf, deren über sieben waren, und machten sich auf und davon.

Sancho stand indessen mauerfest auf seinem Hügel, sah die Narrheiten seines Herrn mit an, zerraufte sich den Bart, und verfluchte Tag und Stunde, wo das Unglück ihn mit seinem Herrn zusammengeführt hatte. Da er ihn nun auf der Erde liegen sah, und merkte, daß die Hirten das Feld geräumt hätten, begab er sich herab, gieng zu ihm hin, und fand ihn in sehr schlimmen Umständen, obgleich noch bei Sinnen. „Sagt ichs nicht, gestrenger Herr, Ihr solltet umkehren?“ sprach er. „Sagt ichs nicht, es sind Schöpse und keine Soldaten?“ — „So verwandelt mir nun der Erzschelm von Zauberer, mein Feind, alles unter den Händen,“ versetzte Don Quixote. „O, lieber Sancho! solchem Volke ists leicht, uns alles vorzugaukeln was ihnen einfällt, und sicher hat mir dieser Schurke, der mich verfolgt, und mir den Ruhm beneidet, den ich in dieser Schlacht davon getragen hätte, die Geschwader Feinde in Heerden Schafe verwandelt. Ums Himmelswillen, Sancho, thue mir — damit du nur siehst, daß ich recht habe — thue mir nur den einzigen Gefallen, und nimm deinen Esel, reite ihnen sachte nach, und siehe zu, ob sie nicht eine kleine Strecke von hier ihre vorige Gestalt wieder annehmen, und sich aus Schöpsen wieder in wahre ordentliche Menschen verwandeln, wie ich sie anfangs beschrieb. Doch nein, warte nur ein wenig; jetzt hab ich deiner nöthig. Komm her, und sieh einmal zu, wie viel mir Backen- und Vorderzähne fehlen. Ich glaub, ich hab keinen einzigen mehr im Munde.“

Sancho trat so nahe hin, daß er ihm beinahe die Augen in den Mund steckte. Unglücklicherweise war es gerade der Augenblick, wo der Balsam zu wirken anfieng, und Don Quixote spie schneller und gewaltsamer, als ein Flintenschuß, Alles, was er im Leibe hatte, seinem mitleidigen Schildknappen in den Bart. „Heilige Maria, Mutter Gottes!“ schrie Sancho; „was ist das? Der arme Mann ist gewiß tödtlich verwundet, denn das helle Blut schießt ihm ja zum Halse raus.“ Da ers aber ein Bischen genauer untersuchte, merkte er gleich an Farbe, Geschmack und Geruch, daß es kein Blut,

sondern Balsam aus der Oelflasche sey, wovon er ihn hatte trinken sehen, und bekam auf einmal davon so gewaltigen Ekel, daß sich ihm der Magen umkehrte und er Alles, was darin war, über seinen Herrn ergoß, also, daß Beide glänzten wie Perlen. Sancho lief eilig zu seinem Esel, um Etwas aus dem Schnappsacke zu holen, womit er sich reinigen und seinen Herrn verbinden könnte. Aber der Schnappsack war weg, und Sancho wollte darüber fast von Sinnen kommen. Er verwünschte sich aufs Neue, und schwor es in seinem Herzen, seinen Herrn zu verlassen und heimzuziehen, wenn er auch seinen Dienstlohn und die gehoffte Statthalterschaft der versprochnen Insel im Stiche lassen sollte.

Don Quixote richtete sich indessen wieder auf, steckte die linke Hand in den Mund, daß die übrigen Zähne nicht herausfielen, und faßte mit der andern den Zügel seines Rozinante, der nicht einen Schritt von seinem Herrn gewichen, ein so treues und wohlgezognes Thier war es. So näherte er sich seinem Schildknappen, den er aber halb mit der Brust über den Esel gelehnt, die Hand unter den Kopf gestemmt, in der nachdenklichsten Stellung fand. „Nun, wo fehlts, Sancho?“ sprach der Ritter, der ihn so in Leid versunken sah. „Wisse, kein Mensch ist mehr als ein andrer, wenn er nicht mehr thut, als ein andrer. Alle die Stürme, so jetzt uns nach einander getroffen haben, sind Zeichen, daß der Himmel sich aufklären und unser Schicksal bald besser werden wird; denn es ist nicht möglich, daß Glück und Unglück lange dauern, und daraus folgt, daß, weil das Unglück uns lange verfolgt hat, das Glück jetzt vor der Schwelle sey. Gräme dich nicht so sehr über die Widerwärtigkeiten, die mich betroffen haben, denn du hast sie doch nicht mit fühlen müssen.“

„Ich nicht?“ versetzte Sancho. „Wars denn irgend nicht meines Vaters einziger Sohn, den sie prellten? Und war denn der Schnappsack, der jetzt mit meinem Bischen Hab und Gut zum Teufel ist, auch nicht mein?“ — „Was? Ist der Schnappsack weg, Sancho?“ fragte Don Quixote. — „Ih, was denn sonst?“ sprach Sancho. — „So haben wir ja heute nichts zu essen?“

sagte Don Quixote. — „Freilich," versetzte Sancho, „wenns auf diesen Wiesen keine Kräuter und Wurzeln giebt, die Ihr kennt, wie Ihr sprecht, und womit sich die fahrenden Unglücksritter, wie Euer Gestrengen einer ist, helfen, wenn sie den Schnappsack verloren haben." — „Bei dem Allen," sagte Don Quixote, „möchte ich doch jetzt ein Stück weißes oder schwarzes Brod und etliche Heringe lieber haben, als alle Kräuter, die im Dioskorides zusammt dem Commentar des Doktors Laguna [1] stehen. Aber unterdessen steig nur auf und folge mir nach, guter Sancho; Gott, der für Alles in der Welt sorgt, wird uns auch nicht verlassen, da wir jetzt in seinem Dienste und unserm Berufe wandeln. Speist er doch die Mücken in der Luft, die Würmer auf der Erde und die Frösche im Wasser, und läßt aus Barmherzigkeit seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte."

„Meiner Treu!" sprach Sancho, „Ihr schickiet Euch besser zu einem Pfarrer, als zu einem fahrenden Ritter, gestrenger Herr!" — „Von Allem müssen fahrende Ritter Etwas verstehen, Sancho," versetzte Don Quixote; „denn in vorigen Zeiten gab es welche, die auf freier öffentlicher Landstraße eine Rede oder Predigt so gut halten konnten, als hätten sie auf der hohen Schule zu Paris den Gradum bekommen, und daraus folgt, daß die Lanze der Feder und die Feder der Lanze keinen Eintrag thut." — „Nun, meinethalben mags so seyn, wie Euer Gestrengen sagt," sprach Sancho; „aber jetzt macht nur, daß wir fortkommen und Nachtquartier finden; Gott gebs uns nur da, wo kein Prellen und keine Preller, keine Gespenster und verzauberte Mohren sind; denn, meiner Treu! gestrenger Herr, wenns uns wieder so geht, so wünsch ich vollends Sack und Pack zum Teufel." — „Um das bitte du Gott, lieber Sohn," sprach Don Quixote, „und führe mich, wohin du willst, denn die Wahl unsrer Herberge will ich jetzt dir überlassen. Aber gieb doch deine Hand her, fühle mit dem Finger und sieh einmal zu, wie viel mir Backzähne in der rechten obern Kinnlade fehlen, denn ich fühle da Schmerzen."

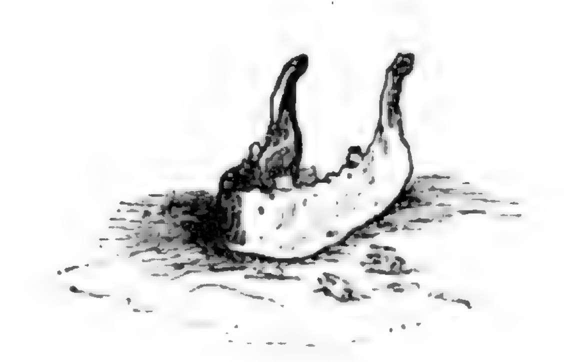
[1] So hieß der Leibarzt Carls V., der den Dioskorides übersetzte und erläuterte.

Sancho steckte die Finger hinein, fühlte und fragte ihn sehr bedenklich: „wie viel Zähne pflegten denn Euer Gestrengen auf dieser Seite zu haben?“ — „Viere,“ sprach Don Quixote, „außer dem Weisheitszahne, und alle frisch und gesund.“ — „Viere?“ versetzte Sancho. „Hm! besinnt Euch doch einmal recht, was Ihr saget.“ — „Was ich dir sage: viere oder gar fünfe,“ wiederholte Don Quixote, „denn in meinem Leben ist mir keiner ausgefallen, ausgebrochen worden, oder von Zahnfäule und Scharbock angegangen.“ — „Nun,

Digitized by Google

da unten habt Ihr nicht mehr als dritthalb Backzähne, und oben weder einen halben noch einen ganzen, denn da ist alles so glatt wie meine Hand," sprach Sancho. — „Weh mir!" sagte der Ritter, da er diese traurige Nachricht hörte, „wollt ich doch lieber, daß sie mir einen Arm vom Leibe gehauen hätten, nur den nicht, womit ich den Degen führe; denn das mußt du wissen, Sancho! ein Mund ohne Zähne ist eine Mühle ohne Stein, und ein guter Zahn steht mehr als Diamanten an. Aber solchen Fährlichkeiten sind wir nun einmal bei dem strengen Gelübde der Ritterschaft unterworfen. Steig auf, Freund, und reite voran, ich will dir folgen, wohin du willst."

Dies that Sancho, und hielt sich nach der Gegend zu, wo er eine Herberge hoffte, wich aber dabei nicht aus der Landstraße, auf welcher ziemlich lebhafter Verkehr war. Da sie nun so allmählig hinzogen, — denn den Ritter schmerzte sein Backen heftig, und ließ ihn nicht scharf reiten — suchte ihn Sancho durch ein Gespräch zu zerstreuen und zu unterhalten. Etwas davon wird im folgenden Kapitel vorkommen.



Neunzehntes Kapitel.

Von dem weisen Gespräch, das Sancho mit seinem Herrn führte, von dem Abenteuer mit der Leiche, und von andern großen Ereignissen

ch glaube, mein Herr!" sprach Sancho; „alles das Unglück, was uns diese Tage herzugestoßen, ist, glaub ich, die verdiente Strafe Eurer Sünden, weil Ihr die Rittergesetze übertreten und Euern schweren Eid gebrochen habt, auf keinem Tischtuche zu essen, nicht mit der Königin zu kurzweilen, und was dem sonst noch war, bis Ihr dem Malandrie, oder wie der Mohr heißen mag, den Helm genommen hättet."

„Du hast wohl Recht, Sancho," sprach Don Quixote; „aber dir die Wahrheit zu gestehen, ich hatte es ganz vergessen; und nun kannst du auch sicher glauben, daß du zur Strafe, weil du mich nicht in Zeiten daran erinnertest, bist geprellt worden. Aber den Schaden will ich schon wieder ersetzen, denn in dem Ritterorden kann man sich auf allerlei Art helfen." — „Was Henker, hatt ich denn auch geschworen?" sprach Sancho. — „Geschworen oder nicht," versetzte Don Quixote, „das ist einerlei, genug, daß ich der Meinung bin, du seyst nicht ganz frei von Mitwissenschaft. Aber sey es, oder sey es nicht, so wirds nicht schaden, wenn wir auf Mittel denken, das Ding wieder gut zu machen." — „Wenns so geht," sprach Sancho, „so vergeßt doch ja das nicht auch, wie Euern Eid, gestrenger Herr; denn die Gespenster möchten sonst wieder Lust bekommen, noch einmal mit mir zu kurzweilen und wer weiß, ob nicht auch mit Euch, wenn sie Euch so oft meineidig finden."

Unter diesem Gespräch überfiel sie mitten auf der Straße die Nacht, ohne daß sie wußten, wo sie Herberge finden würden. Das Schlimmste bei der Sache war, sie starben fast vor Hunger; denn mit Sanchos Schnappsack war ihr ganzes Reisemagazin verloren. Ihr Unglück aber zu vollenden, begegnete ihnen noch dazu ein Abenteuer, das alles Ansehn eines wahren hatte. Die Nacht wurde immer finsterer, aber sie reisten doch fort, denn Sancho glaubte, weil sie auf der Heerstraße wären, in einer oder höchstens zwei guten Stunden Weges noch eine Schenke zu finden. Wie sie denn so weiter giengen in finsterer Nacht, Sancho voll Hungers, sein Herr voll Verlangens zu essen, sahen sie sich von fern eine Menge Lichter entgegen kommen, die wie Irrlichter aussahen. Sancho fiel fast in Ohnmacht, da er sie erblickte, und dem Ritter schien es auch nicht recht geheuer. Jener zog dem Esel die Halfter, dieser dem Roß die Zügel an. So hielten sie und schauten lautlos vor sich hin, und siehe, die Lichter kamen immer näher und wurden immer größer. Sancho zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub, und Don Quixoten fiengen die Haare an sich zu sträuben; der Ritter aber erholte sich ein wenig, und sprach: „Sancho, dies ist unstreitig das größte und gefährlichste Abenteuer, wo ich meine ganze Kraft und Tapferkeit werde zeigen müssen."

„Ach, daß Gott erbarm!" sprach Sancho; „wenn das wieder Gespenster sind, wie's fast scheint, wo werd ich Rippen hernehmen, sie auszuhalten?" — „Wären es auch noch so viele Gespenster, ich werde nicht zugeben, daß man dir ein Haar krümme," sprach Don Quixote. „Letztens konnten sie dir wohl übel mitspielen, weil ich nicht im Stande war, über die Hofmauer zu steigen; aber jetzt sind wir in freiem Felde, wo ich mein Schwert brauchen kann, wie ich will." — „Aber wenn sie Euer Gestrengen wieder bezaubern, wie sie neulich gethan haben, was hilfts uns dann, ob Ihr in freiem Felde seyd oder nicht? — „Demungeachtet sey guten Muths, Sancho," sprach Don Quixote, „du sollst aus Erfahrung sehen, wie muthig ich selbst bin." — „Nu helfe der liebe Gott, ich wills wohl sehn;" antwortete Sancho, und beide stellten sich zur Seite des Wegs, und lauschten aufmerksam, was aus den wandelnden Lichtern werden wolle. Kurz darauf entdeckten sie eine Menge Leute in weißen langen

Hemden. Der fürchterliche Anblick löschte das letzte Fünkchen Muth in Sanchos Brust, und er fieng an mit den Zähnen zu klappern, als hätte er das viertägige Fieber. Je deutlicher ihnen Alles wurde, desto mehr nahm Sanchos Zähneklappern zu; denn nun sahen sie bei zwanzig verschleierten Leuten, sämmtlich zu Roß mit brennenden

Fackeln in der Hand. Hinter diesen kam eine Sänfte, mit Trauer behangen, und dieser folgten sechs andre Reiter, gleichfalls in Trauer bis zu den Füßen ihrer Maulthiere; denn daß es keine Pferde waren, merkte man wohl an dem leisen bedächtlichen Gange. Die weißverschleierten Leute murmelten in dumpfer kläglicher Stimme vor sich hin.

Eine so seltsame Erscheinung zu solcher Stunde und an dieser Stätte konnte selbst den mannhaften Don Quixote in Schrecken setzen; denn dem armen Sancho war ohnehin das Herz gänzlich entfallen. Zum Glücke für des Ritters Muth spielte ihm seine Phantasie den Streich, aus jener Erscheinung ein Abenteuer zu machen, wie dergleichen in den Ritterbüchern standen. Er machte sich nämlich gleich die Sänfte zu einer Bahre, auf welcher man einen schwer verwundeten oder gar todten Ritter führe, dessen Rache ihm allein aufbehalten sey. Ohne weiteres Nachsinnen legte er die Lanze ein, setzte sich fest im Sattel, und stellte sich mit einer wahren Heldenmiene mitten in die Straße, wo der Zug herkam. Als er ihm nahe genug war, erhob er die Stimme: „Haltet, ihr Ritter, wer ihr auch seyd! und gebt mir Rechenschaft, wer ihr seyd? woher ihr kommt? wohin ihr wollt? und was ihr auf jener Bahre führet? Allem Ansehen nach habt ihr entweder Jemanden, oder hat euch Jemand Ungebühr zugefügt, und dies muß ich wissen, damit ich entweder euch wegen begangner Uebelthat züchtigen, oder euch wegen erlittnen Unrechts rächen kann!“ — „Wir haben Eile, die Herberge ist noch weit;“ sprach einer von den Verschleierten, „es ist nicht Zeit, Euch eine lange Erzählung zu machen, wie Ihr sie verlangt,“ und damit stach er sein Maulthier an, und wollte vorbei. „Halt!“ sprach Don Quixote, der diese Antwort ziemlich übel nahm, und dem Reiter in den Zügel griff — „halt! seyd ein Bischen höflicher, und gebt mir Bescheid über das, was ich euch fragte, oder setzt euch Alle mit mir in Fehde.“ Das Maulthier ward scheu; als ihm nun Don Quixote in den Zügel fiel, bäumte es sich dergestalt in die Höhe, daß es sich mit seinem Herrn rückwärts überschlug. Ein Maulthiertreiber-Junge der nebenher gieng und ihn fallen sah, fieng an auf Don Quixote loszuziehen. Dieser, ohnedies schon zornig genug, legte ohne weitern Verzug mit seiner Stange ein, rannte auf einen Leidtragenden los, sattelte ihn übel zugerichtet ab, und warf sich schnell wieder herum, den Andern es auch so zu machen. Eine Lust war es zu sehen, wie geschwind und fertig er sie angriff und auseinander sprengte. Es war nicht anders, als wären dem Rozinante Flügel gewachsen, so leicht und stolz flog er daher. Alle Vermummten waren furchtsame und unbewaffnete Leute,

und folglich nahmen sie augenblicks die Flucht und rannten mit den Fackeln über das Feld hin, so daß sie nicht anders aussahen wie Masken, die in der Fastnacht umherschwärmen. Die Leidtragenden, die sich in ihren Trauermänteln und langen Talaren verwickelten, konnten sich auch nicht regen, und also war es unserm Ritter leicht, sie nach Herzenslust abzuprügeln und sie aus dem Felde zu schlagen; denn die armen Leute dachten, es wäre kein Mensch, sondern der leibhafte Teufel aus der Hölle, der käme und ihnen den Leichnam in der Sänfte abnehmen wollte.

Alles dies sah Sancho mit an, voll Verwunderung über den Muth seines Herrn und sprach in seinem Herzen: „Mein Herr ist doch wirklich ein so tapfrer und kühner Held, wie er spricht.“ Nicht weit von dem Erstern, mit dem sich das Maulthier überschlagen hatte, lag eine Fackel, bei deren Schein ihn Don Quixote sah. Er ritt zu ihm hin, setzte ihm die Spitze seiner Stange ins Gesicht,

und rief ihm zu, er solle sich ergeben oder sterben. „Ich bin ja ergeben genug," antwortete der Gefallne, „weil ich mich nicht regen und bewegen kann, und noch dazu ein Bein gebrochen habe. Aber wenn Ihr ein christlicher Ritter seyd, so flehe ich Euer Gnaden demüthig an, daß Ihr mich nicht tödtet, denn Ihr würdet mehr als Kirchenraub begehen, weil ich Licentiat bin, und schon die erste Weihe habe." — „Wer Teufel führt Euch denn hieher, wenn Ihr Geistlicher seyd?" sprach Don Quixote. — „Wer sonst als mein Unglück?" versetzte der Andre. — „Noch ein größres steht Euch bevor," sprach Don Quixote, „wenn Ihr nicht auf der Stelle Antwort gebt über Alles, was ich gleich Anfangs gefragt habe."

„Das will ich herzlich gern thun," versetzte der Licentiat. „Wisset also, gnädiger Herr, daß, obgleich ich mich vorhin Licentiat nannte, ich doch eigentlich nur Baccalaureus bin, Alonzo Lopez heiße, und von Alcovendas gebürtig bin. Jetzt komme ich mit noch elf andern Priestern, welches die fliehenden Fackelträger sind, von Baeza. Wir ziehen nach Segovia, und begleiten die Leiche eines Ritters, die in jener Sänfte ist. Er starb zu Baeza, und wurde daselbst beigesetzt; jetzt bringen wir aber, wie gesagt, seine Gebeine nach Segovia, woher er war, in sein Familienbegräbniß." — „Und wer hat ihn umgebracht?" fragte Don Quixote. — „Gott, durch ein pestartiges Fieber;" antwortete der Baccalaureus. — „Das ist was anders," sprach der Ritter, „und unser Herr Gott überhebt mich also der Mühe, den Tod des Ritters an einem andern zu rächen; denn da er es gewesen ist, der ihn tödtete, kann ich weiter nichts thun, als die Achseln zucken und schweigen; wie ich ebenfalls thun würde, wenn er mich selbst tödtete. Indessen muß ich Euer Hochwürden von meinetwegen zu wissen thun, daß ich ein Ritter aus der Mancha, Don Quixote genannt, bin, und daß es mein Amt und Beruf ist, in der Welt umherzuziehen, das Krumme in der Welt gerade und Unrecht wieder gut zu machen." — „Nun, bei mir habt Ihr jetzt nichts Krummes gerade gemacht; denn das Bein, das Ihr gezeichnet habt, wird so schnell nicht mehr gerade werden, und mit dem Unrecht, das Ihr mir angefügt, werd ich wohl ins Grab hinken müssen. Und weil Ihr

doch von Abenteuern redet, so sage ich Euch: theuer kommt es mir zu stehen, daß ich mit Euch zusammengetroffen bin."

„Es geht nicht Alles in der Welt nach unserm Wunsche," versetzte Don Quixote. „Euer Unglück, Herr Baccalaureus, war, daß Ihr so des Nachts, in Eure Chorhemden gehüllt, in Trauer-Talaren, mit Fackeln in der Hand, Seelmesse brummend, daher kamet wie das leibhafte Ungethüm oder Gestalten aus der andern Welt. Ich konnte meine Pflicht, Euch anzusprengen, nicht unterlassen. Ich that es, und würde es gethan haben, wenn ich auch gewußt hätte, daß Ihr Teufel aus der Hölle selbst wäret; denn für diese hielt ich Euch bis jetzt." — „Nun, da Ihr mein Schicksal wißt," sagte der Baccalaureus, „so bitt ich Euch, Herr fahrender Ritter, der Ihr mir eine so üble Fahrt gemacht habt, helft mir doch unter dem Maulthiere vor, weil ich mit dem einen Schenkel zwischen Bügel und Sattel stecke." — „Warum habt Ihr mir Euern Unfall nicht lange gesagt? Ich hätte wohl bis morgen frühe mit Euch reden können, ehe ich das errathen hätte," sprach Don Quixote.

Zugleich rief er dem Sancho; aber Sancho hatte jetzt keine Zeit zu kommen, denn er war eben beschäftigt, einen Packesel zu plündern, der diesen Herrn zugehörte und mit Eßwaaren wohl beladen war. Aus seinem Mantel machte er sogleich einen Sack, raffte zusammen, was er konnte, steckte es hinein, belud seinen Esel, und lief sodann zu seinem Herrn. Auf dessen Befehl half er dem Herrn Baccalaureus unter seinem Thiere hervor, setzte ihn darauf und gab ihm die Fackel wieder. „Folget nur Euern Gefährten nach," sprach Don Quixote zu ihm, „und bittet sie in meinem Namen um Verzeihung dessen, was ich ihnen that; aber es war mir nicht möglich, in diesem Falle anders zu handeln." — „Und wollten irgend die Herren gern wissen," sprach Sancho, „wer der tapfre Held ist, der sie so empfieng, so will ichs Euer Hochwürden sagen: es ist der berühmte Don Quixote von der Mancha, sonst auch der Ritter von der traurigen Gestalt genannt."

Hiemit zog der Baccalaureus ab, Don Quixote aber fragte seinen Schildknappen, warum er ihn doch jetzt zum erstenmale den Ritter von der traurigen Gestalt genannt habe? — „Das will ich Euch

Digitized by Google

sagen, gestrenger Herr," sprach Sancho. „Ich beguckte Euch so ein Weilchen beim Scheine der Fackeln, die jener arme Sünder hatte, und da kamt Ihr mir auf einmal in so einer schlimmen Gestalt vor, als ich je etwas gesehen habe. Entweder machts, weil Ihr Euch in dem Kampfe so abgemattet habt, oder weil Euch so viele Back- und Schneidezähne fehlen." — „Dies ist wohl nicht die Ursache," versetzte Don Quixote, „sondern es muß vielleicht dem weisen Zauberer, der die Geschichte meiner Thaten schreiben wird, gefallen, daß ich noch einen Zunamen annehme, wie alle Ritter der vorigen Zeiten, z. E. der Ritter vom brennenden Schwerte, der Ritter vom Einhorn, der Damenritter, der Ritter vom Phönix, der Ritter vom Greifen, der Todesritter. Unter diesen Namen und Zeichen waren sie auf dem ganzen Erdenrunde bekannt, und ganz gewiß hat dir obgedachter weiser Zauberer jetzt eingegeben und in den Mund gelegt, daß du mich den Ritter von der traurigen Gestalt nennen sollst [1], wie ich mich auch von nun an zu nennen gedenke. Und damit dieser Zuname noch besser auf mich passe, will ich mir bei der nächsten Gelegenheit eine außerordentlich traurige Figur auf meinen Schild malen lassen." — „Ach, Herr!" sprach Sancho, „die Zeit und Kosten könnt Ihr sparen, Ihr dürft Euch im Fall der Noth nur selbst und Euer Gesicht zeigen, und, meiner Treu! wer Euch sieht, wird Euch, ohne weiteres Sinnbild und Schildzeichen gleich den Ritter von der traurigen Gestalt nennen; denn glaubt mir sicherlich, gestrenger Herr, der Hunger und Euer Zahnverlust haben Euch, mit Vergunst zu sagen, so jämmerlich zugerichtet, daß, wie gesagt, gar kein solches Jammerbild weiter nöthig ist."

Don Quixote lachte über Sanchos Einfall; demungeachtet beschloß er, diesen Namen zu führen, sobald er nur gedachtes Bild könnte auf seine Tartsche malen lassen. „Aber weißt du wohl, Sancho," sprach er, „daß ich werde in den Bann gethan werden, weil ich gewaltsame Hand an ein Heiligthum gelegt habe, justa illud, si quis suadente [2] Diabolo etc.? Wiewohl — nicht die Hand, sondern nur meine Lanze habe ich an ihn gelegt, und nicht gewußt, daß ich

[1] Don Belianis von Grácia nannte sich den Ritter von der reichen Gestalt.
[2] Satzungen des Concils von Trient. Kap. 36.

Priester und Kirchendiener beleidigte, die ich als ein guter und treuer katholischer Christ in hohen Ehren halte; sondern ich glaubte nicht anders, als es wären Gespenster und Wesen aus der andern Welt. Und sollte mir es auch so ergehen, so weiß ich ja, was dem Cid Ruy Diaz begegnete, als er den Stuhl des königlichen Gesandten in Gegenwart seiner Heiligkeit des Pabstes zerschlug, der ihn dafür in den Bann that; aber das hinderte den guten Rodrigo de Vivar[1] nicht, sich dabei als einen tapfern und ehrlichen Ritter zu betragen."

Der Baccalaureus war indessen ohne weitern Wortwechsel fortgezogen, und Don Quixote hätte gerne sehen mögen, ob der ganze Leichnam des Ritters oder nur seine Gebeine in der Sänfte wären; aber Sancho wollte es nicht zugeben. „Gestrenger Herr," sprach er, „Ihr seyd bei diesem gefährlichen Abenteuer besser weggekommen, als bei allen, die ich je gesehen habe. Diese Leute sind zwar überwunden und zerstreut, aber könnts ihnen nicht einfallen, daß sie nur von einem einzigen Manne überwunden worden? und könnten sie sich nicht darüber schämen, böse werden, umkehren, uns aufsuchen, und ein Andenken hinterlassen, an dem wir zu kauen hätten? Mein Thier ist wohl bepackt, das Gebirg nahe, den Hunger haben wir im Leibe; laßt uns sacht und säuberlich abziehen, denn Ihr wißt ja, wie's heißt: ins Grab der Todte, der Lebendige zum Brode." Hiemit trat er seinen Esel in die Seiten, und bat seinen Herrn ihm nachzufolgen, der es auch, ohne ein Wort zu sagen, that, weil es ihm schien, daß Sancho Recht habe. Sie zogen eine kleine Strecke zwischen zwei niedrigen Bergen hin, und kamen darauf in ein geräumiges und abgelegnes Thal. Hier stiegen sie ab, lagerten sich, nachdem Sancho sein Thier abgeladen hatte, ins Gras, und hielten Frühstück, Mittagmahl, Vesperbrod und Nachtmahl zugleich. Ihr Hunger war ihnen die beste Würze zur kalten Küche, welche sie reichlich auf dem Küchenesel der Herren Geistlichen, die selten ohne solchen Vorrath reisen, gefunden hatten. Ein andres Uebel, und welches Sancho für das schrecklichste unter allen hielt, war, daß sie keinen Wein zum Trinken

[1] Dieses Abenteuer ist trefflich erzählt im spanischen Romancero, 21 Romance.

wüthenden Wasserbrausen, jedem Andern als einem Don Quixote große Furcht eingejagt haben würden. Stockfinster war, wie gesagt, die Nacht, und sie befanden sich eben unter einigen hohen Bäumen, deren Blätter von einem sanften Winde bewegt, ein schauriges Säuseln verursachten, so daß Einsamkeit, Dunkelheit, Brausen des Wassers und Säuseln der Blätter sich vereinigten, um den Eindruck des Grausens hervorzubringen, zumal da die Schläge nicht aufhörten, der Wind sich nicht legte, der Morgen nicht anbrechen wollte, und sie überdies nicht wußten, wo sie sich befänden.

Endlich schwang sich Don Quixote, von dem auch in dieser Stunde sein Heldenmuth nicht wich, auf den Rozinante, ergriff die Tartsche, erhob die Lanze und sprach: „Wisse, Freund Sancho, daß mich der Schluß des Himmels geboren werden ließ, in unserm eisernen Zeitalter das Gold der alten Zeit, oder daß ich es recht sage, das goldne Zeitalter wieder herzustellen. Ich bin es, für den Gefahren, Großthaten oder erhabne Unternehmungen aufbehalten sind. Ich bin es, sag ich noch einmal, der die Ritter von der Tafelrunde, die Zwölfe von Frankreich, und die neun Männer des Ruhms wieder erwecken, und alle Platirs, Tablanten, Olivanten, Tiranten, Sonnenritter, Belianisse und die ganze Schaar berühmter fahrender Ritter der alten Zeit in Vergessenheit bringen wird, indem ich zu unsern Zeiten solche unerhörte große Thaten und Waffenwunder thun werde, daß sie die berühmtesten von jenen verdunkeln sollen. Du bemerkst, getreuer und redlicher Schildknapp, die Finsternisse dieser Nacht, ihr seltsames Schweigen, das dumpfe und räthselhafte Säuseln der Blätter, das gräßliche Brausen des Wassers, dem wir nachgiengen, und welches nicht anders klingt, als stürze es von den hohen Mondbergen [1] herab; du hörst die unaufhörlichen Schläge, welche unsre Ohren betäuben. Alles dies zusammen, ja schon jedes für sich wäre hinreichend, dem Kriegsgotte selbst Schrecken einzujagen, geschweige denn einem Andern, der solche Vorfälle und Abenteuer nicht gewohnt ist. Für meinen Muth ist es aber nur ein neuer Sporn, so daß mir das Herz im Leibe vor Begier springen möchte, dies Abenteuer zu bestehen,

[1] Wie der Nil

so gefährlich es auch seyn mag. Gürte mir derohalben den Rozinante etwas fester, und sey Gott befohlen. Erwarte mich hier drei Tage; komme ich in diesen nicht zurück, so kannst du in unser Dorf zurückkehren. Und willst du mir dann noch einen Gefallen und Liebesdienst erweisen, so gehe nach Toboso, und sage meinem unvergleichlichen Fräulein Dulcinea, daß ihr ganz ergebner Ritter todt und in Unternehmungen geblieben sey, die ihn würdig machen sollten, sich den Ihrigen zu nennen."

Sancho fieng an bitterlich zu weinen, als er dies von seinem Herrn hörte. „Ach, gestrenger Herr," sprach er, „ich weiß gar nicht, warum Ihr Euch nur an das erschreckliche Abenteuer machen wollt. Jetzt ists ja Nacht, und kein Mensch sieht uns; könnten wir nicht umkehren und der Gefahr ausweichen, sollten wir auch gleich in drei Tagen keinen Tropfen zu trinken haben? Und wenn uns kein Mensch sieht, kann uns ja auch kein Mensch Memmen schimpfen. Ich hab so oft von unserm Herrn Pfarrer, den Euer Gestrengen wohl kennen, auf der Kanzel gehört: wer Gefahr sucht, der kommt drin um, und man dürfe den lieben Gott nicht durch ein Wagestück versuchen, wo man nur durch ein Wunderwerk davon kommen könne. Es ist ja genug, daß Euch der Himmel die Gnade gethan hat, Euch vor der Prellerei zu bewahren, die mir widerfahren ist, und daß Ihr frisch und gesund die Feinde überwunden habt, die bei der Leiche waren. Und bewegt das Alles Euer hartes Felsenherz nicht, so habt doch nur die Barmherzigkeit, und bedenkt, daß ich sicher, so bald Ihr nur von mir weg seyd, vor lauter Furcht meinen Geist an den Ersten Besten aufgeben werde, der ihn holen will. Bedenkts doch nur, daß ich aus meiner Heimath gieng, Frau und Kinder verließ und mit Euch zog, Euch zu dienen; denn ich glaubte mich zu verbessern, nicht aber zu verschlimmern. Aber ich habs meine Tage gehört, zu viel zerreißt den Sack. So sind auch meine Hoffnungen zu Boden gefallen: Je gewisser ich dachte, noch einmal die verwünschte, vermaledeite Insel zu kriegen, die Ihr mir so oft versprachet, desto unglücklicher geht mirs, denn nun wollt Ihr mich dafür mitten in der Wüstenei sitzen lassen. Ach! ich bitt Euch ums alleinigen Gottes Willen, gnädiger Herr! macht mich nicht so unglücklich; und wenn Ihr ja nicht von

Eurem Vornehmen ablassen wollet, so verschiebts doch wenigstens bis auf den Morgen. Es kann nicht länger als drei Stunden bis dahin seyn, so viel ich davon weiß und gelernt habe, da ich noch Schafknecht war; denn, seht ihrs, gestrenger Herr? die Schnautze am kleinen Bären steht über dem Kreutze, und zeigt Mitternacht an, weil er links in gerader Linie über uns steht [1]."

„Sancho, Freund Sancho!" sprach Don Quixote, „was schwatzest du da von Linie, Schnautze und dem kleinen Bären, da es so stockfinster ist, daß am ganzen Himmel nirgends ein Stern sich zeigt?" — „Das ist zwar wahr," versetzte Sancho, „dunkel ists, aber Furcht hat tausend Augen; und kann man sehen, was unter der Erde [2] ist, warum nicht auch was im Himmel ist? Und man kanns auch durch Nachdenken finden, daß es nicht weit mehr vom Tage seyn muß." — „Mag er nah oder noch ferne seyn," sprach Don Quixote, „das ist mir einerlei; von mir soll man weder jetzt, noch in Zukunft sagen, daß ich mich durch Bitten und Thränen von meiner Ritterpflicht habe abwendig machen lassen; und also bitt ich dich, Sancho, schweige! denn Gott, der mirs in Sinn und Herz gegeben hat, dies schwere und gefährliche Abenteuer zu bestehen, wird sich meiner schon gnädig annehmen und auch dich in deiner Trauer trösten. Alles was du jetzt noch zu thun hast, ist, gürte mir den Rozinante fester, und erwarte mich hier; denn ich komme bald wieder, lebendig oder todt."

Da nun Sancho sah, wie fest sein Herr entschlossen war, wie wenig sein Rath, seine Bitten und Thränen helfen wollten, beschloß er List zu brauchen, und dadurch seinen Herrn dennoch zu nöthigen, daß er den Tag erwarte. Er schnürte also dem Pferde, als er es fester gürtete, unvermerkt mit dem Strickhalfter seines Esels die Beine dergestalt zusammen, daß es, als Don Quixote fort wollte, unfähig war, eine andre Bewegung zu machen, als mit geschloßnen

[1] Anspielung auf die Art, wie die spanischen Bauern nach dem kleinen Bären die Stunden der Nacht messen.

[2] Dies bezieht sich auf den Glauben des gemeinen Volks in Spanien, daß gewissen Leuten die Gabe angeboren sey, in der Erde vergrabne oder andre verborgne Dinge zu sehen, in so fern sie nur mit keinem blauen Tuche bedeckt wären. Die mit dieser Wunderkraft Begabten heißen Zahoris.

Füßen einen Sprung in die Höhe. „Seht Ihrs, gestrenger Herr," sprach Sancho, da er merkte, daß ihm seine List gelang; „seht Ihrs, daß sich der Himmel meiner Bitten und Thränen erbarmt, und macht, daß Rozinante nicht fort kann? Und wenn Ihrs dennoch erzwingen wollt, und ihm die Sporen noch so sehr gebt, so wirds Euch doch nichts helfen, als daß Ihr Gott versucht, und wider den Stachel lecket, wie man spricht." Don Quixote hätte rasend werden mögen; je mehr er dem Gaul die Sporen gab, desto weniger konnt er ihn vom Flecke bringen. Daß dem Rozinante die Beine gebunden seyen, daran dachte er keineswegs, sondern beschloß es ruhig abzuwarten, bis entweder der Tag anbräche, oder Rozinante sich rühren könnte. Er meinte nämlich, es müsse etwas ganz Andres dahinter stecken, als eine List Sanchos. „Sancho!" sprach er, „weil ich denn merke, daß Rozinante sich schlechterdings nicht regen kann, so will ich nur den Morgen hier erwarten; ungeachtet ich sehr beklage, daß es noch so lange damit werden wird." — „Ei, hat sich was zu klagen," versetzte Sancho; „die Zeit soll Euch nicht lang werden, gestrenger Herr; ich will Euch Märchen genug bis an den hellen Tag erzählen,

Digitized by Google

wenn Ihr auch nicht absteigen und Euch, nach fahrenden Ritters Brauch ein wenig hier ins Gras schlafen legen wollt, damit Ihr zu dem schrecklichen Abenteuer, das Euch erwartet, neue Kräfte sammlet." — „Was sprichst du von Absteigen und Schlafen?" antwortete Don Quixote. „Bin ich irgend einer von den Rittern, die der Ruhe pflegen, wenn Gefahr vorhanden ist? Schlafe du, der du zum Schlafen geboren bist, oder mache was du willst; ich weiß schon was ich zu thun habe, und was meines Amtes ist." — „Nun, werdet nur nicht gleich böse drüber, gestrenger Herr; ich habs ja nicht so schlimm gemeint;" sprach Sancho, trat hiemit näher zu seinem Herrn, faßte mit der einen Hand den vordern, mit der andern den hintern Sattelbogen, und drängte sich aus Furcht so fest an Don Quixotes linken Schenkel an, daß er nicht einen Finger breit weichen wollte, weil er sich gewaltig vor den Schlägen fürchtete, die sich noch immer taktmäßig hören ließen. „Erzähl mir doch nun zum Zeitvertreib ein Märchen, Sancho, wie du versprochen hast," sprach Don Quixote. — „Das wollt ich wohl," versetzte Sancho, „wenn ich mich nur nicht so gräulich vor dem Lärmen fürchtete, den ich höre. Indeß, ich will Euch doch eins erzählen, und das solls beste seyn, das Ihr in Eurem Leben gehört, so ich es anders zu Stande bringe, und mir nichts dazwischen kommt. Hört zu, jetzt fang ich an:

„Es war einmal, da es war. Das Gute, das kömmt für Alle, das Böse für den, ders sucht[1]! — Merkts wohl, gestrenger Herr, die Alten fiengen ihre Mährchen nicht so an, wie wir irgend; nein, es war immer ein Denkspruch von einem gewissen Cato Zimberlinus den sie voranschickten, der hieß: das Böse für den ders sucht, und das paßt gerade, wie ein Ring an den Finger, darauf daß ihr fein hier bleibet und nirgends Unglück mit Fleiß suchet, oder daß wir lieber gar durch einen andern Weg wieder umkehren; denn wer zwingt uns denn zu diesem, wo uns lauter Höllenschrecken erwarten?"

„Erzähle du dein Märchen fort," sprach Don Quixote, „und den Weg zu wählen, überlaß mir."

[1] Eine Anspielung auf das spanische Sprichwort: das Gute für alle Welt, das Schlimme für die Köchin des Pfarrers.

Sancho fuhr fort: „Es war einmal, sag ich, in Estremadura ein Dorf, und in dem Dorfe war ein Ziegenhirte; ich meine einer, der Ziegen hütete. Dieser Hirte oder Ziegenhüter hieß Lope Ruyz, hab ich gesagt, sag ich; und dieser Lope Ruyz hatte sich in eine Schäferin verliebt, die hieß Torralva; und diese Schäferin, die Torralva hieß, war die Tochter eines reichen Hirten, und dieser Hirte war reich."

„Wenn du dein Märchen so erzählst, mein lieber Sancho, und Alles wiederholst, was du schon zweimal gesagt hast, da wirst du in zwei Tagen nicht fertig," sprach Don Quixote. „Sag es nacheinander her, wie sichs gehört, und erzähle wie ein vernünftiger Mensch; wo nicht, so schweige lieber still!"

„Bei mir daheim erzählt man die Mährchen alle so wie ich," versetzte Sancho. „Ich kanns meiner Treu nicht anders, und Euer Gestrengen wird doch nicht verlangen, daß ich eine Neuerung machen soll?" — „Nun, so erzähle wie du willst; denn da es das Schicksal einmal will, muß ich dir doch zuhören. Nur weiter, Sancho," sprach der Ritter.

„Nun, wie gesagt, herzliebster Herr," fuhr Sancho fort, „der Hirte Lope Ruyz war in die Schäferin Torralva verliebt. Die Torralva war ein junges, kugelrundes, rasches Mensch; ein ordentlicher halber Kerl, denn ein paar Schnurren hatte sie schon überm Maule; es ist mir, als wenn ich sie da vor meinen Augen sähe." — „Hast du sie denn gekannt?" fragte Don Quixote. — „Meiner Lebtage nicht," antwortete Sancho; „aber der mir das Märchen erzählte, sagte mir, es wäre so gewiß und wahrhaftig wahr, daß ich, wenn ichs wieder Einem erzählte, reden und drauf schwören könnte, als hätte ich Alles selbst gesehen. Was geschah? Indem so ein Tag immer nach dem andern kam und vergieng, wußte es der Teufel, der ohnehin nimmer schläft und bei Allem seine Finger im Spiel hat, so zu drehen, daß die Liebe des Hirten sich in Haß und Abscheu gegen sie verkehrte; und das kam daher, weil sie ihm, wie böse Leute sprechen, eine Menge Ursachen zur Eifersucht gab; und es mag wohl seyn, daß sie etlichemal aus den Strängen schlug. Kurz, sie ward ihm so völlig zuwider, daß er sie nicht mehr vor Augen sehen konnte, und beschloß aus dem Lande zu gehen und an einen Ort zu ziehen,

Digitized by Google

wo seine Augen sie nicht mehr sehen würden. Torralva aber, die sich so von Lope verachtet sah, kriegte ihn jetzt erst lieber, als sie ihn jemals gehabt hatte."

„So machens die Weiber überhaupt," fiel Don Quixote ein; „verachten den, der sie liebt, und lieben den, der sie verachtet. Weiter, Sancho!"

„Nun kams, daß der Hirte sein Vorhaben ins Werk richtete. Er nahm seine Ziegen, trieb sie vor sich her, und wanderte immer damit fort über die Felder, von Estremadura nach dem Königreiche Portugal zu. Torralva, die das Ding merkte, machte sich hinter ihm her, und gieng ihm barfuß von ferne nach, mit einem Stocke in der Hand, und einem Schnappsacke am Halse, worin sie, wie's heißt,

ein Stückchen Spiegel, ein Stückchen Kamm, und ein Büchschen, weiß der Henker, mit was für Schminke hatte. Aber mag sie drinnen gehabt

haben was sie will, was schierts mich? Endlich, wie's heißt, kam der Hirte mit seiner Heerde Ziegen an den Guadianastrom, der eben so sehr angelaufen war, daß er austrat. An dem Fleck, wo der Hirte hinkam, war weder Fähre, noch Schiff, noch ein Mensch, der ihn und seine Heerde hätte übersetzen können. Darob war dem Hirten gewaltig angst, denn er sah, daß ihm die Torralva auf den Haken war, und dachte wohl, daß sie ihm viel Verdruß machen würde mit ihren bittern Thränen. Er suchte, er suchte, und fand endlich noch einen Fischer, der aber einen so kleinen Kahn hatte, daß nicht mehr als ein Mensch und eine Ziege hineingieng. Demungeachtet redete er mit ihm, und dung ihn, daß er ihn und seine dreihundert Ziegen übersetzen sollte. Der Fischer trat in den Kahn, und brachte eine

Ziege hinüber; er kam wieder, und holte noch eine; er kam noch einmal und brachte noch eine hinüber. Nun, gestrenger Herr, gebt wohl Acht, und zählt, wie viel Ziegen der Fischer übersetzt; denn, das sage ich Euch, wenn Ihr nur eine einzige vergeßt, so ist mein Märchen auf einmal aus, und ich kann kein Wort mehr davon erzählen. Nun weiter im Texte! Die Anfahrt auf der andern Seite war gar schlammig und schlüpfrig, und das machte, daß der Fischer viel Zeit zum Hin- und Herfahren brauchte. Demungeachtet kam er doch wieder und holte noch eine Ziege, und noch eine, und noch eine."

„Stelle dir vor, Sancho, daß er sie nun alle hinüber hat," sprach Don Quixote; „denn wenn du mit einer jeden überfahren und wieder kommen willst, so bringst du sie in einem ganzen Jahr nicht hinüber."

„Wie viele hat er denn jetzt drüben, gestrenger Herr?" fragte Sancho. — „Zum Teufel, was weiß ich?" versetzte Don Quixote. — „Da haben wirs, was ich sagte, daß Ihr fein nachzählen solltet; denn bei Gott, jetzt ist das Märchen aus, und ich kann nicht weiter damit kommen." — „Wie das?" fragte Don Quixote. „Ist es denn so wesentlich zu deiner Geschichte nöthig, daß man alle übergesetzte Ziegen einzeln wissen muß, und daß, wenn man sich nur um eine verzählt, du nicht weiter kannst?" — „Schlechterdings," antwortete Sancho; „denn da ich Euer Gestrengen fragte, wie viel sind nun Ziegen hinüber? und Ihr mir zur Antwort gabt, zum Teufel, was weiß ichs? den Augenblick fiel mir alles, was ich noch zu erzählen hatte, aus; und, meiner Treu, es waren Euch noch feine Sachen drunter." — „Wie? deine Erzählung wäre wirklich zu Ende?" fragte Don Quixote. — „Zu Ende ists mit ihr, wie mit meiner Mutter selig," antwortete Sancho. — „Nun, das muß ich bekennen, Freund Sancho," sprach der Ritter, „du hast eins der seltsamsten und neuesten Märchen, die man nur in der Welt erdenken konnte [1], erzählt; und selbst deine Art zu erzählen und abzubrechen, muß nie Einer in seinem Leben gehört haben; obgleich ich von deinem Witze nichts Anders erwarten konnte. Aber ich wundere mich nicht darüber;

[1] Die Geschichte von der Schäferin Torralva und ihren Ziegen ist übrigens alt, man findet sie in Sansovino's hundert alten Novellen.

denn das unaufhörliche Getöse muß dir das Gehirn verwirrt haben.“ — „Das ist alles möglich,“ versetzte Sancho, „aber das weiß ich, was mein Märchen betrifft, daß es gleich aus ist, wenn Einer im Zählen der übergesetzten Ziegen sich stößt.“ — „Es mag sich in Gottes Namen enden wo es will,“ sprach Don Quixote, „sehen wir jetzt, ob sich Rozinante wieder regen kann.“ Er gab ihm die Sporen, der Gaul fuhr in die Höhe, und blieb wieder stehen, so fest war er gebunden.

Entweder machte es die Kälte des Morgens, oder hatte Sancho einige abführende Sachen zu Nacht gespeist, oder war es so die Ordnung seiner Natur, was die annehmlichste Erklärung seyn möchte, — kurz, er empfand Drang und Bedürfniß, ein Geschäft zu verrichten, welches kein Andrer für ihn übernehmen konnte. Die Furcht, welche sein Herz erfüllte, war so groß, daß er sich nicht traute, einen Nagel breit von seinem Herrn zu weichen; andrerseits war ihm der Gedanke, sich seiner Last nicht entledigen zu können, nicht minder schrecklich. Um nun zwischen beiden Uebeln die rechte Mitte zu treffen, ließ er die eine Hand, womit er den hintern Sattelbogen gefaßt hatte, los, band mit derselben den Nestel auf, welcher seine Hosen in die Höhe hielt, diese rollten nun wie zwei Fußschellen zu seinen Fersen hinunter. Drauf hob er das Hemde auf, so gut er konnte, und streckte den ganzen H—rn, der gewiß nicht klein war, hinaus in die Luft. Schon glaubte er, das Wichtigste für seinen Zweck gethan zu haben, als ihm ein andrer Punkt einfiel, der noch kitzlicher abzumachen war. Er besann sich nämlich, daß es bei seinem vorhabenden Geschäfte nicht ohne Geräusch abgehen werde. Er biß also die Zähne zusammen, zog die Schultern ein und hielt den Athem an sich, so sehr er konnte; aber trotz dieser Vorsicht, war er so unglücklich, ein Getöse zu erregen, das sich merklich von jenem unterschied, wovor er bisher gezittert hatte. — „Was ist das, Sancho?“ fragte Don Quixote, als er es hörte. — „Ich weiß nicht, gestrenger Herr!“ antwortete Sancho; „gewiß ists wieder etwas Neues, denn Abenteuer und Unglücksfälle kommen immer hagelдicht.“

Er versuchte zum zweitenmal sein Glück, und diesmals geriethe ihm so gut, daß er ohne fernern Laut und Geräusch sich seiner schweren Bürde ganz entäußerte. Da aber Don Quixote eine eben so dünne

Nase als leises Gehör hatte, und Sancho so nahe bei ihm stand, so mußten nothwendig einige Dünste, die in gerader Linie in die Höhe stiegen, auch bei seiner Nase anlangen. Kaum bemerkte er sie, so drückte er die Nase fest mit den Fingern zu, und sprach in etwas

näselndem Tone: „Sancho, deine Furcht muß jetzt gewaltig groß seyn?“ — „Ja wohl,“ versetzte Sancho, „aber woran merkts denn Euer Gestrengen jetzt mehr als zuvor?“ — „Weil du jetzt stärker

riechst, als jemals, und zwar nicht nach Ambra," sprach Don Quixote. — „Das ist leicht möglich," versetzte Sancho, „aber ich bin nicht Schuld daran, gestrenger Herr; ihr seyds selbst, weil Ihr mich so zur Unzeit und an solchen abgelegnen Orten herumschleppt." — „Tritt drei oder vier Schritte bei Seite, guter Freund," sprach Don Quixote (mit der Nase noch immer zwischen den Fingern) „und nimm künftig deine Person besser in Acht, und den Respekt, den du mir schuldig bist, denn ich sehe wohl, meine Herablassung hat gemacht, daß du ihn außer Augen setzest." — „Ich wollte wetten, gestrenger Herr," versetzte Sancho, „Ihr denkt, ich habe was Ungebührliches vorgenommen?" — „Still," sagte Don Quixote; „noch schlimmer ists daran zu rühren."

Mit solchen und andern Gesprächen brachten Ritter und Schildknapp die Nacht zu. Sancho aber, welcher merkte, daß nach und nach der Morgen anbrach, nahm ganz leise dem Rozinante die Halfter ab, und band sich die Hosen wieder hinauf. Als Rozinante sich frei fühlte, schien er darüber so froh, daß er, ungeachtet ihn sonst der Muth nicht plagte, jetzt einige krumme Bocksprünge zu machen anfieng; denn Courbetten waren, mit seiner Erlaubniß zu sagen, ihm ganz unbekannt. Don Quixote, da er sah, daß sich Rozinante wieder regen konnte, hielt es für ein gutes Zeichen, daß er nunmehro dies gefährliche Abenteuer bestehen könne.

Indem brach die Morgenröthe an, und machte, daß man die Dinge unterscheiden konnte. Der Ritter sah, daß er sich unter einigen hohen Kastanienbäumen befand, die ohnedies einen finstern Schatten machen. Er merkte, daß das Getös der Schläge noch nicht aufhörte, ungeachtet er nicht entdecken konnte, woher es kam. Nun war kein Aufenthalt mehr. Er gab daher dem Rozinante die Sporen, wandte sich zu Sancho, nahm nochmals Abschied, und befahl ihm, wie zuvor, ihn hier aufs längste drei Tage zu erwarten. „Komm ich in dieser Zeit nicht wieder," sprach er, „so kannst du sicher glauben, daß es Gott in seiner Weisheit gefallen hat, meine Tage in diesem schrecklichen Abenteuer zu enden. Meinem Fräulein Dulcinea wirst du treulich von meinetwegen die Botschaft bringen, die ich dir schon aufgetragen habe; und für den Lohn deiner treuen Dienste trag keine Sorge; ich hab zu Hause, ehe ich auszog, mein Testament hinterlassen,

worin du zu Ersatz deines Lohnes für die Zeit, da du mir gedient hast, wohl bedacht bist. Bringt mich aber Gott aus diesem gefährlichen Handel frisch und gesund und ohne Gefährde wieder zurück, so kannst du dir auf die versprochne Insel sichre Rechnung machen."

Von Neuem fieng Sancho an, über den traurigen Abschied seines guten Herrn zu weinen, und beschloß, bei ihm bis auf den letzten Athemzug in der Gefahr auszuhalten. Aus diesen Thränen und seinem edlem Entschlusse folgert unser Geschichtschreiber, daß Sancho von guter Geburt, und wenigstens ein Altchrist[1] gewesen seyn müsse. In der That machte auch dies seinen Herrn weichherzig, doch nicht so, daß er einigen Kleinmuth hätte merken lassen. Er verbarg es vielmehr, so gut er konnte, und trat nunmehr seine Fahrt nach der Gegend an, woher ihm das Brausen des Wassers und das Getöse der Schläge zu kommen schien. Sancho folgte ihm zu Fuße nach, und führte, wie gewöhnlich, seinen Esel, den treuen Mitgenossen aller seiner Leiden und Freuden an der Halfter hinter sich her. Als sie eine gute Strecke unter den Kastanien- und andern düstern Bäumen fortgewandelt waren, kamen sie auf eine kleine Wiese am Fuße einiger hohen Felsen, von welchen ein ziemlich starker Wasserfall herabstürzte.

[1] So nennt man in Spanien diejenigen, welche keine Mohren und Juden unter ihren Ahnen zählen

Unten an denselben lagen einige elende Hütten, welche Trümmern von Gebäuden ähnlicher sahen, als Häusern, und aus denselben kam das Getös der Schläge, wie sie bemerkten. Rozinante wurde über das Brausen des Wassers und über das Geklapper scheu. Don Quixote aber streichelte und beruhigte ihn, näherte sich den Häusern immer mehr, und empfahl sich von ganzem Herzen seiner Dame, ihm bei dieser gefährlichen Tagfahrt und grausenden Unternehmung hülflich zu seyn. Nebenher empfahl er sich dem lieben Gott, daß er ihn nicht vergäße. Sancho wich ihm nicht von der Seite, machte den Hals so lang er konnte und schielte Rozinante immer durch die Beine, ob er nicht bald das Ding zu sehen bekäme, das ihn so lang in Furcht und Schrecken gehalten hatte. — Sie waren kaum um hundert Schritte weiter, und um eine Ecke herum, als ihnen plötzlich die ganze Ursache des Lärms, vor dem sie die Nacht über kaum zu Athem gekommen waren, so klar vor Augen lag, daß kein Zweifel mehr möglich war. Lieber Leser, werde mir nicht böse, wenn ich dir sage — daß es weiter nichts war als sechs Stämpfel einer Walkmühle, die durch ihr beständiges Auf- und Niedergehen dies Getöse machten. Als Don Quixote das Ding sah, war er auf einmal verstummt und wie erstarrt vom Scheitel bis zur Zehe. Sancho sah seinen Herrn an, der den Kopf beschämt auf die Brust sinken ließ. Eben so sah dieser den Sancho an, und bemerkte, daß ihm beide Backen vor Lachen bauschen, und daß er im Begriff sey, damit herauszuplatzen. So verdrießlich er selbst war, konnte er sich doch bei Sancho's Anblick des Lachens nicht enthalten, und da Sancho sah, daß sein Herr angefangen hatte, brach er dergestalt los, daß er sich die Fäuste in die Seite stemmen mußte, um

nicht vor Lachen zu bersten. Viermal setzte er ab, holte Athem und hub eben so heftig wieder an als zuvor. Don Quixote verlor endlich die Geduld, und fieng an alle Teufel zu fluchen, zumal da Sancho hintrat und ihm nachspottend sagte: „Wisse, Freund Sancho, daß der Himmel mich geboren werden ließ, in unsrer eisernen Zeit das goldne Weltalter wieder zu erwecken. Für mich sind Gefahren, Großthaten und erhabne Unternehmungen aufbehalten;“ und so wiederholte er fast all die schönen Redensarten, die Don Quixote vorgebracht hatte, als sie zuerst das fürchterliche Getöse hörten. Don Quixote, da er sah, daß Sancho Spott mit ihm trieb, ward so grimmig, daß er seine Lanze erhob, und ihm zwei solche Schläge damit über die Schultern versetzte, daß, wenn sie Sancho über den Kopf empfangen hätte, er ihm keinen Lohn mehr würde zu bezahlen gehabt haben, wenn ihn seine Erben nicht gefordert hätten. Als Sancho merkte, daß sein Scherz so übel ablief, begann er zu fürchten, sein Herr möchte noch weiter gehen, daher sagte er ganz demüthig zu

ihm: „Gebt Euch doch zufrieden, gestrenger Herr, ich habe ja nur gespaßt.“ — „Eben weil du spaßest, spaß ich nicht,“ sagte Don Quixote. „Komm doch her, du kluger Mensch! Wären diese Walkstämpfel ein wirklich gefährliches Abenteuer gewesen, zeigte ich nicht Muth genug, es zu unternehmen und zu bestehen? Bin ich denn als Ritter verbunden, jeden Schall zu kennen, und von ferne zu wissen, was Walkmühlen sind, oder nicht; zumal da ich vielleicht in meinem

Leben keine gesehen habe, und du, als ein Bauerflegel, der du darin erzogen und geboren bist, sie besser kennen mußt? Aber verwandle mir einmal diese sechs Walkstämpfel gleich in sechs Riesen, und bringe mir sie her, einen nach dem andern, oder alle zusammen, und wenn ich sie nicht alle zu Gottes Boden werfe, daß sie die Beine in die Höhe recken, dann lache über mich, so viel du willst."

„Laßt es gut seyn, gestrenger Herr," versetzte Sancho; „ich bekenne Euchs ja, daß ich wie ein Narr gelacht habe. Aber sagt mir doch, da wir nun wieder eins sind, — denn Gott gebe, daß Ihr aus allen Abenteuern so frisch und gesund davon kommt, als aus diesem, — mußte man nicht drüber lachen? Und gäbs nicht ein feines Märchen, wenn mans Jemanden erzählte, wie wir uns fürchteten, oder wenigstens ich? Denn was Euch betrifft, gestrenger Herr, so weiß ich wohl, daß Ihr weder Furcht noch Schrecken kennt."

„Ich will zwar nicht in Abrede seyn, daß der Streich, der uns begegnete, lächerlich war; aber zum Erzählen taugt er nicht, denn nicht alle Leute sind gescheidt genug, die Sache beim rechten Fleck zu nehmen." — „Ihr freilich, gestrenger Herr, wußtet den rechten Fleck zu treffen," versetzte Sancho. „Denn an Euch lags nicht, daß Ihr mir nicht den Kopf mit Eurer Lanze so gut als die Schultern trafet. Aber Gott sey Dank, daß ich mich noch so geschickt drehte. Doch in der Wäsche geht alles raus, und ich habs mein Lebtage gehört, wen der Herr lieb hat, den züchtiget er. Und überdies, große Herren schenken ja immer ihrem Diener ein paar Strümpfe, wenn sie ihn ausgescholten haben. Was werden sie ihm nicht geben, wenn er gar Prügel bekommen hat? Vielleicht schenken fahrende Ritter, nach ausgetheilten Schlägen, etwa gar Inseln oder Königreiche auf festem Lande."

„Es könnte sich leicht fügen, daß alles das einträfe, was du hier sagst," sprach Don Quixote, „verzeih mir das Geschehne, denn du weißt wohl, daß man in der ersten Hitze nicht Herr über sich ist. Aber merke dir es von nun an zur Lehre, daß du inskünftige nicht wieder so ungeschliffen mit mir sprichst. Denn in allen Ritterbüchern, die ich je gelesen habe, und deren Zahl groß ist, hab ich nie gefunden, daß ein Schildknapp so mit seinem Herrn geredet

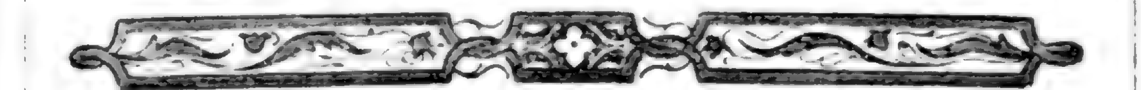
hätte, wie du mit dem Deinigen. Wahr ists, daß ich so viel dran Schuld bin als du; du, weil du mich nicht in sonderlichen Ehren hältst und ich, weil ich mich bei dir nicht genug in Ansehn setzte. Gandalin, des Amadis von Gallien Schildknapp, war Graf der festen Insel, und doch liest man von ihm, daß er immer mit seinem Herrn, mit der Mütze in der Hand, mit gebeugtem Kopf und Leibe, wie ein Türke, gesprochen habe. Ja, was noch mehr ist, Gasabal, Don Galaors Schildknapp, war so bescheiden und still, daß zum Zeichen seines bewundernswürdigen Schweigens, in dieser ganzen großen und wahren Geschichte sein Name nur ein einzigesmal genannt wird. Aus allem dem, was ich da gesagt habe, kannst du schließen, Sancho, daß ein Unterschied zwischen Herrn und Diener, Junker und Knecht, Ritter und Schildknappen sey, und daß wir uns von nun an mit mehr Respekt begegnen, und einander nicht mehr schrauben müssen; denn wenn ich mich noch einmal so über dich erzürnen sollte, möchte ich vielleicht dem Fasse den Boden gar ausstoßen. Die Geschenke und Belohnungen, die ich dir versprach, werden zu ihrer Zeit schon kommen, und kommen sie nicht, so bleibt dir doch wenigstens, wie gesagt, dein Lohn gewiß."

„Das ist ja alles recht und gut, was Euer Gestrengen da sagt," sprach Sancho; „aber ich möchte doch wissen, wenn nun irgend der Teufel sein Spiel mit den Belohnungen und Geschenken hätte, und man sich an den blosen Lohn halten müßte, möcht ich doch wohl wissen, sag ich, wie viel damals die Ritter ihren Schildknappen Lohn gaben? und ob man sie auf Monate oder Tage miethete, wie bei uns Taglöhner und Handlanger?"

„Ich glaube nicht," sprach Don Quixote, „daß die Schildknappen je um gewissen Lohn gedient haben, sondern blos auf Gnade ihrer Herrn; und wenn ich dir in meinem Testamente, das versiegelt zu Hause liegt, einen gewissen Lohn bestimmt habe, so geschah es darum, weil ich nicht gewiß weiß, wie sich in unsern drangsaligen Zeiten die Ritterschaft halten wird, und weil ich nicht will, daß meine Seele für eine solche Kleinigkeit in der Ewigkeit Pein leide. Denn das muß ich dir sagen, Sancho, daß in dieser Welt kein gefährlicherer Stand als der Stand der Abenteurer ist."

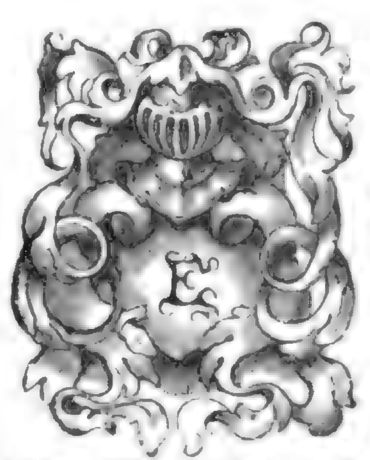
„Das ist wohl wahr," sprach Sancho; „weil schon das Getös von Walkstämpfeln das Herz eines so tapfern Abenteurers, als Euer Gestrengen ist, in Unruh setzen, und aufbringen kann. Aber seyd versichert, daß ich von nun an nicht wieder mein Maul aufthun will, über Sachen von Euer Gestrengen zu spaßen; sondern nur Euch immer als meinen Herrn und Meister zu ehren."

„Und so wird dirs wohlgehen, und du wirst lange leben auf Erden," versetzte Don Quixote; „denn nächst Vater und Mutter muß man die Herrschaft wie seine leiblichen Eltern in Ehren halten."



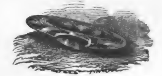
Einundzwanzigstes Kapitel.

Handelt von einem glorreichen Abenteuer und der herrlichen Eroberung des Mambrin-Helms zusammt andern Dingen, die unserm unüberwindlichen Ritter begegneten.



s fieng indessen an zu regnen, und Sancho wollte gern in der Walkmühle einkehren. Don Quixote aber hatte durch den vorgefallnen Spaß einen solchen Abscheu davor bekommen, daß er schlechterdings nicht hinein wollte. Sie schlugen sich also rechter Hand und kamen auf einen andern Weg, als sie Tags zuvor gemacht hatten. Sie waren noch nicht weit, so entdeckte Don Quixote einen Reiter mit einem Ding auf dem Kopfe, das wie Gold glänzte. Kaum hatte er ihn erblickt, so wandte er sich zu Sancho, und sprach: „Ich glaube, Sancho, es lügt kein einziges Sprüchwort in der Welt, denn es sind lauter aus der Erfahrung, der Mutter aller Wissenschaften, fließende Sätze. Für eins der wahrsten aber halte ich dies, wo eine Thüre sich schließt, da geht die andre auf. Dies sag ich deßwegen, weil, wenn Glück die Thüre, die wir suchten, diese Nacht verschloß und uns mit Walkmühlen betrog, es uns jetzt dafür eine andre zu einem größern und gewissern Abenteuer öffnet. Wenn ich nicht zu

dieser eingeben wollte, so wär es meine eigne Schuld. Hier gilt weder Unkenntniß der Walkmühlen, noch Finsterniß der Nacht als Vorwand. Siehe hin, Sancho, warum ich dirs sage. Denn ich müßte mich gewaltig irren, oder dort kommt Einer, der Mambrins Helm trägt, über den ich, wie du weißt, den großen Eid gethan habe."



„Seht wohl zu, gestrenger Herr, was Ihr da sagt, und noch mehr, was Ihr thun wollt," sprach Sancho. „Denn ich wollte nicht, daß es wieder Walkstämpfel wären, die uns unser Bischen Verstand vollends zerwalkten und zerstampften." — „Hol dich der Teufel, Dummkopf!" fiel ihm Don Quixote in die Rede; „was für Aehnlichkeit hat jener Helm dort mit Walkstämpfeln?" — „Was weiß ichs?" versetzte Sancho; „aber dürft ich nur reden wie sonst, ich wollts Euer Gestrengen schon beweisen, daß Ihr Euch in dem betrügt, was Ihr da sagt." — „Was ist da sich zu betrügen, unglaubiger Schurke," fuhr ihn Don Quixote an. „Sag mir, siehst du denn nicht jenen Ritter auf dem Apfelschimmel mit einem goldnen Helme auf dem Kopfe auf uns zukommen?" — „Alles, was ich sehen und in der Ferne erkennen kann," sprach Sancho, „ist ein Mann auf einem grauen Esel, wie meiner, er hat auf dem Kopf ein Ding,

Digitized by Google

das glänzt." — „Nun das ist eben Mambrins Helm," sagte Don Quixote; „mach dich ein wenig auf die Seite, und laß mich mit ihm allein, du sollst sehen, wie ich, ohne viel Zeit und Worte zu verlieren, dies Abenteuer abthun und den längstgewünschten Helm in meiner Gewalt haben will." — „Auf die Seite gehen? das laß ich mir schon gefallen," sprach Sancho. „Wollte Gott, daß es was Gutes ist und nicht wieder Walkstämpfel." — „Guter Freund, ich hab dirs schon gesagt, du sollst mir nie mehr von den Walkstämpfeln schwatzen, nicht einmal dran denken," versetzte Don Quixote, „oder ich schwöre dirs, ich will dir Leib und Seele zusammenwalken." Sancho schwieg, damit sein Herr nicht Lust bekommen möchte, den Schwur zu erfüllen, den er ihm so rund in den Bart geworfen hatte. Die Sache mit dem Helme, dem Pferde und Ritter, welche Don Quixote sah, verhielt sich folgendergestalt. Es lagen in dieser Gegend zwei Dörfer, wovon eins so klein war, daß es weder Apotheke noch

Barbier halten konnte, das andre benachbarte aber hatte beides. Der Barbier des größern Dorfes besorgte also das kleine auch mit. Nun wollte eben ein Kranker daselbst sich die Ader schlagen lassen, und ein Andrer seines Bartes los seyn. Deßwegen hatte der Barbier, der eben dahin wollte, ein messingnes Barbierbecken bei sich. Es fieng an zu regnen, da er unterwegs war, und weil er seinen, vielleicht neuen Hut nicht verderben wollte, so hatte er das Bartbecken auf den Kopf gestürzt,

welches fein gescheuert war, und daher wohl ein halbes Stündchen weit glänzte. Er ritt auf einem grauen Esel, wie Sancho gesagt hatte, und dies war Ursache, daß ihn Don Quixote für einen Ritter auf einem Apfelschimmel mit goldnem Helme hielt. Denn er sah mit der größten Leichtigkeit alle Dinge nur nach Form und Gestalt seiner Ritterbücher und bunten Einfälle.

Als nun dieser arme Ritter etwas näher kam, legte Don Quixote die Lanze ein, und rannte, ohne sich mit ihm in Wortwechsel einzulassen, in vollstem Gallopp des Rozinante auf ihn los, mit dem ernsten Vorsatz, ihn durch und durch zu rennen. Er war nicht mehr weit von ihm, so schrie er ihm, noch immer galloppirend, zu: „Vertheidige dich, nichtswürdiges Geschöpf, oder liefre mir gutwillig das aus, was mir mit so vielem Rechte gebührt.“ Der Barbier, der so unvermuthet dies Gespenst auf sich herkommen sah, fand kein andres Mittel, sich vor dem Lanzenstoße zu retten, als rückwärts vom Esel zu fallen. Kaum war er herab, so sprang er leichter als eine Gemse wieder auf, und floh so schnell über das Feld, daß ihn kein

Wind eingeholt hätte. Sein Bartbecken ließ er im Stiche, worüber Don Quixote sehr zufrieden war. „Der Heide ist gescheidt,“ sprach er, „er hats gemacht wie der Biber, der, wenn er sich von den

Jägern verfolgt sieht, dasjenige selbst abbeißt, weßwegen sie ihm nachstellen. Hier, hebe mir diesen Helm auf, Freund Sancho."

„Mein Seel!" sagte Sancho, als er es in die Hand nahm, „das ist ein treffliches Bartbecken, und einen Gulden unter Brüdern werth." Er gabs seinem Herrn, der es sogleich auf den Kopf setzte, es immer herumdrehte, das Visir suchte, und keines fand. „Hm!" sprach er, „der Heide, für den dieser berühmte Helm geschmiedet wurde, muß einen schrecklich großen Kopf gehabt haben! Das Schlimmste ist, es fehlt die andre Hälfte." Als Sancho das Bartbecken einen Helm nennen hörte, konnte er das Lachen nicht lassen, aber der Zorn seines Herrn fiel ihm wieder ein, und mitten im Losbrechen hielt er inne. „Was lachst du, Sancho," fragte sein Herr. — „Ich lache über den großen Kopf des Heiden, der den Helm zuerst hatte, welcher einem Bartbecken so ähnlich sieht, wie ein Tropfen Wasser dem andern."

„Weißt du, was ich denke, Sancho?" fuhr der Ritter fort. „Ich glaube, dieser kostbare und berühmte Zauberhelm ist vielleicht durch einen seltsamen Zufall Einem in die Hände gerathen, der ihn weder kannte, noch seinen Werth zu schätzen wußte, und da er sah, daß er vom feinsten Gold war, die eine Hälfte davon einschmelzte, ohne zu wissen, was er that, und von der andern dies Ding machte, das, wie du sprichst, einem Bartbecken so gleich sieht. Aber dem sey wie ihm wolle, ich kenne seinen Werth, und mache mir aus dieser Verwandlung nichts. In dem ersten Orte, wo ich eine Schmiede finde, will ich ihn schon so zurecht machen lassen, daß ihm selbst der Helm, den Vulkan für den Gott der Schlachten schmiedete, nicht von ferne gleichen soll. Indessen will ich ihn führen, so gut ich kann. Denn, besser Etwas als Nichts, und um so viel mehr, da er mir doch wenigstens dient, mich gegen einen Steinregen zu bedecken."

„Das mag wohl seyn," sagte Sancho, „wenn es nur keine Schleudersteine sind, wie die, welche letzt in der Schlacht zwischen den beiden Kriegsheeren geflogen kamen, die Euer Gestrengen die Zähne in den Hals schlugen, und die Flasche in der Hand zertrümmerten, worin jenes gebenedeite Gesöff war, davon ich beinah meine Eingeweide aus dem Leib gespieen habe." — „Ich gräme mich nicht sehr über diesen Verlust," sagte Don Quixote, „denn du weißt ja,

Sancho, daß ich das Rezept davon im Kopfe habe." — „Ich habs auch," versetzte Sancho, „aber wenn ich in meinem Leben wieder einen Tropfen davon nehme, oder ihn mache, so soll dies mein letztes Stündlein seyn; um so viel mehr, da ich mich nie einer Gelegenheit auszusetzen gedenke, wo ich ihn nöthig hätte. Denn ich will mich schon mit allen meinen fünf Sinnen in Acht nehmen, weder verwundet zu werden, noch Jemanden selbst zu verwunden. Noch einmal geprellt zu werden, davon sag ich nichts; denn so ein Unglück kann man nicht verhindern, und kommt es, so kann man weiter nichts thun, als die Schultern einziehn, den Athem an sich halten, die Augen zudrücken und es gehen lassen, wohin das Schicksal und die Prelle will."

„Du bist ein böser Christ, Sancho," sprach Don Quixote, da er das hörte, „denn du kannst erlittnes Unrecht nie vergessen. Wisse, daß edle und großmüthige Herzen aus solchen Kindereien Nichts machen. Welches Bein hast du gebrochen? welche Rippe ist dir entzwei? und wie viel Löcher hast du im Kopfe, daß du diese Kleinigkeit nicht vergessen kannst, die, wenns um und um kommt, doch nicht mehr als eine Kurzweil war? Denn nähm ich sie nicht selbst dafür, ich wäre längst wieder umgekehrt, und hätte, dich zu rächen, mehr Schaden angerichtet, als die Griechen wegen der geraubten Helena; welche, wenn sie zu unsern Zeiten gelebt hätte, oder meine Dulcinea zu der ihrigen, mit nichten wegen ihrer Schönheit so berühmt seyn würde." Und hier schickte er einen schweren Seufzer empor zu den Wolken.

„Immerhin," sprach Sancho, „mags eine Kurzweil gewesen seyn, weil mans doch nicht rächen kann. Aber ich weiß am besten, wie ernstlich gemeint der Spaß war, und weiß auch, daß ich es eben so gut im Gedächtniß als auf den Schultern behalten werde. Aber lassen wir das. Jetzt sagt mir, gestrenger Herr, was wir mit dem Apfelschimmel machen, der auf und ab wie ein Esel aussieht? Wie Ihr seht, so hat der Kerl, den Ihr abgesetzt habt, ihn uns hinterlassen, und so wie er davon lief, glaub ich schwerlich, daß er wieder kommen wird, ihn zu holen? Und, bei meinem Barte, das Grauchen ist nicht übel!" — „Ich bin nie gewohnt, die Ueberwundnen zu plündern," versetzte Don Quixote. „Es ist auch nicht Ritters

Brauch, ihnen die Pferde zu nehmen und sie zu Fuß davon laufen zu lassen; der Sieger müßte denn im Kampfe sein eigen Pferd eingebüßt haben; denn in solchem Fall ist es ihm erlaubt, des Ueberwundnen Gaul als eine rechtmäßige Beute zu nehmen. Laß also nur dies Pferd, oder diesen Esel, oder wofür du es sonst hältst, Sancho. Denn wenn sein Besitzer sieht, daß wir fort sind, wird er schon kommen und es holen." — „Gott weiß, wie gern ich ihn mitnähme," sprach Sancho, „oder wie gern ich ihn wenigstens mit meinem vertauschte, der mir nicht halb so gut scheint. Meiner Treu, die Rittergesetze sind doch sehr streng, daß sie einem nicht einmal erlauben, einen Esel mit dem andern zu vertauschen! Aber darf ich denn nicht wenigstens Sattel und Zeug umsetzen." — „Ich weiß es nicht gewiß," antwortete Don Quixote. „Indeß, so lange bis ich mich genauer unterrichtet habe, glaube ich, du kannst es thun, wenn du es äußerst vonnöthen hast." — „Und wenn ichs für meinen eignen Leib brauchte, könnt ichs nicht nöthiger haben," versetzte Sancho.

Kaum war es ihm erlaubt worden, so nahm er den Kappenwechsel [1] vor, und putzte seinen Esel mit jenem Zeuge so heraus, daß er dreimal besser aussah, als zuvor. Dies gethan, frühstückten sie die noch übrigen Brocken von der Beute des Küchenesels, und tranken dazu aus dem Bache der Walkmühle, doch ohne sich ein einzigesmal nach ihr umzusehen, so viel Abscheu hatten sie davor, wegen der Furcht, die sie ihnen eingejagt hatte. Da nun Zorn und Mißmuth bei dem Ritter gänzlich vorüber war, stiegen sie wieder auf und zogen fort, ohne einen bestimmten Weg zu wählen. Denn es war fahrender Ritter Brauch, keinen gewissen zu nehmen. Rozinante war Wegweiser; was der wollte, wollte sein Herr, und auch Sanchos Esel, der ihm, wohin er ihn führte, in treuer Lieb und Freundschaft folgte. Mit dem allen kamen sie doch auf die Landstraße, und zogen ihr auf gut Glück ohne bestimmte Absicht nach.

[1] Mutatio caparum, eine Spötterei auf die Geistlichkeit, die in Spanien während der hohen Feste die gewöhnlichen Meßgewänder mit purpurfarbnen vertauscht.

Indem sie so dahin ritten, sprach Sancho zu Don Quixote: „Gestrenger Herr, ich wollt mir wohl Erlaubniß ausgebeten haben, ein Bischen mit Euch zu kosen; denn seit Ihr mir den strengen Befehl gegeben habt, das Maul zu halten, sind mir schon mehr als vier Sachen im Magen verfault; die aber, so ich jetzt auf der Zunge habe, kann ich nicht hinunterschlucken, und möchte doch auch nicht, daß es schlimm für mich abliefe.“ — „So sag sie heraus,“ sprach Don Quixote, „nur sey kurz in deinem Vorbringen; denn langes Gewäsche gefällt nie.“ — „Ich wollt Euch nur das sagen, gestrenger Herr,“ versetzte Sancho, „ich habs so die Tage her bei mir überlegt, wie wenig wir davon haben, daß wir so in den Wüsteneien und auf den Kreuzwegen nach Abenteuern umherziehen. Trifft man auch das größte und gefährlichste, und überwindet es, so hörts und siehts niemand; es kräht weiter kein Hahn darnach, und alles bleibt zu Euer Gestrengen Nachtheil in ewiger Vergessenheit begraben. Nun dächt ich, wärs besser (doch ohne Euer Gestrengen vorzuschreiben), wenn wir bei einem Kaiser, oder irgend andern großen Herrn, der eben Krieg hat, in Dienste giengen, wo Euer Gestrengen Ihre Tapferkeit, Ihre große Stärke und noch größern Verstand zeigen könnte. Denn wenn das der Herr, dem wir dienten, einsähe, müßte er uns doch nothwendig, und zwar jeden nach Verdienst und Würden, belohnen; und, meiner Treu! da wirds auch nicht an Leuten fehlen, die Euer Gestrengen hohe Thaten zu ewigem Andenken aufschrieben. Von meinen sag ich nichts; denn die werden sich doch nicht weit über die Schildknappschaft erheben, wiewohl, wenns bei der Ritterschaft Brauch wäre, die Thaten der Schildknappen zu beschreiben, meine auch nicht im Tintenfaß bleiben würden, so viel weiß ich.“

„Du sprichst nicht übel, Sancho,“ versetzte Don Quixote, „aber eh es dahin kommt, muß man erst die Welt durchziehn, und zur Probe Abenteuer aufsuchen; denn hat man einige glücklich bestanden, so erlangt man einen solchen Ruhm und Namen, daß man schon als ein durch seine Thaten berühmter Ritter an den Hof eines großen Monarchen kommen kann, und daß, wenn man kaum zu den Stadtthoren hinein ist, die Jungen auf den Straßen Einen schon kennen, umringen, nachlaufen und schreien: Das ist der Sonnenritter, der

Landeigenthum, standesmäßige Einkünfte, und es ist leicht möglich, daß der Weise, der einmal meine Geschichte schreiben wird, meinen Stammbaum so genau untersucht, daß ich im fünften oder sechsten Grad mit einem Könige verwandt werde. Denn du mußt wissen, Sancho, es giebt zweierlei Arten von Geschlechtern in der Welt. Die eine leitet ihren Ursprung von Fürsten und Monarchen her, mit der Zeit sind sie aber so heruntergekommen, daß sie sich wie eine umgestürzte Pyramide in die Spitze verlieren; die andre Art aber hat einen geringen und niedrigen Ursprung, und steigt von Grad zu Grade, bis sie groß und berühmt wird; folglich besteht der Unterschied darin, daß jene waren, was sie nicht mehr sind, und diese sind, was sie vorher nicht waren. Es könnte gar leicht seyn, daß, wenns zur genauen Untersuchung käme, ich einer von denen wäre, die einen großen und berühmten Ursprung gehabt haben, und der König, mein Schwiegervater, würde sich sehr erfreuen, diese Entdeckung zu machen. Wär aber dies auch nicht, so wird mich die Infantin schon in dem Maße lieben, daß sie, ihrem Vater zum Trotz, und wenn sie auch wüßte, daß ich eines Wasserträgers Sohn wäre, mich dennoch heirathen und für ihren Herrn und Gemahl erkennen wird. Gesetzt auch das Gegentheil, so entführe ich sie und bringe sie an einen Ort, wohin es mir beliebt, und warte bis Zeit oder Tod den Zorn ihrer Eltern endigt."

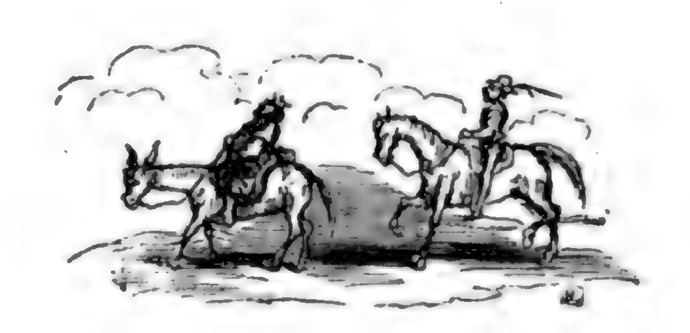
„Meiner Treu!" sprach Sancho, „da paßt gleich her, wie einige Galgenvögel sprechen: was du nehmen kannst, das brauchst du nicht zu betteln, oder noch besser: zugreifen ist besser als hinten nachlaufen. Ich sags derhalben, wenn der Herr König, Euer gestrenger Schwiegervater, sich nicht überwinden kann, Euch meine Gebieterin, die Infantin, zur Frau zu geben, so entführt sie ihm vor der Nase weg und schafft sie fort. Aber das ist der Teufel, daß, ehe zwischen Euch beiden Friede wird, und Ihr Euer Königreich in Ruhe genießen könnt, der arme Schildknapp derweile dastehen, hungern und sich die Zähne nach der Belohnung ausstochern kann, wenn nicht irgend das vertraute Kammerfräulein, die ihm zur Frau bestimmt ist, mit der Infantin durchgeht, ihn unterdessen nimmt und Wohl oder Wehe mit ihm theilt, bis es der Himmel anders schickt. Denn das

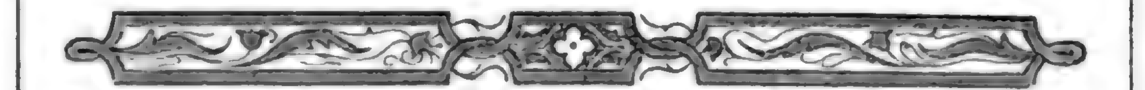
glaub ich doch, daß sein Herr sie ihm sogleich rechtmäßig zur Frau geben kann.“ — „Wer wollte sie dir nehmen können?“ sprach Don Quixote. — „Nun, wenns das ist,“ versetzte Sancho, „wollen wir uns nur dem lieben Gotte empfehlen, und dem Glück seinen Lauf lassen; es wird schon gut werden.“ — „Gott geb es,“ sprach Don Quixote, „wie ichs wünsche, und du es von nöthen hast, Sancho. Und ein Schurke bleibe, wer ein Schurke seyn will.“ — „Ja, bei Gott, sey's so!“ sprach Sancho; „ich für meinen Theil bin ein alter Christ, und das ist genug, um Graf zu werden.“ — „Und noch überflüssig für dich,“ fiel Don Quixote ein. „Würdest du's auch nicht, was thäte das zur Sache? Denn wenn ich König bin, kann ich dir den Adel schenken, ohne daß du ihn zu kaufen oder zu verdienen brauchst. Und mach ich dich zum Grafen, so bist du auch Ritter, und sie sollen dich bei meiner Ehre Euer Gestrengen nennen, sie mögen sagen, was sie wollen.“ — „Ei, warum das nicht? was gilts, daß ichs verstehen werde, mich in Affekt zu setzen?“ sprach Sancho. — „Respekt mußt du sagen und nicht Affekt,“ sagte Don Quixote. — „Das ist all Eins,“ versetzte Sancho, „ich sage nur, ich wollte mir schon ein Ansehen geben; meiner Seel! Ich war einmal Gemeinderathsbote, und der Botenrock stand mir so gut, daß Alle sagten, ich hätte ganz das Ansehen drin, daß ich den Schulzen spielen könnte. Aber was wirds nicht dann seyn, wenn ich erst einen Fürstenmantel umthue, oder überall vom Kopf bis zu den Beinen mit Gold und Perlen behängt bin, wie ein fremder Graf? Meiner Sir, ich denke hundert Meilen Weges werden sie herkommen, mich nur zu sehen.“

„Du wirst fein aussehen, das ist wahr,“ sprach Don Quixote. „Aber dann mußt du dir auch den Bart scheren, denn so rauh, borstig und verzaust, als du ihn jetzt führst, wird man dich schon auf einen Büchsenschuß weit für den alten Sancho erkennen, wenn du dir ihn nicht wenigstens allezeit über den andern Tag abnehmen lässest.“ — „Was hatts denn weiter?“ versetzte Sancho; „ich darf mir ja nur einen Bartkratzer ins Haus, in Kost und Lohn nehmen; und wenns Noth thut, kann ich ihn ja auch hinter mir hergehen lassen, wie ein Grande seinen Stallmeister.“ — „Woher weißt du

denn," fragte Don Quixote, „daß die Granden ihre Stallmeister hinter sich hertreten lassen?" — „Ich wills Euch sagen," antwortete Sancho; „ich war vor etlichen Jahren einen Monat lang bei Hofe; da sah ich einen ganz kleinen Herrn vorbeireiten, und da sagten sie, es wär ein Grande. Hinter ihm kam ein Andrer zu Pferd, der ihm allenthalben, wohin er sich nur wandte, nachfolgte, nicht anders als wie ein Schwanz. Ich fragte, warum denn der Mann nicht neben dem andern ritte, sondern immer hintennach bliebe? und da sagten sie, es wäre sein Stallmeister, und die Granden hätten immer welche hinter sich. Daher weiß ichs so gut, daß ich es noch nie vergessen habe."

„Du hast Recht, Sancho," sprach Don Quixote, „und eben so kannst du deinen Barbier hinter dir hergehen lassen; denn es ist nicht Alles auf einmal erfunden worden. Und warum solltest du nicht der erste Graf seyn können, der einen Barbier hinter sich hat? Im Grunde erfordert auch das Amt, mir den Bart abzunehmen, weit mehr Vertrauen, als das, mein Pferd zu satteln." — „Nun, für den Barbier laßt mich sorgen, und sorgt Ihr nur, gestrenger Herr, daß Ihr König werdet und ich Graf;" sagte Sancho. — „Das soll geschehen," versetzte Don Quixote, hob die Augen auf und sah, was im nächsten Kapitel folgen wird.





Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Don Quixote viele Unglückliche befreit, die man hinführt, wohin sie nicht wollen.

id-Hamed-Ben-Engeli, der arabische und aus Mancha gebürtige Geschichtschreiber, erzählt in dieser wichtigen, hochtönenden, höchstgenauen, süßen und phantastischen Geschichte, daß nach der Unterredung, welche Don Quixote von der Mancha und sein Schildknappe Sancho Pansa am Ende des vorigen Kapitels gehalten haben, unser Ritter die Augen aufgehoben, und auf dem Wege, den sie zogen, bei zwölf Leute zu Fuß erblickt habe, die, wie die Körner eines Paternosters, alle mit den Hälsen an eine lange eiserne Kette angereiht waren, und sämmtlich an den Händen Schellen hatten; zwei Reiter und zwei Fußknechte begleiteten sie. Die Reiter führten Feuerrohre und die Fußknechte Hellebarden und Schwerter. Da sie Sancho erblickte, sprach er: „Das ist eine Kette von Ruderknechten, die nach des Königs Befehl gezwungen auf die Galeeren wandern." — „Wie? gezwungne Leute?" fragte Don Quixote. „Ists möglich, daß der König einem Menschen in der Welt Gewalt thun

kann?“ — „So mein ichs auch nicht,“ sprach Sancho; „das ist Volk, das wegen seiner Missethaten verdammt ist, dem Könige mit Zwang auf den Galeeren zu dienen.“ — „Es sey, wie ihm wolle,“ versetzte Don Quixote, „diese Leute gehen doch nicht gutwillig, sondern man zwingt sie mit Gewalt dazu?“ — „Freilich,“ sagte Sancho. — „Nun, wenn dies ist,“ sprach sein Herr, „so macht es mir mein Amt zur Pflicht, der Gewaltthätigkeit zu steuern, und Hilflosen beizuspringen.“ — „Gebt wohl Acht, gestrenger Herr,“ versetzte Sancho. „Denn die Gerechtigkeit, das heißt, der König selber, thut solchem Volk weder Unrecht noch Gewalt, sondern was ihnen widerfährt, ist Züchtigung für ihre Missethaten.“

Eben kam die Kette Galeerensklaven bei ihnen an, und Don Quixote bat ihre Wächter gar höflich, sie möchten ihm doch, wenns

ihnen beliebte, die Ursache oder die Ursachen sagen, warum man diese armen Leute so zusammengeschlossen führte? „Es sind Ruderknechte Sr. Majestät, die auf die Galeeren wandern; mehr brauch ich nicht zu sagen, und mehr braucht Ihr nicht zu wissen,“ antwortete einer von den Reitern. — „Demungeachtet,“ versetzte Don Quixote, „möcht ich doch gerne von jedem insbesondre die Ursache seines

Unglücks wissen." Er fügte dieser Bitte noch andre und so bescheidne bei, das zu erfahren, was er gerne wissen wollte, daß der andre Reiter zu ihm sagte: „Wir haben zwar Prozeß und Urtheil eines jeden dieser Missethäter bei uns, aber wir haben jetzt nicht Zeit uns aufzuhalten, sie herauszuholen und zu lesen. Kommt nur her und fragt sie selbst, sie werdens Euch schon erzählen, wenn sie wollen. Und warum sollten sie nicht wollen? Das ist ein Volk, das seine Schelmenstreiche so gern erzählt, als thut."

Mit dieser Erlaubniß, die sich Don Quixote am Ende selbst genommen haben würde, wenn man sie ihm nicht gegeben hätte, trat er näher zur Kette, und fragte den Ersten, welches Verbrechens wegen er so übel einherzöge? „Ich war verliebt," — antwortete der Gefragte. „Und weiter hast du nichts gethan?" versetzte Don Quixote. „Ha, wenn man wegen des Verliebtseyns auf die Galeere kommt, so hätt ich schon längst drauf rudern müssen." — „Ja, es ist kein solches Verliebtseyn, als Euer Besten vielleicht denkt," sprach der Ruderknecht; „ich hatte mich in einen großen Korb weißer Wäsche verliebt, und ihn so fest umarmt, daß, wenn mir ihn die Gerechtigkeit nicht mit Gewalt wieder entrissen, ich ihn vielleicht bis jetzt noch nicht mit gutem Willen verlassen hätte. Aber man ertappte mich auf frischer That, die Folter war nicht nöthig; man sprach mir das Urtheil, fegte mir den Rücken mit hundert Staupenschlägen aus und beschenkte mich auf drei Jahre mit freiem Quartier auf dem Wasserschlosse, und so war die Sache abgethan." — „Was ist das Wasserschloß?" fragte Don Quixote. — „Die Galeere," versetzte der Ruderknecht, ein junger Bursche von ungefähr 24 Jahren, aus Piedrahita, wie er sagte, gebürtig.

Ebenso fragte Don Quixote den Zweiten, der vor Traurigkeit und Melancholie kein Wort antwortete. Der Erste aber vertrat seine Stelle und sprach: „Herr, das ist ein Kanarienvogel; oder eigentlich zu sagen gehts ihm darum so schlimm, weil er ein Musikant und Sänger ist." — „Wie?" versetzte Don Quixote, „ist denn Musikmachen oder Singen so ein schlimmes Handwerk, daß man drum auf die Galeere kommt?" — „Allerdings, lieber Herr, denn nichts in der Welt ist gefährlicher als in der Noth singen." — „Ich habe

immer sagen hören," sprach Don Quixote „daß es dem gelingt, der seine Noth versingt." — „Hier ists gerade umgekehrt," versetzte der Ruderknecht; „wer einmal singt, weint sein Leben lang." — „Das versteh ich nicht," sprach Don Quixote. Einer von den Wächtern aber erklärte es ihm: „Herr Ritter, in der Noth singen, heißt bei diesem Völkchen auf der Folter bekennen. Man hat diesen Missethäter gemartert, und er hat bekannt, daß er ein Vierfüßler oder Vieh- und Pferdedieb gewesen. Da er nun bekannt hat, schickt man ihn, außer zweihundert Staupenschlägen, die ihm noch auf dem Rücken brennen, sechs Jahre lang auf die Galeere. Er ist darum so traurig und tiefsinnig, weil ihn seine andern Gefährten schimpfen, mißhandeln und für einen schlechten Kerl halten, daß er auf der Folter bekannt und nicht Herz genug gehabt hat, Nein zu sagen. Denn, sprechen sie, Nein hat eben so viel Silben als Ja, und ein armer Sünder ist immer glücklich genug, wenn Leben und Tod auf seiner eignen Zunge schwebt, und er weder Zeugen noch Beweis gegen sich hat. Und darin, denk ich, haben sie Recht." — „Ich bin eben der Meinung," versetzte Don Quixote.

Er gieng zum Dritten über, und legte ihm die nämliche Frage vor; der aber antwortete ihm sehr keck und fertig: „Ich besuche Fräulein Wassernixe auf fünf Jahre, weil mir zehn Dukaten fehlten." — „Ich will gerne zwanzig geben, dich von deinem unangenehmen Besuche zu befreien," sprach Don Quixote. — „Das kommt mir gerade so vor," versetzte der Bursche, „als wenn einer mitten auf dem Meer viel Geld hätte, und doch Hungers sterben muß, weil er nichts dafür kaufen kann. Hätt ich zu rechter Zeit die zwanzig Dukaten gehabt, die Euer Gnaden mir da anbieten, ich hätte schon des Gerichtsschreibers Feder salben, und meinem Advokaten den Kopf so öffnen wollen, daß ich jetzt gewiß noch auf dem Zocodover [1] zu Toledo wäre, und nicht da an der Koppel gehen müßte, wie ein Windhund. Aber Gott ist groß! Geduld! Und weiter sage ich nicht."

Der Ritter kam zum Vierten, einem alten ehrwürdigen Manne, mit einem Barte, der ihm über die Brust herab hieng. Da ihn

[1] Ein Marktplatz zu Toledo.

Don Quixote um die Ursache seines Schicksals fragte, fieng er an zu weinen und sprach kein Wort. Der Fünfte aber antwortete statt seiner: „Dieser Ehrenmann besucht auf vier Jahre die Galeere, nachdem er zuvor seinen Triumphzug in Feierkleidern zu Pferde gehalten hat [1]." — „Das heißt, denk ich, er hat den Schandesel geritten?" — „Getroffen!" rief der Galeerenbruder, „und die Ursache war, daß er bisher mit Menschenfleisch geschachert hat. Das heißt, er ist ein Kuppler gewesen und hat sich nebenher auch mit Hexerei abgegeben." — „Wäre das Letztere nicht," sprach Don Quixote,

[1] Die Strafe der Kuppler und Kupplerinnen in Spanien ist folgende: Man setzt sie halbnackend, mit Honig bestrichen und mit Federn bestreut, auf einen Esel, und führt sie durch die Straßen. Auf dem Kopfe haben sie eine Mütze von weißem Papier, in Form eines Zuckerhuts, darauf steht mit großen Buchstaben, Alcahuete oder Alcahueta, Kuppler, Kupplerin. Während ihres Zugs wirft sie das Volk mit faulen Orangen, Aepfeln und anderm Unflath, und darauf werden sie des Landes verwiesen.

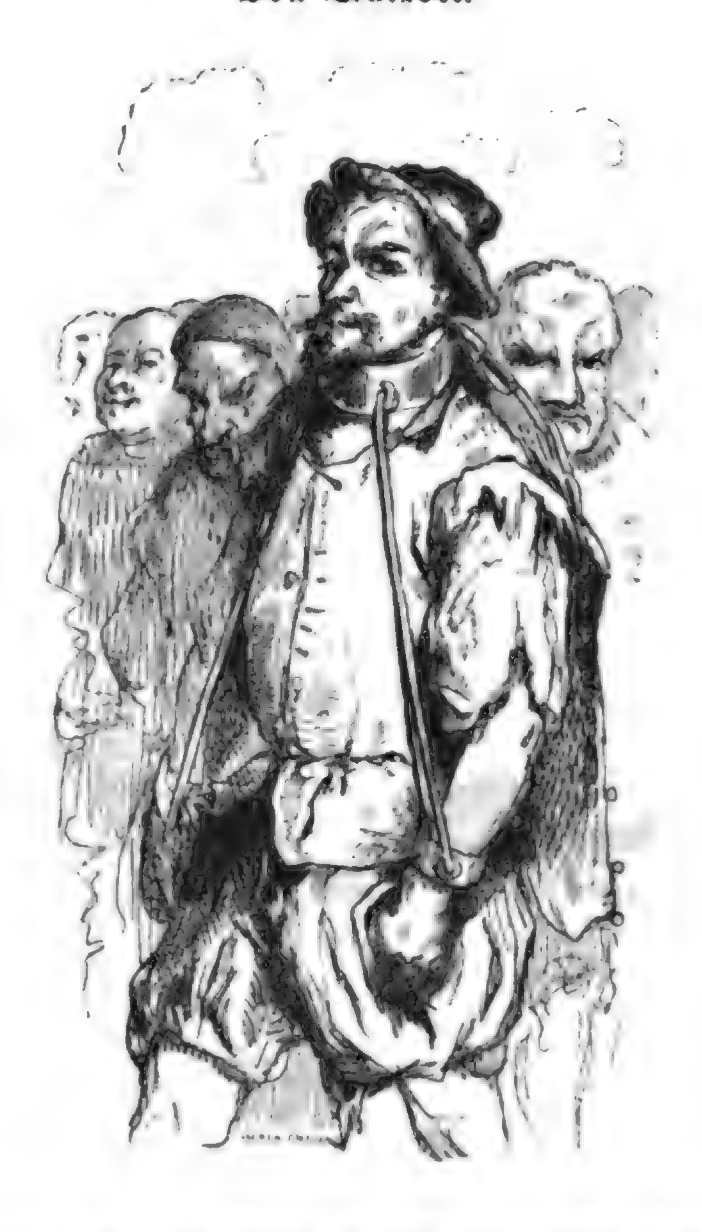
„so verdiente er seines ehrlichen Kupplerhandwerks wegen eher Galeerenhauptmann zu werden, als Ruderknecht. Denn das Kuppleramt ist so schlecht nicht, als man glaubt; es gehören kluge Köpfe dazu, und es ist ein höchst nöthiges Amt in einem wohleingerichteten Gemeinwesen, welches eigentlich nur Leute von gutem Stande verwalten sollten. Von Rechtswegen sollten sie beaufsichtigt und geprüft werden, eine geschloßne Zahl haben und bekannt seyn, wie die Mäckler auf der Börse. Auf diese Art würde manches Unheil vermieden, das jetzt geschieht, weil sich dummes und unwissendes Volk damit zu schaffen macht, wie die Weiber sind, die sich dazu hergeben, oder Buben, Gelbschnäbel ohne Erfahrung, die, wenns zum Treffen kommt, sich den Brocken aus dem Mund und die Hand dazu angreifen lassen, und obendrein nicht wissen, was ihre rechte Hand ist. Ich wollte, wenn es Zeit wäre, genau nachweisen, warum man im Gemeinwesen ein so nöthiges Amt mit gewählten Leuten besetzen müßte. Aber hier ist der Ort nicht dazu. Ich will es zu seiner Zeit schon Personen sagen, welche diese Verfügung treffen können. Jetzt will ich nur bemerken: das Mitleiden, welches ich darüber fühlte, daß dieser ehrwürdige Graubart als Kuppler so hart gestraft werden soll, schwindet nur deßwegen, weil ich höre, daß er auch ein Schwarzkünstler ist; ungeachtet ich gewiß weiß, daß es keine Hexerei in der Welt giebt, die den Willen bewegen und zwingen könnte, wie einige Dummköpfe glauben. Unser Wille ist frei, und weder Kraut noch Gaukelei kann ihn zwingen; alles, was einige einfältige alte Weiber und Quacksalber thun können, ist, daß sie giftige Getränke und Mischungen bereiten, womit sie die Leute toll machen, und ihnen dann einschwatzen, sie könnten die Leute in sie verliebt machen; aber das ist Betrügerei, denn, wie gesagt, unser Wille kann nicht gezwungen werden." — „Da habt ihr wohl Recht, gestrenger Herr," versetzte der Alte, „denn in der Hexerei bin ich so unschuldig wie ein Kind. Was aber die Kupplerei anlangt, das hab ich freilich nicht läugnen können. Aber in meinem Leben hätt ich nicht gedacht, daß ich daran Unrecht thäte, denn meine Absicht war, daß sich die ganze Welt freuen und in gutem Frieden und Einigkeit leben sollte. Aber meine gute Meinung hat mir weiter nichts geholfen, als daß ich nun dahin wandern

muß, von dannen ich schwerlich wieder zurückkommen werde. Denn ich bin schon so alt und habe auch noch das Harnübel am Leibe, welches mich nicht einen Augenblick ruhen läßt." Drauf fieng er wieder bitterlich zu weinen an, und Sancho trug so großes Mitleiden mit ihm, daß er einen Sechsbätzner aus dem Brusttuche holte und ihm zum Allmosen gab.

Don Quixote fragte den Folgenden um sein Verbrechen, und dieser antwortete ganz lustig: „Ich gehe meinen Gang, weil ich mit zwei leiblichen Muhmen von mir und zwei andern Schwestern, die mir aber nicht so nahe verwandt waren, ein Bischen zu sehr gekurzweilt habe; ich trieb das Ding mit ihnen so weit, daß endlich aus lauter Scherz unsre Blutsfreundschaft und unser Geschlechtsregister so ineinander gerieth und verwirrt wurde, daß der beste und geschickteste Stammbaummacher den meinigen nicht wieder in Ordnung bringen kann. Man hat mir Alles bewiesen, es fehlte mir an Gunst, und Geld hatte ich auch nicht, ich gerieth sogar in Gefahr, am Halsweh zu sterben. Endlich hat man mich sechs Jahr zur Galeere verdammt; ich habe drein gewilligt, es ist eine kleine Züchtigung für mich; ich bin jung, habe noch lange zu leben, und damit ist für Alles gesorgt. Habt Ihr nun was, lieber Herr Ritter, womit Ihr uns armen Teufeln beistehen könnt, so wirds Euch Gott im Himmel vergelten, und wir wollen indeß auf Erden für Euch beten, daß Euch Gott so lange Leben und gut Glück bescheere, als Euer gutes Aussehen verdient."

Dieser Mensch trug sich wie ein Student, und einer von den Stockknechten sagte auch, er sey ein mächtiger Redner, ein trefflicher Lateiner.

Nun folgte in der Reihe ein Mann von feinem Ansehen, ungefähr dreißig Jahre alt, der mit einem Auge gegen das andere schielte. Dieser war anders geschlossen als die Uebrigen. Am Fuß hatte er eine so große Kette, daß sie ihm um den ganzen Leib gieng, und um den Hals zwei eiserne Ringe; der eine Ring hieng mit der Kette, der andre mit einer sogenannten Geige zusammen, von welcher zwei eiserne Stangen mit Handschellen heruntergiengen, in welche ihm die Hände mit großen Schlössern befestigt waren, so daß er weder die Hände zum Munde bringen, noch sich mit dem Kopfe herabneigen



konnte. Don Quixote fragte, warum dieser fester geschlossen wäre als die Andern. „Weil dieser Einzige mehr Verbrechen begangen hat, als Alle zusammen genommen," antwortete der Stockmeister, „und dabei ist er ein so kühner und durchtriebner Schelm, daß, ungeachtet wir ihn so fest geschlossen führen, wir doch immer befürchten müssen, er entwische uns." — „Was für ein Verbrechen sollte das seyn, wofür die Galeerenstrafe zu klein wäre," sagte Don Quixote. — „Er ist auf zehn Jahre dahin verurtheilt," versetzte die Wache, „und das ist so arg als bürgerlicher Tod. Ihr braucht weiter nichts zu wissen, als daß dieser Ehrenmann der berüchtigte

Gines von Passamonte ist, sonsten auch Ginesillo von Parapilla genannt." — „Herr Commissär," rief der Gefangne, „thut ein wenig gemach, verstümmelt und radebrecht mir meinen Namen und Zunamen nicht so. Ich heiße Gines, nicht Ginesillo, und Passamonte ist mein Geschlechtsname, nicht Parapilla, wie ihr sprecht. Jeder kehre nur vor seiner Thüre, so hat er vollauf zu thun." — „Thut das Maul nicht zu weit auf, Herr Straßenräuber von der feinsten Sorte," versetzte der Commissär, „wenn ichs Euch nicht stopfen soll." — „Man sieht wohl, daß es den Menschen geht, wie's Gott gefällt," sprach Gines. „Aber die Zeit soll schon noch kommen, da ein Gewisser erfahren wird, ob ich Ginesillo von Parapilla heiße oder nicht." — „Nun, nennt man dich etwa nicht so, Galgenstrick?" fragte der Stockmeister. — „Ja, man nennt mich so," versetzte Gines, „aber ich will es schon noch dahin bringen, daß mich die Leute nicht mehr so nennen sollen, oder ich will ihnen mit Kolben laufen. Herr Ritter, wenn Ihr uns was zu geben habt, so gebt es jetzt und reist mit Gott; denn über Eurem Fragen nach andrer Leute Leben wird mirs übel. Wollt Ihr meines wissen, so hört, ich bin Gines von Passamonte, dessen Leben diese Finger meiner Hand geschrieben haben."

„Das ist wahr," sprach der Commissär, „er hat seine eigne Geschichte umständlich und ausführlich beschrieben und sie im Gefängniß für zweihundert Realen versetzt." — „Und wird sie wieder einlösen, wenn sie auch für zweihundert Dukaten versetzt wäre," fiel Gines ein. — „Ist sie denn so gut?" fragte Don Quixote. — „Sie ist so gut, daß der Lazarillo de Tormes[1] und alle andern dergleichen Werke, die schon da sind und noch kommen werden, nichts dagegen sind," antwortete Gines. „Was ich Euch davon sagen kann, ist, es stehen lauter Wahrheiten drin, und die sind so kurzweilig und lustig, daß Lügen selbst nicht kurzweiliger seyn können." — „Und was für einen Titel hat denn das Buch?" fragte Don Quixote. — „Leben und Thaten des Gines von Passamonte," antwortete er. — „Und ists denn fertig?" fragte Don Quixote. —

[1] Ein bekannter spanischer Schelmen-Roman, verfaßt von Don Diego de Mendoza.

„Wie kanns denn fertig seyn," versetzte der Andre, „da ich selbst mit meinem Leben noch nicht fertig bin. Die Geschichte, so weit sie drinnen steht, geht von meiner Geburt an, bis auf die Zeit, da ich das letztemal auf der Galeere war." — „Seyd ihr denn schon mehrmals drauf gewesen?" fragte Don Quixote. — „O ja, Gott und dem Könige zu dienen, schon vier Jahre, und weiß gar wohl, wie Zwieback und die Knute schmeckt," antwortete Gines. „Im Grunde mach ich mir nicht viel draus, daß ich wieder hin muß, denn da hab ich Zeit, mein Buch zu vollenden, weil ich noch gar viele Sachen darin zu sagen habe. Und auf den spanischen Galeeren hat man Muße genug dazu; ungeachtet ich eigentlich nicht viel Zeit zu dem, was ich noch zu schreiben habe, brauche; denn ich habs Alles schon im Kopfe." — „Du scheinst mir ein fähiger Kopf zu seyn," sprach Don Quixote. — „Und unglücklich," sagte Gines; „denn immer verfolgt das Unglück die guten Köpfe." — „Spitzbuben verfolgt es," fiel der Commissär ein. — „Herr Commissär," rief Passamonte, „ich habs Euch schon gesagt, Ihr sollt gemach thun; die Obrigkeit hat Euch ja den Stab nicht in die Hand gegeben, daß Ihr uns arme Teufel mißhandeln, sondern an den Ort bringen sollt, wohin Seine Majestät befiehlt. Und wo Ihr das nicht thut, Herr Commissär, meiner Seele! so — aber halt, es könnt einmal kommen, daß die Flecken in der Wäsche wieder herausgiengen, die in der Schenke gemacht worden. Ein Jeder halte also sein Maul, lebe gut, und spreche noch besser. Jetzt laßt uns fortgehen. Ich habe des Gefrags und der Possen satt."

Der Commissär holte mit seinem Stabe aus, die Antwort auf diese Drohung dem Passamonte auf die Haut zu prägen. Aber Don Quixote schlug sich ins Mittel, und bat ihn, er möcht ihn doch nicht mißhandeln, weil Einer, dem die Hände so gebunden wären, die Zunge doch wenigstens frei haben müsse. Zugleich wandte er sich an die sämmtlichen Glieder der Kette. „Lieben Brüder!" sprach er, „aus dem, was ihr mir erzählt habt, seh ich deutlich, daß, ob man euch gleich für eure Verbrechen züchtigt, euch doch die Strafe, die ihr leiden sollt, schwer eingeht, und daß ihr jetzt gezwungen und wider Willen dahin wandert. Es kann seyn, daß der Kleinmuth des

Einen auf der Folter, der Mangel des Geldes bei dem Andern, der Gunst bei dem Dritten, und endlich ungerechte und parteiische Sprüche der Richter Schuld an eurem Verderben sind, und euch das Recht nicht haben zukommen lassen, das euch gehörte. Alles dies stellt sich mir so lebhaft dar, daß es mich geneigt macht, ja zwingt, euch zu zeigen, warum mich der Himmel in diese Welt gesandt, mich in den Ritterorden gesetzt, und in demselben das Gelübde habe thun lassen, den Nothleidenden gegen Unterdrückung der Mächtigern beizustehn. Da es aber die Klugheit erfordert, nichts durch Gewalt zu thun, was man durch Güte erlangen kann, so bitt ich hiemit den Herrn Commissär und eure Wächter, euch loszuschließen und in Frieden eure Straße wandern zu lassen. Es wird dem Könige nie an Leuten fehlen, die ihm unter bessern Bedingungen dienen, und es scheint mir hart, Leute zu Sklaven zu machen, die Gott und die Natur frei schuf. Und überdies, Ihr Herren Aufseher," fuhr Don Quixote fort, „haben Euch alle diese Armen nichts zu Leide gethan. Ein Jeder hat für seine eigne Sünden Rechenschaft zu geben. Es ist ein Gott im Himmel, der nicht müde wird, das Böse zu bestrafen und das Gute zu belohnen, und es geziemt ehrlichen Leuten nicht, Henker andrer Menschen zu werden, die ihnen nichts gethan haben. Dieses bitte und begehr ich von Euch so gütig und höflich, damit ich Euch dafür danken kann, wenn Ihr mir es gewähret. Wo nicht, so soll Euch diese Lanze, dies Schwert und die Stärke meines Armes zeigen, daß Ihr es mit Gewalt thun müßt."

„Seht mir doch die allerliebste Flegelei!" versetzte der Commissär. „Ein feiner Spaß auf den die Sache hinausläuft! Warum nicht gar des Königs Gefangne loslassen, als hätten wir Macht, das zu thun, oder Ihr es uns zu gebieten? Geht, lieber Herr! zieht in Gottes Namen Eure Straße, rückt Euch das Bartbecken auf dem Kopfe zurecht, und bekümmert Euch nicht um ungelegte Eier." — „Ihr seyd das Ei, die Gans und ein Spitzbube dazu," schrie Don Quixote, und rannte so hastig auf ihn los, daß er den Commissär, der sich nicht so geschwind vertheidigen konnte, mit einem Lanzenstoße übel verwundet zu Boden warf. Zum Glück war es der, so das Feuerrohr führte. Die andern von der Wache waren erst wie vom

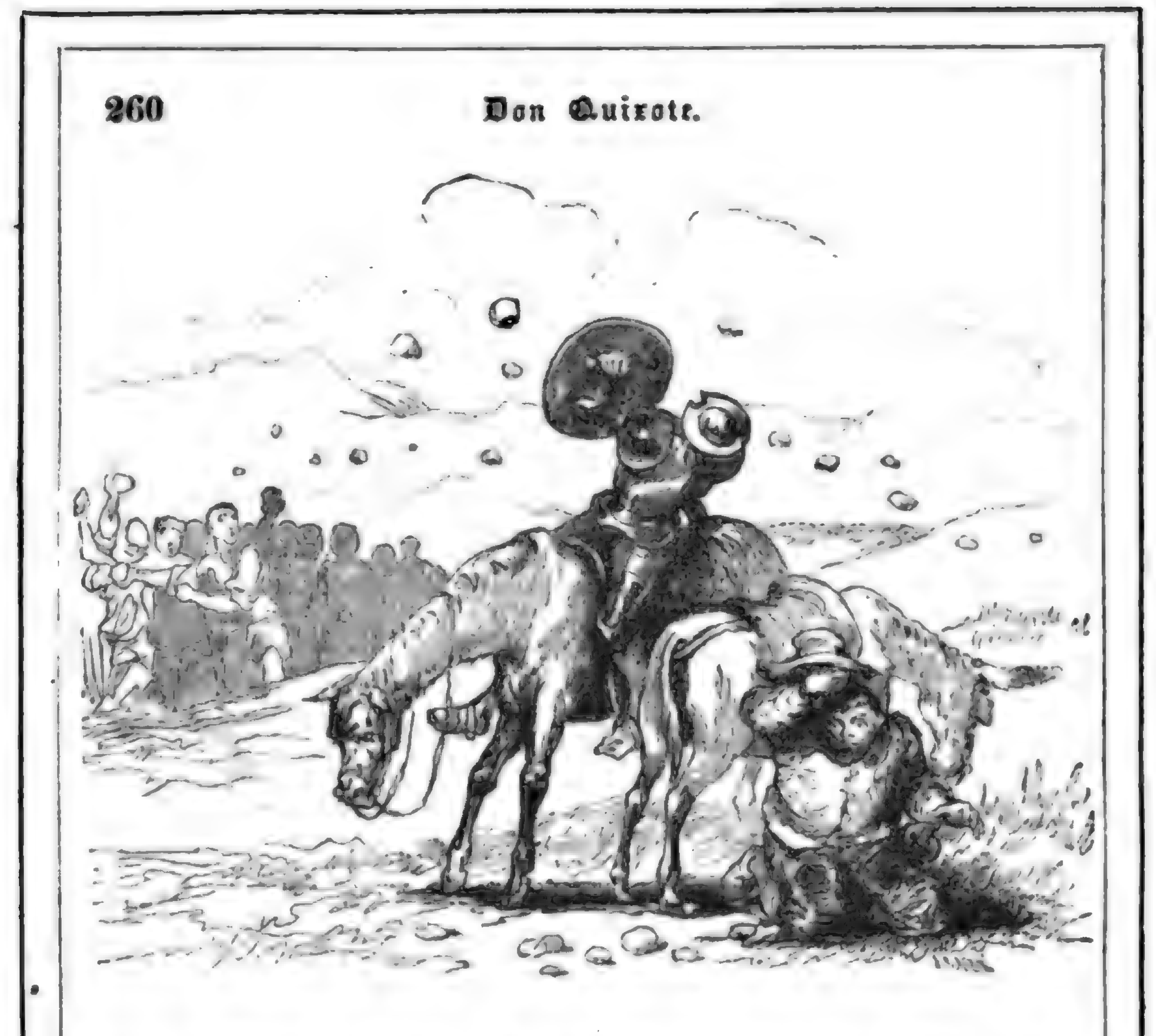
Donner gerührt, und wußten nicht, was sie thun sollten. Sie faßten sich aber und fielen mit ihren Degen und Hellebarden über unsern Ritter her, der sie zwar ganz gelassen erwartete, dem es aber doch übel gegangen seyn würde, wenn die Galeerensklaven nicht die Gelegenheit sich zu befreien augenblicklich ergriffen, und die Kette, an welcher sie giengen, zu zerbrechen gesucht hätten. Die Verwirrung war so groß, daß die Wache, welche bald zu den Ruderknechten lief, die sich losmachten, bald sich gegen Don Quixote vertheidigen mußte, nichts mehr ausrichten konnte. Sancho half indessen, was er konnte, dem Gines von Passamonte los, der auch, zuerst seiner Ketten ledig, zum Commissär hinlief, ihm Schwert und Feuerrohr nahm, und damit bald auf diesen, bald auf jenen zielte, ohne loszudrücken. In Kurzem war keine Wache mehr zu hören noch zu sehen, denn sie hatten Alle, theils vor Passamontes Gewehr, theils vor dem schrecklichen Steinhagel, womit die losgekommnen Ruderklaven sie verfolgten, die Flucht ergriffen. Dem Sancho war nicht wohl zu Muthe, da er sah, daß die Sache so ablief; denn er dachte sich nichts gewisser, als daß die Flüchtigen der heiligen Hermandad die Sache anzeigten, und diese nun allenthalben an die Glocken schlagen und den Thätern nachsetzen würde. Er entdeckte seinem Herrn die Angst seines Herzens, und bat ihn, sich geschwinde davon zu machen, und in das benachbarte Gebirge zu verstecken. „Es mag wohl seyn," sagte Don Quixote, „aber ich weiß schon, was ich jetzt zu thun habe." Und hiemit rief er alle die Galeerensklaven zusammen, die schon umherliefen, und den Commissär bereits bis auf die bloße Haut ausgezogen hatten. Sie sammelten sich wieder, schloßen einen Kreis um ihn her, und wollten hören, was er ihnen zu sagen habe. „Ehrlichen und rechtschaffnen Leuten," redete er sie an, „geziemt es, für empfangne Wohlthaten dankbar zu seyn, denn unter allen Sünden beleidigt Gott Undankbarkeit am meisten. Ich sag euch dies, meine Freunde, weil ihr aus der Erfahrung sehet, was ihr von mir empfangen habt. Zu Belohnung dessen, ist nun meine Bitt und Begehr, daß ihr euch mit dieser Kette, davon ich euch befreit habe, wiederum beladen auf den Weg machet, und hinziehet zur Stadt Toboso, daselbsten euch dem Fräulein Dulcinea von

Toboso gehorsamlich stellet, und ihr sagt, daß ihr Ritter, der Ritter von der traurigen Gestalt, sich ihr zu Lieb und Gunsten befehle, ihr hierauf von Punkt zu Punkt alles treulich erzählt, was sich bei diesem merkwürdigen Abenteuer von Anfang bis zu Ende zugetragen; und wenn ihr dieses verrichtet habt, so ziehet hin in Frieden."

Gines von Passamonte führte im Namen Aller das Wort, und sprach: „Herr Ritter und Befreier, was Ihr da von uns verlangt, ist uns zu erfüllen rein unmöglich. Wir dürfen nicht in Gesellschaft auf der Straße ziehen, sondern allein und vertheilt; Jeder muß für sich sorgen, und wenns möglich wäre, sich vor der heiligen Hermandad unter die Erde verstecken, die ganz gewiß nach uns streifen wird. Was Ihr aber thun könnt, gestrenger Herr, und was ich auch für billig finde, ist, daß Ihr den Auftrag an das Fräulein Dulcinea von Toboso in eine Anzahl Ave Marias und Credos verwandelt, die wir für Euer Gestrengen sprechen sollen. Dies ist eine Sache, die wir bei Tag und Nacht, auf der Flucht und zu Hause, im Krieg und Frieden thun können. Aber eher könntet Ihr Euch einbilden, es sey jetzt Nacht, da es doch Morgens zehn Uhr ist, und eher könntet Ihr Birnen von Ulmen schütteln, als denken, daß wir uns wieder nach den Fleischtöpfen Aegyptens sehnen, ich meine unsre Ketten aufhocken und damit nach Toboso wandern werden."

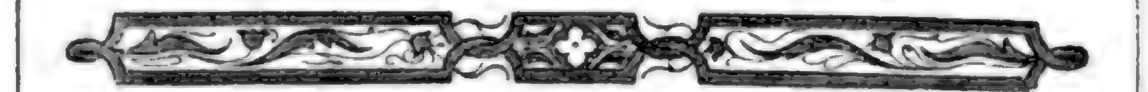
„Nun, so schwör ich auch bei dem und dem," schrie Don Quixote, vor Zorn schon außer sich, „daß du, Herr von Hurensohn, Don Giniscllo von Parapilla, oder wie du sonst heißen magst, ganz allein die Kette überhängen, den Schwanz zwischen die Beine nehmen, wie ein begoßner Hund, und hinwandern sollst."

Passamonte, der ohnedies nicht viel ertragen konnte und aus der Narrheit, die Don Quixote begangen hatte, sie in Freiheit zu setzen, schon merkte, daß es nicht richtig bei ihm sey, konnte sich nicht so behandeln lassen. Er winkte seinen Kameraden, sie entfernten sich, und fiengen dermaßen an mit Steinen loszuhageln, daß er nicht Hände genug hatte, sich mit der Tartsche zu bedecken, und der arme Rozinante achtete diesmal der Sporen so wenig, als wär



er aus Metall gegossen. Sancho kroch hinter seinen Esel, und schützte sich so gegen den Steinregen, der sie beide traf. Der Ritter aber konnte sich doch nicht so völlig bedecken, daß ihm nicht einige derbe Steine den Leib, und zwar so ungestüm trafen, daß er zu Boden stürzte. Kaum lag er, so lief der Student hin, nahm ihm das Bartbecken vom Kopfe, schlug es ihm drei- bis viermal auf den Rücken und eben so vielmal wider die Erde, daß es fast in Stücken gieng. Sie nahmen ihm überdies den Waffenmantel, den er über der Rüstung führte, und hätten ihm auch gerne die Hosen ausgezogen, wenn die Beinschienen sie nicht verhindert hätten. Dem armen Sancho nahmen sie seinen Ueberrock, und ließen ihn im Wammse liegen, theilten die gemachte Beute unter sich und giengen auseinander, weil sie Alle mehr Lust hatten, der heiligen Hermandad zu entwischen, als die Kette aufzuladen und sich dem Fräulein Dulcinea von Toboso zu stellen.

Der Esel, Rozinante, Sancho und sein Herr blieben allein auf der Wahlstatt. Der Esel stand mit hängendem Kopfe in tiefen Gedanken, schüttelte von Zeit zu Zeit die Ohren, als dauerte der Steinregen, der ihm um die Ohren gesaust hatte, noch immer fort. Rozinante, den auch ein Steinwurf zu Boden geschlagen hatte, lag neben seinen Herrn gestreckt. Sancho stand in seinem Wammse da und zitterte vor der heiligen Hermandad. Don Quixote aber wollte vor Unmuth fast vergehen, daß ihn eben die, denen er Gutes gethan, so mißhandelt hatten.



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

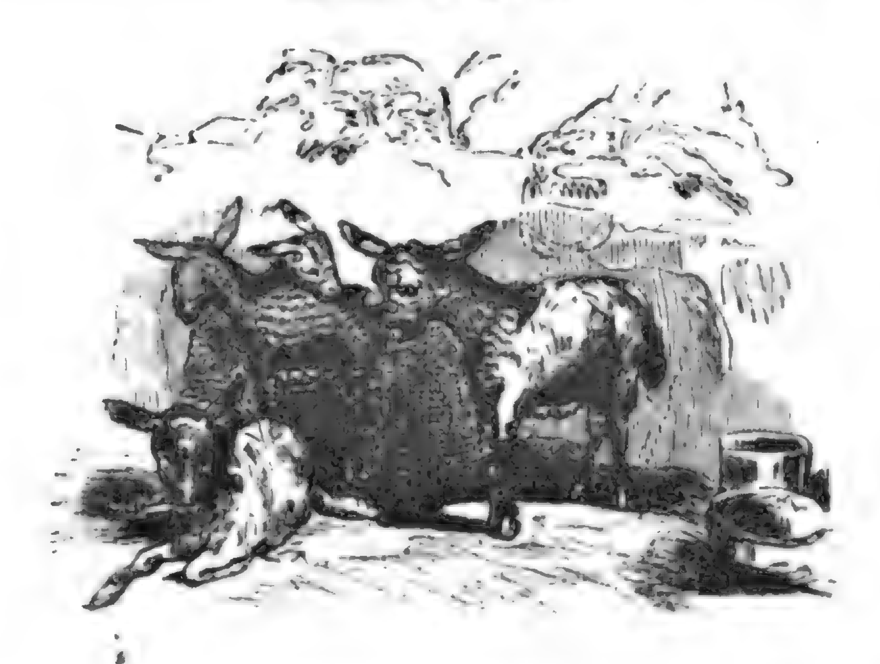
Was unserm berühmten Ritter in der Sierra Morena begegnete. — Eins der seltensten Abenteuer dieser wahrhaften Geschichte.

as hab ich doch von jeher sagen hören, Sancho, daß man Wasser ins Meer trägt, wenn man schlechtem Volke Wohlthaten erzeigt;" sprach der Ritter, als er sich so übel zugerichtet sah. „Hätt ich dir geglaubt, so hätt ich jetzt einen Verdruß weniger. Aber geschehen ists; Geduld! Wir wollen in Zukunft durch Schaden klug werden!" — „Ja, wo Ihr einmal durch Schaden klug werdet, gestrenger Herr, so bin ich ein Türke," versetzte Sancho. „Aber weil Ihr doch sprecht: Hätt ich dir geglaubt, so hätt ich einen Verdruß weniger, so glaubt mir noch, und vermeidet ein noch größres Unglück; denn das müßt Ihr wissen, daß man der heiligen Hermandad mit Ritterstreichen nicht kommen darf: sie giebt keine zwei Heller für alle fahrenden Ritter in der Welt, und es ist mir nichts anders, als wenn mir ihre Wurfspieße schon um die Ohren summten."

„Du bist eine geborne Memme, Sancho!“ versetzte Don Quixote. „Damit du aber nicht sagen kannst, ich sey hartnäckig und folge nie deinem Rathe, so will ich es jetzt thun und dem Ungethüm ausweichen, das du so sehr fürchtest; doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß du, weder lebendig noch todt, Jemanden sagst, ich habe aus Furcht diese Gefahr geflohen oder vermieden, sondern blos, weil ich deinen Bitten nachgegeben habe; und sagst du es anders, so leugst du jetzt und dann, und dann und jetzt; und ich zeihe dich von nun an und immer einer Lüge, und sage, du leugst und wirst lügen, so oft du es nur denkst oder sagest. Und sag mir nichts dagegen, denn ehe du nur denken sollst, daß ich mich vor einer Gefahr, und sonderlich vor dieser, die etwas zu bedeuten scheint, aus einem Schatten von Furcht, weichen könnte, eher will ich hier stehen bleiben und nicht allein die heilige Brüderschaft, vor der du dich so fürchtest, sondern auch alle Brüder der zwölf Stämme Israels, die sieben Makkabäer, Castor und Pollux, und alle Brüder und Brüderschaften der ganzen Welt erwarten.“ — „Gestrenger Herr,“ antwortete Sancho, „sich zurückziehen, heißt nicht davonlaufen, und den Kopf hoch tragen, ist nicht Klugheit, zumal wenn uns die Gefahr über den Kopf gewachsen ist. Wer klug ist, schont sich heut auf morgen, und setzt nicht Alles mit einemmale auf das Spiel; denn das müßt Ihr wissen, ob ich gleich nur ein gemeiner einfältiger Bauer bin, so habe ich doch ein Bischen von dem, was man Lebensklugheit nennt, weggekriegt, und also darfs Euch nicht reuen, meinen Rath angenommen zu haben. Steigt auf, gestrenger Herr! wenn Ihr nicht könnt, so will ich Euch helfen; und folgt mir nach; denn mein Geist sagt mir, daß wir jetzt die Beine nöthiger haben werden, als die Fäuste.“ Don Quixote stieg ganz stillschweigend auf, Sancho zog auf seinem Esel voran, und so machten sie sich in die Sierra Morena hinein, deren Vorbergebirg ganz nahe war. Sancho gedachte sie queer zu durchziehn, den Weg auf Viso oder Almodovar del Campo zu nehmen, und sich an diesen rauhen Orten vor der Hermandad zu verbergen. Was ihn noch mehr dazu aufmunterte, war: er bemerkte, daß der Brodsack, den er auf seinem Esel führte, glücklich den Händen der Ruderknechte entgangen sey; eine Sache,

die er für ein Wunderwerk hielt, nach dem, was ihnen diese Räuber genommen und wie sie das Ihrige durchsucht hatten.

Diese Nacht gelangten sie bis mitten in das Innre der Sierra Morena, wo Sancho für gut fand, einige Tage stille zu liegen und sich verborgen zu halten, wenigstens so lange, als der Proviant dauerte, den er bei sich hatte. Sie schlugen also ihr Nachtlager zwischen zwei Felsen unter einigen Korkbäumen auf. Allein das Schicksal — welches nach der Meinung der Un- und Irrgläubigen Alles nach seinem Belieben lenkt — fügte es für diesmal, daß Gines von Passamonte, der berüchtigte Räuber und Spitzbube, aus gerechter Furcht vor der heiligen Hermandad sich auch in diesem Gebirge verkrochen hatte, und gerade an den Ort, wo Don Quixote und Sancho Pansa ihr Nachtlager aufschlugen und eben einschlafen wollten, führte ihn das Schicksal und seine Angst, und zwar noch frühe genug, daß er im Stande war, sie zu erkennen. Da nun solche Bösewichter immer undankbar sind, und die Noth sie manches Mittel lehrt, sich zu helfen, ihnen auch das nächste immer das liebste ist, so beschloß der verruchte Gines, dem armen Sancho seinen Esel zu stehlen, der ihm viel lieber war als Rozinante, welchen er weder zu versetzen noch zu verkaufen sich traute. Sancho schlief, er stahl ihm sein Thier glücklich, und eh es Tag wurde, war er schon weit genug, daß er nicht gefunden werden konnte. Die Morgenröthe brach an, der Welt zur Freude, aber dem armen Sancho Pansa zum bittersten Herzeleid, denn sein lieber Grauer war fort. Er erhob das jämmerlichste Klagegeschrei, als er sich dergestalt verlassen sah, und weinte so laut, daß Don Quixote darüber erwachte, und noch folgendes Klaglied hörte: „O, mein lieber Herzenssohn, in meinem Haus geboren, du Spielgesell meiner Jungen, du Augapfel meiner Frau; du warst meinen Nachbarn ein Dorn im Auge, die Stütze meiner Last, mein halber Pflegevater. Denn mit den sechsundzwanzig Kreuzern, die du mir täglich erwarbst, bestritt ich meine halbe Haushaltung!“ Don Quixote tröstete, als er dieses Klagelied hörte und die Ursache davon erfuhr, seinen Sancho so gut er konnte, bat ihn, er möchte sich doch zufrieden geben, und versprach ihm einen Wechsel auf drei andre Esel von den fünfen, die er zu

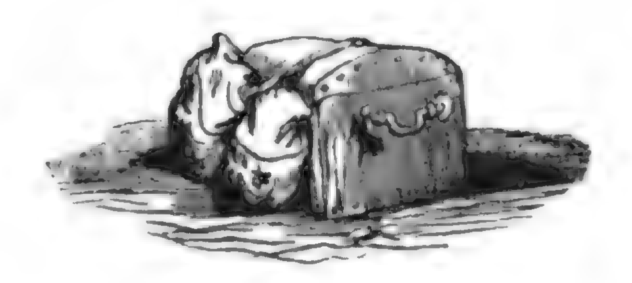


Hause gelassen hatte. Sancho beruhigte sich endlich, wischte die Thränen aus den Augen, hörte auf zu schluchzen und dankte seinem Herrn für die Gnade, die er ihm erwiesen.

Don Quixote war außerordentlich vergnügt über die rauhen Gegenden dieses Gebirges, denn kein Platz dünkte ihm bequemer zu Abenteuern, die er suchte, als dieser. Sein Gedächtniß stellte ihm sehr treu alle die wunderbaren Zufälle dar, welche fahrenden Rittern in dergleichen Einöden aufgestoßen waren. Er versank so tief in Gedanken, daß er an nichts in der Welt sonst dachte; Sancho hingegen, der nur froh war, daß er sein eignes Fell in Sicherheit wußte, hatte kein dringenderes Geschäft, als seinen Magen mit den Ueberbleibseln der geistlichen Reiseküche zu stopfen. Nach Weiberart auf seinem Esel[1] sitzend, ritt er hinter Don Quixote her, nahm immer einen Bissen nach dem andern aus dem Sacke, warf ihn in seinen Wanst und hätte keinen Deut um ein neues Abenteuer gegeben, das ihn in dieser süßen Beschäftigung gestört hätte. Indeß bemerkte er, daß sein Herr stille hielt, und ich weiß nicht, was für einen Bündel,

[1] Ein sonderbarer Widerspruch, in welchem man schon eine Parodie der Ritterromane hat finden wollen, die sich durch Anhäufung solcher Widersprüche auszeichneten. Natürlicher ist es vielleicht anzunehmen, Cervantes habe erst nach einiger Unterbrechung an diesem Kapitel fortgeschrieben, und die Kleinigkeit von Sanchos Esel vergessen.

der auf der Erde lag, mit der Lanze aufheben wollte. Er lief daher eilig hinzu und wollte seinem Herrn helfen, der eben ein schon halbverfaultes Reitkissen und einen daran gebundnen kleinen Mantelsack an die Lanze gestochen hatte. Es war aber so schwer, daß Sanchos



Hilfe nöthig war. Don Quixote befahl ihm, zu sehen, was in dem Mantelsacke sey. Er ließ sichs nicht zweimal heißen, und ungeachtet der Mantelsack mit einer Kette und einem Schlosse verwahrt war, konnte doch Sancho durch ein Loch, wo er verfault war, vier Hemden von feiner holländischer Leinwand, nebst andrer feiner Wäsche und ein hübsches Klümpchen Gold, in ein Schnupftuch gebunden, herausziehen.

„Gott sey tausendmal gedankt,“ schrie Sancho bei diesem Anblicke, „daß er uns doch einmal ein gutes Abenteuer zuschickt.“ Da er weiter suchte, fand er noch ein kleines Taschenbuch, sehr reich verziert. Don Quixote nahm ihm dies ab, das Gold aber, sagte

er, sollt er für sich behalten. Sancho küßte seinem Herrn die Hand für diese Gnade, plünderte den Mantelsack vollends rein aus und steckte Alles zusammen in seinen Schnappsack. „Sancho!“ sprach Don Quixote, „ich weiß nicht, was ich von dem Dinge denken soll: es kann nicht anders seyn, als ein Reisender muß sich in diesem Gebirge verirrt haben, er muß Räubern in die Hände gefallen seyn, die ihn umgebracht und in dieser Einöde begraben haben.“ — „Das glaub ich nicht,“ sprach Sancho, „denn wären's Räuber gewesen, so hätten sie das Geld gewiß nicht liegen lassen.“ — „Das ist auch wahr,“ versezte Don Quixote, „und ich begreife schlechterdings nicht, wie das zugegangen seyn muß. Aber warte nur, wir wollen sehen, ob wir nicht in diesem Taschenbuche etwas finden, das uns auf die Spur hilft.“ Er machte es auf, und das erste, was er darinnen fand, war folgendes Sonett, im ersten Entwurfe, übrigens deutlich hingeschrieben, welches er dem Sancho laut vorlas.

Weiß Amor nicht, wie schwer er mich geschlagen?
Ist seine Grausamkeit unmäßig groß?
Beschied des Himmels Wille mir das Loos,
Was Andern unerträglich, zu ertragen?

Wer mir so voll den Kelch des Leidens goß,
Ist Amor nicht; denn alle meine Klagen
Hört sein allhörend Ohr; nicht um zu plagen,
Spannt dieser sanfte Dämon sein Geschoß.

Der Himmel auch schuf nimmer solch Verderben,
Und Phyllis, sollte Phyllis schuldig seyn?
Dann wäre gut auch böse, Ja auch Nein.

An mir kann sich kein Arzt mehr Dank erwerben:
Verborgen liegt die Quelle meiner Pein;
Mir bleibt nichts übrig, als der Wunsch zu sterben.

„Aus dem Liedchen wird man nicht klug," sprach Sancho; „denn der Teufel weiß, ob er mit seinem Filze einen Hut meint, oder was sonst." — „Wo ist denn was vom Filze?" sprach Don Quixote. — „Es war mir nicht anders, als wenn Euer Gestrengen etwas von einem Filz vorläse," antwortete Sancho. — „Lieber Gott, was du doch hörst, Sancho!" versezte Don Quixote. „Phyllis hab ich gesagt, und das ist unstreitig der Name der Dame, deren der Verfasser in diesem Sonett gedenket; und wahrhaftig, er muß kein übler Dichter seyn, oder ich verstehe nichts von der Kunst." — „Ei, gestrenger Herr," sprach Sancho, „versteht Ihr Euch denn auch auf das Versemachen?" — „Und besser, als du vielleicht glaubst," antwortete der Ritter; „aber du sollst sehen, wenn ich dir einen Brief von oben an bis unten in Versen an mein Fräulein Dulcinea von Toboso zu überbringen geben werde. Denn das mußt du wissen, Sancho, alle, oder doch die meisten fahrenden Ritter der vorigen Zeiten waren große Poeten und große Sänger und Saitenspieler. Denn diese Fähigkeiten oder Gottesgaben waren stets wesentliche Eigenschaften verliebter Ritter, ob man gleich auch gestehen muß, daß ihre Lieder mehr Geist und Feuer als Kunst haben." — „Leset nur weiter," sprach Sancho, „vielleicht kommen wir noch auf den Grund."

Don Quixote schlug das Blatt um und sprach: „Da kommt Prosa, und wie mich dünkt, ists ein Brief." — „Ein Brief?" schrie Sancho, „da wirds drinnen seyn." — „Vorn herein scheint es mir gar ein Liebesbrief," versezte Don Quixote. — „Ei, leset ihn doch laut, gestrenger Herr, ich höre für mein Leben gern Liebesbriefchen," sprach Sancho. — „Das gefällt mir," sagte Don Quixote und las Folgendes:

Brief.

Dein falsches Versprechen und mein gewisses Unglück treiben mich an einen Ort, von wannen Du eher die Nachricht, daß ich gestorben sey, als die Stimme meiner Klagen vernehmen wirst. Du hast mich verworfen, Undankbare, wegen eines Reichern, der aber nicht mehr Verdienste besitzt, als ich. Wäre Tugend ein Reichthum, den man zu schätzen wüßte, so hätte ich jetzt nicht Andrer Reichthum zu beneiden und mein Unglück zu beklagen. Was Du durch Deine Schönheit gewannst, hast Du durch Dein Betragen wieder verloren. Nach jener warst Du mir ein Engel, und nach diesem bist Du nichts mehr, als ein Weib. Lebe wohl und zufrieden, Du Quelle meiner Unzufriedenheit! Gebe der Himmel, daß das Unrecht stets unbekannt bleibe, welches Du Deinem Bräutigam erwiesest, damit Dich nicht gereuet, was Du gethan hast, und ich mich nicht wider Willen an Dir rächen müsse.

„Aus dem Briefe sieht man nichts mehr, als aus den Versen," sprach Don Quixote. „Alles, was ich daraus abnehmen kann, ist, daß ihn ein unglücklicher Liebhaber geschrieben hat." Er blätterte weiter in dem Taschenbuche und fand noch mehr Verse und Briefe, davon er noch einige lesen konnte, andre nicht. Alle enthielten Klagen, Vorwürfe, Zweifel, Vergnügen und Mißvergnügen, Gunst und Ungunst; jenes erhoben, dieses beweint. Indeß Don Quixote das Buch durchsah, suchte Sancho, damit ja nichts drin stecken bleibe, nochmals den Mantelsack und das Reitkissen so ängstlich und genau durch, daß er auch keine Falte undurchstört, keine Nath unzertrennt und kein Löckchen Wolle unverzaust ließ, so lüstern hatten ihn die gefundnen Goldstücke, deren doch über hundert waren, gemacht. Ob er gleich nicht mehr fand, so hielt er sich doch für seine Prelle, für die Wirkung des Wunderbalsams, für die Prügelei mit den Stangen, für die Faustschläge des Eselstreibers, für den Verlust seines Schnappsacks und Oberrocks, und für allen Hunger, Durst und Jammer, so er mit seinem lieben Herrn ausgestanden hatte, durch seinen Fund reichlich belohnt.

Unser Ritter von der traurigen Gestalt hätte für sein Leben gern den Herrn des Mantelsacks gewußt, denn er schloß aus dem Sonett, aus dem Briefe, aus dem Gold und aus der feinen Wäsche, daß es ein vornehmer Verliebter seyn müsse, den seine Liebe und

die Grausamkeit seiner Dame zur Verzweiflung gebracht habe. Da er aber in dieser rauhen Einöde Niemand vermuthen konnte, der ihm Nachricht davon gäbe, so dacht er nicht weiter drauf, sondern zog fort, wohin sein Rozinante wollte, der auch immer den gangbarsten Weg suchte; er aber beschäftigte sich mit der Hoffnung, daß es ihm in diesen wüsten Gehölzen nicht an einem ganz außerordentlichen Abenteuer fehlen werde.

Da er nun in diesen Gedanken vertieft dahin zog, sah er auf einer kleinen Anhöhe vor sich einen Menschen mit außerordentlicher Leichtigkeit von Klippe zu Klippe und von Busch zu Busch springen.

Digitized by Google

Er schien ihm oberhalb nackt, mit einem schwarzen dicken Barte, langen verwirrten Haaren und barfuß. Das einzige, was er noch von Kleidung an sich hatte, waren ein Paar Hosen, dem Schein nach von braunem Sammt, aber so zerrissen, daß man an vielen Orten das bloße Fleisch sahe. Den Kopf trug er ebenfalls unbedeckt, und ob er gleich so schnell vorbeisprang, bemerkte doch der Ritter von der traurigen Gestalt alle diese Kleinigkeiten. Don Quixote wollte ihm eben so schnell nachfolgen, aber dem guten langsamen und kraftlosen Rozinante war es nicht gegeben, über diese rauhen Klippen wegzulaufen. Indeß hielt Don Quixote diesen Menschen doch gewiß für den Herrn des Reitkissens und Mantelsacks, und war fest entschlossen, ihn aufzusuchen, wenn er auch ein ganzes Jahr lang in diesen Gebirgen nach ihm umherziehen sollte. Deßhalb befahl er dem Sancho von seinem Thiere abzusteigen, und die eine Seite des Bergs zu umgehen, indeß er die andre nähme, um vielleicht auf diese Art den Flüchtling zu finden. „Nein, gestrenger Herr, das kann ich unmöglich," versetzte Sancho, „denn wenn ich nur einen Schritt weit von Euch gehe, so kommt mich gleich eine Furcht an, als wenn alle Teufel und Gespenster nun erscheinen wollten. Nein, meiner Treu, das verlangt nicht von mir, denn einmal für allemal, ich weiche keinen Finger breit von Euch." — „Nun so sey es," versetzte der Ritter von der traurigen Gestalt, „es ist mir lieb, daß du so große Stücke auf meinen Muth hältst und der soll dich auch nicht verlassen; denn ehe sollen sich bei dir Leib und Seele scheiden. Komm mir jetzt Schritt vor Schritt nach, oder so gut du kannst; aber mach aus deinen Augen Laternen, während wir diesen Hügel umziehen, vielleicht finden wir den Mann, den wir sahen, denn er muß unstreitig der Besitzer des gefundnen Mantelsacks seyn."

„Wärs nicht besser, gestrenger Herre, wir suchten ihn lieber nicht?" sprach Sancho, „denn finden wir ihn, und gehört ihm das Geld vielleicht, so muß ichs ihm ja nothwendig wieder geben. Klüger wärs also, wir ließen unser unnützes Suchen bleiben und behielten in allen Ehren unsern Fund, bis wir einmal von ungefähr und ungesucht seinen rechten Herrn anträfen, vielleicht wenn schon alles verzehrt wäre, und dann — wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht

verloren." — „Falsch, lieber Sancho," versetzte Don Quixote; „denn da wir den Herrn dieser Sachen wenigstens doch vermuthen können, sind wir schlechterdings verbunden, ihn aufzusuchen und ihm das Seinige zuzustellen; und suchen wir ihn nicht, so macht uns schon die Wahrscheinlichkeit, daß er der Besitzer sey, eben so strafbar, als wüßten wirs gewiß. Laß dich also nur das Suchen nicht verdrießen, Freund Sancho, denn mir wird ein Stein vom Herzen fallen, wenn wir ihn finden." Hiermit stach er den Rozinante an und Sancho folgte ihm auf seinem Thiere nach. [illegible] sie um den Berg herum kamen, fanden sie in einem Loche einen todten Maulesel mit Sattel und Zaum, den die Hunde und Raben schon halb

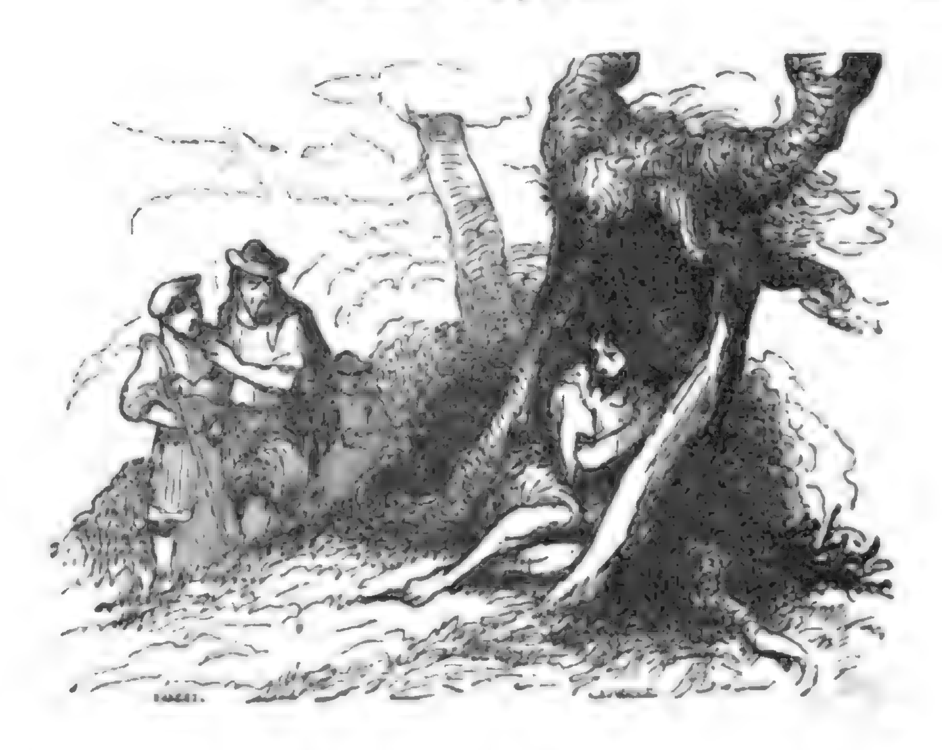
aufgefressen hatten. Alles dies bestärkte sie in der Vermuthung, daß jener Fliehende der Herr des Esels und Mantelsacks seyn müsse.

Indem sie so dastanden, hörten sie pfeifen, wie einen Hirten bei der Heerde; gleich darauf kam linker Hand eine gute Heerde Ziegen zum Vorschein und auf der Spitze des Bergs zeigte sich der Hirte, der ein ältlicher Mann war. Don Quixote rief ihm und bat ihn

herabzukommen. Der Alte schrie ihnen zu, was sie denn in dieser rauhen Wüstenei wollten, die nie von einem Menschen und nur von Ziegen, Wölfen und andern wilden Thieren besucht würde? Sancho rief ihm wieder zu, er sollte herkommen, sie wollten ihm Alles erzählen. Der Hirte kam herunter und sagte, da er zu Don Quixote gekommen war: „Ich wollte wohl wetten, daß ihr dasteht und den Miethesel besehet. Es ist meiner Treue schon bei sechs Monaten, daß er da in dem Loche liegt. Aber sagt

Digitized by Google

mir doch, habt Ihr nicht irgend seinen Herrn hier herum gefunden?" — „Wir haben nichts gefunden," versezte Don Quixote, „als ein Reitkissen und einen Mantelsack nicht weit von hier." — „Das hab ich auch gefunden," versetzte der Ziegenhirt, „habs aber nie anrühren mögen; ich bin nicht einmal recht nahe hingegangen, denn ich traute dem Dinge nicht: man hätte mir können Diebstahl Schuld geben; denn der Teufel ist ein Schelm, er wirft einem manchmal was in den Weg, daß man darüber hinstolpert, ohne zu wissen wie, oder warum." — „Das sprech ich auch," versetzte Sancho, „ich habs auch gefunden, bin aber wohl einen ganzen Steinwurf weit davon geblieben. Da mags liegen bleiben, wo es liegt. Ich mag den Hund mit der Schelle nicht." — „Sagt mir doch, guter Freund," sprach Don Quixote, „wißt ihr nicht, wem diese Sachen zugehören?" — „Alles, was ich Euch davon sagen kann," versetzte der Ziegenhirte, „ist das: Es wird ungefähr sechs Monate her seyn, da kam ein junger feiner Mensch auf eben dem Maulesel, den Ihr da liegen seht, und mit eben dem Reitkissen und Mantelsack, den Ihr gefunden und nicht berührt habt, wie Ihr sprecht, an eine von unsern Schäfereien, drei Meilen von hier und fragte nach der rauhesten und verborgensten Wüstenei in diesem Gebirge. Wir wiesen ihm den Platz, wo wir jetzt sind, wie ers denn auch ist; denn wenn Ihr nur noch eine halbe Meile tiefer hineingeht, so könnt Ihr Euch nicht wieder zurechte finden, und ich wundre mich nur, wie Ihr daher gekommen seyd, denn es ist weder Weg noch Steg da. Daß ichs Euch aber weiter erzähle, so hatte der junge Mensch kaum unsre Antwort gehört, als er umkehrte und nach dem Orte zuritt, den wir ihm gezeigt hatten. Wir waren ganz verwundert über sein feines Ansehen und daß er so eine Frage that und darnach so eilfertig ins Gebirge ritt. Seit der Zeit sahen und hörten wir nichts mehr von ihm, als bis er eine Weile drauf unterwegs einem unsrer Schäfer begegnet und ihn ohne ein Wort zu sagen, anfällt, ihm viele Faustschläge gibt, sich über seinen Packesel hermacht und ihm alles Brod und Käse, das drauf war nimmt, und darnach eben so geschwind ins Gebirge zurückspringt. Da wir das hörten, giengen unserer Etliche hin und suchten fast zwei Tage lang im tiefsten Gebirge.



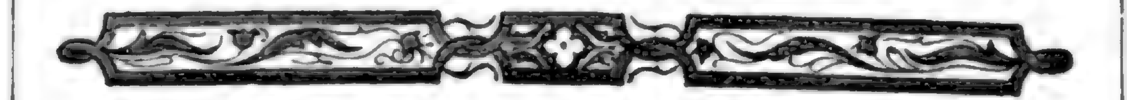
Endlich fanden wir ihn in einem großen hohlen Korkbaume liegen. Er kam uns freundlich entgegen; schon war sein Kleid so zerrissen, sein Gesicht so entstellt und von der Sonne verbrannt, daß wir ihn kaum noch an den Fetzen des Kleids erkannten, welches wir früher an ihm gesehen hatten. Er grüßte uns höflich und fieng vernünftig an zu reden: wir sollten uns nicht wundern, daß wir ihn in der Gestalt herumziehen sähen, denn er müßte eine schwere Buße vollbringen, die ihm seiner vielen Sünden wegen auferlegt wäre. Wir baten ihn, er möchte uns doch sagen, wer er wäre; aber dazu konnten wir ihn nicht bringen. Wenn Ihr was zu Eurem Unterhalte nöthig habt, sprachen wir, so sagts uns nur, wo wir Euch antreffen, denn wir wollen Euch ja herzlich gerne geben und bringen, und wenn Ihr mit dem Wenigen vorlieb nehmen wollt, so kommt doch nur wenigstens und bittet uns drum und nehmts den Hirten nicht mit Gewalt. Er bedankte sich schön für unser Anerbieten, bat um Verzeihung dessen, was er gethan und versprach inskünftige alles um Gottes Willen zu erbitten, was er nöthig hätte und Niemanden wieder Leides zu thun. Was seinen Aufenthalt betreffe, sagte er, hätt er keinen gewissen, sondern er bliebe immer, wo ihn die Nacht überfiele, und nun fieng

er bitterlich zu weinen an, daß wir Alle hätten müssen von Stein seyn, wenn es uns nicht erbarmt hätte. Wir weinten alle mit ihm, zumal, da wir bedachten, wie wir ihn erst gesehen hatten, und wie er nun aussah; denn wie gesagt, es war Euch ein gar feiner lieber junger Herr, und aus seinen höflichen und klugen Reden sah man wohl, daß er von guter Geburt und Erziehung seyn müsse. Ja, so groß war seine Feinheit, daß sie auch einem Bauer in die Augen fallen mußte. Da er so im besten Reden war, schwieg er stracks stille und schlug die Augen eine ganze Weile zur Erde. Wir standen da, verwundert über diese plötzliche Betäubung und voll Betrübniß, ihn in solchem Zustande zu sehen; denn daraus, daß er bald die Augen aufsperrte und auf einen Fleck hinstarrte, bald die Augen schloß, die Lippen zusammenbiß und die Stirne runzelte, merkten wir wohl, daß er einen Anfall von Tollheit habe. Aber es währte nicht lange, so bestätigte sichs, was wir gedacht hatten. Denn er sprang wüthend von der Erde auf, wohin er sich geworfen hatte, und fiel den ersten von uns, den er zu packen kriegte, so grimmig an, daß er ihn würde mit den Fäusten todtgeschlagen und mit Zähnen zerrissen haben, wenn wir nicht dazwischen gesprungen wären. Während der Zeit schrie er immer: ha, treuloser, verächtlicher Ferdinand, hier, hier sollst du für die Bosheit büßen, die du mir gethan hast! mit diesen Händen will ich dir das treulose Herz herausreißen, in welchem die Fülle aller Laster und vorzüglich Betrug und Meineid wohnen! Dieß und andres mehr brachte er vor, welches aber alles auf den Verräther Ferdinand gieng. Wir verließen ihn mit herzlichem Mitleiden, und er gieng von uns, ohne weiter ein Wort zu sagen, verkroch sich, und sprang so geschwind durch die Büsche und Dornhecken, daß wir ihm unmöglich folgen konnten. Wir merkten nun wohl daraus, daß ihn die Wuth nur zu manchen Zeiten überfiel, daß ihm ein gewisser Ferdinand was Großes zu Leid gethan haben müsse, und daß er darüber in diesen traurigen Zustand gerathen sey. Und das haben wir hernach auch vielmals gesehen, wenn er uns in den Weg kam. Das einemal bat er die Hirten, sie möchten ihm zu essen geben, das andremal nahm ers mit Gewalt; denn wenn er seine böse Stunde hat, so nimmt ers nicht, wenn mans ihm gleich anbietet, sondern

raubt es mit Gewalt und mit Schlägen; ist er aber bei Sinnen, so bittet er um Gottes Willen freundlich und höflich und bedankt sich tausendmal unter Thränen für Alles. Und jetzt, meine Herrn," fuhr der alte Ziegenhirt fort, „haben wir, ich und noch vier andre, davon zwei meine Knechte und noch zwei meine guten Freunde sind, uns beredet, ihn aufzusuchen, und wenn wir ihn finden, mit Gewalt oder im Guten nach der Stadt Almodovar, die nur acht Meilen von hier ist, zu bringen und ihm da helfen zu lassen, wenn ihm noch geholfen werden kann, oder doch wenigstens zu erfahren, wer er ist und ob er noch Freunde hat, denen man Nachricht von seinem Unglück geben könnte. Das ist alles, was ich Euch auf Eure Frage antworten kann. Und eben der, den ihr halb nackt durch das Gebirge springen saht (denn Don Quixote hatte es ihm gesagt, daß er ihn gesehen), ist der rechte Herr zu den Sachen, die ihr gefunden habt."

Unser Ritter war ganz erstaunt über die Erzählung des Hirten, wurde immer begieriger, wer der unglückliche Wahnsinnige sey, und beschloß noch fester als zuvor, das ganze Gebirg und alle Winkel und Höhlen in demselben nach ihm zu durchsuchen. Das Glück fügte es aber besser als er dachte und hoffte; denn in dem Augenblick sah er den Jüngling aus einer Felskluft in der Nähe auf sie zukommen. Er murmelte etwas vor sich hin, welches sie weder in der Ferne noch in der Nähe verstehen konnten. Sein Aufzug war wie obgedacht, außer daß er noch ein zerrißnes Koller anhatte, welches, wie Don Quixote bemerkte, da er herzukam, von wohlriechendem Leder war, woraus er schließen konnte, daß dieser Mensch nicht von geringem Stande seyn könne. Der Mensch grüßte sie mit einer heißern klanglosen Stimme, aber doch sehr höflich. Don Quixote dankte ihm nicht minder freundlich, stieg von seinem Rozinante ab, umarmte ihn mit Anstand und Würde, und hielt ihn eine lange Weile so freundschaftlich in seinen Armen, als hätten sie sich schon lange gekannt. Der Andere, den wir den Ritter von der zerlumpten Gestalt wie Don Quixote den von der traurigen nennen können, trat ein wenig zurück, nachdem er sich hatte umarmen lassen, legte seine Hände auf Don Quixotes Schultern, und sah ihn starr an, als wollt er sich

besinnen, ob er ihn nicht kenne. Er schien sich auch nicht weniger über Don Quixotes Figur, Waffen und Aufzug zu wundern, als dieser sich über ihn verwunderte. Der erste der nach dieser Umarmung den Mund öffnete, war der Zerlumpte, wie folgt.



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Abenteuers in der Sierra Morena.

auschend hörte Don Quixote, wie unsre Geschichte sagt, dem unglücklichen Ritter vom Gebirge zu, der ihn folgendergestalt anredete: „Wer Ihr auch seyn möget, werther Herr, ich danke Euch gar sehr für die Proben von Höflichkeit und Freundschaft, die Ihr mir gegeben habt, ungeachtet ich Euch nicht kenne, und ich wünschte sehr, im Stande zu seyn, Euch mit etwas mehr als bloßem guten Willen für Eure Aufnahme zu dienen. Aber mein Schicksal gewährt mir nichts als gute Wünsche für Eure guten Werke.“ — „Ich wünsche nichts so sehr,“ versetzte Don Quixote, „als Euch nur dienen zu können. Ja ich hatte bereits beschlossen, dies Gebirg nicht eher zu verlassen, bis ich Euch gefunden und von Euch erfahren hätte, ob noch ein Mittel gegen den Schmerz, den Ihr durch diese seltsame Lebensweise zu erkennen gebt, möglich sey, um es mit allen meinen Kräften für Euch zu versuchen. Wäre aber für Eure Leiden kein Trost mehr, so wollte ich doch mit Euch weinen und sie, so gut ich könnte, mit Euch theilen, denn immer ist es Trost, im Unglück

Jemanden zu finden, der mit uns klagt. Glaubt Ihr, daß mein guter Wille einigen Dank verdient, so bitt ich Euch, lieber Herr, bei der guten Lebensart, die Ihr besitzt, ja ich beschwöre Euch bei allem, was Ihr jemals geliebt habt oder noch liebt, sagt mir, wer Ihr seyd und was Euch zu dem Entschlusse gebracht hat, in diesen Einöden wie ein wildes Thier zu leben und zu sterben. Denn wie ich an Euch und Eurem Anzuge sehe, seyd Ihr selbst Euch hier fremd. Ich schwöre Euch," fuhr Don Quixote fort, „bei dem Ritterorden, den ich, obgleich unwürdig empfangen habe und bei meinem fahrenden Rittersamte, daß, wenn Ihr mir diesen Gefallen thut, ich Euch in allem Wesentlichen, wozu mich meine Pflicht verbindet, dienen, und Euch entweder von Eurem Unglück befreien, oder, ists nicht möglich, mit Euch weinen werde, wie ichs versprach."

Der Waldritter, als er sich vom Ritter der traurigen Gestalt so anreden hörte, betrachtete ihn unverwandt vom Kopf bis auf die Füße, und nachdem er dies lange genug gethan hatte, sprach er: „Habt Ihr zu essen, so gebt mir um Gottes Willen etwas, denn wenn ich gegessen habe, so will ich aus Dankbarkeit für Euern guten Willen gern alles thun, was Ihr wollt." — Sogleich holte Sancho aus seinem Sack und der Hirte aus seiner Tasche etwas für seinen Hunger. Der zerlumpte Ritter fraß wie ein Unsinniger, was sie ihm gaben, so hastig und heißhungrig hinein, daß er es nicht sowohl kaute als verschlang. Während er aß, sprach er, sowie die Umstehenden, kein Wort.

Als er fertig war, winkte er ihnen, daß sie folgten, und führte sie nicht weit davon auf eine kleine Wiese, die hinter einem vorspringenden Felsen sich befand. Hier streckte er sich ins Gras und die Andern setzten sich stillschweigend um ihn her. Endlich, nachdem er sich eine bequemere Lage gegeben hatte, fieng er an: „Wenn Ihr wollt, meine Herren, daß ich Euch mein unermeßliches Unglück kurz erzählen soll, so müßt Ihr mir versprechen, mit keiner Frage oder sonst etwas den Faden meiner traurigen Geschichte zu unterbrechen. Denn sobald Ihr es thut, hör ich auf." —

Diese Bedingung erinnerte Don Quixote an seines Schildknappen Märchen, welches auch aufhörte, sobald man die Zahl der

übergesetzten Ziegen vergaß. — „Ich brauche diese Vorsicht darum," fuhr der Waldritter fort, „weil ich gern geschwind über die Geschichte hinweggehen möchte, da es mir nur neue Leiden verursacht, wenn ich mich an die alten erinnre. Je weniger Ihr also fragt, desto schneller komm ich zu Ende, vorausgesetzt, daß ich nichts Wichtiges auslasse, und Euern Wunsch ganz erfülle." Don Quixote versprach ihm im Namen der Uebrigen das Verlangte, und jener fieng dann seine Erzählung so an: „Ich heiße Cardenio und bin aus einer der besten Städte von Andalusien. Mein Geschlecht ist edel und meine Eltern sind reich. Mein Unglück ist so groß, daß meine Eltern mich nur beweinen, mir aber nicht mit ihrem Reichthume helfen können. Denn gegen das, was der Himmel über uns verhängt hat, kann keine Gabe des Glücks uns schützen. In eben dem Orte lebte ein himmlisches Mädchen, an die der Liebesgott all seine Reize verschwendet hatte, um mich zu ihrem Sklaven zu machen; so groß ist Lucindens Schönheit. Reich und von guter Geburt ist sie wie ich, aber weniger standhaft, als es meine reine Gesinnung um sie verdiente. Diese Lucinde liebte und betete ich schon als ein Kind an; auch sie liebte mich mit der kindlichen Unschuld, die ihrem zarten Alter angemessen war. Unsre Eltern sahen unsern gegenseitigen Hang ohne Widerwillen, denn sie wußten wohl, daß, wenn wir größer wären, eine Heirath der Erfolg davon seyn würde; etwas, das die Gleichheit unsers Standes und Vermögens sehr wahrscheinlich machte. Wir wurden größer, unsre Liebe wuchs mit uns und wurde so lebhaft, daß es Lucindens Vater nöthig schien, mir, Anstandes wegen, den Zutritt in seinem Hause zu versagen. Er that es auch wirklich und machte es wie der Vater der so oft besungnen Thisbe. Was half es? Dies Verbot that Flamme zu Flamme und machte unsre Liebe nur lebhafter; unsern Zungen legte es zwar Schweigen auf, aber nicht unsern Federn; denn wir schrieben uns nur desto freier, was in unsern Seelen vorgieng. Oft macht die Gegenwart des geliebten Gegenstandes uns stumm, schlägt unsern kühnsten Entschluß nieder, und fesselt die freieste Zunge. O Himmel! wie viele Briefe hab ich ihr geschrieben! Wie manche verbindliche und sittsame Antworten habe ich erhalten! Wie viele Lieder hab ich auf sie gedichtet, worin

das ganze Gefühl meiner Seele lebte, und all das Feuer lag, womit mein Herz sich stets mit dem geliebten Bilde beschäftigte! Endlich fand ich mich so gedrungen, und mein Herz schmachtete so sehr, sie wieder zu sehen, daß ich beschloß, einen entscheidenden Schritt zu wagen, und mich so auf den Gipfel meiner Wünsche zu schwingen; kurz, ich wollte sie von ihrem Vater zur Ehe begehren. Dies that ich und er dankte mir sehr für die Ehre, so ich ihm durch diese Verbindung erzeigen wollte; weil aber mein Vater noch lebte, so müßte von Rechtswegen dieser die Anwerbung thun, sagte er; denn wenn es nicht mit dessen Willen und Zustimmung geschehe, so sey Lucinde kein Mädchen, das man nur so unter der Hand weggeben könne. Ich fand, daß er sehr Recht in dem hatte, was er sagte, dankte ihm für seine Erinnerung und versicherte, mein Vater werde gern einwilligen, wenn ichs ihm entdeckte. Ich gieng in dieser Absicht augenblicklich zu meinem Vater, und fand ihn mit einem offnen Briefe in der Hand, den er mir, eh ich ihm noch was sagte, mit diesen Worten zu lesen gab: „Aus diesem Briefe, Cardenio, wirst du sehen, wie viele Gnade der Herzog Ricardo dir anthun will.“ — Dieser Herzog Ricardo, meine Herrn, müßt ihr wissen, ist ein Grande von Spanien, der seine Güter in der besten Gegend von Andalusien hat. — Ich nahm und las den Brief, der in der That so schmeichelhaft

war, daß es mir selbst schien, mein Vater müsse des Herzogs Verlangen erfüllen, als welcher mich für seinen ältesten Sohn zum Gesellschafter, nicht Diener, haben wollte, und zugleich versprach, mein Glück auf eine Art zu machen, die seiner Achtung für mich entspräche. Ich verstummte, als ich den Brief gelesen hatte und noch mehr, als mein Vater zu mir sagte: „Nun, Cardenio, binnen zwei Tagen mache dich gefaßt, des Herzogs Begehren zu erfüllen, und danke Gott, der dir einen Weg zeigt, dein Glück zu machen und so belohnt zu werden, wie du verdienst.“ Er fügte diesem noch manchen andern väterlichen Rath bei. Der Tag meiner Abreise kam, ich sprach in der Nacht zuvor Lucinden, und erzählte ihr alles, was vorgieng.

Digitized by Google

Ich sagte die Sache ihrem Vater, und bat ihn, noch einige Tage zu warten und die Versorgung seiner Tochter aufzuschieben, bis ich gehört hätte, was der Herzog Ricardo von mir wollte. Er versprach mirs und sie bestätigte es mit tausend Schwüren und dem zärtlichsten Abschiede. Ich kam zum Herzog Ricardo, und wurde so wohl von

ihm aufgenommen und gehalten, daß ich von dem Augenblick an von allen seinen Leuten beneidet wurde, als welchen ich ein Dorn im Auge war. Wer sich am meisten über meine Ankunft freute, war sein zweiter Sohn, Ferdinand; ein liebenswürdiger, muntrer, freigebiger junger Mann, der aber zugleich sehr zur Liebe geneigt war. Dieser wurde in kurzer Zeit mein so vertrauter Freund, daß alle Leute davon sprachen, und ungeachtet mich sein älterer Bruder auch sehr liebte und hochschätzte, so war doch zwischen seiner und Don Ferdinands Liebe ein merklicher Unterschied. Da nun vertraute Freunde kein Geheimniß vor einander haben, und ich mit Don Ferdinand im genauesten Verhältnisse stand, so entdeckte er mir alle seine Gedanken, unter andern auch einen kleinen Liebeshandel, der ihn beunruhigte. Er hatte sich nämlich in ein junges reiches Bauermädchen, welches eine Unterthanin seines Vaters war, verliebt. Dies Mädchen war so außerordentlich schön, klug, bescheiden und ehrbar, daß die, so sie kannten, kaum zu entscheiden wagten, welcher von diesen Eigenschaften der Preis gebühre. Diese Vollkommenheiten des

schönen Bauermädchens brachten endlich den Don Ferdinand, da er keine Möglichkeit sah, ihre Standhaftigkeit zu besiegen, so weit, daß er sich entschloß, ihr die Ehe anzubieten. Ich, als sein Freund, hielts für meine Pflicht, ihn mit den stärksten Gründen und eindringlichsten Beispielen von seinem Vorsatze abzubringen. Da ich aber sah, daß Alles vergebens war, beschloß ich, dem Herzoge, seinem Vater, die Sache zu entdecken. Don Ferdinand, der listig genug war, und befürchtete, ich möchte aus Pflicht und Ehre eine dem Haus so nachtheilige Sache dem Herzoge, meinem Herrn, anzeigen, suchte mich zu blenden und sicher zu machen, und sagte mir, daß er kein besseres und wirksameres Mittel kenne, sich dieser Liebe zu entschlagen, als wenn er sich einige Monate entferne. Diese Entfernung sollte in einer Reise zu meinem Vater bestehen, und bei dem Herzog sollte zum Vorwand gebraucht werden, daß wir einige sehr schöne Pferde in meiner Vaterstadt, als wo die besten gezogen werden, sehen und kaufen wollten. Kaum hatte er mir es gesagt, so billigte ich, von meiner eignen Leidenschaft bewogen, seinen Entschluß, als den besten, der sich fassen lasse, trotzdem, daß seine Absicht dabei nicht so rein war; deßhalb bestärkte ich ihn in seinem Vorsatze, und rieth ihm, mit der Ausführung zu eilen, weil die Entfernung von der Geliebten unzweifelhaft gute Wirkung thun werde, hätte die Liebe auch noch so tiefe Wurzeln geschlagen. Mein eignes Anliegen und die Hoffnung, bei dieser Gelegenheit Lucinden wieder zu sehen, machte mich noch geneigter, seinen Vorsatz zu beschleunigen.

„Don Ferdinand hatte sich, indeß er mir dies sagte, schon mit seinem Bauermädchen ehlich verlobt und ihre letzte Gunst genossen, wie ich hernach erfuhr, und wartete nur auf Gelegenheit, es seinem Vater auf gute Art zu hinterbringen, weil er den Zorn desselben fürchtete. Da aber bei vielen jungen Leuten die Liebe nichts als eine wilde Begierde ist, und mit dem Genuß, den ihr die Natur zur Grenze gesetzt hat, wieder verschwindet, während die wahre Liebe diese Grenzen nicht kennt, so verschwand auch Don Ferdinands vermeinte Liebe zu seinem Bauermädchen, so bald er sie genossen hatte; und stellte er sich erst, als wollt er sich entfernen, um sie zu vergessen, so beschleunigte er jetzt seine Reise im Ernst, um sie zu

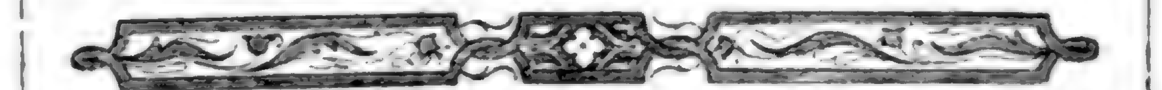
auf und sprach: „Ich lasse mir es nicht ausreden, kein Mensch in der Welt wird mir es anders weiß machen und das ist ein Flegel, der mirs läugnen wollte, daß der Schurke von Meister Elisabat nicht bei der Königin Madasima geschlafen habe.“

„Was?“ schrie Don Quixote in einen seiner gewohnten Flüche ausbrechend, „die größte Schurkerei oder vielmehr Gemeinheit ists, so was zu sagen! Die Königin Madasima war eine vortreffliche und tugendreiche Dame, und es läßt sich gar nicht denken, daß eine so hohe Prinzessin mit so einem Quacksalber und Zahnarzt der Liebe gepflogen habe, und wer es spricht, lügt wie ein Erzschurke, und ich will es ihm zu Roß und zu Fuß, bewaffnet und unbewaffnet, bei Tag und bei Nacht und wie ers sonst haben will, beweisen.“

Cardenio sah ihn starr an, und da er eben einen Anfall von seiner Raserei hatte, konnte er seine Geschichte nicht fortsetzen. Don Quixote war eben so wenig für jetzt im Stande sie weiter anzuhören, denn er hatte sich gewaltig über den Schimpf geärgert, den man der Königin Madasima anthat. Und es ist in der That ein Wunder, daß er so auf einmal ein anderer Mensch ward, als wäre sie seine wahre Königin gewesen: so sehr war er von seinen verfluchten Büchern besessen. Cardenio, bei dem, wie gesagt, die böse Stunde wieder eingetreten war, und der sich noch dazu einen Lügner und Schurken schimpfen hörte, nahm den Spaß übel auf, ergriff einen Stein, der neben ihm lag, und warf unsern Ritter dergestalt auf die Brust, daß er rückwärts zu Boden fiel. Sancho Pansa, der seinem Herrn so mitspielen sahe, lief mit geballter Faust auf den Wahnsinnigen los, aber Cardenio empfieng ihn so, daß er ihn mit einem tüchtigen Faustschlag zu Boden streckte, auf ihn sprang und nach Herzenslust mit den Füßen trat. Dem Ziegenhirten, der ihm helfen wollte, giengs eben so, und Cardenio, nachdem er sie alle wohl zerdroschen und zertreten hatte, gieng ernst und gelassen fort ins Gebirge. Sancho stand wieder auf und wollte aus Grimm, sich so um nichts und wieder nichts ausgegerbt zu sehen, dem Hirten in die Haare, dem er Schuld gab, er hätte es ihnen nicht gesagt, daß dieser Mensch zuweilen Anfälle von Wuth bekäme, weil sie sich sonst schon besser in Acht genommen haben würden. „Ich habs Euch

ja gesagt," sprach der Hirte, „und wenn Du's nicht gehört hast, dafür kann ich nichts." Sancho konnte das Maul nicht halten, der Hirt blieb ihm auch keine Antwort schuldig, und endlich geriethen sie einander in die Haare und Bärte, und rauften und balgten sich so schrecklich, daß sie, hätte sie nicht Don Quixote auseinander gebracht, einander in Stücke würden zerwalkt haben. — „Laßt mich nur, Herr Ritter von der traurigen Gestalt," schrie Sancho, als er den Ziegenhirten noch bei den Haaren hatte, „er ist nur ein Bauer, so gut wie ich, ist nicht zum Ritter geschlagen, drum kann ich schon mein Müthchen an ihm kühlen und meine Sache mit ihm auf die Faust, als ein ehrlicher Kerl ausmachen." — „Das ist wohl wahr," sprach Don Quixote, „aber er ist ja nicht Schuld an dem, was uns begegnet ist."

Hiedurch brachte er die Kämpfer auseinander, und fragte drauf den Ziegenhirten, obs möglich wäre, den Cardenio wieder zu finden, weil er sehr begierig auf das Ende seiner Geschichte sey? Der Hirt antwortete ihm, wie zuvor, daß er seinen Aufenthalt nicht gewiß wisse, aber er dürfte diese Gegend nur durchsuchen, so werde er ihn gewiß entweder bei Sinnen oder rasend wiederfinden.



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Seltsame Dinge, die dem Ritter Don Quixote in der Sierra Morena aufstoßen und Nachahmung der Buße des Dunkelhubsch.

Don Quixote nahm Abschied vom Ziegenhirten, bestieg wiederum den Rozinante und befahl seinem Schildknappen ihm zu folgen, der es, wiewohl sehr unzufrieden, that. Sie zogen langsam und stillschweigend fort und kamen an die rauhesten Orte des Gebirgs. Unserm Sancho drückte die Lust zu schwatzen fast das Herz ab; wegen Befehls seines Herrn aber traute er sich nicht anzufangen. Endlich konnt ers nicht länger aushalten. „Gestrenger Herr Don Quixote," sprach er, „gebt mir Euern Seegen und meinen Abschied, daß ich stracks wieder zu meiner Frau und meinen Kindern

gehe, mit denen ich doch wenigstens alles schwatzen kann, was ich will; denn mit Euer Gestrengen in den Wüsteneien Tag und Nacht herumzuziehen und nicht einmal schwatzen zu dürfen, wenn mirs ankommt, ist schlimmer als sich lebendig begraben zu lassen. Wenn nur wenigstens die Thiere noch schwatzten, wie zu den Zeiten Ysops, wärs doch nicht so schlimm. Denn da könnt ich doch mit meinem Esel schwatzen, was mir in den Schnabel käm und dabei mein Unglück vergessen. Mein Seel! es ist ein hundeloses Ding um das beständige Abenteuer suchen, wenn man am Ende doch nichts findet, als Prügelsuppen, Prellen, Steinhagel und Faustpüffe, und noch dazu nicht von sich geben darf, was man auf dem Herzen hat, und sich das Maul zuflicken lassen soll, als wär einer stumm geboren."

„Ich verstehe dich, Sancho," sprach Don Quixote; „die Fesseln, die ich deiner Zunge angelegt habe, drücken dich? Gut! Du sollst die Erlaubniß haben, Alles zu sagen, was dir einfällt; aber wohl zu merken, diese Erlaubniß dauert nur, so lange wir uns in diesem Gebirg aufhalten." — „Nun seys drum," sprach Sancho; „so will ich auch jetzt schwatzen, was das Zeug halten will; wie es darnach wird, weiß der liebe Gott. Vor allen Dingen, gestrenger Herr, sagt mir doch, warum nahmt Ihr Euch denn der Königin Magimasa, oder wie sie sonst heißt, an? Oder was verschlugs Euch, ob der Labad ihr guter Freund gewesen ist oder nicht? Hättet Ihr den Dreck nicht gerührt — denn was gieng es Euch an? Ihr waret ja nicht Richter — so hätte der närrische Kerl seine Geschichte vollends hinaus erzählt, Ihr hättet den Stein nicht auf den Leib gekriegt, und mir wären die Prügel sammt einem Dutzend Maulschellen erspart gewesen." — „Fürwahr, Sancho," versetzte Don Quixote, „wenn du so gut wie ich wüßtest, was für eine gar ehr- und tugendsame Dame die Königin Madasima gewesen, gewiß, du würdest dich wundern, daß ich noch so viel Geduld hatte, dem Kerl nicht das Maul auf ewig zu stopfen, aus dem solche Lästerungen kamen. Denn die erschrecklichste Lästerung ists zu sagen, ja nur zu denken, daß eine Königin mit einem Zahnarzte zu thun habe. Wahr ist freilich, der Meister Elisabath, welchen der Unsinnige genannt hat, war ein kluger Rathgeber und geschickter Mann, den die Königin als ihren

Oberhofmeister und Leibarzt brauchte. Aber deßhalb zu denken, daß sie ein Bißchen zu viel seine gute Freundin gewesen sey, ist eine höchst strafwürdige Raserei, und du kannst leicht sehen, daß Cardenio nicht wußte, was er sagte, weil er in dem Augenblicke schon nicht mehr bei Sinnen war.“ — „Das ists eben, was ich auch spreche,“ versetzte Sancho, „und man sollte sich aus den Worten eines Narren gar nichts machen. Denn hätt Euch das Glück nicht wohl gewollt, und der Stein wär an Euern Kopf gefahren, so gut er auf die Brust flog, da hätten wir was Schönes davon gehabt, daß wir uns der Dame angenommen, die der Henker holen mag. Und würde Cardenio nicht als ein rasender Mensch frei gewesen seyn, was er Euch auch gethan hätte?“ — „Ein fahrender Ritter,“ sprach Don Quixote, „muß gegen Kluge und gegen Narren die Ehre der Frauen vertheidigen, wer sie auch seyn mögen, wie vielmehr nicht den guten Namen so hoher und vortrefflicher Königinnen, als die Königin Madasima war, die ich wegen ihrer Vollkommenheiten insonderheit hochschätze. Denn außer ihrer Schönheit war sie sehr klug und ertrug ihre Leiden, deren sie in Menge trafen, mit großer Gelassenheit. Der gute Rath und Beistand des Meister Elisabaths, kam ihr dabei, eins wie das andre, trefflich zu Statten, und daher hat der unwissende und boshafte Pöbel ausgestreut, sie habe mit ihm zugehalten. Aber erlogen ists, zehn- und hundertfach erlogen, so Jemand dies sagt oder denkt.“ — „Ich sag und denk es nicht,“ sprach Sancho; „da mögen sies haben und wer es spricht, der wirds auf dem Brod zu essen kriegen. Haben sie beieinander geschlafen, so wirds Gott schon wissen. Ein Jeder feg vor seiner Thüre; ich weiß von nichts; was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß; wer eingebrockt hat, mags auch ausfressen; nackt bin ich geboren und nackt werd ich wieder dahin fahren; was hab ich davon? mögen sie gethan haben, was sie wollen, was schierts mich? Mancher sieht den Splitter in des Bruders Auge und den Balken in seinem eignen nicht; wer kann ein Sieb voll Wasser tragen; haben sie nicht den lieben Heiland selbst gelästert?“

„Hilf Himmel!“ schrie Don Quixote, „was für dummes Zeug stopfest du da zusammen Sancho? Wie passen denn alle

die Sprichwörter, die du da aufwärmst, auf das, wovon wir sprachen? Schweig, so lieb dir dein Leben ist; sporne du in Zukunft deinen Esel, und menge dich nicht in Sachen, die du nicht verstehst. Merk es mit allen deinen fünf Sinnen, daß alles, was ich gethan habe, thue und noch thun werde, der gesunden Vernunft sowohl, als den Rittergesetzen entspricht, die ich besser weiß als alle Ritter, die jemals auf der Welt gewesen sind.“ — „Sagt mir doch, gestrenger Herr,“ sprach Sancho, „ist denn das auch ein gutes Rittergesetz, daß wir hier wie Landstreicher in diesem Gebirge, ohne Weg und Steg umherziehen und einen Narren suchen, der, wenn wir ihn nun gefunden haben, fortfahren wird, wo er stehen geblieben ist, — nämlich nicht in seiner Erzählung, sondern an Eurem Kopf und meinen Rippen, die er kurz und klein schlagen wird.“

„Ich sage dirs nochmals, Sancho, schweig!“ versetzte Don Quixote; „denn du mußt wissen, daß ich dieses Gebirg durchziehe, nicht sowohl um jenen Wahnsinnigen wieder zu finden, sondern vielmehr eine That zu thun, mit welcher ich mir unsterblichen Ruhm und Namen in der ganzen Welt, so weit sie entdeckt ist, zu erwerben gedenke; eine That, die alles übertreffen soll, was ein fahrender Ritter nur Vollkommnes und Großes thun kann.“ — „Ist auch Gefahr dabei?“ fragte Sancho. — „Nein,“ versetzte der Ritter von der traurigen Gestalt; „das Glück müßte uns denn einen besondern Streich dabei spielen. Aber Alles hängt von deinem Eifer ab.“ — „Von meinem Eifer, gestrenger Herr?“ fragte Sancho. — „Allerdings,“ antwortete Don Quixote. „Denn kommst du bald von daher zurück, wohin ich dich schicken will, so wird auch meine Buße sich bald enden, und mein Ruhm anfangen. Damit ich dich aber nicht zu lange in Spannung halte, so wisse, Sancho, daß der berühmte Amadis von Gallien einer der vollkommensten fahrenden Ritter war. Ich thue ihm Unrecht, wenn ich sage einer; er war der erste, vornehmste und einzige, ja die Krone von Allen, die zu seiner Zeit in der Welt waren. Pfui über Don Belianis und Alle, die sich mit ihm messen wollen; sie täuschen sich, ich schwör es dir. Auch sag ich dir, wenn ein Maler in seiner Kunst berühmt werden will, so nimmt er sich die Originale der besten Meister zu Mustern seiner Nachahmung. Diese Regel gilt

von allen wichtigen Künsten und Wissenschaften, welche dienen zur Verherrlichung der Staaten, und ebenso muß es derjenige machen, der den Namen eines Weisen und Standhaften erwerben will; er muß den Ulysses nachahmen, den uns Homer als ein Muster der Klugheit und Geduld schildert; so wie uns auch Virgil in seinem Aeneas ein Beispiel kindlicher Liebe und eines klugen und tapfern Heerführers darstellt. Beide zeichnen und beschreiben ihre Helden nicht wie sie waren, sondern wie sie seyn sollten, um der Nachwelt ein Muster in ihren Tugenden zu geben. Ebenso war Amadis der Nordstern, Leuchtthurm und die Sonne aller tapfern und verliebten Ritter, dem wir Alle, die wir unter dem Pannier der Liebe und Ritterschaft streiten, billig nachahmen. Da dies nun ausgemacht ist, Freund Sancho, so muß auch derjenige fahrende Ritter, der ihm am meisten nachahmt, der Vollkommenheit in seinem Stande am nächsten kommen. Eine That aber, worin dieser Ritter seine Klugheit, Muth, Stärke, Geduld, Standhaftigkeit und Liebe am meisten zeigte, war, wie er sich, von der Prinzessin Oriane verschmäht, auf den Armuthsfelsen begab, und seinen Namen in Dunkelhübsch verwandelte, der sehr bezeichnend für die Lebensart war, die er sich ausgedacht hatte [1]. Da es mir nun leichter ist, ihm hierin nachzuahmen, als Riesen zu spalten, Schlangen zu zerhauen, Lindwürmer zu erlegen [2], Streithaufen zu zerstreuen, Heerzüge in die Pfanne zu hauen und Zaubereien zu lösen, und diese Gegend sich vorzüglich zu einem solchen Vorhaben schickt, so will ich die gute Gelegenheit ergreifen, die mir das Glück dazu darbietet."

„Aber was wollt Ihr denn eigentlich in der Wüstenei machen, gestrenger Herr?" fragte Sancho. — „Ich habe dirs schon gesagt," versetzte Don Quixote, „ich will den Amadis nachahmen und mich verzweifelnd, närrisch und wüthend stellen, wobei ichs zugleich auch dem tapfern Roland nachmachen kann, wie er an einem Brunnen die Zeichen der Schandthat fand, welche Angelica die Schöne mit

[1] Siehe Amadis von Gallien, Kap. 21.

[2] Im Amadis von Gallien, Kap. 13 [illegible] man einen [illegible] Lindwurm, die [illegible] Frucht der Blutschanderei [illegible] Liebe des [illegible] mit seiner Tochter.

Medor begangen hatte, die er sich dergestalt zu Herzen nahm, daß er rasend wurde, Bäume ausriß, das Wasser in den klaren Quellen trübte, Schäfer todtschlug, Heerden zerstreute, Hütten verbrannte,

Häuser zertrümmerte, Pferde davon trieb und tausend andre Rasereien verübte, die werth sind, in die Tafeln der Geschichte für die Ewigkeit eingegraben zu werden[1]. Gesetzt auch, ich ahme dem Roland, Orland oder Rotoland — denn er führt alle drei Namen — nicht Stück für Stück in allen Rasereien, die er that, sprach oder dachte, nach, so will ichs doch wenigstens versuchen, unter den wesentlichsten seiner Thaten mit Umsicht eine Auswahl zu treffen. Vielleicht begnüg ich mich auch nur den Amadis nachzuahmen, der, ohne solche schändliche Rasereien zu begehen, einzig mit Trauern und Klagen einen so großen Ruhm, wie jener, sich erworben hat."

„Mich dünkt," sprach Sancho, „jene Ritter, die das thaten, waren aufgebracht, und hatten wohl Ursache dazu, solche Narrheiten

[1] Siehe den rasenden Roland, Gesang 23.

und Buße zu thun; aber wer hat Euch denn was gethan, gestrenger Herr, daß Ihr ein Narr werden wollt? welche Dame hat Euch denn verachtet? oder was habt Ihr denn für Kennzeichen, daß Euer Fräulein Dulcinea von Toboso mit einem Mohren oder Christen Kurzweil getrieben habe?" — „Das ist eben der Punkt, und darin besteht die Feinheit meines Unterfangens," sprach Don Quixote, „als ein fahrender Ritter ohne Grund und Ursache ein Narr zu werden. Denn dadurch, daß ich ohne Ursache wahnsinnig werde, geb ich auf verblümte Art meiner Dame zu verstehen: geschieht das am grünen Holze, was wills nicht erst am dürren werden! Ueberdies hab ich auch Ursache genug dazu, wegen der weiten Entfernung von meiner ewigen Gebieterin Dulcinea von Toboso; denn hast du es nicht von dem Schäfer Ambrosius gehört, daß ein Abwesender Alles leidet, Alles fürchtet? Also, Freund Sancho, gieb dir keine Mühe, mich von einer seltnen, glücklichen und nie gesehnen Nachahmung abzubringen. Ich bin Narr, und will Narr bleiben, bis du mit einer Antwort auf den Brief zurückkommst, womit ich dich zu meinem Fräulein Dulcinea schicken will. Ist sie so, wie meine Treue sie verdient, so hat meine Narrheit und Buße gleich ein Ende, ist sie aber das Gegentheil, so werde ich im Ernst ein Narr werden, und dann nichts mehr fühlen. So komme ich, die Sache mag ablaufen, wie sie will, auf beide Fälle gut aus dem Handel, und freue mich entweder als Kluger des Glücks, das du mir verkündigst, oder fühle als Rasender das Unglück nicht, das mich im Gegentheile trifft. Aber sag mir, Sancho, du hast doch Mambrins Helm wohl verwahrt? Ich sah wohl, daß du ihn von der Erde aufhobst, als ihn jener undankbare Taugenichts hatte zerschlagen wollen und nicht konnte, woraus man seine vortreffliche Härte sehen kann."

„Bei Gott im Himmel!" versetzte Sancho, „Herr Ritter von der traurigen Gestalt, ich kann nicht Alles hinunterschlucken, was Euer Gestrengen sagt, und das bringt mich manchmal auf den Gedanken, daß alles, was Ihr mir von der Ritterschaft, von Eroberung der Königreiche und Herrschaften, von Inselnverschenken und andern goldnen Bergen, welche die fahrenden Ritter austheilen, vorsagt, nichts als Wind, Lug und Trug, und wenns um und um kommt,

altes Weibermärchen ist. Denn, wenn man so hört, daß Ihr ein Bartbecken vier ganzer Tage lang für Mambrins Helm haltet und davon nicht abzubringen seyd, wer sollte dann nicht denken, daß Ihr Euern Verstand verloren hättet? Ich hab das Becken in meinem Sacke ganz zerschlagen und verderbt, und wenn mir Gott die Gnade thut, daß ich wieder zu meiner Frau und Kindern nach Hause komme, will ichs mirs einmal wieder aushämmern lassen, und zu meinem Barte brauchen." — „Gieb wohl Acht!" versetzte Don Quixote, „ich beschwör dich bei demselben Gott, den du vorhin zum Zeugen angerufen hast: nie hat es einen Schildknappen gegeben, so verwahrlost an Verstand wie du. Ists möglich, du bist so lange schon bei mir, und hast noch nicht gemerkt, daß alles Thun der fahrenden Ritter ungereimt und thöricht scheint und wie eine verkehrte Welt aussieht, nicht weils wirklich so ist, sondern weil uns unaufhörlich eine Rotte Zauberer umgiebt, die all unsere Sachen nach ihrem Belieben verwandeln und vertauschen, gut oder schlimm machen, je nachdem sie uns wohl wollen oder nicht. So scheint dir dies ein Bartbecken, mir Mambrins Helm, und einem Andern wieder was anders. Es war eine große Vorsicht des Weisen, meines guten Freundes, den wahren und ächten Helm Mambrins Allen als ein Bartbecken erscheinen zu lassen: sonst hätt ich, seines hohen Werthes wegen, keinen Augenblick Ruhe: Jedermann würde mich verfolgen und mir ihn abnehmen wollen; da hingegen jetzt Niemand darnach fragt, so lang man ihn für ein Bartbecken ansieht, wie sichs auch wohl an dem Kerl zeigte, der ihn zerschlagen wollte. Hätte er ihn nur gekannt, er würde ihn gewiß nicht auf der Erde haben liegen lassen. Heb ihn auf, lieber Freund! heb ihn wohl auf, denn ich habe seiner jetzt nicht nöthig, weil ich mich vielmehr ganz entwaffnen, und so nackt einhergehen muß, als ich von Mutterleibe kam, wenn es mir einfällt, in meiner Buße mehr den Roland als den Amadis nachzuahmen."

Unter diesem Gespräch kamen sie an einen hohen Felsen, der wie abgehauen unter den ihn umgebenden Höhen dastand. An seinem Fuße floß ein sanfter Bach, und wässerte eine so grüne und angenehme Wiese, daß man seine Lust daran hatte. Eine Menge schöner

Bäume, Pflanzen und Blumen machte den Ort höchst lieblich. Diesen Platz erwählte sich der Ritter von der traurigen Gestalt zu seiner Buße. Kaum hatte er ihn erblickt, so erhob er seine Stimme, als wär er schon völlig von Sinnen: „O ihr Himmel! dies ist der Platz den ich mir wählte, mein Unglück zu beweinen, in welches ihr mich gestürzt habt! Dies ist der Ort, wo meiner Augen Naß die Wasser dieses Bächleins anschwellen, und wo meine beständigen tiefen Seufzer das Laub dieser Bäume des Gebirgs unaufhörlich bewegen sollen, zum Zeichen der Qual, welche mein durchmartertes Herz leidet. O ihr Waldgötter, wer ihr auch seyd, die ihr diese unwirthbaren Gegenden bewohnt, höret die Klagen eines unglücklichen Liebhabers, den

lange Abwesenheit und eingebildete Eifersucht in diese Wüsten treibt, die Härte und Grausamkeit jener Undankbaren zu beweinen, welche die ganze Fülle menschlicher Schönheit in sich faßt! O ihr Dryaden und Napäen, die ihr im Dickicht der Berge wohnt, — möchten doch die leichtfüßigen und geilen Satyrn, die euch nachstellen, eure süße Ruhe nie stören! — helft mir mein Unglück beklagen, oder werdet wenigstens nicht müde es zu hören! O Dulcinea von Toboso, Tag meiner Nacht, Ruhm meiner Pein, Polarstern meiner Fahrten und meines Glücks — der Himmel gebe dir welches, wenn du es verlangst! — betrachte den Ort, den Zustand, wohin mich Abwesenheit von dir gebracht hat, und antworte treulich der Festigkeit meiner Treue! O ihr einsiedlerischen Bäume, die ihr inskünftige die Gesellschaft meiner Einsamkeit seyn sollt, gebt mir durch sanftes Beugen eurer Aeste ein Zeichen, daß euch meine Gegenwart nicht beschwerlich sey! Auch du, mein Schildknappe, treuer und lieber Gefährte meiner glücklichen und unglücklichen Zufälle, präge dir wohl ein, was du mich hier thun siehst, damit du es der geliebten Urheberin dessen, was du siehst, alles erzählen kannst!"

Dies gesagt, stieg er vom Rozinante ab, nahm ihm Zaum und Sattel in einem Augenblick ab, und schlug ihn sanft mit der Hand aufs Kreuz. „Gehe hin, lieber Gaul," sprach er, „Einer, der die Freiheit verloren, giebt dir sie jetzt; so berühmt du durch deine Thaten bist, so unglücklich ist dein Schicksal. Gehe hin, trefflicher Gaul, wohin du willst, es steht dir an der Stirne geschrieben, daß dir weder Astolphes Hippogryph, noch der berühmte Frontin, der Bradamanten so theuer zu stehen kam, an Leichtigkeit beikomme."

„Dank sey es dem Spitzbuben, der uns der Mühe überhob meinen Esel abzusatteln," sprach Sancho, „da er dies sahe, ich hätt ihn wohl auch wollen auf das Kreuz klopfen, und eine wackere Lobrede halten; aber wenn ich ihn auch da hätte, ich ließ ihn gewiß nicht absatteln, denn ich wüßte nicht, warum? Was gehn ihn die Thorheiten und Redensarten eines Verliebten und Verzweifelten an? Denn sein Herr ist keins von beiden nie gewesen, und der war ich,

so lang Gott wollte. Aber hört einmal, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, wenns mit Eurem Närrischwerden und mit meiner Versendung Ernst gelten soll, wärs nicht besser, ich sattelte mir den Rozinante wieder statt meines Esels, weil ich dadurch viel Zeit auf meiner Reise ersparen könnte? Ihr wißt es, ich bin ein schlechter Fußgänger, und wenn ich zu Fuße laufen soll, weiß der liebe Gott, wann ich hin und wieder herkomme." — „Mach es so, Sancho," versetzte Don Quixote, „dein Einfall ist nicht übel; in drei Tagen sollst du abreisen; während der Zeit aber sollst du sehen, was ich für meine Dame thue, damit du es ihr erzählen kannst." — „Hm!" sprach Sancho, „kann ich denn mehr sehen, als ich schon gesehen habe?" — „Du irrst dich gewaltig," versetzte Don Quixote, „jetzt muß ich noch meine Kleider zerreißen, meine Waffen umherstreuen, mit dem Kopfe wider die Felsen rennen, und noch mehr dergleichen Dinge thun, darüber du dich wundern wirst." — „Um Gottes Willen," sprach Sancho, „Ihr werdet doch das nicht thun, gestrenger Herr? den Kopf wider die Felsen rennen? da könntet Ihr ja auf einen so steinharten Felsblock stoßen, daß auf den ersten Stoß der ganze Spaß aus wäre. Ich dächte so, wenns doch ja zum Werke nöthig ist, daß Ihr den Kopf wider etwas rennet, so wärs schon gut, wenn Ihr mit dem Kopfe ins Wasser fahret, oder sonst vor Weiches wie etwa Baumwolle stoßet, weils ja doch nur Narrenpossen sind. Das Uebrige laßt nur mir, ich wills doch dem gnädigen Fräulein weiß machen, daß Ihr gegen eine Felsenspitze gerannt seyd, die härter als ein Demant war." — „Ich danke dir für deinen guten Willen, Freund Sancho," antwortete Don Quixote, „muß dir aber sagen, daß alles dies kein Spaß, sondern lautrer Ernst ist, weil ich sonsten die Ritterordensgesetze übertreten würde, welche uns schlechterdings verbieten, eine Lüge zu sagen oder zu thun, bei Verlust des Ordens. Folglich müssen meine Kopfstöße auch wahr, ernsthaft, kräftig und keine Sophistereien noch Phantastereien seyn. Du mußt mir also auch einige Leinwand zum Verbinden da lassen, weil ich unglücklicherweise nichts mehr von dem Balsam habe." — „Schlimmer ists noch," versetzte Sancho, „daß der Esel gar fort ist, denn auf dem war Leinwand und Alles; aber ich bitt Euch,

gestrenger Herr, denkt mir doch nicht mehr an das verfluchte Gesöff; denn wenn ichs nur nennen höre, kehrt sich mir die Seele und der Magen im Leibe um. Was ich Euch auch noch bitten wollt, wäre: denkt einmal, daß die drei Tage, da ich Eure Narrheiten noch mit ansehen soll, schon um sind; denn ich will sie für geschehen und gesehen annehmen, und meiner Gebieterin Wunder über Wunder davon erzählen. Schreibt nur den Brief und fertigt mich ab, denn ich möcht Euch gar zu gerne bald aus dem Fegfeuer erlösen, worin ich Euch lasse." — „Fegefeuer nennst du es, Sancho?" sprach Don Quixote. „Nenn es lieber eine Hölle, oder noch schlimmer, wenn es was Schlimmeres giebt." — „Ach," sprach Sancho, „aus der Hölle, hab ich mein Tage gehört, nula es retentio." — „Was heißt das, Retentio? ich verstehe es nicht," sprach Don Quixote. — „Retentio heißt, wer in der Hölle ist, kommt mein Tage nicht wieder heraus," antwortete Sancho. „Doch Euch soll es anders werden, oder ich müßte die Beine nicht mehr regen können, dem Rozinante die Sporen zu geben. Bin ich nur einmal in Toboso und beim gnädigen Fräulein Dulcinea, da will ich ihr schon von Euer gestrengen Narrheiten oder Unsinn, denn es ist alles eins, die Haut so voll erzählen, daß sie geschmeidiger als ein Handschuh werden soll, wenn sie auch härter als ein Korkbaum wäre; und hab ich nur erst eine zuckerhonigsüße Antwort von ihr, husch! will ich damit durch die Luft fliegen wie ein Hexenmeister, und Euer Gestrengen aus dem Fegefeuer erlösen, das Euch eine Hölle scheint, aber wie gesagt, keine ist, weil Ihr noch Hoffnung habt, herauszukommen, was keiner hoffen darf, der in der Hölle ist, wie Ihr das selbst wißt, oder sagen werdet."

„Du hast Recht, Sancho," sprach der Ritter von der traurigen Gestalt, „aber wo nehme ich was her, den Brief darauf zu schreiben?" — „Und die Anweisung auf die drei jungen Esel dazu," schrie Sancho. — „Die sollst du haben," versetzte Don Quixote. — „Da wir aber kein Papier haben, möcht ich wohl auf große Baumblätter oder auf Wachstafeln schreiben, wie die Alten; obgleich die letztern hier eben so schwer zu finden seyn möchten, als Papier. Aber jetzt fällt mir

sie eben Flachs hechelte, oder auf der Tenne dräsche, und da wirds schön lassen, wenn die Leute so zu ihr kämen, oder sie Euch mit sammt Eurer Verehrung auslachte."

„Sancho," sprach Don Quixote, „ich hab dirs schon vielmals gesagt, daß du ein schreckliches Plaudermaul hast, und bei aller Dummheit doch manchmal spitzig seyn willst. Es geht aber nicht, guter Freund, und damit du siehst, wie dumm du bist, und wie klug ich bin, will ich dir ein kleines Geschichtchen erzählen.

„Es war einmal eine junge, schöne, reiche und lustige Wittwe, die verliebte sich in einen jungen, handfesten Laienbruder. Der Pater Prior erfuhr das Ding, und sagt einmal im Tone brüderlicher Ermahnung: Ich wundre mich, Sennora, und zwar nicht wenig, daß eine so schöne und reiche Frau von Eurem Stande, sich in einen so

niedrigen und schlechten Kerl, der so dumm als Einer ist, verliebt, da es doch in unserm Kloster so viele wackre Meister der Künste, so viele edle Doktoren der Theologie giebt, unter denen ihr das Auslesen hättet, wie unter einem Korbe voll Birnen, und sagen könntet, den will ich, jenen nicht.“ — „Hochwürdiger Herr,“ antwortete die Wittwe mit Lachen: „Ihr täuscht Euch sehr, und Euer Latein reicht hier nicht aus, wenn Ihr glaubt, ich hätte so schlecht gewählt, weil meine Wahl auf keinen Gelehrten fiel; denn wozu ich ihn haben will, dazu hat er so viel und mehr Philosophie als Aristoteles.“

„Also, Freund Sancho, wozu ich die Dulcinea brauche, ist sie so gut als die größte Prinzessin der Welt. Nicht alle Poeten haben die Damen wirklich, welche sie unter gewissen willkührlich gewählten Namen besingen. Glaubst du denn, daß es eine Amaryllis oder Phyllis gebe? oder daß die Sylvien, Dianen, Galatheen, Aliden und Andre, von denen man in Büchern, Romanzen, Barbierbuden und auf den Schaubühnen so viel hört und liest, wirkliche Mädchen von Fleisch und Bein sind? Nichts weniger. Es sind Geschöpfe der Poeten, die sie sich erdichteten, damit sie Stoff zu ihren Versen bekommen, und man sie für Leute hält, die sich aufs Lieben verstehn. Für mich ists also genug, daß ich denke und glaube, die gute Aldonza Lorenzo ist schön und ehrbar. Was geht mich ihr Herkommen an? Hat sie doch keinen Orden zu empfangen, daß ihre Geburt eine so strenge Untersuchung auszuhalten hätte. Für mich ist sie die größte Prinzessin von der Welt. Denn merks von mir, Sancho, wenn du es noch nicht weißt: zwei Dinge nur reizen vor allen andern zur Liebe: große Schönheit und guter Ruf, und dies beides besitzt Dulcinea im höchsten Grade; denn an Schönheit kommt ihr Niemand, an gutem Ruf nur Wenige bei. Mit einem Worte, ich bilde mir ein, daß Alles genau so ist, wie ich sage, und male sie nun in meiner Einbildungskraft ganz nach Wunsch aus, sowohl was Schönheit als Vortrefflichkeit anbelangt. Ihr kommt Helene nicht gleich, noch Lucretia, noch irgend eine der berühmten Frauen des Alterthums, seyen es Griechen, Lateiner oder Barbaren. Halte Jeder davon, was er will; wenn Unverständige mich tadeln, so werden Vernünftige mich loben.“

„Nun sag ichs doch,“ versetzte Sancho, „Ihr habt immer Recht, gestrenger Herr, und ich bin ein Esel. Aber wie kömmt mir doch der Esel ins Maul? Im Hause des Gehenkten soll man ja nicht vom Stricke reden. Doch, nur her mit dem Briefe, und dann, Gott behüt Euch!“

Don Quixote holte das Taschenbuch heraus, gieng ein wenig auf die Seite und schrieb in größter Ruhe. Als er fertig war, rief er Sancho und sagte, er wolle ihm den Brief vorlesen, damit er ihn auswendig lernen könnte, wenn er ihn etwa unterwegs verlöre, denn er müsse von seinem Unstern immer alles befürchten. „Ei schreibt ihn lieber zwei- oder dreimal ins Buch, und gebt mir ihn, ich will ihn schon aufheben,“ sprach Sancho. „Aber daß ich ihn auswendig lernen soll, das ist umsonst. Muß ich mich doch oft auf meinen eignen Namen besinnen, so ein schlechtes Gedächtniß hab ich. Hören möcht ich ihn aber doch. Leset mir ihn einmal, gestrenger Herr, denn ich denke, er muß wie gedrechselt seyn.“ — „So höre denn,“ sprach der Ritter.

Don Quixote an Fräulein Dulcinea von Toboso.

Selbstherrschendes, hochgepriesnes Fräulein!

Der von der Spitze Deiner Abwesenheit Verwundete, der von Liebespfeilen Durchbohrte wünscht Dir Heil, welches er selbst nicht hat, süßeste Dulcinea von Toboso. Wenn Deine Schönheit mich verachtet, wenn Deine Tugend mir nicht zu Gunsten ist, wenn Deine Verschmähung meine Wünsche trifft, so kann ich, obgleich in Leiden geübt, doch nicht mehr den Kummer ertragen, der so lange und mächtig mich drückt. Mein treuer Schildknapp, Sancho, wird Dir, schöne Undankbare und geliebte Feindin, vollständigen Bericht von dem erstatten, was ich jetzt um Deinetwillen bin. Gefällt es Dir, mir beizuspringen, so bin ich der Deinige; wo nicht, so thue, was Dir beliebt. Dann wird mein Tod Deiner Grausamkeit Genüge thun, und meinen Wunsch erfüllen.

Der Deinige bis in den Tod.

Der Ritter von der traurigen Gestalt.

„Meiner Six!“ sprach Sancho, „das ist das hochgelahrteste Ding, das ich mein Lebtage gehört habe. Der Teufel! was Ihr sagen wollt, das hat doch Alles eine Art, und wie der Ritter von der traurigen Gestalt so schön in die Unterschrift paßt! Gewiß und wahrhaftig, gestrenger Herr, Ihr müßt den Teufel im Leibe haben, denn Ihr wißt ja Alles.“ — „In meinem Stande muß man auch Alles wissen,“ versetzte der Ritter. — „Nun,“ sprach Sancho, „setzt nun auf die andre Seite auch den Wechsel, wegen der drei jungen Esel, und unterschreibt ihn ja fein deutlich, damit mans auch lesen kann.“ — „Das will ich thun,“ sagte Don Quixote, er schrieb und las Folgendes:

„Auf diesen meinen Solawechsel wollet Ihr, liebe Nichte, dem Sancho Pansa, meinem Schildknappen, drei von den fünf jungen Eseln, die ich zu Haus gelassen habe, richtig abliefern. Des Werths bin von ihm wohl vergnügt, und werde Euch gegen Empfang dieses und seiner Quittung gute Rechnung halten. Gegeben mitten in der Sierra Morena, den zweiundzwanzigsten August des jetztlaufenden Jahres.“

„So ists recht,“ sprach Sancho, „unterschreibt nun, gestrenger Herr.“ — „Es ist nicht nöthig,“ antwortete Don Quixote, „ich will nur mein gewöhnliches Zeichen darunter machen, und dann ists für drei Esel so gut unterschrieben, als für dreihundert.“ — „Ich verlasse mich auf Euch, gestrenger Herr,“ versezte Sancho. „Jezt will ich den Rozinante satteln, drauf gebt mir Euern Segen, und dann will ich fort, ohne weiter die Narrheiten abzuwarten, die Ihr thun wollt; denn ich will schon so viel erzählen, daß sie genug und satt daran haben sollen.“ — „Aber wenigstens, Sancho, sollst du mich erst nackt, und ein oder ein paar Dutzend Thorheiten begehen sehen,“ sprach Don Quixote. „Es ist schlechterdings nöthig, und in weniger als einer halben Stunde gethan. Hast du diese nur mit eignen Augen gesehen, so kannst du hernach mit gutem Gewissen auf die andern schwören, die du noch hinzusetzen willst; denn ich versichre dir, du sollst ihrer nicht halb so viel erzählen können, als ich

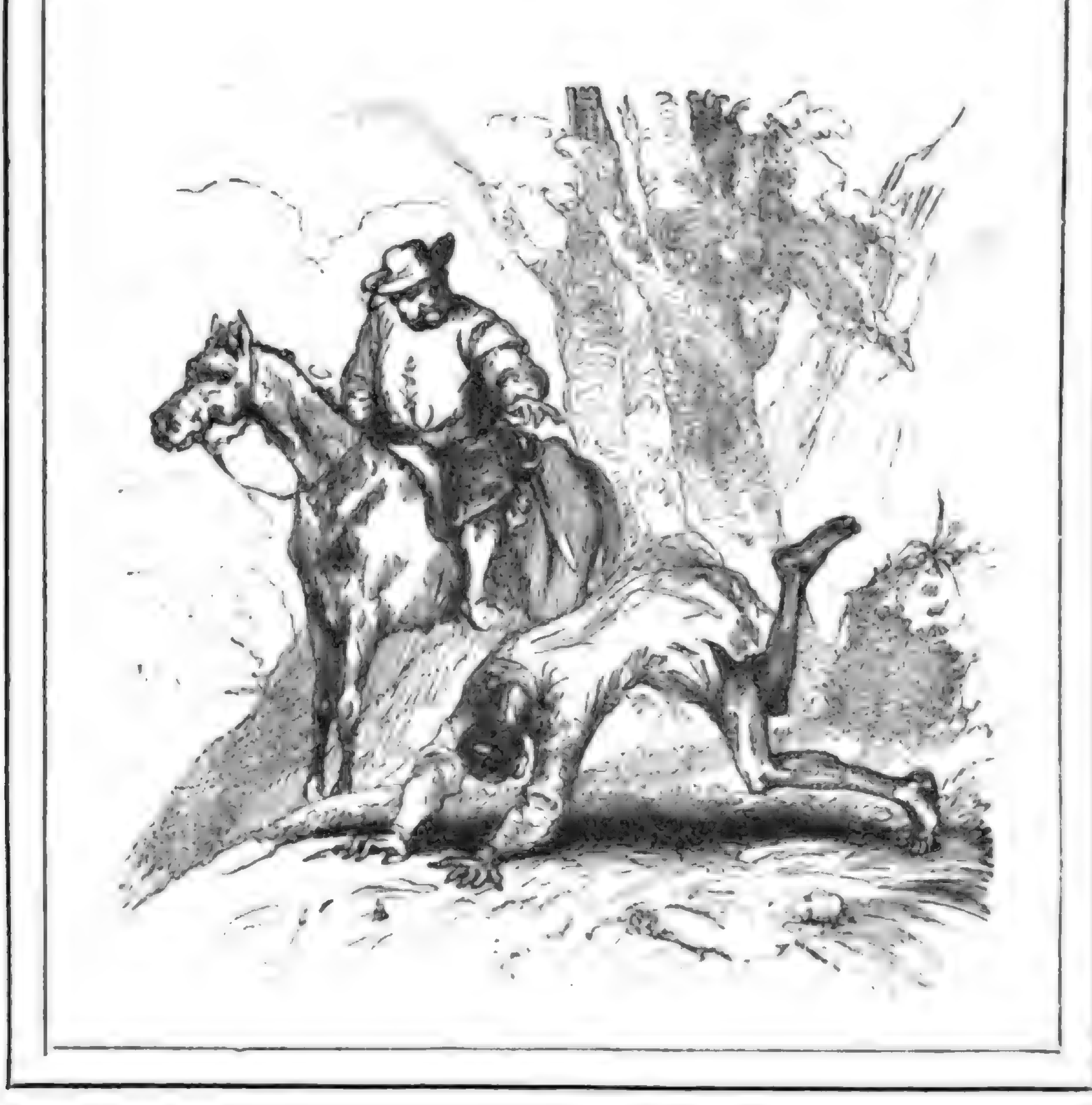
thun will." — „Um Gotteswillen, lieber Herr," sprach Sancho, „verlanget nicht, daß ich Euch nackt sehen soll, denn das würde mich so jammern, daß ich das Heulen nicht lassen könnte, und ich habe mich schon vorige Nacht so sehr über meinen armen Esel abgeheult, daß ich bald nicht mehr kann. Wenn Ihr aber doch nun ja wollt, daß ich Eure Thorheiten sehen soll, so macht sie nur angezogen, und fein kurz, was Euch am ersten einfällt. Ich habs Euch ja schon gesagt, bei mir ist dies alles nicht nöthig, und es hält mich nur auf, denn ich möchte vor mein Leben gerne bald wieder mit der guten Nachricht da seyn, die Euer Gestrengen so sehr wünscht und verdient. Das Fräulein Dulcinea mag mir nur nicht viel Sprünge machen; denn, mein Seel! wenn sie mir nicht darauf antwortet, wie sichs gebührt, will ich ihr schon die Antwort mit Maulschellen und Rippenstößen raus kriegen. Das ist nicht Manier, daß ein fahrender berühmter Ritter, wie Euer Gestrengen, so ohne Weiteres zum Narren werden soll, und noch dazu um so Einer willen. Sie soll mich nur nicht schwatzen lassen; ich will ihr schon Eins aufgeigen und mit ihr fertig werden, daß sie sich wundern soll. Dazu bin ich der rechte Kerl; sie kennt mich nur noch nicht, die gute Jungfer, aber meiner Treu! wenn sie mich kennte, so wär ich just ein Fressen für sie." — „Bei Gott! Sancho," sprach Don Quixote, „du bist nicht klüger als ich, wie es scheint." — „So närrisch bin ich nicht," versetzte Sancho, „aber bitterböse bin ich jetzt. Doch das beiseite; was wollt Ihr denn unterdessen essen, bis ich wieder komme, gestrenger Herr? Wollt Ihrs machen wie Cardenio, und den armen Schäfern das Brod nehmen?" — „Bekümmre dich darum nicht," versetzte Don Quixote. „Wenn ich auch sonst was hätte, will ich doch nichts essen, als Kräuter dieser Wiese, und Früchte dieser Bäume; denn der Hauptzweck meines Unternehmens besteht in Fasten und andern Bußen."

„Wißt Ihr aber auch, gestrenger Herr," sprach Sancho, „daß ich mir nicht traue, den Weg zu Euch wieder zu finden, so verborgen ist der Ort?" — „Merk ihn ja wohl an gewissen Kennzeichen," sprach Don Quixote, „ich werde nicht von da weggehen, und

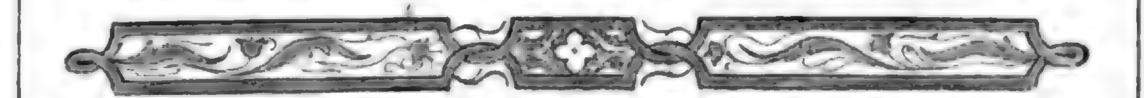
zuweilen auf die höchste Spitze des Felsens steigen, mich nach dir umzusehen. Damit du dich aber noch weniger verirren kannst, darfst du nur einige Zweige abhauen, und sie von Zeit zu Zeit hinter dir fallen lassen, bis du aus dem Gebirge hinaus bist. Die werden dir so gut als dem Theseus sein Faden im Labyrinthe dienen, mich wieder zu finden." — „Das will ich thun," sprach Sancho, und

nachdem er einen Arm voll abgehauen, bat er seinen Herrn um seinen Segen. Beide schieden mit vielen Thränen von einander. Sancho bestieg den Rozinante, den ihm sein Herr auf die Seele band,

machte sich auf den Weg, und streute von Zeit zu Zeit seine Ginsterzweige aus. Er war noch nicht hundert Schritte weit fort, so kam er schon wieder. „Gestrenger Herr," sprach er, „Ihr habt doch Recht; ich sollte doch wenigstens ein paar Narrheiten von Euch sehen, daß ich mit gutem Gewissen drauf schwören könnte, ich hätte sie gesehen, obgleich die, daß Ihr hier bleibt, die größte von allen ist, die Ihr begehen könnt." — „Sagt ich dirs nicht," sprach Don Quixote? „Warte nur, ehe du ein Credo sprechen kannst, sollen schon etliche gemacht seyn." Eiligst zog er die Hosen aus, stand halb nackt im Hemde da, machte im Hui zwei Bocksprünge in die Luft, zwei Purzelbäume, stand auf dem Kopfe, und gab dabei



so schöne Sachen blos, daß Sancho, um den Jammer nur nicht länger mit anzusehen, den Rozinante herumlenkte, und sehr vergnügt von dannen ritt, daß er nun darauf schwören könne, sein Herr sey ein Narr worden. Wir wollen ihn ziehn lassen, bis er wieder kommt, welches nicht lange werden wird.



Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Weiterer Bericht von den Liebesgrillen, denen sich Don Quixote in der Sierra Morena hingab.

Es erzählt die Geschichte, was der Ritter von der traurigen Gestalt ferner gethan habe, folgendergestalt: Als Don Quixote unten halb nackt, oben halb bekleidet seine Luftsprünge und Purzelbäume vollendet hatte, und Sancho, ohne mehr Narrheiten abzuwarten, fortgeritten war, bestieg jener eine hohe Felsenspitze, und überlegte da eine Sache, die er zwar schon oft durchdacht, in der er aber noch nie zu einem Schlusse hatte kommen können. Es war nämlich die Frage: welches besser und angemeßner sey, dem Roland in seiner Raserei, oder dem Amadis in seiner Schwermuth nachzuahmen? „Es ist wahr,“ sprach er bei sich selbst, „daß Roland ein so großer und tapfrer Ritter gewesen, wie Alle sagen, ist kein Wunder, denn er hatte sich durch Zauberei fest gemacht, und man konnte ihn nicht tödten, außer durch einen Nadelstich in die Fußsohle; daher er auch allezeit Schuhe mit sieben

eisernen Sohlen trug [1]. Aber was halfen ihm all seine Ränke gegen Bernhardo del Carpio, der sie schon kannte, und ihn bei Ronzeval in seinen Armen erdrückte? Doch mit seiner Tapferkeit habe ich ja nichts zu thun, seine Narrheit ists, die ich hier brauche. Wahr ists, daß er den Verstand verlor über den Zeichen, die er im Haine fand, und über der Nachricht, die ihm der Schäfer gab, daß Angelica mit Medor, dem lockigen Mohren, dem Edelknaben Agramants, mehr als zweimal ein Mittagsschläfchen gemacht habe. Da er nun wußte, daß dies wahr sey, und daß seine Dame ihm diesen Schimpf angethan habe, so war es eben nichts besonderes, wenn er närrisch wurde. Wie kann ich aber seiner Raserei nachahmen, da ich nicht denselben Grund dazu habe? Denn das wollt ich wohl beschwören, daß meine Dulcinea von Toboso in ihrem Leben keinen Mohren in seiner Tracht gesehen hat, und daß sie noch so rein und unbescholten ist, als ihre Mutter sie gebar. Ich würde ihr also offenbar Unrecht thun, wenn ich Rolands Narrheit erwählte und ihr somit etwas der Art zur Last legte. Auf der andern Seite sehe ich, daß Amadis von Gallien, ohne den Verstand zu verlieren und Rasereien zu begehen, seiner Liebe wegen eben so berühmt wurde als jener. Denn alles, was er that, als er sich von Dame Oriana verachtet sah, die ihm befohlen hatte, nicht eher wieder vor ihr zu erscheinen, bis sie es ihm erlaubte, war, daß er sich mit einem Einsiedler auf den Armuthsfelsen begab, und sich da recht satt weinte, bis der Himmel sich seines Leidens erbarmte und ihm Hilfe sandte, wie seine Historia besagt. Ist dies nun wahr, wie ich nicht anders weiß, warum soll ich mir die Marter anthun, mich nackt ausziehn und diesen Bäumen Schaden zufügen, die mir doch kein Leid gethan haben? Es lebe Amadis und sein Andenken! und Don Quixote von der Mancha ahme ihm nach, so viel er kann; von dem man ebenso wie von Jenem sagen soll, daß er, wenn er auch keine Großthaten vollbrachte, doch im Versuche großer Thaten starb. Und bin ich nicht von meiner Dulcinea verachtet und verstoßen, so bin ich doch von ihr entfernt. Und dies ist genug. Wohlan, Hand ans

[1] Nicht Roland, sondern Ferragus trug solche Sohlen. Orlando Furioso canto 12.

Werk! Kommt und erscheinet mir im Gedächtniß, ihr Thaten des Amadis, und zeiget mir, wo ich anfangen soll, euch nachzuahmen! Aber ich weiß es schon: Beten war das Meiste, was er that. Dies will ich auch thun."

Darauf machte sich unser Ritter aus einigen großen Galläpfeln von einem Korkbaume, die er an einander reihte, einen Rosenkranz. Was ihm aber am meisten leid that, war, daß er hier nicht auch einen

Einsiedler hatte, dem er beichten und der ihn trösten könnte. Seine gewöhnliche Unterhaltung war also, daß er auf der kleinen Wiese hin und wieder gieng, und viele Verse, die theils Liebesklagen, theils Lobeserhebungen seiner Dulcinea enthielten, in Baumrinden und lockern Sand schrieb. Die meisten derselben sind verloren gegangen;

alles was sich nachher davon gefunden hat und was man noch lesen konnte, ist folgendes Fragment:

Ihr Blumen, die ihr diese Trift bekleidet,
Ihr Bäume, grün und stattlich ausgebreitet,
Wofern ihr euch an meinem Schmerz nicht weidet,
So hört, hört an, was meine Seele leidet.
Zwar nicht betrüben will ich euch hiemit,
Vernehmt nur, wer ich bin, so sind wir quitt:
Hier weint und grämt sich sicherlich zu Tode
Der liebeskranke, ganz marode,
Der edle Ritter Don Quixote;
Ihm steht der Sinn
Weit in die Ferne hin,
Zur Dulcinea, zur Toboserin.

Wer liebte treuer je, wer unverwandter,
Als ich Verschmähter, ich so ganz Verbannter,
Ich Tiefgebeugter, Armer, Hirnverbrannter?
Und doch ist mir der Grund ein unbekannter.
Kein Wort von Hoffnung mehr, von Glück und Heil!
Mich führt die Liebe toll am Narrenseil.

Verzehret euch, ihr Wangen blaß, und bläßer,
Weint euch, ihr Augen, immer näßer,
Weint, um zu füllen ganze Fäßer.
Mir steht der Sinn
Weit in die Ferne hin,
Zur Dulcinea, zur Toboserin.

Frei in die Welt, thatkräftig zog der Ritter
Und schmachtet jetzt in diesem Felsengitter;
Die wackre Lanze gieng ihm gleich in Splitter
An deiner Brust von Stein, — ist das nicht bitter?
Getroffen hat mich Amor, dieser Wicht,
Doch mit dem Stecken, mit dem Stengel nicht,
Traf mich, von hinten zielend, ganz kommode,
Und drüber härmt sich nun zu Tode
Der edle Ritter Don Quixote.
Ihm steht der Sinn
Weit in die Ferne hin,
Zur Dulcinea, zur Toboserin.

Der Zusatz „Toboserin" zum Namen der Dulcinea machte Alle lachen, die nachmals diese Verse lasen; denn, sagten sie, Don Quixote müsse geglaubt haben, man verstehe sein ganzes Gedicht nicht, wenn er nicht Toboserin zu Dulcinea setze; und sie trafens auch, wie er hernach selbst bekannt hat. Er hatte noch viele andre geschrieben, aber, wie gesagt, man konnte außer diesen drei Strophen

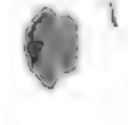
nichts Ganzes herausbringen. Hiemit und mit Seufzen, Anrufen der Faunen und Waldgötter, der Nymphen in den Flüssen und des klagenden Echos, daß sie ihm zuhören, antworten und Trost geben sollten, vertrieb er sich die Zeit und suchte Kräuter zu seinem Unterhalte, bis Sancho wieder käme. Wäre dieser so gut drei Wochen als drei Tage ausgeblieben, so hätte er gewiß den Ritter von der traurigen Gestalt so übel zugerichtet und entstellt gefunden, daß ihn selbst die Mutter, die ihn gebar, nicht würde gekannt haben. Lassen wir ihn indessen seufzen und dichten, und sehen, wie es Sancho Pansa auf seiner Gesandtschaft gieng.

Als er heraus auf die Heerstraße war, suchte er den Weg nach Toboso, und kam Tages darauf an die Schenke, wo ihn das Unglück der Prelle getroffen hatte. Kaum erblickte er sie, so däuchte ihm schon, er flöge wieder in die Luft. Hineinzugehen hatte er keine Lust, ob es gleich Zeit zum Mittagsbrode war und er großen Trieb hatte, einmal was Warmes zu essen, weil seine Nahrung seit langer Zeit nur in kalter Küche bestand. Diese Nothdurft trieb ihn wenigstens sehr nah zur Schenke, aber noch immer war er zweifelhaft, ob er hineingehen solle oder nicht. Als er so unentschieden da stand, kamen zwei Leute heraus, die ihn sogleich erkannten und deren einer zum andern sagte: „Herr Licentiat, ist der Reiter dort nicht Sancho Pansa, den, wie die Haushälterin sagte, unser Abenteurer als Waffenträger mitgenommen hat?“ — „Allerdings ist ers,“ antwortete der Licentiat, „und das ist auch Don Quixotes Pferd.“ Sie mußten ihn wohl kennen, denn es war der Pfarrer und Barbier aus Sancho's Dorfe; sie, eben dieselben, welche das peinliche Gericht über unsers Ritters Bücher gehalten hatten. Da sie nun den Sancho und Rozinante sogleich erkannt hatten, giengen sie auf ihn zu. „Freund Sancho Pansa, wo habt Ihr Euern Herrn?“ rief der Pfarrer. Sancho erkannte sie gleich auch, beschloß aber, Aufenthaltsort und Zustand seines Herrn geheim zu halten. „Mein Herr,“ sprach er, „ist an einem gewissen Orte mit einem gewissen Werke beschäftigt, das viel auf sich hat, das ich aber nicht entdecken kann und sollten mir die Augen aus dem Kopfe gekratzt werden.“ — „Nein, nein, Sancho Pansa,“ sprach der Barbier,

„wenn Ihr uns nicht sagt, wo Euer Herr ist, so glauben wir, Ihr habt ihn todt geschlagen und beraubt, weil Ihr auf seinem Pferde reitet. In allem Ernste, schafft den Herrn des Kleppers her, oder es soll Euch der und jener —“ — „Mir braucht Ihr eben nicht so zu drohen, ich bin kein Spitzbube noch Todtschläger. Ich lasse jeden sterben, wie's ihm bestimmt ist und wie Gott will, der ihn gemacht hat. Mein Herr ist mitten in der Sierra Morena und thut nach Herzenslust Buße.“ Und nun erzählt er ihnen der Reihe nach, in welchem Zustande er den Ritter verlassen, was ihm für Abenteuer begegnet wären und wie jetzt er einen Brief an Fräulein Dulcinea von Toboso, Lorenzo Corchuelos Tochter bestellen solle, in die sein Herr bis an die große Zehe verliebt sey.“ Beide erstaunten über Sancho Pansas Erzählung, und ungeachtet sie Don Quixotes Narrheit genau kannten, wunderten sie sich doch aufs Neue darüber. Sie forderten von Sancho den Brief an das Fräulein Dulcinea von Toboso. „Er steht in der Schreibtafel,“ sprach Sancho, „mein Herr hat befohlen, ich soll ihn im nächsten Dorf abschreiben lassen.“ — „Das will ich thun,“ sagte der Pfarrer, „und zwar recht zierlich. Zeigt ihn nur her.“ Sancho fuhr mit der Hand in das Brusttuch, suchte, und fand es nicht, hätte es auch nicht gefunden, und würde er heute noch suchen; denn Don Quixote hatte es behalten, und er vergessen, es ihm abzufordern. Als Sancho sah, daß ers nicht hatte, ward er leichenblaß im Gesicht, durchsuchte sich nochmals am ganzen Leibe, ob ers nicht irgendwo finden könnte; aber umsonst. Nun fuhr er sich mit beiden Fäusten in den Bart, riß ihn fast halb aus, und schlug sich ein halb dutzendmal so grausam ins Gesicht und auf die Nase, daß ihm das Blut darnach lief. Der Pfarrer und Barbier fragten, was ihm denn fehle, daß er so grausam mit sich umgienge? „Was soll mir fehlen,“ versetzte Sancho, „als daß ich, wie man eine Hand umwendet, drei Esel verloren habe, davon jeder wenigstens ein Schloß werth war?“ — „Und wie das?“ fragte der Barbier. „Weil ich die Schreibetafel verloren habe,“ antwortete Sancho, „worin der Brief an Dulcinea stand, und auch für mich ein Anweisezettel von meinem Herrn auf drei junge Esel, die ich von den vieren oder fünfen, die er noch zu Hause hat,

kriegen sollte." Zugleich erzählte er ihnen den Verlust seines Grauschimmels. Der Pfarrer tröstete ihn, und versprach, wenn sie seinen Herrn fänden, wollte er ihm einen andern Wechsel verschaffen, der, wie sichs gehöre, auf Papier geschrieben seyn müßte, denn ein ins Taschenbuch geschriebner sey ohnedies nicht gültig. Hiemit tröstete sich Sancho und sprach, wenn er sich drauf verlassen könnte, so machte er sich nicht viel draus, denn den Brief an die Dulcinea wisse er fast auswendig, und könne ihn aufschreiben lassen, wo er wolle. „Sagt ihn einmal her, Sancho," sprach der Barbier, „damit wir ihn hernach aufsetzen." Sancho fieng an, nachzusinnen, kratzte sich am Kopfe, stand bald auf dem, bald auf jenem Beine, guckte bald gen Himmel, bald auf die Erde, und nagte sich fast die eine Fingerspitze ab, aber es wollte kein Brief kommen. Endlich, nachdem er sie lange genug hatte warten lassen, sprach er: „Bei Gott! hochwürdiger Herr, der Teufel muß sein Spiel haben, da kann ich mich nicht wieder auf den Brief besinnen, und wenn ich mich zerrisse. Den Anfang weiß ich noch, der hieß: Hochgebornes, wohlgerittenes Fräulein." — „So kanns nicht geheißen haben," sprach der Barbier: „hochgebornes, wohlgelittenes oder gepriesnes Fräulein wird dort gestanden haben." — „Meiner Treu! Ihr habts getroffen," versetzte Sancho. „Und wenn ich mich recht erinnre, giengs darnach so: der Geschlagne, Mißhandelte und Verwahrloste küßt Euer Gnaden die Hand, undankbare, gänzlich unbekannte Schöne. Und drauf schwatzt er, ich weiß nicht was, von Heil und Unheil, das er ihr schickte, und darnach hieß es zuletzt: der Eurige bis in den Tod, der Ritter von der traurigen Gestalt."

Sancho Pansas treues Gedächtniß machte beiden Herren vielen Spaß. Sie lobten ihn, daß er eine Sache so gut merken könnte, und baten ihn, daß er ihnen den Brief noch ein paarmal vorsagte, damit sie ihn auch merken und zu seiner Zeit aufschreiben könnten. Sancho thats noch dreimal, und immer närrischer, immer toller. Mitunter erzählte er auch, was seinem Herrn widerfahren war; aber von der Prelle, die er in dieser Schenke genossen hatte, sagte er kein Wörtchen. Er erzählte auch, daß sein Herr, sobald nur gute Nachricht vom Fräulein Dulcinea von Toboso gekommen seyn



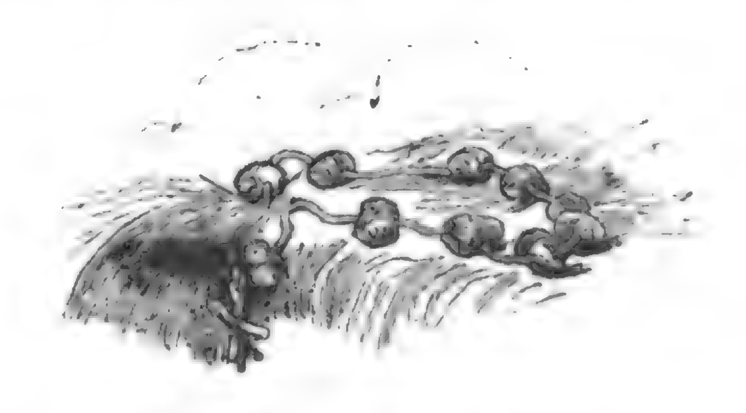
würde, sich sogleich auf den Weg machen wollte, Kaiser oder wenigstens Monarch zu werden; denn so hätten sie's Beide verabredet. Das werde ihm auch nicht schwer werden, wegen der Tapferkeit seiner Person und der Stärke seines Arms. Sobald dies geschehen wäre, wolle Don Quixote ihn verheirathen, denn bis dahin müsse er Wittwer seyn, da könne es gar nicht fehlen, — und zwar mit der Hofdame einer Kaiserin, die ein großes Reich auf dem Festlande zu erben hätte, und nicht etwa Inseln; denn von Inseln wolle er nichts mehr wissen.

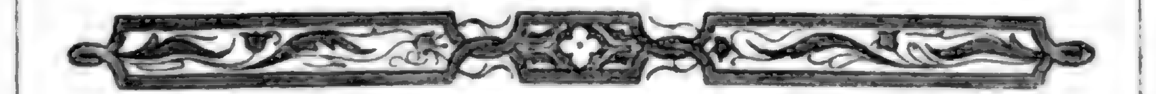
Dies alles sagte Sancho so gelassen und kaltblütig, und wischte sich von Zeit zu Zeit so unbefangen die Nase dazu, daß Beide aufs neue erstaunten, wie stark Don Quixotes Narrheit seyn müsse, daß sie in so kurzer Zeit auch diesem armen Teufel den Kopf habe verrücken können. Sie wollten sich nicht vergebens bemühen, ihn aus seinem Irrthume zu reißen. Denn da es eine unschuldige Narrheit war, womit er sich trug, dachten sie, könnten sie ihn immer noch eine Weile dabei lassen, weil sie ihnen Spaß machte. Sie sagten ihm also, er sollte nun fein fleißig für seines Herrn Wohl beten, und dann sey es leicht möglich, daß er mit der Zeit Kaiser, wenigstens Erzbischof oder so dergleichen etwas Großes werde.

„Hochwürdiger Herre," sprach Sancho, „wenns nun irgend meinem Herrn einfiele, nicht Kaiser, sondern Erzbischof zu werden, möcht ich doch wohl wissen, was die fahrenden Erzbischöfe ihren Schildknappen zur Belohnung geben?" — „Was sonst," antwortete der Pfarrer, „als eine Präbende, einen Pfarr- oder Küsterdienst mit einer fetten Besoldung, ungerechnet die Accidenzien, die immer fast eben so hoch kommen?" — „Aber," versetzte Sancho, „da muß der Schildknapp ja keine Frau haben, und bei der Messe wenigstens helfen können? Das Gott erbarm! wenns das ist, da bin ich übel dran, denn ich habe Frau und Kind, und kann nicht einmal den ersten Buchstaben im ABC. Ach! was würde da aus mir werden, wenn mein Herr sich in den Kopf setzte, lieber Erzbischof als Kaiser zu werden, wie es doch sonst bei fahrenden Rittern immer der Brauch ist?" — „Laßt Euch keine graue Haare drum wachsen, Sancho," sagte Meister Niklas, „wir wollens Eurem Herrn schon rathen, ja ihm eine Gewissenssache draus machen, daß er lieber Kaiser

als Erzbischof werden soll, da er sich ohnedies zu jenem besser schickt, weil er mehr tapfer als gelehrt ist." — „Das hab ich auch gedacht," sprach Sancho, „ungeachtet ich Euch das sagen muß: er weiß Alles. Ich meines Theils will unsern Herrn Gott bitten, daß er ihm das Gottseligste in den Sinn geben möchte, wobei er auch mich am besten bedenken kann." — „Ihr sprecht als ein kluger Mann," sagte der Pfarrer, „und werdet, wenn Ihrs so macht, wie ein guter Christ handeln. Am nöthigsten ist jetzt, daß wir drauf denken, Euern Herrn von der unnützen Buße abzubringen, die er thut, wie Ihr sagt. Um nun hierüber nachzudenken, und die rechten Mittel herauszufinden, wird es am besten seyn, wenn wir in die Schenke gehen und unser Mittagsbrod essen, weil es Zeit ist." — „Geht nur alleine hin," sprach Sancho, „ich will hier auf Euch warten, und Euch hernach die Ursach sagen, warum ich nicht hinein gieng, noch hinein gehen kann. Aber das bitt ich Euch recht sehr, schicket mir einen Bissen Warmes zu essen heraus, und auch Gerste für meinen Rozinante." Sie giengen hinein, und bald brachte ihm der Barbier Essen.

Als Beide, der Pfarrer und der Barbier, sich berathschlagten, wie sie's mit unserm Ritter angreifen sollten, kam dem Pfarrer ein vortrefflicher Gedanke, auf welche Art ihm am besten beizukommen seyn möge. „Hört, Meister Niklas," sprach er, „es ist mir eingefallen, ich will mich in ein herumziehendes Fräulein verkleiden, und Ihr müßt Euch, so gut Ihr könnt, auch verkappen, und mein Stallmeister werden. So will ich hin zu Don Quixote, und mich für ein bedrängtes und nothleidendes Fräulein ausgeben, ihn bitten, er wolle mir gewähren eine Gab, und dies zu thun wird er sich als ein tapfrer fahrender Ritter nicht entbrechen können. Die Gabe, um die ich ihn bitten will, wird seyn, daß er mit mir gehe, wohin ich ihn führe, und mich wegen einer Schmach räche, die mir ein böser Ritter angethan hat. Zugleich will ich ihn bitten, daß er nicht von mir verlange, meine Maske abzunehmen, noch mich um meine Umstände frage, bis er den treulosen Ritter gestraft, und mir Genugthuung verschafft habe. Ich glaube gewiß, Don Quixote wird blindlings darauf eingehen, wenn man ihm diese Falle stellt, und so bringen wir ihn von hier weg nach Hause, und können sehen, ob irgend noch ein Mittel für seine große Narrheit sey."





Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Pfarrer und Barbier ihr Vorhaben ins Werk setzen, sammt andern wichtigen Dingen.

Lustig genug dünkte dem Barbier der Einfall des Pfarrers, so daß er kaum die Zeit erwarten konnte, ihn auszuführen. Sie baten die Wirthin um einen Weiberrock und eine Haube, und ließen ihr dafür des Pfarrers neuen Priesterrock zum Pfande. Der Barbier machte sich einen Bart von einem grauen Ochsenschwanz, worin der Wirth seinen Kamm stecken hatte. Die Wirthin fragte sie, was sie denn mit den Sachen machen wollten? Der Pfarrer erzählte Don Quixotes Narrheit und wie diese Verkappung nöthig sey, ihn aus dem Gebirge zu kriegen, wo er jetzt wäre. Nun besannen sich der Wirth und die Wirthin, daß dieser Wahnsinnige ihr ehemaliger Gast mit dem Wunderbalsam und der Herr des geprellten Schildknappen sey, und erzählten drauf dem Pfarrer Alles, was bei ihnen vorgefallen war, und was Sancho so heilig verschwiegen hatte. Drauf zog die Wirthin den Pfarrer so artig an, daß mans nicht besser wünschen konnte. Sein Anzug bestand aus einem Tuchrocke mit handbreiten ausgehackten schwarzen Sammtborden, und einem Leibchen von grünem Sammt, mit Streifen von weißem Atlas eingefaßt; beides mußte

aber gewiß noch unter der Regierung des Königs Bamba gemacht seyn. Die Haube wollte sich der Pfarrer nicht aufsetzen lassen, sondern griff zu einer feinen weißen durchnähten Mütze, die er gewöhnlich des Nachts führte, band sie auf der Stirne mit einem Strumpfbande von schwarzem Tafft zusammen, und verdeckte sich mit dem andern Gesicht und Bart. Ueber die Mütze stürzte er den Hut, der so groß war, daß er ihm statt eines Sonnenschirmes dienen konnte. Drauf nahm er seinen Mantel um, und setzte sich nach Weiberart auf sein Maulthier. Der Barbier machte sich nicht minder seinen halb rothen, halb schwarzen Ochsenschwanzbart, der bis an den Gürtel reichte, zurecht, und bestieg auch sein Thier. Sie nahmen von Allen Abschied, unter Andern auch von der guten Maritornes, welche, obgleich selbst eine arme Sünderin, doch einen Rosenkranz zu beten versprach, daß ihnen Gott in einem so schweren und christlichen Vorhaben Gnad und Segen verleihen möchte.

Kaum hatten sie die Schenke verlassen, so wandelte den Pfarrer ein Gewissenszweifel an, obs nämlich nicht Sünde, oder doch wenigstens unschicklich sey, daß ein Priester sich so verkleide, ob er gleich ein gutes Werk dadurch thun könne. Er entdeckte ihn dem Barbier, und sagte, sie wollten mit den Kleidern tauschen. „Es ist besser,

Meister Niklas," sprach er, „Ihr seyd das bedrängte Fräulein und ich mache den Stallmeister; denn auf diese Art schände ich doch weniger meine Würde. Wenn ihr den Tausch nicht annehmen wollt, so gehe ich keinen Schritt weiter, und sollte Don Quixote der Teufel holen." Hier kam Sancho zu ihnen und konnte sich des Lachens nicht enthalten, da er sie in dem Aufzuge sah. Der Barbier that dem Pfarrer seinen Willen, und während er sich umkleidete, unterrichtete ihn der Pfarrer, wie er sich bei unserm Ritter verhalten und was er ihm sagen sollte, um ihn zu vermögen, daß er mit ihnen gehe und den Ort seiner unnützen Buße verlasse. Der Barbier antwortete, man brauche ihm weiter nichts zu sagen, er wolle seine Sachen schon machen; verkleiden wolle er sich aber erst, wenn sie Don Quixoten näher wären. Er packte also seine Kleider zusammen, der Pfarrer legte seinen Bart an und so folgten sie Sancho Pansa nach, der ihnen unterwegs erzählte, was ihnen mit dem Wahnsinnigen in der Sierra begegnet war. Den Fund des Mantelsacks aber verschwieg er ihnen weislich, denn so dumm er auch aussah, war er doch ein durchtriebner Schalk.

Tags darauf kamen sie an die Zweige, welche Sancho ausgestreut hatte, seinen Herrn wieder zu finden. Er bemerkte sie und sagte ihnen, sie wären nun am Eingange und könnten sich immer verkleiden, wenn sie seinen Herrn dadurch von der Buße abbringen wollten; denn sie hatten es ihm zuvor gesagt, diese Kleidung sey schlechterdings nothwendig, um seinen Gebieter von der traurigen Lebensweise zu bekehren, die er erwählt habe. Sie banden ihm daher auch die äußerste Verschwiegenheit ein, und daß er sich stellen solle, als kenne er sie nicht. Wenn ihn, wie dies vorauszusehen sey, sein Herr fragen werde, ob er der Dulcinea den Brief überbracht habe, solle er nur sagen, ja; da sie aber weder lesen noch schreiben könne, habe sie ihm nur mündlich befohlen, er solle bei Vermeidung ihrer Ungnade augenblicklich zu ihr kommen, weil viel daran gelegen sey; denn hiedurch und durch das, was sie selbst ihrer Seits dem Ritter noch sagen wollten, hofften sie gewiß ihn auf bessere Wege zu bringen und dahin zu vermögen, daß er sich gleich aufmache,

Kaiser oder Monarch zu werden, und so habe er, Sancho, auch das Erzbischofwerden nicht zu befürchten.

Alles dies hörte Sancho andächtig mit an, merkte sichs wohl und dankte ihnen sehr für die gute Absicht, die sie hätten, seinem Herrn zu rathen, lieber Kaiser als Erzbischof zu werden. „Denn," sprach er, „ich denke so bei mir, die Kaiser können doch ihre Schildknappen immer besser belohnen und versorgen, als fahrende Erzbischöfe. Indessen wirds doch immer gut seyn, wenn ich ein bischen vorausgehe, meinen Herrn aufsuche und ihm die Antwort seiner Dame bringe. Vielleicht ist diese allein hinreichend, ihn vom Flecke zu treiben, ohne daß Ihr Euch so viele Mühe geben dürft." Sie billigten seinen Einfall und versprachen, ihn hier zu erwarten, bis er mit Nachrichten von seinem Herrn wieder kommen würde. Hiemit verließ sie Sancho auf einem angenehmen Platze, dem ein kleiner Bach nebst einigen Bäumen Schatten und Kühlung gab, und trat in die Felsenklüfte des Gebirges, seinen Herrn zu suchen. Es war ungefähr Nachmittags um 3 Uhr, mitten im August, da sie hier ankamen, und die Hitze, die in diesen Gegenden ohnedies heftig ist, brannte fast unerträglich; um so erwünschter also war ihnen das Plätzchen, wo sie Sancho erwarten wollten. Als sie nun Beide ganz ruhig im Schatten dalagen, hörten sie eine Stimme, welche, ohne Begleitung eines Instruments, sehr lieblich sang. Sie wunderten sich nicht wenig, denn dies war gar nicht der Ort, wo sie einen so angenehmen Sänger erwarten konnten; und obgleich immer viel von schönsingenden Schäfern in den Wäldern gesagt wird, so sind es am Ende doch nur Geschöpfe der Poeten, wie man weiß. Ihre Verwunderung stieg, da sie hörten, daß die Stimme nicht etwa ein bäurisches Lied, sondern folgende Verse sang, die von einem feinen Manne herrühren mußten.

Was macht mir schaal die lange Zeit?
Abwesenheit;
Was doppelt traurig meine Flucht?
Die Eifersucht;
Und was noch größer meine Pein?
Verschmäht zu seyn.

Da seh ich keinen Hoffnungsschein,
Da hilft nicht Arzenei:
Entfernt, verschmäht, voll Argwohns seyn —
O diese bösen Drei!

Wer hat gesät dies Ungemach?
Die Liebe, ach!
Wer ließ gedeihn die Unglücksaat?
Des Himmels Rath;
Wer leuchtete dazu so gern?
Mein böser Stern.
So bleibt mir stets die Hoffnung fern,
Umsonst ist Arzenei:
O Liebe, Himmel, böser Stern,
O weh', ihr mächt'gen Drei!

Wer tilgt des alten Uebels Spur?
Der Wahnsinn nur;
Wer schafft mir neue Liebesgluth?
Der Wankelmuth;
Wer rettet mich aus aller Noth?
Allein der Tod.
Drum zieh' ich vor die alte Noth
Dergleichen Arzenei'n;
Denn Wahnsinn, Wankelmuth und Tod —
Respekt vor diesen Drei'n.

Die Trefflichkeit der Stimme, zumal in dieser Jahreszeit und in dieser Stunde, erfüllte sie mit Verwunderung und Vergnügen. Sie verhielten sich daher ruhig, in Erwartung, noch ein Lied zu hören. Da aber eine lange Pause eintrat, wollten sie eben herausgehen, um den Musiker zu suchen, als zum zweitenmale seine Stimme ertönte und folgendes Sonnet vernehmen ließ:

O heil'ge Freundschaft! müde dieser Welt,
Bist du mit leichten Schwingen uns entflogen,
Um da zu wohnen, wo in goldnem Bogen
Die Sterne kreisen um der Sel'gen Zelt.

Drüm ist die Freundschaft, die sich uns gesellt,
Ein Trugbild, das dein Kleid nur angezogen,
Das, wenn es kurze Freuden uns gelogen,
Für immer die Erinnerung vergällt.

O kehre von den Himmeln, wo du weilest,
Holdsel'ge Freundschaft, wieder zu dem Staube,
Laß dich herab, der Menschen Gast zu werden!

So du den Trug nicht zu entlarven eilest,
So wird ihm bald das Heiligste zum Raube,
Und sicher steht hinfort nichts mehr auf Erden.

Der Gesang schloß mit einem tiefen Seufzer. Beide horchten, ob die Stimme fortsingen würde. Da sie aber nichts als Schluchzen und trauriges Wehklagen hörten, beschlossen sie zu untersuchen, wer der so liebliche und wehmüthige Sänger sey. Sie giengen nicht weit, so sahen sie hinter einem Felsen einen Menschen von eben der Gestalt und Tracht, als Sancho Pansa ihnen, bei seiner Erzählung, den Cardenio beschrieben hatte. Als dieser sie erblickte, schien er nicht überrascht, sondern ließ den Kopf zur Brust herabhängen, wie ein tiefdenkender Mensch, ohne die Augen aufzuschlagen und sie anzusehen, bis sie vor ihm standen. Der Pfarrer, der ein wohlwollender Mann war, und schon sein Unglück kannte, gieng zu ihm hin, und bat ihn kurz, aber sehr höflich, er möchte doch diese elende Lebensart verlassen, damit er nicht sein Leben dabei verlöre, was vollends das größte Unglück seyn würde. Cardenio war damals völlig bei Verstande, und hatte keinen von den Anfällen, die ihn oft außer sich selbst setzten. Da er nun beide in einer hier ganz ungewöhnlichen Tracht erblickte, und sie schon ganz bekannt von seinen Umständen mit ihm sprechen hörte (denn der Pfarrer hatte Einiges davon mit einfließen lassen), stutzte er ein wenig. Endlich brach er aus: „Wer Ihr auch seyn möget, meine Herren, so sehe ich doch, daß der Himmel, der für die Guten sorgt (freilich auch oft für die Bösen), mir, ohne daß ich es verdiene, in diese rauhe und menschenleere Wüste gute Leute schickt, die mir meine verkehrte Lebensart vorhalten, und mich auf

beßre Wege zu bringen suchen. Da sie aber nicht so gut wie ich wissen, daß ich, wenn ich auch diesem Unglück entgehe, wieder in ein neues und größres falle, so könnten sie mich leicht für einen blöden, oder gar seiner Vernunft beraubten Menschen halten. Und kein Wunder wär es; denn ich selbst sehe ein, das allzulebhafte Andenken meiner Unglücksfälle reißt mich oft so dahin, daß ich verwirrt werde, und ohne Empfindung und Bewußtseyn bin, wie ein Stein. Was mir diese traurige Vermuthung noch gewisser macht, ist, daß man mir hernach oft sagt und zeigt, was ich während dieses schrecklichen Anfalls gethan habe. Ich kann aber nichts dabei thun, als mein Unglück vergebens beklagen, und zu meiner Entschuldigung die Ursache meines Zustandes Jedermann erzählen, der sie hören will; denn vernünftige Leute, wenn sie die Ursache hören, werden sich über die Wirkung nicht wundern, und wenn sie mir auch nicht helfen können, doch mich nicht verdammen, sondern, statt zu zürnen, mich bemitleiden. Wenn Ihr, meine Herren, aus eben der Absicht wie Andre hieher kommt, so bitte ich, ehe Ihr in Euern gütigen Unterredungen fortfahrt, höret erst die Geschichte meiner Leiden; vielleicht sehet Ihr darnach, daß es ganz vergeblich sey, einen Unglücklichen zu trösten, der keines Trostes mehr fähig ist."

Da Beide gern seine Geschichte aus seinem eignen Munde gehört hätten, baten sie ihn drum und versicherten ihn, sie wollten nichts wider seinen Willen zu seinem Trost oder seiner Erleichterung vornehmen. Nun erzählte der traurige Ritter seine klägliche Geschichte fast mit eben den Worten, als er sie wenig Tage zuvor unserm Ritter und den Hirten erzählt hatte, bis dahin, wo Don Quixote über den Meister Elisabat und die gar zu strenge Beobachtung der Rittergesetze mit ihm zerfiel und die Geschichte völlig unterbrach. Jetzt aber war Cardenio zum Glück völlig bei Verstande und konnte sie ganz endigen. Dort war er bis auf das Billet gekommen, welches Don Fernando im Amadis von Gallien fand. „Ich kann es auswendig," sprach Cardenio, „Lucinde schrieb mir folgendes:

Lucinde an Cardenio.

Täglich entdecke ich mehr Vorzüge an Euch, die Euch meine Hochachtung erwerben. Wollt Ihr mich in den Stand setzen, Euch die stärksten Beweise davon zu geben, so thut es auf eine Art, die mit meiner Ehre bestehen kann. Ich habe einen Vater, der Euch kennt und mich liebt. Er wird, ohne mich zu etwas Anderm zu zwingen, Euern Wunsch erfüllen, den Ihr ihm, ohne weiter anzustehen, entdecken könnt, wenn Ihr mich so liebt, wie Ihr sagt und ich glaube.

„Dies Billet veranlaßte mich, um Lucinden bei ihrem Vater nochmals anzuhalten, wie ich Euch schon erzählt habe; aber es ließ sie auch dem Don Fernando als eine der verständigsten Jungfrauen ihrer Zeit erscheinen und brachte ihn zu dem Entschlusse, mich zu untergraben. Ich entdeckte ihm die Schwierigkeit, an welche sich Lucindens Vater noch stieß, daß nämlich mein Vater selbst um sie anhalten sollte, dem ich aber nichts davon zu sagen wagte, nicht, als wäre ihm Lucindens Werth, Tugend, Schönheit und edle Geburt unbekannt gewesen, sondern weil er mich nicht eher heirathen lassen wollte, als bis er sähe, was der Herzog Ricardo mit mir vorhabe. Kurz, ich sagte ihm, daß ich nicht mit meinem Vater reden könne, nicht nur aus dem angeführten Grunde, sondern aus mehreren andern, die ich mir selbst nicht klar zu machen wisse; es sey mir eben vor, ich werde das Ziel meiner Wünsche nicht erreichen. Don Fernando erbot sich sogleich, mit meinem Vater darüber zu sprechen und ihn zur Einwilligung zu bereden. O ehrsüchtiger Marius, grausamer Catilina, schändlicher Sulla, heimtückischer Galalon, ränkevoller Tellito, rachgieriger Julian, arglistiger Judas! — Verräther, Grausamer, Ungeheuer! was hatte ich Armer dir gethan, dem ich die geheimsten Falten meines Herzens entdeckte? welche Beleidigung hast du von mir erfahren? welchen Rath habe ich dir gegeben, welches Wort zu dir gesprochen, wobei es nicht meine Absicht gewesen wäre, deine Ehre und deinen Nutzen zu fördern? Doch, was klage ich Elender! Mein Schicksal und der Lauf verhängnißvoller Sterne wollte es so, und ihrer Wuth kann keine Kraft auf Erden, keine menschliche Einsicht Einhalt thun. Wer konnte sich einbilden,

daß Fernando, dieser edle, wohlerzogne, mir zum Dank verpflichtete Ritter, dem noch überdies jede Wahl offen stand, darauf verfallen würde, mir mein einziges Schäfchen zu rauben, das ich selbst noch nicht besaß? Doch lassen wir diese unnützen Klagen; kehren wir zu meiner Geschichte zurück.

„Don Fernando, den meine Gegenwart an Ausführung seines schrecklichen Vorsatzes hinderte, suchte mich zu entfernen. Dies zu bewerkstelligen, kaufte er an demselben Tage, als er mit meinem Vater über meine Sache sprechen wollte, sechs Pferde, und schickte mich eilig zu seinem ältern Bruder, das Geld dafür zu holen. Konnte ich dieser Verrätherei vorbeugen? konnte ich sie ahnen? Nein, mit der größten Bereitwilligkeit und erfreut über den vortheilhaften Kauf, bot ich mich an, sogleich zu gehen, sprach diesen Abend noch mit Lucinden und entdeckte ihr meine Abrede mit Don Fernando und meine Hoffnung, unsre guten und gerechten Wünsche bald erfüllt zu sehen. So wenig von dem Verrathe ahnend als ich, forderte sie mich nur auf, bald wieder zu kommen, denn Alles werde sich fügen, sobald mein Vater mit dem ihrigen spräche. Ich weiß nicht, woher es kam, daß ihr bei diesem Worte Thränen in die Augen traten und ihr die Stimme vergieng, so daß sie kein Wort mehr hervorbringen konnte, obgleich sie, wie es schien, mir noch Vieles zu sagen hatte. Ich wunderte mich über diesen seltsamen Umstand, weil mir dergleichen mit ihr noch nie begegnet war; denn so oft mir sonst mein gutes Glück und meine Maßregeln Gelegenheit verschafft hatten, sie zu sprechen, herrschte nur Frohsinn und Heiterkeit in unsrer Unterhaltung, ohne jemals durch Thränen, Seufzer, Eifersucht, Argwohn oder Unruhe unterbrochen zu werden. Ich überließ mich gänzlich dem Gefühle des Glücks, dessen mich die Gunst des Himmels durch ihre Liebe theilhaftig machte; ich erhob ihre Reize und bewunderte ihren Verstand und ihre Tugenden, und sie sprach ihrerseits mit Beifall von den Eigenschaften, die sie, als ein liebendes Mädchen, an mir lobenswerth fand. Zur Abwechslung erzählten wir einander allerlei Kleinigkeiten und Begebenheiten von unsern Nachbarn und Bekannten, wobei ich mir nie etwas mehr erlaubte, als daß ich bisweilen halb mit Gewalt eine von ihren liebenswürdigen weißen

Händen faßte und soweit es das Gitter verstattete, sie an meine Lippen drückte. Allein am Abend vor meiner unglücklichen Abreise schied sie von mir unter Thränen und Seufzern, und setzte mich in Erstaunen und Verwirrung durch diese ungewöhnlichen und traurigen Aeußerungen ihres Schmerzes und ihrer Bekümmernisse. Um jedoch meine Hoffnung nicht sinken zu lassen, schrieb ich alles dem Uebermaß ihrer Zärtlichkeit für mich zu und dem Schmerz, welchen die Trennung den Liebenden gewöhnlich verursacht. Nichts destoweniger trat ich traurig und schwermüthig meine Reise an, mit einem Herzen voll von Besorgniß und Unruhe, obgleich ich selbst nicht wußte, was ich befürchtete und was mich unruhig machte, wobei offenbar ein Vorgefühl des Unglücks, welches mir bevorstand, zu Grunde lag.

Ich kam nach dem Orte meiner Sendung, übergab dem Bruder des Don Fernando seinen Brief, ward von ihm sehr gut empfangen, aber nicht eben so gut abgefertigt; denn zu meinem nicht geringen Mißvergnügen, befahl er mir, acht Tage zu warten, und mich in Acht zu nehmen, daß der Herzog, sein Vater, mich nicht gewahr werde, indem sein Bruder ihn gebeten hätte, ihm das Geld ohne Vorwissen seines Vaters zu schicken; und das Alles geschah auf Anstiften des treulosen Don Fernando, denn seinem Bruder fehlte es nicht an Geld, um mich ohne Verzug abzufertigen. Dieser Befehl war ganz dazu geeignet, mich zum Ungehorsam zu reizen, weil es mir unmöglich schien, meine Abwesenheit von Lucinden so lange zu ertragen, zumal da ich sie in der traurigen Stimmung verlassen hatte, die ich Euch beschrieben habe. Ich gehorchte indessen als ein treuer Diener, obwohl ich fühlte, daß es auf Kosten meiner Ruhe geschah. Allein am vierten Tage nach meiner Ankunft suchte ein Mann mich auf und brachte mir einen Brief, dessen Aufschrift ich für Lucindens Hand erkannte. Ich erbrach ihn mit Angst und Schrecken, weil ich nicht zweifelte, eine Sache von der äußersten Wichtigkeit müßte sie bewogen haben, mir nach diesem entfernten Orte zu schreiben, da sie dieses doch nur selten zu thun pflegte, wenn wir uns auch an einem und demselben Orte befanden. Ehe ich den Brief las, fragte ich den Ueberbringer, von wem er ihn empfangen hätte und wie lange er unterwegs gewesen wäre. Er antwortete mir, wie er um Mittagszeit

von ungefähr durch eine Straße in meiner Vaterstadt gegangen wäre, hätte eine schöne Dame mit verweinten Augen, ihn an einem Fenster angerufen, und mit eiligen Worten zu ihm gesagt: „Wenn Ihr ein Christ seyd, mein Freund, wie Ihr zu seyn scheint, so bitte ich Euch um Gottes willen, diesen Brief den Augenblick nach dem Orte und an die Person zu befördern, welche die Aufschrift anzeigt; beide sind bekannt genug, und Ihr werdet ein Gott gefälliges Werk thun; und damit Euch die Mittel dazu nicht fehlen, so nehmet dasjenige hin, was in dieses Tuch gebunden ist." Mit diesen Worten, sagte er, warf sie mir ein Tuch zu, in welches hundert Realen, ein

goldner Ring, den ich hier am Finger trage, und der Brief, den ich Euch gebracht habe, gewickelt waren, und ohne meine Antwort abzuwarten, verließ sie das Fenster, sobald sie gesehen hatte, daß ich den Brief aufhob und ihr durch Zeichen zu verstehen gab, daß ich ihren Befehl ausrichten würde. Da sie mich für meine Mühe so reichlich belohnte, da ich Euch, an den die Aufschrift lautet, sehr wohl kannte, so wollte ich ihre Botschaft keinem Andern anvertrauen, sondern sie selbst bestellen; und in sechzehn Stunden, seitdem ich den Brief empfieng, habe ich den Weg von achtzehn Meilen hieher zurückgelegt. Indem der dienstfertige und ungewöhnliche Bote dieses sprach, hieng meine Seele an seinen Lippen und ich zitterte so sehr, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. Ich schlug den Brief auseinander und las Folgendes:

„Don Fernando hat sein Wort gehalten, das er dir gegeben hat, deinen Vater zu bitten, mit dem meinigen zu sprechen; aber nicht zu deinem Besten, sondern zu seinem eignen Vortheil. Wisse nämlich, daß er selbst mich zur Braut begehrt hat, und daß mein Vater, geblendet durch den Vortheil und die Ehre dieser Verbindung, seinen Antrag mit solcher Bereitwilligkeit angenommen hat, daß in zwei Tagen die Vermählung schon vor sich gehen soll, und zwar so geheim, daß nur der Himmel und einige Hausgenossen Zeugen dabei seyn werden. Meine schreckliche Lage kannst du dir denken. Ists möglich, so komme. Ob ich dich liebe oder nicht, soll der Erfolg zeigen. Gebe Gott, daß dir dieser Brief eher zur Hand kommt, als ich genöthigt werde, meine Hand demjenigen zu reichen, der Treue und Glauben so schlecht hält.“

Dies war der Inhalt ihres Briefes, welcher mich bewog, augenblicklich fortzueilen, ohne daß ich länger auf meine Abfertigung oder auf Geld gewartet hätte; denn jetzt ward ich nur zu deutlich gewahr, daß Don Fernando nicht wegen des Pferdekaufs, sondern um ganz andre Absichten zu erreichen, mich an seinen Bruder abgeschickt hatte. Meine Erbitterung gegen ihn und die Furcht, einen Schatz zu verlieren, welchen ich durch vieljährige treue Anhänglichkeit und Zärtlichkeit verdient hatte, liehen mir Flügel, so daß ich am folgenden Tage in meiner Vaterstadt ankam, gerade zu rechter Zeit und Stunde, um Lucinden sprechen zu können. Ich kam unbemerkt in die Stadt, ließ mein Maulthier bei dem Manne stehen, der mir die Botschaft

gebracht hatte, und das Glück war mir damals noch so günstig, daß es mich Lucinden an dem Gitter antreffen ließ, an welchem wir uns oft von unsrer Liebe unterhalten hatten. Sie ward mich sogleich gewahr und ich sie ebenfalls; allein wir fanden uns beiderseits nicht so wieder, wie wir uns finden sollten. Doch wo ist der Mensch, der sich rühmen kann, Gedanken und Herz eines Weibes ergründet zu haben? Gewiß nirgends in der Welt. Sobald Lucinde mich erblickte, sagte sie: „Cardenio, du siehst mich im Brautkleide, und schon erwarten mich im Hochzeitzimmer der treulose Fernando, mein rangsüchtiger Vater und noch einige andre Zeugen; doch eher sollen sie Zeugen meines Todes, als Zeugen meiner Vermählung werden. Beunruhige dich nicht, mein Freund, sondern suche nur bei diesem Opfer gegenwärtig zu seyn; denn wenn ich es durch Worte nicht abwenden kann, so habe ich einen Dolch bei mir, welcher, indem er meinem Leben ein Ende macht, allen Zwang besiegen und dir beweisen soll, wie ich stets gegen dich gesinnt war und noch jetzt bin."

„Bestürzung und Kürze der Zeit erlaubte mir nur, ihr in der Eile zu antworten: „Die That bestätige deine Worte, Geliebte! denn hast du einen Dolch, um ihm Nachdruck zu geben, so habe ich ein Schwert, um dich zu vertheidigen, oder um mich darein zu stürzen, wenn das Schicksal uns zuwider ist."

„Ich glaube kaum, daß sie meine letzten Worte gehört hat, denn sie ward plötzlich abgerufen, weil der Bräutigam sie erwartete. Die Nacht meines Kummers brach jetzt an und unter gieng die Sonne meines Glücks. Meinem Auge erlosch das Licht, meinem Geiste die Klarheit. Ich dachte nicht einmal daran, in ihr Haus zu gehen, noch war ich im Stande, mich von der Stelle zu bewegen; doch als es mir endlich einfiel, wie nöthig auf jeden Fall meine Gegenwart wäre, raffte ich mich zusammen, so gut ich konnte, und gieng in Lucindens Haus, und da ich alle Ein- und Ausgänge kannte, schlich ich ungesehen hinein, zumal bei der Unruhe, welche der geheime Vorgang mit sich brachte. Ich versteckte mich hinter den Vorhängen eines Bogenfensters im Brautgemache selbst, wo ich, ohne bemerkt zu werden, Alles beobachten konnte, was im Zimmer vorgieng. Wer beschreibt die Qualen, die mein Herz bestürmten, und die Gedanken,

die mich folterten: sie waren so verworren und mannigfaltig, daß ich sie nicht alle aussprechen kann und mag. Genug, der Bräutigam trat in den Saal, ohne Schmuck, und in seiner gewöhnlichen Kleidung. Als Zeuge begleitete ihn ein leiblicher Vetter Lucindens, und außer den Dienern war Niemand im Zimmer. Nach einer kleinen Weile trat Lucinde aus einer Nebenkammer herein, begleitet von ihrer Mutter und zwei Zofen, gekleidet und geschmückt mit aller Pracht, die ihrem Stande und ihrer Schönheit angemessen war, und welche die Feier des Tages erforderte. Die heftige Spannung erlaubte mir nicht, ihren Anzug genau zu beobachten: ich konnte nur die Farben ihres Gewandes bemerken, welche blaßroth und weiß waren, und den Glanz der unzähligen Edelsteine, welche ihren Kopfputz und ihren ganzen Anzug bedeckten; doch weit herrlicher glänzten die goldnen Locken ihres üppigen Haupthaars, mit welchen ihr ganzer Schmuck und der Schimmer der vier Fackeln, die das Brautgemach erleuchteten, umsonst zu wetteifern schienen. O Gedächtniß, Todfeind meiner Ruhe! warum mußt du mir noch jetzt meine angebetete Widersacherin in dem vollen Glanz ihrer unvergleichlichen Schönheit darstellen? Wäre es nicht besser, grausame Erinnerung! wenn du mir nur dasjenige vorhieltest, was sie damals that, damit ich, gereizt durch die empfindliche Beleidigung, zwar nicht mich rächte, aber doch meinem Leben ein Ende machte.

„Werdet nicht ungeduldig, meine Herren, diese Abschweifungen anzuhören; denn meine Leiden sind nicht von solcher Art, daß ich sie mit wenigen Worten und in ruhiger Ordnung schildern könnte oder dürfte, indem nach meinem Gefühl jeder Umstand ausführliche Erwähnung verdient."

Der Pfarrer versicherte ihm, sie fänden seine Erzählung so wenig langweilig, daß sie vielmehr mit Vergnügen auch die kleinsten Umstände vernähmen, weil sie nicht verdienten übergangen, sondern mit eben so vieler Aufmerksamkeit angehört zu werden, als die Hauptgegenstände seiner Geschichte.

„Wohlan," fuhr Cardenio fort, „wie sie jetzt alle in dem Saale versammelt waren, kam auch der Pfarrer des Kirchspiels herein, und ließ sich von den beiden Verlobten die Hände geben, um dasjenige zu verrichten, was bei dieser Handlung seines Amtes war. Bei der

Frage: Fräulein Lucinde, begehrt Ihr den gegenwärtigen Don Fernando nach der Ordnung unsrer heiligen Kirche zu Eurem ehlichen Gemahl? streckt ich Kopf und Hals zwischen den Vorhängen heraus und horchte mit aufmerksamem Ohr, in ängstlicher Erwartung, was Lucinde antworten würde, weil ich von ihren Lippen mein Todesurtheil, oder neues Leben zu gewärtigen hatte. Ach! hätte ich damals Entschlossenheit genug gehabt, hervorzuspringen und mit lauter Stimme zu rufen: Lucinde, Lucinde, bedenke was du thust; vergiß nicht, was du mir schuldig bist; erinnre dich, daß du mir gehörst, und keinem Andern gehören kannst; bedenke, daß der Augenblick, in welchem du das Jawort aussprichst, der letzte meines Lebens seyn wird. Ha, treuloser Don Fernando! Zerstörer meines Glücks, Tod meines Lebens, was willst du? worauf machst du Anspruch? Bedenke, daß du als Christ das Ziel deiner Wünsche nicht erreichen kannst, indem Lucinde meine Braut ist, und ich ihr Gemahl bin. O, ich Thor! jetzt, da ich weit von ihr entfernt bin, und den entscheidenden Augenblick habe verstreichen lassen, rede ich von dem, was ich hätte thun sollen und nicht gethan habt. Jetzt, nachdem ich mir den theuersten

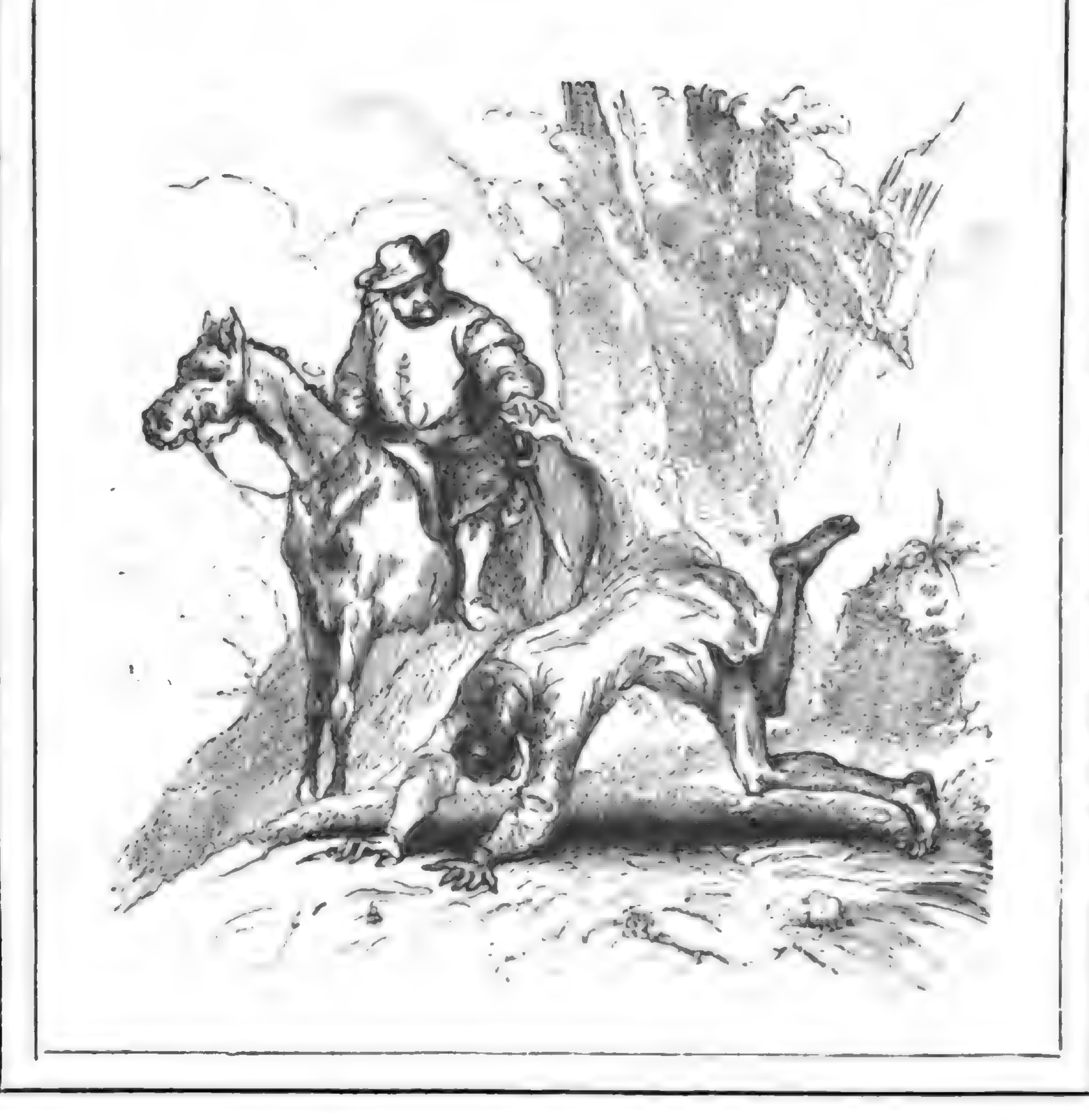
Schatz habe entwenden lassen, verwünsche ich den Räuber, an dem ich mich hätte rächen können, wenn ich eben so viel Muth gehabt hätte, dieses zu thun, als ich jetzt habe, mich zu beklagen. Bin ich damals feige und ein Wicht gewesen, so ist es nicht zu viel, wenn ich jetzt sterben muß, als Landstreicher in Reue und Wahnsinn."

„Lucinde ließ den Pfarrer lang auf ihre Antwort warten; allein indem ich noch immer dachte, sie würde entweder den Dolch zücken, um ihr vergebenes Wort zu lösen, oder den Mund öffnen, um sich freimüthig für mich zu erklären, hörte ich sie endlich mit schwacher und ohnmächtiger Stimme Ja sagen. Dasselbe that Don Fernando, indem er ihr den Ring überreichte, durch welchen das unauflösliche Band zwischen ihnen auf immer geknüpft war. Der Bräutigam trat näher, um seine Braut zu umarmen, aber sie legte die Hand aufs Herz, und sank ohnmächtig ihrer Mutter in die Arme. Ihr könnt Euch vorstellen, wie mir zu Muthe ward, indem das unglückliche Jawort, das ich vernommen hatte, auf einmal alle meine Hoffnungen zerstörte, Lucindens Wort und Zusage unwahr machte und mich für immer um die Möglichkeit brachte, ein Gut wieder zu erlangen, welches ich in diesem Augenblick einbüßte. Die Gedanken schwanden mir, mir wars, als hätte der Himmel selbst mich verlassen, als wäre die Erde, die mich trug, mir feind geworden, weil die Luft mir ihren Hauch zu meinen Seufzern und das Wasser seine Tropfen zu meinen Thränen versagte. Nur das Feuer loderte höher empor, so daß ich glühte von Wuth und von Eifersucht. Lucindens Ohnmacht versetzte Alles in Unruhe; indem ihre Mutter die Schnürbrust löste, um ihr Luft zu machen, fand sie in ihrem Busen ein Papier, dessen Don Fernando sich augenblicklich bemächtigte, um es beim Lichte einer Fackel zu durchlesen. Dann warf er sich in einen Lehnsessel, stützte gedankenvoll den Kopf auf die Hand und dachte nicht daran, seine Braut aus ihrer Ohnmacht erwecken zu helfen. Wie ich alle Menschen im Hause beschäftigt sah, wagte ichs auf die Gefahr, daß man mich entdeckte, wegzugehen, mit dem Vorsatz, im Fall ich bemerkt würde, so viel Unheil anzurichten, daß die Welt meinen gerechten Zorn in der Bestrafung des falschen Don Fernando und selbst der ohnmächtigen Verrätherin erkennen sollte. Allein mein Schicksal, welches gewiß noch größre

Leiden über mich verhängt hat (wenn es noch größre geben kann), ließ mir damals noch etwas Verstand übrig, den ich seitdem verloren habe, und anstatt mich an meinen ärgsten Feinden zu rächen (welches ich leicht hätte thun können, weil Niemand an mich dachte), nahm ich mir vor, meine Hand gegen mich selbst zu kehren und mir die Strafe aufzulegen, die sie verdient hatten, ja eine noch härtere, als sie von mir erlitten haben würden, wenn ich ihnen auf der Stelle das Leben genommen hätte; denn ein schneller Tod macht aller Qual ein Ende, da hingegen ein martervolles Daseyn unaufhörlich tödtet, ohne dem Leben ein Ende zu machen."

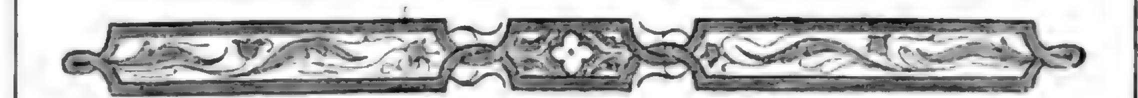
„Genug, ich verließ das Haus und gieng hin zu demjenigen, bei welchem ich mein Maulthier hatte stehen lassen, ließ es satteln, und ritt, ohne Abschied, aus der Stadt, und wie ein zweiter Lot wagte ich es nicht einmal einen Blick rückwärts zu werfen. Wie ich mich auf dem Felde allein befand, wie die Finsterniß der Nacht mich umgab und ihre Stille mich einlud zu klagen, ohne Besorgniß, daß Jemand mich hören würde, da erhob ich meine Stimme und ließ meiner Zunge freien Lauf, um Lucinde und Don Fernando zu verwünschen, als ob ich mir dadurch Genugthuung verschaffte für den Kummer, den sie mir verursachten. Ich schalt Lucinden grausam, undankbar, falsch, herzlos und vor allen Dingen habsüchtig, weil sie sich durch die Reichthümer meines Feindes habe verblenden und verleiten lassen, mir ihr Herz zu entwenden, und es demjenigen zu schenken, gegen welchen das Glück sich freigebiger bewiesen hätte. Doch mitten unter diesem Strome von Vorwürfen und Verwünschungen entschuldigte ich sie wieder, indem ich sprach: wie leicht läßt ein Mädchen, welches von den Eltern in häuslicher Stille erzogen und stets zum Gehorsam angehalten ward, sich bewegen, dem Willen derselben zu folgen, indem sie ihr einen vornehmen, reichen und wohlerzognen Mann zum Gemahle vorschlagen, welchem sie ihre Hand nicht versagen kann, ohne ihren guten Ruf in Gefahr zu setzen, weil man denken müßte, daß sie entweder nicht vernünftig überlegt, oder daß sie sich bereits in einen andern Liebeshandel eingelassen hätte? Dann dachte ich wieder: wenn sie erklärt hätte, daß ich mit ihr versprochen wäre, so würden die Eltern eingesehen haben, ihre Wahl sey keineswegs so schlecht,

machte sich auf den Weg, und streute von Zeit zu Zeit seine Ginsterzweige aus. Er war noch nicht hundert Schritte weit fort, so kam er schon wieder. „Gestrenger Herr,“ sprach er, „Ihr habt doch Recht; ich sollte doch wenigstens ein paar Narrheiten von Euch sehen, daß ich mit gutem Gewissen drauf schwören könnte, ich hätte sie gesehen, obgleich die, daß Ihr hier bleibt, die größte von allen ist, die Ihr begehen könnt.“ — „Sagt ich dirs nicht,“ sprach Don Quixote? „Warte nur, ehe du ein Credo sprechen kannst, sollen schon etliche gemacht seyn.“ Eiligst zog er die Hosen aus, stand halb nackt im Hemde da, machte im Hui zwei Bocksprünge in die Luft, zwei Purzelbäume, stand auf dem Kopfe, und gab dabei



so schöne Sachen blos, daß Sancho, um den Jammer nur nicht länger mit anzusehen, den Rozinante herumlenkte, und sehr vergnügt von dannen ritt, daß er nun darauf schwören könne, sein Herr sey ein Narr worden. Wir wollen ihn ziehn lassen, bis er wieder kommt, welches nicht lange werden wird.

Digitized by Google



Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Weiterer Bericht von den Liebesgrillen, denen sich Don Quixote in der Sierra Morena hingab.

Es erzählt die Geschichte, was der Ritter von der traurigen Gestalt ferner gethan habe, folgendergestalt: Als Don Quixote unten halb nackt, oben halb bekleidet seine Luftsprünge und Purzelbäume vollendet hatte, und Sancho, ohne mehr Narrheiten abzuwarten, fortgeritten war, bestieg jener eine hohe Felsenspitze, und überlegte da eine Sache, die er zwar schon oft durchdacht, in der er aber noch nie zu einem Schlusse hatte kommen können. Es war nämlich die Frage: welches besser und angemeßner sey, dem Roland in seiner Raserei, oder dem Amadis in seiner Schwermuth nachzuahmen? „Es ist wahr,“ sprach er bei sich selbst, „daß Roland ein so großer und tapfrer Ritter gewesen, wie Alle sagen, ist kein Wunder, denn er hatte sich durch Zauberei fest gemacht, und man konnte ihn nicht tödten, außer durch einen Nadelstich in die Fußsohle; daher er auch allezeit Schuhe mit sieben

eisernen Sohlen trug [1]. Aber was halfen ihm all seine Ränke gegen Bernhardo del Carpio, der sie schon kannte, und ihn bei Ronzeval in seinen Armen erdrückte? Doch mit seiner Tapferkeit habe ich ja nichts zu thun, seine Narrheit ists, die ich hier brauche. Wahr ists, daß er den Verstand verlor über den Zeichen, die er im Haine fand, und über der Nachricht, die ihm der Schäfer gab, daß Angelica mit Medor, dem lockigen Mohren, dem Edelknaben Agramants, mehr als zweimal ein Mittagsschläfchen gemacht habe. Da er nun wußte, daß dies wahr sey, und daß seine Dame ihm diesen Schimpf angethan habe, so war es eben nichts besonderes, wenn er närrisch wurde. Wie kann ich aber seiner Naserei nachahmen, da ich nicht denselben Grund dazu habe? Denn das wollt ich wohl beschwören, daß meine Dulcinea von Toboso in ihrem Leben keinen Mohren in seiner Tracht gesehen hat, und daß sie noch so rein und unbescholten ist, als ihre Mutter sie gebar. Ich würde ihr also offenbar Unrecht thun, wenn ich Rolands Narrheit erwählte und ihr somit etwas der Art zur Last legte. Auf der andern Seite sehe ich, daß Amadis von Gallien, ohne den Verstand zu verlieren und Nasereien zu begehen, seiner Liebe wegen eben so berühmt wurde als jener. Denn alles, was er that, als er sich von Dame Oriana verachtet sah, die ihm befohlen hatte, nicht eher wieder vor ihr zu erscheinen, bis sie es ihm erlaubte, war, daß er sich mit einem Einsiedler auf den Armuthsfelsen begab, und sich da recht satt weinte, bis der Himmel sich seines Leidens erbarmte und ihm Hilfe sandte, wie seine Historia besagt. Ist dies nun wahr, wie ich nicht anders weiß, warum soll ich mir die Marter anthun, mich nackt ausziehn und diesen Bäumen Schaden zufügen, die mir doch kein Leid gethan haben? Es lebe Amadis und sein Andenken! und Don Quixote von der Mancha ahme ihm nach, so viel er kann; von dem man ebenso wie von Jenem sagen soll, daß er, wenn er auch keine Großthaten vollbrachte, doch im Versuche großer Thaten starb. Und bin ich nicht von meiner Dulcinea verachtet und verstoßen, so bin ich doch von ihr entfernt. Und dies ist genug. Wohlan, Hand ans

[1] Nicht Roland, sondern Ferragus trug solche Sohlen. Orlando Furioso canto 12.

Werk! Kommt und erscheinet mir im Gedächtniß, ihr Thaten des Amadis, und zeiget mir, wo ich anfangen soll, euch nachzuahmen! Aber ich weiß es schon: Beten war das Meiste, was er that. Dies will ich auch thun."

Darauf machte sich unser Ritter aus einigen großen Galläpfeln von einem Korkbaume, die er an einander reihte, einen Rosenkranz. Was ihm aber am meisten leid that, war, daß er hier nicht auch einen

Einsiedler hatte, dem er beichten und der ihn trösten könnte. Seine gewöhnliche Unterhaltung war also, daß er auf der kleinen Wiese hin und wieder gieng, und viele Verse, die theils Liebesklagen, theils Lobeserhebungen seiner Dulcinea enthielten, in Baumrinden und lockern Sand schrieb. Die meisten derselben sind verloren gegangen;

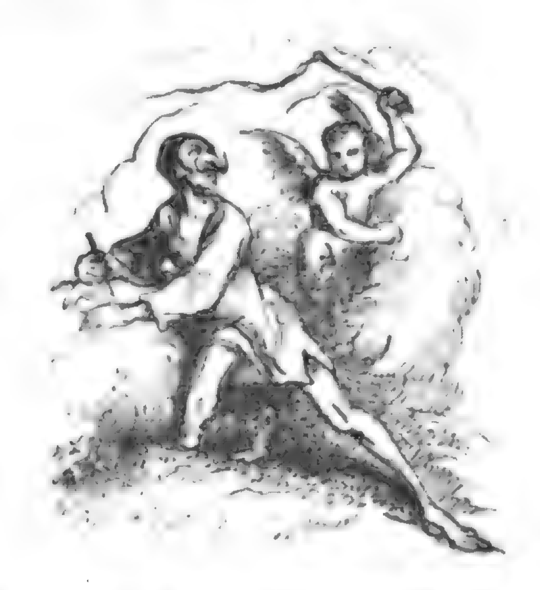
alles was sich nachher davon gefunden hat und was man noch lesen konnte, ist folgendes Fragment:

Ihr Blumen, die ihr diese Trift bekleidet,
Ihr Bäume, grün und stattlich ausgebreitet,
Wofern ihr euch an meinem Schmerz nicht weidet,
So hört, hört an, was meine Seele leidet.
Zwar nicht betrüben will ich euch hiemit,
Vernehmt nur, wer ich bin, so sind wir quitt:
Hier weint und grämt sich sicherlich zu Tode
Der liebeskranke, ganz marode,
Der edle Ritter Don Quixote;
Ihm steht der Sinn
Weit in die Ferne hin,
Zur Dulcinea, zur Toboserin.

Wer liebte treuer je, wer unverwandter,
Als ich Verschmähter, ich so ganz Verbannter,
Ich Tiefgebeugter, Armer, Hirnverbrannter?
Und doch ist mir der Grund ein unbekannter.
Kein Wort von Hoffnung mehr, von Glück und Heil!
Mich führt die Liebe toll am Narrenseil.

Verzehret euch, ihr Wangen blaß, und bläßer,
Weint euch, ihr Augen, immer näßer,
Weint, um zu füllen ganze Fäßer.
Mir steht der Sinn
Weit in die Ferne hin,
Zur Dulcinea, zur Toboserin.

Frei in die Welt, thatkräftig zog der Ritter
Und schmachtet jetzt in diesem Felsengitter;
Die wackre Lanze gieng ihm gleich in Splitter
An deiner Brust von Stein, — ist das nicht bitter?
Getroffen hat mich Amor, dieser Wicht,
Doch mit dem Stecken, mit dem Stengel nicht,
Traf mich, von hinten zielend, ganz kommode,
Und drüber härmt sich nun zu Tode
Der edle Ritter Don Quixote.
Ihm steht der Sinn
Weit in die Ferne hin,
Zur Dulcinea, zur Toboserin.



Der Zusatz „Toboserin" zum Namen der Dulcinea machte Alle lachen, die nachmals diese Verse lasen; denn, sagten sie, Don Quixote müsse geglaubt haben, man verstehe sein ganzes Gedicht nicht, wenn er nicht Toboserin zu Dulcinea setze; und sie trafens auch, wie er hernach selbst bekannt hat. Er hatte noch viele andre geschrieben, aber, wie gesagt, man konnte außer diesen drei Strophen

nichts Ganzes herausbringen. Hiemit und mit Seufzen, Anrufen der Faunen und Waldgötter, der Nymphen in den Flüssen und des klagenden Echos, daß sie ihm zuhören, antworten und Trost geben sollten, vertrieb er sich die Zeit und suchte Kräuter zu seinem Unterhalte, bis Sancho wieder käme. Wäre dieser so gut drei Wochen als drei Tage ausgeblieben, so hätte er gewiß den Ritter von der traurigen Gestalt so übel zugerichtet und entstellt gefunden, daß ihn selbst die Mutter, die ihn gebar, nicht würde gekannt haben. Lassen wir ihn indessen seufzen und dichten, und sehen, wie es Sancho Pansa auf seiner Gesandtschaft gieng.

Als er heraus auf die Heerstraße war, suchte er den Weg nach Toboso, und kam Tages darauf an die Schenke, wo ihn das Unglück der Prelle getroffen hatte. Kaum erblickte er sie, so däuchte ihm schon, er flöge wieder in die Luft. Hineinzugehen hatte er keine Lust, ob es gleich Zeit zum Mittagsbrode war und er großen Trieb hatte, einmal was Warmes zu essen, weil seine Nahrung seit langer Zeit nur in kalter Küche bestand. Diese Nothdurft trieb ihn wenigstens sehr nah zur Schenke, aber noch immer war er zweifelhaft, ob er hineingehen solle oder nicht. Als er so unentschieden da stand, kamen zwei Leute heraus, die ihn sogleich erkannten und deren einer zum andern sagte: „Herr Licentiat, ist der Reiter dort nicht Sancho Pansa, den, wie die Haushälterin sagte, unser Abenteurer als Waffenträger mitgenommen hat?" — „Allerdings ist ers," antwortete der Licentiat, „und das ist auch Don Quixotes Pferd." Sie mußten ihn wohl kennen, denn es war der Pfarrer und Barbier aus Sancho's Dorfe; sie, eben dieselben, welche das peinliche Gericht über unsers Ritters Bücher gehalten hatten. Da sie nun den Sancho und Rozinante sogleich erkannt hatten, giengen sie auf ihn zu. „Freund Sancho Pansa, wo habt Ihr Euern Herrn?" rief der Pfarrer. Sancho erkannte sie gleich auch, beschloß aber, Aufenthaltsort und Zustand seines Herrn geheim zu halten. „Mein Herr," sprach er, „ist an einem gewissen Orte mit einem gewissen Werke beschäftigt, das viel auf sich hat, das ich aber nicht entdecken kann und sollten mir die Augen aus dem Kopfe gekratzt werden." — „Nein, nein, Sancho Pansa," sprach der Barbier,

„wenn Ihr uns nicht sagt, wo Euer Herr ist, so glauben wir, Ihr habt ihn todt geschlagen und beraubt, weil Ihr auf seinem Pferde reitet. In allem Ernste, schafft den Herrn des Kleppers her, oder es soll Euch der und jener —" — „Mir braucht Ihr eben nicht so zu drohen, ich bin kein Spitzbube noch Todtschläger. Ich lasse jeden sterben, wie's ihm bestimmt ist und wie Gott will, der ihn gemacht hat. Mein Herr ist mitten in der Sierra Morena und thut nach Herzenslust Buße." Und nun erzählt er ihnen der Reihe nach, in welchem Zustande er den Ritter verlassen, was ihm für Abenteuer begegnet wären und wie jetzt er einen Brief an Fräulein Dulcinea von Toboso, Lorenzo Corchuelos Tochter bestellen solle, in die sein Herr bis an die große Zehe verliebt sey." Beide erstaunten über Sancho Pansas Erzählung, und ungeachtet sie Don Quixotes Narrheit genau kannten, wunderten sie sich doch aufs Neue darüber. Sie forderten von Sancho den Brief an das Fräulein Dulcinea von Toboso. „Er steht in der Schreibtafel," sprach Sancho, „mein Herr hat befohlen, ich soll ihn im nächsten Dorf abschreiben lassen." — „Das will ich thun," sagte der Pfarrer, „und zwar recht zierlich. Zeigt ihn nur her." Sancho fuhr mit der Hand in das Brusttuch, suchte, und fand es nicht, hätte es auch nicht gefunden, und würde er heute noch suchen; denn Don Quixote hatte es behalten, und er vergessen, es ihm abzufordern. Als Sancho sah, daß ers nicht hatte, ward er leichenblaß im Gesicht, durchsuchte sich nochmals am ganzen Leibe, ob ers nicht irgendwo finden könnte; aber umsonst. Nun fuhr er sich mit beiden Fäusten in den Bart, riß ihn fast halb aus, und schlug sich ein halb dutzendmal so grausam ins Gesicht und auf die Nase, daß ihm das Blut darnach lief. Der Pfarrer und Barbier fragten, was ihm denn fehle, daß er so grausam mit sich umgienge? „Was soll mir fehlen," versetzte Sancho, „als daß ich, wie man eine Hand umwendet, drei Esel verloren habe, davon jeder wenigstens ein Schloß werth war?" — „Und wie das?" fragte der Barbier. „Weil ich die Schreibetafel verloren habe," antwortete Sancho, „worin der Brief an Dulcinea stand, und auch für mich ein Anweisezettel von meinem Herrn auf drei junge Esel, die ich von den vieren oder fünfen, die er noch zu Hause hat,

kriegen sollte." Zugleich erzählte er ihnen den Verlust seines Grauschimmels. Der Pfarrer tröstete ihn, und versprach, wenn sie seinen Herrn fänden, wollte er ihm einen andern Wechsel verschaffen, der, wie sichs gehöre, auf Papier geschrieben seyn müßte, denn ein ins Taschenbuch geschriebner sey ohnedies nicht gültig. Hiemit tröstete sich Sancho und sprach, wenn er sich drauf verlassen könnte, so machte er sich nicht viel draus, denn den Brief an die Dulcinea wisse er fast auswendig, und könne ihn aufschreiben lassen, wo er wolle. „Sagt ihn einmal her, Sancho," sprach der Barbier, „damit wir ihn hernach aufsetzen." Sancho fieng an, nachzusinnen, kratzte sich am Kopfe, stand bald auf dem, bald auf jenem Beine, guckte bald gen Himmel, bald auf die Erde, und nagte sich fast die eine Fingerspitze ab, aber es wollte kein Brief kommen. Endlich, nachdem er sie lange genug hatte warten lassen, sprach er: „Bei Gott! hochwürdiger Herr, der Teufel muß sein Spiel haben, da kann ich mich nicht wieder auf den Brief besinnen, und wenn ich mich zerrisse. Den Anfang weiß ich noch, der hieß: Hochgebornes, wohlgerittenes Fräulein." — „So kanns nicht geheißen haben," sprach der Barbier: „hochgebornes, wohlgelittenes oder gepriesnes Fräulein wird dort gestanden haben." — „Meiner Treu! Ihr habts getroffen," versetzte Sancho. „Und wenn ich mich recht erinnre, giengs darnach so: der Geschlagne, Mißhandelte und Verwahrloste küßt Euer Gnaden die Hand, undankbare, gänzlich unbekannte Schöne. Und drauf schwatzt er, ich weiß nicht was, von Heil und Unheil, das er ihr schickte, und darnach hieß es zuletzt: der Eurige bis in den Tod, der Ritter von der traurigen Gestalt."

Sancho Pansas treues Gedächtniß machte beiden Herren vielen Spaß. Sie lobten ihn, daß er eine Sache so gut merken könnte, und baten ihn, daß er ihnen den Brief noch ein paarmal vorsagte, damit sie ihn auch merken und zu seiner Zeit aufschreiben könnten. Sancho thats noch dreimal, und immer närrischer, immer toller. Mitunter erzählte er auch, was seinem Herrn widerfahren war; aber von der Prelle, die er in dieser Schenke genossen hatte, sagte er kein Wörtchen. Er erzählte auch, daß sein Herr, sobald nur gute Nachricht vom Fräulein Dulcinea von Toboso gekommen seyn

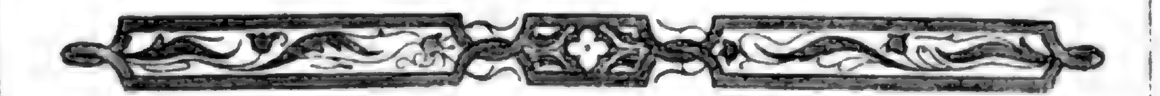
würde, sich sogleich auf den Weg machen wollte, Kaiser oder wenigstens Monarch zu werden; denn so hätten sie's Beide verabredet. Das werde ihm auch nicht schwer werden, wegen der Tapferkeit seiner Person und der Stärke seines Arms. Sobald dies geschehen wäre, wolle Don Quixote ihn verheirathen, denn bis dahin müsse er Wittwer seyn, da könne es gar nicht fehlen, — und zwar mit der Hofdame einer Kaiserin, die ein großes Reich auf dem Festlande zu erben hätte, und nicht etwa Inseln; denn von Inseln wolle er nichts mehr wissen.

Dies alles sagte Sancho so gelassen und kaltblütig, und wischte sich von Zeit zu Zeit so unbefangen die Nase dazu, daß Beide aufs neue erstaunten, wie stark Don Quixotes Narrheit seyn müsse, daß sie in so kurzer Zeit auch diesem armen Teufel den Kopf habe verrücken können. Sie wollten sich nicht vergebens bemühen, ihn aus seinem Irrthume zu reißen. Denn da es eine unschuldige Narrheit war, womit er sich trug, dachten sie, könnten sie ihn immer noch eine Weile dabei lassen, weil sie ihnen Spaß machte. Sie sagten ihm also, er sollte nun fein fleißig für seines Herrn Wohl beten, und dann sey es leicht möglich, daß er mit der Zeit Kaiser, wenigstens Erzbischof oder so dergleichen etwas Großes werde.

„Hochwürdiger Herre,“ sprach Sancho, „wenns nun irgend meinem Herrn einfiele, nicht Kaiser, sondern Erzbischof zu werden, möcht ich doch wohl wissen, was die fahrenden Erzbischöfe ihren Schildknappen zur Belohnung geben?“ — „Was sonst,“ antwortete der Pfarrer, „als eine Präbende, einen Pfarr- oder Küsterdienst mit einer fetten Besoldung, ungerechnet die Accidenzien, die immer fast eben so hoch kommen?“ — „Aber,“ versetzte Sancho, „da muß der Schildknapp ja keine Frau haben, und bei der Messe wenigstens helfen können? Das Gott erbarm! wenns das ist, da bin ich übel dran, denn ich habe Frau und Kind, und kann nicht einmal den ersten Buchstaben im ABC. Ach! was würde da aus mir werden, wenn mein Herr sich in den Kopf setzte, lieber Erzbischof als Kaiser zu werden, wie es doch sonst bei fahrenden Rittern immer der Brauch ist?“ — „Laßt Euch keine graue Haare drum wachsen, Sancho,“ sagte Meister Niklas, „wir wollens Eurem Herrn schon rathen, ja ihm eine Gewissenssache draus machen, daß er lieber Kaiser

als Erzbischof werden soll, da er sich ohnedies zu jenem besser schickt, weil er mehr tapfer als gelehrt ist." — „Das hab ich auch gedacht," sprach Sancho, „ungeachtet ich Euch das sagen muß: er weiß Alles. Ich meines Theils will unsern Herrn Gott bitten, daß er ihm das Gottseligste in den Sinn geben möchte, wobei er auch mich am besten bedenken kann." — „Ihr sprecht als ein kluger Mann," sagte der Pfarrer, „und werdet, wenn Ihrs so macht, wie ein guter Christ handeln. Am nöthigsten ist jetzt, daß wir drauf denken, Euern Herrn von der unnützen Buße abzubringen, die er thut, wie Ihr sagt. Um nun hierüber nachzudenken, und die rechten Mittel herauszufinden, wird es am besten seyn, wenn wir in die Schenke gehen und unser Mittagsbrod essen, weil es Zeit ist." — „Geht nur alleine hin," sprach Sancho, „ich will hier auf Euch warten, und Euch hernach die Ursach sagen, warum ich nicht hinein gieng, noch hinein gehen kann. Aber das bitt ich Euch recht sehr, schicket mir einen Bissen Warmes zu essen heraus, und auch Gerste für meinen Rozinante." Sie giengen hinein, und bald brachte ihm der Barbier Essen.

Als Beide, der Pfarrer und der Barbier, sich berathschlagten, wie sie's mit unserm Ritter angreifen sollten, kam dem Pfarrer ein vortrefflicher Gedanke, auf welche Art ihm am besten beizukommen seyn möge. „Hört, Meister Niklas," sprach er, „es ist mir eingefallen, ich will mich in ein herumziehendes Fräulein verkleiden, und Ihr müßt Euch, so gut Ihr könnt, auch verkappen, und mein Stallmeister werden. So will ich hin zu Don Quixote, und mich für ein bedrängtes und nothleidendes Fräulein ausgeben, ihn bitten, er wolle mir gewähren eine Gab, und dies zu thun wird er sich als ein tapfrer fahrender Ritter nicht entbrechen können. Die Gabe, um die ich ihn bitten will, wird seyn, daß er mit mir gehe, wohin ich ihn führe, und mich wegen einer Schmach räche, die mir ein böser Ritter angethan hat. Zugleich will ich ihn bitten, daß er nicht von mir verlange, meine Maske abzunehmen, noch mich um meine Umstände frage, bis er den treulosen Ritter gestraft, und mir Genugthuung verschafft habe. Ich glaube gewiß, Don Quixote wird blindlings darauf eingehen, wenn man ihm diese Falle stellt, und so bringen wir ihn von hier weg nach Hause, und können sehen, ob irgend noch ein Mittel für seine große Narrheit sey."



Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Pfarrer und Barbier ihr Vorhaben ins Werk setzen, sammt andern wichtigen Dingen.

ustig genug dünkte dem Barbier der Einfall des Pfarrers, so daß er kaum die Zeit erwarten konnte, ihn auszuführen. Sie baten die Wirthin um einen Weiberrock und eine Haube, und ließen ihr dafür des Pfarrers neuen Priesterrock zum Pfande. Der Barbier machte sich einen Bart von einem grauen Ochsenschwanz, worin der Wirth seinen Kamm stecken hatte. Die Wirthin fragte sie, was sie denn mit den Sachen machen wollten? Der Pfarrer erzählte Don Quixotes Narrheit und wie diese Verkappung nöthig sey, ihn aus dem Gebirge zu kriegen, wo er jetzt wäre. Nun besannen sich der Wirth und die Wirthin, daß dieser Wahnsinnige ihr ehemaliger Gast mit dem Wunderbalsam und der Herr des geprellten Schildknappen sey, und erzählten drauf dem Pfarrer Alles, was bei ihnen vorgefallen war, und was Sancho so heilig verschwiegen hatte. Drauf zog die Wirthin den Pfarrer so artig an, daß mans nicht besser wünschen konnte. Sein Anzug bestand aus einem Tuchrocke mit handbreiten ausgehackten schwarzen Sammtborden, und einem Leibchen von grünem Sammt, mit Streifen von weißem Atlas eingefaßt; beides mußte

aber gewiß noch unter der Regierung des Königs Bamba gemacht seyn. Die Haube wollte sich der Pfarrer nicht aufsetzen lassen, sondern griff zu einer feinen weißen durchnähten Mütze, die er gewöhnlich des Nachts führte, band sie auf der Stirne mit einem Strumpfbande von schwarzem Tafft zusammen, und verdeckte sich mit dem andern Gesicht und Bart. Ueber die Mütze stürzte er den Hut, der so groß war, daß er ihm statt eines Sonnenschirmes dienen konnte. Drauf nahm er seinen Mantel um, und setzte sich nach Weiberart auf sein Maulthier. Der Barbier machte sich nicht minder seinen halb rothen, halb schwarzen Ochsenschwanzbart, der bis an den Gürtel reichte, zurecht, und bestieg auch sein Thier. Sie nahmen von Allen Abschied, unter Andern auch von der guten Maritornes, welche, obgleich selbst eine arme Sünderin, doch einen Rosenkranz zu beten versprach, daß ihnen Gott in einem so schweren und christlichen Vorhaben Gnad und Segen verleihen möchte.

Kaum hatten sie die Schenke verlassen, so wandelte den Pfarrer ein Gewissenszweifel an, obs nämlich nicht Sünde, oder doch wenigstens unschicklich sey, daß ein Priester sich so verkleide, ob er gleich ein gutes Werk dadurch thun könne. Er entdeckte ihn dem Barbier, und sagte, sie wollten mit den Kleidern tauschen. „Es ist besser,

Meister Niklas," sprach er, „Ihr seyd das bedrängte Fräulein und ich mache den Stallmeister; denn auf diese Art schände ich doch weniger meine Würde. Wenn ihr den Tausch nicht annehmen wollt, so gehe ich keinen Schritt weiter, und sollte Don Quixote der Teufel holen." Hier kam Sancho zu ihnen und konnte sich des Lachens nicht enthalten, da er sie in dem Aufzuge sah. Der Barbier that dem Pfarrer seinen Willen, und während er sich umkleidete, unterrichtete ihn der Pfarrer, wie er sich bei unserm Ritter verhalten und was er ihm sagen sollte, um ihn zu vermögen, daß er mit ihnen gehe und den Ort seiner unnützen Buße verlasse. Der Barbier antwortete, man brauche ihm weiter nichts zu sagen, er wolle seine Sachen schon machen; verkleiden wolle er sich aber erst, wenn sie Don Quixoten näher wären. Er packte also seine Kleider zusammen, der Pfarrer legte seinen Bart an und so folgten sie Sancho Pansa nach, der ihnen unterwegs erzählte, was ihnen mit dem Wahnsinnigen in der Sierra begegnet war. Den Fund des Mantelsacks aber verschwieg er ihnen weidlich, denn so dumm er auch aussah, war er doch ein durchtriebner Schalk.

Tags darauf kamen sie an die Zweige, welche Sancho ausgestreut hatte, seinen Herrn wieder zu finden. Er bemerkte sie und sagte ihnen, sie wären nun am Eingange und könnten sich immer verkleiden, wenn sie seinen Herrn dadurch von der Buße abbringen wollten; denn sie hatten es ihm zuvor gesagt, diese Kleidung sey schlechterdings nothwendig, um seinen Gebieter von der traurigen Lebensweise zu bekehren, die er erwählt habe. Sie banden ihm daher auch die äußerste Verschwiegenheit ein, und daß er sich stellen solle, als kenne er sie nicht. Wenn ihn, wie dies vorauszusehen sey, sein Herr fragen werde, ob er der Dulcinea den Brief überbracht habe, solle er nur sagen, ja; da sie aber weder lesen noch schreiben könne, habe sie ihm nur mündlich befohlen, er solle bei Vermeidung ihrer Ungnade augenblicklich zu ihr kommen, weil viel daran gelegen sey; denn hiedurch und durch das, was sie selbst ihrer Seits dem Ritter noch sagen wollten, hofften sie gewiß ihn auf bessere Wege zu bringen und dahin zu vermögen, daß er sich gleich aufmache,

Kaiser oder Monarch zu werden, und so habe er, Sancho, auch das Erzbischofwerden nicht zu befürchten.

Alles dies hörte Sancho andächtig mit an, merkte sichs wohl und dankte ihnen sehr für die gute Absicht, die sie hätten, seinem Herrn zu rathen, lieber Kaiser als Erzbischof zu werden. „Denn," sprach er, „ich denke so bei mir, die Kaiser können doch ihre Schildknappen immer besser belohnen und versorgen, als fahrende Erzbischöfe. Indessen wirds doch immer gut seyn, wenn ich ein bischen vorausgehe, meinen Herrn aufsuche und ihm die Antwort seiner Dame bringe. Vielleicht ist diese allein hinreichend, ihn vom Flecke zu treiben, ohne daß Ihr Euch so viele Mühe geben dürft." Sie billigten seinen Einfall und versprachen, ihn hier zu erwarten, bis er mit Nachrichten von seinem Herrn wieder kommen würde. Hiemit verließ sie Sancho auf einem angenehmen Platze, dem ein kleiner Bach nebst einigen Bäumen Schatten und Kühlung gab, und trat in die Felsenklüfte des Gebirges, seinen Herrn zu suchen. Es war ungefähr Nachmittags um 3 Uhr, mitten im August, da sie hier ankamen, und die Hitze, die in diesen Gegenden ohnedies heftig ist, brannte fast unerträglich; um so erwünschter also war ihnen das Plätzchen, wo sie Sancho erwarten wollten. Als sie nun Beide ganz ruhig im Schatten dalagen, hörten sie eine Stimme, welche, ohne Begleitung eines Instruments, sehr lieblich sang. Sie wunderten sich nicht wenig, denn dies war gar nicht der Ort, wo sie einen so angenehmen Sänger erwarten konnten; und obgleich immer viel von schönsingenden Schäfern in den Wäldern gesagt wird, so sind es am Ende doch nur Geschöpfe der Poeten, wie man weiß. Ihre Verwunderung stieg, da sie hörten, daß die Stimme nicht etwa ein bäurisches Lied, sondern folgende Verse sang, die von einem feinen Manne herrühren mußten.

Was macht mir schaal die lange Zeit?
Abwesenheit;
Was doppelt traurig meine Flucht?
Die Eifersucht;
Und was noch größer meine Pein?
Verschmäht zu seyn.

Da seh ich keinen Hoffnungsschein,
Da hilft nicht Arzenei:
Entfernt, verschmäht, voll Argwohns seyn —
O diese bösen Drei!

Wer hat gesät dies Ungemach?
Die Liebe, ach!
Wer ließ gedeihn die Unglücksaat?
Des Himmels Rath;
Wer leuchtete dazu so gern?
Mein böser Stern.
So bleibt mir stets die Hoffnung fern,
Umsonst ist Arzenei:
O Liebe, Himmel, böser Stern,
O weh', ihr mächt'gen Drei!

Wer tilgt des alten Uebels Spur?
Der Wahnsinn nur;
Wer schafft mir neue Liebesgluth?
Der Wankelmuth;
Wer rettet mich aus aller Noth?
Allein der Tod.
Drum zieh' ich vor die alte Noth
Dergleichen Arzenei'n;
Denn Wahnsinn, Wankelmuth und Tod —
Respekt vor diesen Drei'n.

Die Trefflichkeit der Stimme, zumal in dieser Jahreszeit und in dieser Stunde, erfüllte sie mit Verwunderung und Vergnügen. Sie verhielten sich daher ruhig, in Erwartung, noch ein Lied zu hören. Da aber eine lange Pause eintrat, wollten sie eben herausgehen, um den Musiker zu suchen, als zum zweitenmale seine Stimme ertönte und folgendes Sonnet vernehmen ließ:

O heil'ge Freundschaft! müde dieser Welt,
Bist du mit leichten Schwingen uns entflogen,
Um da zu wohnen, wo in goldnem Bogen
Die Sterne kreisen um der Sel'gen Zelt.

Drüm ist die Freundschaft, die sich uns gesellt,
Ein Trugbild, das dein Kleid nur angezogen,
Das, wenn es kurze Freuden uns gelogen,
Für immer die Erinnerung vergällt.

O kehre von den Himmeln, wo du weilest,
Holdsel'ge Freundschaft, wieder zu dem Staube,
Laß dich herab, der Menschen Gast zu werden!

So du den Trug nicht zu entlarven eilest,
So wird ihm bald das Heiligste zum Raube,
Und sicher steht hinfort nichts mehr auf Erden.

Der Gesang schloß mit einem tiefen Seufzer. Beide horchten, ob die Stimme fortsingen würde. Da sie aber nichts als Schluchzen und trauriges Wehklagen hörten, beschlossen sie zu untersuchen, wer der so liebliche und wehmüthige Sänger sey. Sie giengen nicht weit, so sahen sie hinter einem Felsen einen Menschen von eben der Gestalt und Tracht, als Sancho Pansa ihnen, bei seiner Erzählung, den Cardenio beschrieben hatte. Als dieser sie erblickte, schien er nicht überrascht, sondern ließ den Kopf zur Brust herabhängen, wie ein tiefdenkender Mensch, ohne die Augen aufzuschlagen und sie anzusehen, bis sie vor ihm standen. Der Pfarrer, der ein wohlwollender Mann war, und schon sein Unglück kannte, gieng zu ihm hin, und bat ihn kurz, aber sehr höflich, er möchte doch diese elende Lebensart verlassen, damit er nicht sein Leben dabei verlöre, was vollends das größte Unglück seyn würde. Cardenio war damals völlig bei Verstande, und hatte keinen von den Anfällen, die ihn oft außer sich selbst setzten. Da er nun beide in einer hier ganz ungewöhnlichen Tracht erblickte, und sie schon ganz bekannt von seinen Umständen mit ihm sprechen hörte (denn der Pfarrer hatte Einiges davon mit einfließen lassen), stutzte er ein wenig. Endlich brach er aus: „Wer Ihr auch seyn möget, meine Herren, so sehe ich doch, daß der Himmel, der für die Guten sorgt (freilich auch oft für die Bösen), mir, ohne daß ich es verdiene, in diese rauhe und menschenleere Wüste gute Leute schickt, die mir meine verkehrte Lebensart vorhalten, und mich auf

beßre Wege zu bringen suchen. Da sie aber nicht so gut wie ich wissen, daß ich, wenn ich auch diesem Unglück entgehe, wieder in ein neues und größres falle, so könnten sie mich leicht für einen blöden, oder gar seiner Vernunft beraubten Menschen halten. Und kein Wunder wär es; denn ich selbst sehe ein, das allzulebhafte Andenken meiner Unglücksfälle reißt mich oft so dahin, daß ich verwirrt werde, und ohne Empfindung und Bewußtseyn bin, wie ein Stein. Was mir diese traurige Vermuthung noch gewisser macht, ist, daß man mir hernach oft sagt und zeigt, was ich während dieses schrecklichen Anfalls gethan habe. Ich kann aber nichts dabei thun, als mein Unglück vergebens beklagen, und zu meiner Entschuldigung die Ursache meines Zustandes Jedermann erzählen, der sie hören will; denn vernünftige Leute, wenn sie die Ursache hören, werden sich über die Wirkung nicht wundern, und wenn sie mir auch nicht helfen können, doch mich nicht verdammen, sondern, statt zu zürnen, mich bemitleiden. Wenn Ihr, meine Herren, aus eben der Absicht wie Andre hieher kommt, so bitte ich, ehe Ihr in Euern gütigen Unterredungen fortfahrt, höret erst die Geschichte meiner Leiden; vielleicht sehet Ihr darnach, daß es ganz vergeblich sey, einen Unglücklichen zu trösten, der keines Trostes mehr fähig ist."

Da Beide gern seine Geschichte aus seinem eignen Munde gehört hätten, baten sie ihn drum und versicherten ihn, sie wollten nichts wider seinen Willen zu seinem Trost oder seiner Erleichterung vornehmen. Nun erzählte der traurige Ritter seine klägliche Geschichte fast mit eben den Worten, als er sie wenig Tage zuvor unserm Ritter und den Hirten erzählt hatte, bis dahin, wo Don Quixote über den Meister Elisabat und die gar zu strenge Beobachtung der Rittergesetze mit ihm zerfiel und die Geschichte völlig unterbrach. Jetzt aber war Cardenio zum Glück völlig bei Verstande und konnte sie ganz endigen. Dort war er bis auf das Billet gekommen, welches Don Fernando im Amadis von Gallien fand. „Ich kann es auswendig," sprach Cardenio, „Lucinde schrieb mir folgendes:

Lucinde an Cardenio.

Täglich entdecke ich mehr Vorzüge an Euch, die Euch meine Hochachtung erwerben. Wollt Ihr mich in den Stand setzen, Euch die stärksten Beweise davon zu geben, so thut es auf eine Art, die mit meiner Ehre bestehen kann. Ich habe einen Vater, der Euch kennt und mich liebt. Er wird, ohne mich zu etwas Anderm zu zwingen, Euern Wunsch erfüllen, den Ihr ihm, ohne weiter anzustehen, entdecken könnt, wenn Ihr mich so liebt, wie Ihr sagt und ich glaube.

„Dies Billet veranlaßte mich, um Lucinden bei ihrem Vater nochmals anzuhalten, wie ich Euch schon erzählt habe; aber es ließ sie auch dem Don Fernando als eine der verständigsten Jungfrauen ihrer Zeit erscheinen und brachte ihn zu dem Entschlusse, mich zu untergraben. Ich entdeckte ihm die Schwierigkeit, an welche sich Lucindens Vater noch stieß, daß nämlich mein Vater selbst um sie anhalten sollte, dem ich aber nichts davon zu sagen wagte, nicht, als wäre ihm Lucindens Werth, Tugend, Schönheit und edle Geburt unbekannt gewesen, sondern weil er mich nicht eher heirathen lassen wollte, als bis er sähe, was der Herzog Ricardo mit mir vorhabe. Kurz, ich sagte ihm, daß ich nicht mit meinem Vater reden könne, nicht nur aus dem angeführten Grunde, sondern aus mehreren andern, die ich mir selbst nicht klar zu machen wisse; es sey mir eben vor, ich werde das Ziel meiner Wünsche nicht erreichen. Don Fernando erbot sich sogleich, mit meinem Vater darüber zu sprechen und ihn zur Einwilligung zu bereden. O ehrsüchtiger Marius, grausamer Catilina, schändlicher Sulla, heimtückischer Galalon, ränkevoller Telito, rachgieriger Julian, arglistiger Judas! — Verräther, Grausamer, Ungeheuer! was hatte ich Armer dir gethan, dem ich die geheimsten Falten meines Herzens entdeckte? welche Beleidigung hast du von mir erfahren? welchen Rath habe ich dir gegeben, welches Wort zu dir gesprochen, wobei es nicht meine Absicht gewesen wäre, deine Ehre und deinen Nutzen zu fördern? Doch, was klage ich Elender! Mein Schicksal und der Lauf verhängnißvoller Sterne wollte es so, und ihrer Wuth kann keine Kraft auf Erden, keine menschliche Einsicht Einhalt thun. Wer konnte sich einbilden,

daß Fernando, dieser edle, wohlerzogne, mir zum Dank verpflichtete Ritter, dem noch überdies jede Wahl offen stand, darauf verfallen würde, mir mein einziges Schäfchen zu rauben, das ich selbst noch nicht besaß? Doch lassen wir diese unnützen Klagen; kehren wir zu meiner Geschichte zurück.

„Don Fernando, den meine Gegenwart an Ausführung seines schrecklichen Vorsatzes hinderte, suchte mich zu entfernen. Dies zu bewerkstelligen, kaufte er an demselben Tage, als er mit meinem Vater über meine Sache sprechen wollte, sechs Pferde, und schickte mich eilig zu seinem ältern Bruder, das Geld dafür zu holen. Konnte ich dieser Verrätherei vorbeugen? konnte ich sie ahnen? Nein, mit der größten Bereitwilligkeit und erfreut über den vortheilhaften Kauf, bot ich mich an, sogleich zu gehen, sprach diesen Abend noch mit Lucinden und entdeckte ihr meine Abrede mit Don Fernando und meine Hoffnung, unsre guten und gerechten Wünsche bald erfüllt zu sehen. So wenig von dem Verrathe ahnend als ich, forderte sie mich nur auf, bald wieder zu kommen, denn Alles werde sich fügen, sobald mein Vater mit dem ihrigen spräche. Ich weiß nicht, woher es kam, daß ihr bei diesem Worte Thränen in die Augen traten und ihr die Stimme vergieng, so daß sie kein Wort mehr hervorbringen konnte, obgleich sie, wie es schien, mir noch Vieles zu sagen hatte. Ich wunderte mich über diesen seltsamen Umstand, weil mir dergleichen mit ihr noch nie begegnet war; denn so oft mir sonst mein gutes Glück und meine Maßregeln Gelegenheit verschafft hatten, sie zu sprechen, herrschte nur Frohsinn und Heiterkeit in unsrer Unterhaltung, ohne jemals durch Thränen, Seufzer, Eifersucht, Argwohn oder Unruhe unterbrochen zu werden. Ich überließ mich gänzlich dem Gefühle des Glücks, dessen mich die Gunst des Himmels durch ihre Liebe theilhaftig machte; ich erhob ihre Reize und bewunderte ihren Verstand und ihre Tugenden, und sie sprach ihrerseits mit Beifall von den Eigenschaften, die sie, als ein liebendes Mädchen, an mir lobenswerth fand. Zur Abwechslung erzählten wir einander allerlei Kleinigkeiten und Begebenheiten von unsern Nachbarn und Bekannten, wobei ich mir nie etwas mehr erlaubte, als daß ich bisweilen halb mit Gewalt eine von ihren liebenswürdigen weißen

Händen faßte und soweit es das Gitter verstattete, sie an meine Lippen drückte. Allein am Abend vor meiner unglücklichen Abreise schied sie von mir unter Thränen und Seufzern, und setzte mich in Erstaunen und Verwirrung durch diese ungewöhnlichen und traurigen Aeußerungen ihres Schmerzes und ihrer Bekümmernisse. Um jedoch meine Hoffnung nicht sinken zu lassen, schrieb ich alles dem Uebermaß ihrer Zärtlichkeit für mich zu und dem Schmerz, welchen die Trennung den Liebenden gewöhnlich verursacht. Nichts destoweniger trat ich traurig und schwermüthig meine Reise an, mit einem Herzen voll von Besorgniß und Unruhe, obgleich ich selbst nicht wußte, was ich befürchtete und was mich unruhig machte, wobei offenbar ein Vorgefühl des Unglücks, welches mir bevorstand, zu Grunde lag.

Ich kam nach dem Orte meiner Sendung, übergab dem Bruder des Don Fernando seinen Brief, ward von ihm sehr gut empfangen, aber nicht eben so gut abgefertigt; denn zu meinem nicht geringen Mißvergnügen, befahl er mir, acht Tage zu warten, und mich in Acht zu nehmen, daß der Herzog, sein Vater, mich nicht gewahr werde, indem sein Bruder ihn gebeten hätte, ihm das Geld ohne Vorwissen seines Vaters zu schicken; und das Alles geschah auf Anstiften des treulosen Don Fernando, denn seinem Bruder fehlte es nicht an Geld, um mich ohne Verzug abzufertigen. Dieser Befehl war ganz dazu geeignet, mich zum Ungehorsam zu reizen, weil es mir unmöglich schien, meine Abwesenheit von Lucinden so lange zu ertragen, zumal da ich sie in der traurigen Stimmung verlassen hatte, die ich Euch beschrieben habe. Ich gehorchte indessen als ein treuer Diener, obwohl ich fühlte, daß es auf Kosten meiner Ruhe geschah. Allein am vierten Tage nach meiner Ankunft suchte ein Mann mich auf und brachte mir einen Brief, dessen Aufschrift ich für Lucindens Hand erkannte. Ich erbrach ihn mit Angst und Schrecken, weil ich nicht zweifelte, eine Sache von der äußersten Wichtigkeit müßte sie bewogen haben, mir nach diesem entfernten Orte zu schreiben, da sie dieses doch nur selten zu thun pflegte, wenn wir uns auch an einem und demselben Orte befanden. Ehe ich den Brief las, fragte ich den Ueberbringer, von wem er ihn empfangen hätte und wie lange er unterwegs gewesen wäre. Er antwortete mir, wie er um Mittagszeit

von ungefähr durch eine Straße in meiner Vaterstadt gegangen wäre, hätte eine schöne Dame mit verweinten Augen, ihn an einem Fenster angerufen, und mit eiligen Worten zu ihm gesagt: „Wenn Ihr ein Christ seyd, mein Freund, wie Ihr zu seyn scheint, so bitte ich Euch um Gottes willen, diesen Brief den Augenblick nach dem Orte und an die Person zu befördern, welche die Aufschrift anzeigt; beide sind bekannt genug, und Ihr werdet ein Gott gefälliges Werk thun; und damit Euch die Mittel dazu nicht fehlen, so nehmet dasjenige hin, was in dieses Tuch gebunden ist.“ Mit diesen Worten, sagte er, warf sie mir ein Tuch zu, in welches hundert Realen, ein

Digitized by Google

goldner Ring, den ich hier am Finger trage, und der Brief, den ich Euch gebracht habe, gewickelt waren, und ohne meine Antwort abzuwarten, verließ sie das Fenster, sobald sie gesehen hatte, daß ich den Brief aufhob und ihr durch Zeichen zu verstehen gab, daß ich ihren Befehl ausrichten würde. Da sie mich für meine Mühe so reichlich belohnte, da ich Euch, an den die Aufschrift lautet, sehr wohl kannte, so wollte ich ihre Botschaft keinem Andern anvertrauen, sondern sie selbst bestellen; und in sechzehn Stunden, seitdem ich den Brief empfieng, habe ich den Weg von achtzehn Meilen hieher zurückgelegt. Indem der dienstfertige und ungewöhnliche Bote dieses sprach, hieng meine Seele an seinen Lippen und ich zitterte so sehr, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. Ich schlug den Brief auseinander und las Folgendes:

„Don Fernando hat sein Wort gehalten, das er dir gegeben hat, deinen Vater zu bitten, mit dem meinigen zu sprechen; aber nicht zu deinem Besten, sondern zu seinem eignen Vortheil. Wisse nämlich, daß er selbst mich zur Braut begehrt hat, und daß mein Vater, geblendet durch den Vortheil und die Ehre dieser Verbindung, seinen Antrag mit solcher Bereitwilligkeit angenommen hat, daß in zwei Tagen die Vermählung schon vor sich gehen soll, und zwar so geheim, daß nur der Himmel und einige Hausgenossen Zeugen dabei seyn werden. Meine schreckliche Lage kannst du dir denken. Ists möglich, so komme. Ob ich dich liebe oder nicht, soll der Erfolg zeigen. Gebe Gott, daß dir dieser Brief eher zur Hand kommt, als ich genöthigt werde, meine Hand demjenigen zu reichen, der Treue und Glauben so schlecht hält.“

Dies war der Inhalt ihres Briefes, welcher mich bewog, augenblicklich fortzueilen, ohne daß ich länger auf meine Abfertigung oder auf Geld gewartet hätte; denn jetzt ward ich nur zu deutlich gewahr, daß Don Fernando nicht wegen des Pferdekaufs, sondern um ganz andre Absichten zu erreichen, mich an seinen Bruder abgeschickt hatte. Meine Erbitterung gegen ihn und die Furcht, einen Schatz zu verlieren, welchen ich durch vieljährige treue Anhänglichkeit und Zärtlichkeit verdient hatte, liehen mir Flügel, so daß ich am folgenden Tage in meiner Vaterstadt ankam, gerade zu rechter Zeit und Stunde, um Lucinden sprechen zu können. Ich kam unbemerkt in die Stadt, ließ mein Maulthier bei dem Manne stehen, der mir die Botschaft

gebracht hatte, und das Glück war mir damals noch so günstig, daß es mich Lucinden an dem Gitter antreffen ließ, an welchem wir uns oft von unsrer Liebe unterhalten hatten. Sie ward mich sogleich gewahr und ich sie ebenfalls; allein wir fanden uns beiderseits nicht so wieder, wie wir uns finden sollten. Doch wo ist der Mensch, der sich rühmen kann, Gedanken und Herz eines Weibes ergründet zu haben? Gewiß nirgends in der Welt. Sobald Lucinde mich erblickte, sagte sie: „Cardenio, du siehst mich im Brautkleide, und schon erwarten mich im Hochzeitzimmer der treulose Fernando, mein rangsüchtiger Vater und noch einige andre Zeugen; doch eher sollen sie Zeugen meines Todes, als Zeugen meiner Vermählung werden. Beunruhige dich nicht, mein Freund, sondern suche nur bei diesem Opfer gegenwärtig zu seyn; denn wenn ich es durch Worte nicht abwenden kann, so habe ich einen Dolch bei mir, welcher, indem er meinem Leben ein Ende macht, allen Zwang besiegen und dir beweisen soll, wie ich stets gegen dich gesinnt war und noch jetzt bin."

„Bestürzung und Kürze der Zeit erlaubte mir nur, ihr in der Eile zu antworten: „Die That bestätige deine Worte, Geliebte! denn hast du einen Dolch, um ihm Nachdruck zu geben, so habe ich ein Schwert, um dich zu vertheidigen, oder um mich darein zu stürzen, wenn das Schicksal uns zuwider ist."

„Ich glaube kaum, daß sie meine letzten Worte gehört hat, denn sie ward plötzlich abgerufen, weil der Bräutigam sie erwartete. Die Nacht meines Kummers brach jetzt an und unter gieng die Sonne meines Glücks. Meinem Auge erlosch das Licht, meinem Geiste die Klarheit. Ich dachte nicht einmal daran, in ihr Haus zu gehen, noch war ich im Stande, mich von der Stelle zu bewegen; doch als es mir endlich einfiel, wie nöthig auf jeden Fall meine Gegenwart wäre, raffte ich mich zusammen, so gut ich konnte, und gieng in Lucindens Haus, und da ich alle Ein- und Ausgänge kannte, schlich ich ungesehen hinein, zumal bei der Unruhe, welche der geheime Vorgang mit sich brachte. Ich versteckte mich hinter den Vorhängen eines Bogenfensters im Brautgemache selbst, wo ich, ohne bemerkt zu werden, Alles beobachten konnte, was im Zimmer vorgieng. Wer beschreibt die Qualen, die mein Herz bestürmten, und die Gedanken,

die mich folterten: sie waren so verworren und mannigfaltig, daß ich sie nicht alle aussprechen kann und mag. Genug, der Bräutigam trat in den Saal, ohne Schmuck, und in seiner gewöhnlichen Kleidung. Als Zeuge begleitete ihn ein leiblicher Vetter Lucindens, und außer den Dienern war Niemand im Zimmer. Nach einer kleinen Weile trat Lucinde aus einer Nebenkammer herein, begleitet von ihrer Mutter und zwei Zofen, gekleidet und geschmückt mit aller Pracht, die ihrem Stande und ihrer Schönheit angemessen war, und welche die Feier des Tages erforderte. Die heftige Spannung erlaubte mir nicht, ihren Anzug genau zu beobachten: ich konnte nur die Farben ihres Gewandes bemerken, welche blaßroth und weiß waren, und den Glanz der unzähligen Edelsteine, welche ihren Kopfputz und ihren ganzen Anzug bedeckten; doch weit herrlicher glänzten die goldnen Locken ihres üppigen Haupthaars, mit welchen ihr ganzer Schmuck und der Schimmer der vier Fackeln, die das Brautgemach erleuchteten, umsonst zu wetteifern schienen. O Gedächtniß, Todfeind meiner Ruhe! warum mußt du mir noch jetzt meine angebetete Widersacherin in dem vollen Glanz ihrer unvergleichlichen Schönheit darstellen? Wäre es nicht besser, grausame Erinnerung! wenn du mir nur dasjenige vorhieltest, was sie damals that, damit ich, gereizt durch die empfindliche Beleidigung, zwar nicht mich rächte, aber doch meinem Leben ein Ende machte.

„Werdet nicht ungeduldig, meine Herren, diese Abschweifungen anzuhören; denn meine Leiden sind nicht von solcher Art, daß ich sie mit wenigen Worten und in ruhiger Ordnung schildern könnte oder dürfte, indem nach meinem Gefühl jeder Umstand ausführliche Erwähnung verdient."

Der Pfarrer versicherte ihm, sie fänden seine Erzählung so wenig langweilig, daß sie vielmehr mit Vergnügen auch die kleinsten Umstände vernähmen, weil sie nicht verdienten übergangen, sondern mit eben so vieler Aufmerksamkeit angehört zu werden, als die Hauptgegenstände seiner Geschichte.

„Wohlan," fuhr Cardenio fort, „wie sie jetzt alle in dem Saale versammelt waren, kam auch der Pfarrer des Kirchspiels herein, und ließ sich von den beiden Verlobten die Hände geben, um dasjenige zu verrichten, was bei dieser Handlung seines Amtes war. Bei der

Frage: Fräulein Lucinde, begehrt Ihr den gegenwärtigen Don Fernando nach der Ordnung unsrer heiligen Kirche zu Eurem ehlichen Gemahl? streckt ich Kopf und Hals zwischen den Vorhängen heraus und horchte mit aufmerksamem Ohr, in ängstlicher Erwartung, was Lucinde antworten würde, weil ich von ihren Lippen mein Todesurtheil, oder neues Leben zu gewärtigen hatte. Ach! hätte ich damals Entschlossenheit genug gehabt, hervorzuspringen und mit lauter Stimme zu rufen: Lucinde, Lucinde, bedenke was du thust; vergiß nicht, was du mir schuldig bist; erinnre dich, daß du mir gehörst, und keinem Andern gehören kannst; bedenke, daß der Augenblick, in welchem du das Jawort aussprichst, der letzte meines Lebens seyn wird. Ha, treuloser Don Fernando! Zerstörer meines Glücks, Tod meines Lebens, was willst du? worauf machst du Anspruch? Bedenke, daß du als Christ das Ziel deiner Wünsche nicht erreichen kannst, indem Lucinde meine Braut ist, und ich ihr Gemahl bin. O, ich Thor! jetzt, da ich weit von ihr entfernt bin, und den entscheidenden Augenblick habe verstreichen lassen, rede ich von dem, was ich hätte thun sollen und nicht gethan habe. Jetzt, nachdem ich mir den theuersten

Schatz habe entwenden lassen, verwünsche ich den Räuber, an dem ich mich hätte rächen können, wenn ich eben so viel Muth gehabt hätte, dieses zu thun, als ich jetzt habe, mich zu beklagen. Bin ich damals feige und ein Wicht gewesen, so ist es nicht zu viel, wenn ich jetzt sterben muß, als Landstreicher in Reue und Wahnsinn."

„Lucinde ließ den Pfarrer lang auf ihre Antwort warten; allein indem ich noch immer dachte, sie würde entweder den Dolch zücken, um ihr vergebenes Wort zu lösen, oder den Mund öffnen, um sich freimüthig für mich zu erklären, hörte ich sie endlich mit schwacher und ohnmächtiger Stimme Ja sagen. Dasselbe that Don Fernando, indem er ihr den Ring überreichte, durch welchen das unauflösliche Band zwischen ihnen auf immer geknüpft war. Der Bräutigam trat näher, um seine Braut zu umarmen, aber sie legte die Hand aufs Herz, und sank ohnmächtig ihrer Mutter in die Arme. Ihr könnt Euch vorstellen, wie mir zu Muthe ward, indem das unglückliche Jawort, das ich vernommen hatte, auf einmal alle meine Hoffnungen zerstörte, Lucindens Wort und Zusage unwahr machte und mich für immer um die Möglichkeit brachte, ein Gut wieder zu erlangen, welches ich in diesem Augenblick einbüßte. Die Gedanken schwanden mir, mir wars, als hätte der Himmel selbst mich verlassen, als wäre die Erde, die mich trug, mir feind geworden, weil die Luft mir ihren Hauch zu meinen Seufzern und das Wasser seine Tropfen zu meinen Thränen versagte. Nur das Feuer loderte höher empor, so daß ich glühte von Wuth und von Eifersucht. Lucindens Ohnmacht versetzte Alles in Unruhe; indem ihre Mutter die Schnürbrust lösete, um ihr Luft zu machen, fand sie in ihrem Busen ein Papier, dessen Don Fernando sich augenblicklich bemächtigte, um es beim Lichte einer Fackel zu durchlesen. Dann warf er sich in einen Lehnsessel, stützte gedankenvoll den Kopf auf die Hand und dachte nicht daran, seine Braut aus ihrer Ohnmacht erwecken zu helfen. Wie ich alle Menschen im Hause beschäftigt sah, wagte ichs auf die Gefahr, daß man mich entdeckte, wegzugehen, mit dem Vorsatz, im Fall ich bemerkt würde, so viel Unheil anzurichten, daß die Welt meinen gerechten Zorn in der Bestrafung des falschen Don Fernando und selbst der ohnmächtigen Verrätherin erkennen sollte. Allein mein Schicksal, welches gewiß noch größre

Leiden über mich verhängt hat (wenn es noch größre geben kann), ließ mir damals noch etwas Verstand übrig, den ich seitdem verloren habe, und anstatt mich an meinen ärgsten Feinden zu rächen (welches ich leicht hätte thun können, weil Niemand an mich dachte), nahm ich mir vor, meine Hand gegen mich selbst zu kehren und mir die Strafe aufzulegen, die sie verdient hatten, ja eine noch härtere, als sie von mir erlitten haben würden, wenn ich ihnen auf der Stelle das Leben genommen hätte; denn ein schneller Tod macht aller Qual ein Ende, da hingegen ein martervolles Daseyn unaufhörlich tödtet, ohne dem Leben ein Ende zu machen."

„Genug, ich verließ das Haus und gieng hin zu demjenigen, bei welchem ich mein Maulthier hatte stehen lassen, ließ es satteln, und ritt, ohne Abschied, aus der Stadt, und wie ein zweiter Lot wagte ich es nicht einmal einen Blick rückwärts zu werfen. Wie ich mich auf dem Felde allein befand, wie die Finsterniß der Nacht mich umgab und ihre Stille mich einlud zu klagen, ohne Besorgniß, daß Jemand mich hören würde, da erhob ich meine Stimme und ließ meiner Zunge freien Lauf, um Lucinde und Don Fernando zu verwünschen, als ob ich mir dadurch Genugthuung verschaffte für den Kummer, den sie mir verursachten. Ich schalt Lucinden grausam, undankbar, falsch, herzlos und vor allen Dingen habsüchtig, weil sie sich durch die Reichthümer meines Feindes habe verblenden und verleiten lassen, mir ihr Herz zu entwenden, und es demjenigen zu schenken, gegen welchen das Glück sich freigebiger bewiesen hätte. Doch mitten unter diesem Strome von Vorwürfen und Verwünschungen entschuldigte ich sie wieder, indem ich sprach: wie leicht läßt ein Mädchen, welches von den Eltern in häuslicher Stille erzogen und stets zum Gehorsam angehalten ward, sich bewegen, dem Willen derselben zu folgen, indem sie ihr einen vornehmen, reichen und wohlerzognen Mann zum Gemahle vorschlagen, welchem sie ihre Hand nicht versagen kann, ohne ihren guten Ruf in Gefahr zu setzen, weil man denken müßte, daß sie entweder nicht vernünftig überlegt, oder daß sie sich bereits in einen andern Liebeshandel eingelassen hätte? Dann dachte ich wieder: wenn sie erklärt hätte, daß ich mit ihr versprochen wäre, so würden die Eltern eingesehen haben, ihre Wahl sey keineswegs so schlecht,

daß sie nicht entschuldigt werden müßte, indem sie selbst, ehe Don Fernando sich um die Hand ihrer Tochter bewarb, keinen bessern Gemahl als mich für sie hätten wünschen können, wenn sie ihren Erwartungen vernünftige Schranken setzten; und sie hätte demnach, ehe sie sich den größten und äußersten Zwang anthat, einem Andern ihre Hand zu geben, getrost sagen können, daß sie bereits die meinige angenommen; denn ich würde mit Freuden Alles bestätigt haben, was sie vorgegeben hätte. Am Ende zog ich den Schluß, daß wenig Liebe, wenig Verstand und viel Ehrgeiz und Streben nach hohen Dingen sie bewogen hätten, das Versprechen zu vergessen, mit welchem sie mich getäuscht, und womit sie meine zuversichtliche Hoffnung genährt, und meine sehnlichen Wünsche hingehalten."

„Unter solchen Ausrufungen und von solchen Gedanken gepeinigt, ritt ich den übrigen Theil der Nacht durch, und kam mit Anbruch des Tages an einen von den Eingängen dieses Gebirges, worin ich drei Tage ohne Weg und Steg umherirrte, bis ich auf eine Wiese kam, die, ich weiß nicht, wo? in dieser Wüste liegt. Hier fragte ich einige Hirten, wo das Waldgebirge am unzugänglichsten wäre. Sie wiesen mich nach dieser Stelle, und sogleich begab ich mich hieher, mit dem festen Vorsatze, mein Leben hier zu endigen. Mein Maulthier fiel todt

nieder vor Mattigkeit und Hunger, oder vielmehr (wie ich glaube), weil es seiner unnützen Last müde war. Ich mußte nunmehr zu Fuße gehen, meine Kräfte waren erschöpft, ich verschmachtete vor Hunger, ich hatte Niemand und fragte nach Niemand, der mir helfen konnte. In diesem Zustand lag ich eine Zeitlang auf der Erde: wie lange, kann ich selbst nicht sagen, und wie ich mich wieder aufrichtete, empfand ich keinen Hunger mehr, aber ich sah einige Hirten neben mir stehen, die vermuthlich meiner Noth abgeholfen hatten; denn sie sagten mir, in welchem Zustande sie mich angetroffen, und daß ich eine Menge ungereimte und wahnsinnige Dinge gesprochen hätte, welche offenbar von der Zerrüttung meines Verstandes zeugten. Ich habe auch seit der Zeit selbst bemerkt, daß ich meiner Sinne nicht immer mächtig bin, sondern daß meine Vernunft bisweilen so schwach und zerrüttet ist, daß ich tausend Tollheiten begehe, meine Kleider zerreiße, diese Einöde mit meinem Geschrei erfülle, mein Unglück verwünsche, und vergeblich den geliebten Namen meiner Feindin ausrufe, blos in der Absicht, mich todt zu schreien; und wenn ich wieder zur Besinnung komme, so fühle ich mich so matt und kraftlos, daß ich mich kaum rühren kann. Mein gewöhnlicher Aufenthaltsort ist in hohlen Korkbäumen, die geräumig genug sind, meinen elenden Körper zu bergen. Die Hirten und Schäfer des Gebirgs legen aus Barmherzigkeit ein wenig Speise für mich auf den Fußsteigen und Klippen an solchen Stellen hin, wo sie vermuthen, daß ich auf meinen Wanderungen sie

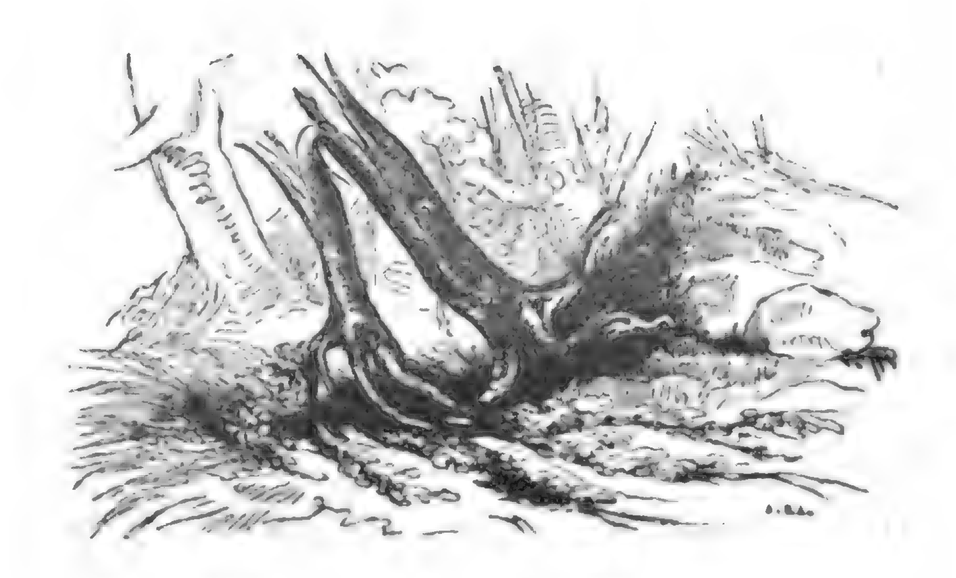
finden werde, und wenn ich dann auch nicht bei Verstande bin, so lehrt mich doch das Naturbedürfniß die Nahrungsmittel kennen. In

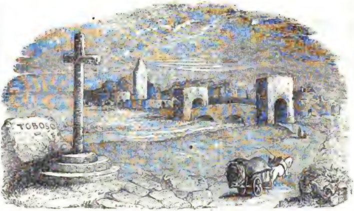
meinen vernünftigen Stunden erzählen sie mir auch
sie mir begegnen, daß ich die Hirten, die mit
Dörfern nach den Hürden kommen, oft anfalle und
mit Gewalt abnehme, was sie mir gern aus G
würden. Auf diese Weise bringe ich hier mein elen
Leben zu, bis es dem Himmel gefallen wird, ihm
oder mir mein Gedächtniß zu rauben, damit ich m
Lucindens Liebreiz und Untreue und an die von
nen Beleidigungen erinnre; denn wenn dieses ge
daß es mir das Leben kostet, so werde ich wieder
kommen; wo nicht, so bleibt mir nichts übrig, als
bitte, Erbarmen mit meiner Seele zu haben, den
Muth noch Kraft genug, um mich aus dem Elend
arbeiten, in welches ich mich vorsätzlich gestürzt ha

„Dies, meine Herren! ist die traurige Geschich
Urtheilet selbst, ob sie von der Art ist, daß m
Schmerz erzählen könnte, als Ihr an mir beme
Euch nicht, mir mit Vernunftgründen oder guten
kommen; denn sie würden mir so wenig helfen,
dem Kranken, der sie nicht einnehmen will. Ich
Lucinde, und wenn sie einem Andern gehören
gehört (oder gehören sollte), so laßt mir meine
Unglück zu weihen, da ich hätte glücklich werden
Unbeständigkeit hat sie mir beständiges Elend bere
ihre Absicht befördern, indem ich mich stets
stürze, um den kommenden Zeiten ein Beispiel
allein fehlt, was allen Unglücklichen übrig bleibt
der Größe ihres Unglücks eine Art von Trost
schlimmer mit ihnen werden kann; während m
fürchte, selbst mit meinem Tode noch kein Ende

Hier endigte Cardenio seine lange Red
rührende als unglücksvolle Liebesgeschichte. D
im Begriff, einige Trostgründe vorzubringen, a

ihn unterbrach, die klagend und wehmuthsvoll sich in die Worte ergoß, die wir im folgenden vierten Buche dieser Geschichte melden werden; denn hier beschließt der weise Geschichtschreiber Cid Hamet Ben Engeli sein drittes Buch.





Viertes Buch.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ein neues angenehmes Abenteuer, welches dem Pfarrer und Barbier in der Sierra Morena aufstößt.

Heil euch, ihr glückse-ligen Zeiten, die ihr den kühnen Ritter Don Quixote von der Mancha der Welt schenktet, um den ver-lornen und fast todten Orden der fahrenden Ritterschaft wieder zu erwecken! Euch allein haben wir in unsern freudeleeren Zeiten die süße Unterhaltung seiner wahren Geschichte sammt mancherlei eingestreuten, nicht minder ange-nehmen, künstlichen und wahrhaftigen Erzählungen zu danken. Und so nehmen wir den wohlgesponnenen und gezwirnten Faden wieder auf, um dem Leser zu sagen, daß, als der Pfarrer sich anschickte, dem Cardenio einigen Trost zuzusprechen, eine Stimme ihn unter-brach, die klagend und wehmuthsvoll sich in die Worte ergoß:

Digitized by Google

„Ach Gott! ists möglich, daß ich hier einen Ort gefunden habe, der meinem elenden Leibe, dessen Bürde ich wider Willen trage, zum stillen Grabe dienen kann? Ja, Unglückselige, diese einsamen Felsen versprechen dir diesen letzten Trost! Welche angenehme Gesellschafter werdet ihr mir seyn, ihr Klippen und Sträuche! denn bei euch kann ich ungestört dem Himmel mein Leid klagen. Unter Menschen kann ich es nicht, denn keiner ist auf Erden, von dem ich Rath, Trost und Hilfe erwarten könnte."

Der Pfarrer und seine Gesellschaft hörten diese Klagen Wort für Wort; die Stimme schien ihnen nahe, und sie standen auf, ihr nachzugehen. Sie waren noch nicht zwanzig Schritte weit, so sahen sie hinter einer Felsenspitze einen jungen Menschen in Bauerkleidern unter einer Esche sitzen. Ins Gesicht konnten sie ihm nicht sehen, weil er den Kopf niedergebeugt hatte und die Füße im vorbeifließenden Bache wusch. Sie nahten ihm so leise, daß er sie nicht bemerkte, denn er schien ganz mit dem Waschen seiner Füße beschäftigt, und diese leuchteten unter den Kieseln des Baches hervor, wie zwei Stücke Krystall. Sie erstaunten über deren Schönheit; denn solche Füße schienen nicht geschaffen, über Erdschollen zu wandern, oder Ochsen hinter dem Pfluge nachzugehen, wie man der Kleidung des Jünglings nach vermuthen sollte. Der Pfarrer sah, daß jener sie noch nicht bemerkt hatte, und winkte den Andern. Sie versteckten sich hinter einem Felsblocke. Als sie nun den Jüngling genauer beobachteten, sahen sie, daß er eine graue Jacke anhatte, die ihm sehr fest mit einem weißen Tuche um den Leib gebunden war. Er trug auch graue Tuchhosen und Kamaschen und auf dem Kopf eine Mütze von eben solchem Tuche. Die Kamaschen, hatte er bis zur Hälfte des Beins aufgestreift, das an Weiße dem Alabaster gleich kam. Als er sich seine schönen Füße gewaschen, trocknete er dieselben mit einem Tuche ab, das er unter seiner Mütze hervornahm. Bei dieser Gelegenheit richtete er sich in die Höhe und zeigte den Lauschern ein so wunderschönes Gesicht, daß Cardenio augenblicklich leise zum Pfarrer sprach: „Das ist entweder Lucinde, oder keines Menschen, sondern einer Göttin Antlitz." — Der Jüngling that seine Mütze ab, schüttelte den Kopf ein wenig, und da fielen eine Menge so

schöner Haare herab, daß die Sonne ihn darum hätte beneiden mögen; allein eben daraus erkannten sie auch, daß dies kein junger Bauer, sondern eines der schönsten Mädchen von der Welt sey. Sie erstaunten Alle darüber, und selbst Cardenio gestand, daß er, außer Lucinden, nie etwas Schöneres gesehen habe. Ihre Haare waren so schön und so lang, daß sie ihr nicht allein die Schultern, sondern auch den Leib unterhalb der Schultern bedeckten, so daß man nur noch ihre Füße sah. Sie brauchte die Finger statt eines Kammes, und waren ihre Füße dem Alabaster gleich gewesen, so schienen jetzt ihre Hände aus frischgefallenem Schnee geformt. Das Erstaunen und die Neugierde

Digitized by Google

zu wissen, wer sie sey, stieg bei unsern Zuschauern so hoch, daß sie beschlossen, sich ihr zu zeigen. Auf das Geräusch, welches sie machten, um sich hinter dem Felsstücke zu erheben, richtete die Schöne ihr Haupt empor, schob mit beiden Händen die Haare aus dem Gesicht, und ward diejenigen gewahr, die das Geräusch gemacht hatten. Kaum hatte sie diese erblickt, so sprang sie auf, ergriff ein kleines Bündel neben ihr und entfloh, ohne erst ihre Haare in Ordnung zu bringen, und etwas an die Füße zu ziehen, voll Furcht und Schrecken. Aber kaum hatte sie einige Schritte gethan, so sank sie nieder, weil ihre zarten Füße die spitzigen Steine nicht ertrugen. Alle drei kamen ihr zu Hilfe und der Pfarrer sagte zu ihr: „Fliehet nicht, schöne Unbekannte, denn diejenigen, die Ihr hier seht, haben keine andre Absicht,

als Euch zu dienen. Ihr habt nicht nöthig, so übereilt vor uns zu fliehen, denn dies können Eure Füße so wenig aushalten, als wir es zugeben können."

Während sie vor Schrecken und Ueberraschung kein Wort erwidern konnte, nahten sie sich ihr, und der Pfarrer, indem er ihre Hand faßte, fuhr fort: „Was Eure Kleidung verhehlen soll, das verrathen uns Eure Locken, nämlich, daß Ihr nicht ohne wichtige Ursachen Eure schöne Person in eine so unwürdige Kleidung gehüllt, und Euch in eine Einöde wie diese begeben habt, wo wir glücklicherweise Euch antreffen, um Euch, wo nicht helfen, doch wenigstens rathen zu können; denn so lange das Leben währt, muß uns kein Unglück so muthlos machen und niederbeugen, daß wir nicht wenigstens guten Rath anhören sollten, wenn er uns aus wohlgemeinter Absicht gegeben wird. Verbannet demnach, schöne Jungfrau (oder junger Herr, wenn Ihr wollt, daß man Euch so nenne), alle Furcht, welche unser Anblick Euch verursacht hat, und erzählt uns Eure guten oder bösen Schicksale; denn Ihr werdet uns sämmtlich bereit finden, Euch unsre Theilnahme zu beweisen."

Während der Rede des Pfarrers stand die verkleidete Schöne wie versteinert, und betrachtete stillschweigend bald den Einen, bald den Andern, fast wie ein Knabe vom Land Dinge anstaunt, die zum erstenmale seinem Blick begegnen. Da inzwischen der Pfarrer noch fortfuhr, ihr zuzureden, so öffnete sie endlich mit einem tiefen Seufzer ihre Lippen, und sagte: „Da die Einsamkeit des Gebirgs mich nicht hat verbergen können, und das herabwallende Haar meiner Zunge verwehrt, Unwahrheit zu behaupten, so würde ich umsonst versuchen etwas vorzugeben, welches Ihr mehr aus Höflichkeit, als aus Ueberzeugung für wahr gelten lassen würdet. Ich danke Euch demnach, meine Herren, für Euer freundschaftliches Anerbieten, wodurch Ihr es mir zur Pflicht macht, Euch Eure Bitte zu gewähren; wiewohl ich fürchte, daß die Erzählung meiner Leiden Euch nicht nur zum Mitleiden bewegen, sondern auch betrüben werde, weil Ihr weder Mittel finden werdet, ihnen abzuhelfen, noch Trostgründe, um sie zu lindern. Doch damit Ihr Euch keine nachtheiligen Begriffe von mir machet, indem Ihr seht, daß ich, als ein junges Mädchen, mich hier

so allein, und in einer solchen Verkleidung betreten lasse (Umstände, welche jeder einzeln für sich, oder zusammen, wohl den unbescholtensten Ruf zu Boden strecken könnten), so will ich Euch lieber Alles entdecken, was ich sonst gerne verschweigen möchte.“

Das schöne Frauenzimmer sprach diese Worte mit einer so hinreißenden Beredtsamkeit, und mit so lieblicher Stimme, daß ihre Anmuth nicht weniger Bewunderung erregte, als ihre Schönheit, und man wiederholte nochmals die inständigsten Bitten um die Erfüllung ihres Versprechens, welche sie auch ohne weitern Anstand gewährte, nachdem sie mit Sittsamkeit ihre Fußbedeckung wieder angezogen und ihr Haar in Ordnung gebracht hatte. Sie setzte sich auf einen Stein, die andern Drei lagerten sich um sie her, und indem sie eine Thräne zurückhielt, die ihrem Auge entquoll, begann sie mit gesetzter und vernehmlicher Stimme ihre Lebensgeschichte folgendermaßen:

„Hier in Andalusien ist ein Ort, dessen Besitzer den Titel eines Herzogs und eines Grande von Spanien führt. Derselbe hat zwei Söhne, von welchen der älteste Erbe seiner Güter, und wie es scheint, auch seiner guten Eigenschaften seyn wird. Was das Erbtheil des jüngern seyn mag, weiß ich nicht, wenn er nicht etwa alle Arglist eines Vellido und alle Treulosigkeit eines Galalon geerbt hat. Meine Eltern sind Unterthanen dieses Herzogs; ihre Herkunft ist geringe, ihr Reichthum aber ist so groß, daß wenn ihr Stand ihren Glücksgütern gleich wäre, ihnen von dieser Seite nichts zu wünschen übrig bliebe, und ich selbst wäre alsdann nicht in die unglückliche Lage gerathen, worin ich mich befinde; denn wahrscheinlich habe ich mein Unglück keiner andern Ursache beizumessen, als daß meine Eltern nicht adelich sind. Ihre Abkunft ist zwar nicht so verächtlich, daß sie sich derselben zu schämen brauchten, doch auch nicht so vornehm, daß ich nicht glauben müßte, ihr niedriger Stand habe mir mein ganzes Unglück zugezogen. Mit einem Worte, sie sind Pächter, gute, schlichte Leute von ehrlicher, unbescholtner Herkunft, und (wie man zu sagen pflegt) von ächtem uraltchristlichem Geblüte, so daß man sie wegen ihrer Reichthümer und ihrer stattlichen Lebensweise fast unter die adelichen und wohl gar unter die ritterlichen Personen rechnen könnte. Sie hielten es jedoch für ihren größten Reichthum und Adel, mich

zur Tochter zu haben, und da ich ihr einziges Kind war und an ihnen überaus zärtliche Eltern hatte, so ward wohl nie eine Tochter liebreicher und sorgfältiger von ihren Eltern erzogen. Ich war der Spiegel, in welchem sie ihr Ebenbild erblickten, die Stütze ihres Alters und nächst der Gnade des Himmels der Gegenstand aller ihrer Wünsche; und da diese so gut und fromm waren, so stimmten auch die meinigen stets mit denselben überein, und so wie ich die Besitzerin ihrer Herzen war, so herrschte ich auch unumschränkt über ihr Vermögen. Ich miethete und entließ das Gesinde; ich führte Rechnung über Aussaat und Ernte; Oelpressen, Weinkeltern, großes und kleines Vieh, Bienenzucht und Alles, was ein begüterter Landmann, wie mein Vater, hat

und haben kann, stand unter meiner Aufsicht; ich war Verwalterin und Gebieterin über Alles, und zwar mit so vieler Emsigkeit von meiner und Zufriedenheit von ihrer Seite, daß ich über Beides nicht zu viel sagen kann. Wenn ich den Hirten, Ackerknechten und andern Arbeitern ihr Tagewerk angewiesen hatte, so brachte ich meine Zeit mit solchen Beschäftigungen zu, die einem Frauenzimmer eben so

Digitized by Google

anständig als nützlich sind: mit der Nadel, dem Stickrahmen und der Spindel; und wenn mir noch einige Stunden der Muße übrig blieben,

so widmete ich sie dem Lesen erbaulicher Bücher oder auch der Harfe, weil mich die Erfahrung lehrte, daß die Musik das bewegte Gemüth beruhigt, und die Lebensgeister erheitert. So war das Leben, welches ich im Hause meiner Eltern führte, und welches ich Euch nicht aus Ruhmredigkeit, oder um mit Reichthümern zu prahlen, so umständlich beschrieben habe, sondern nur um Euch bemerklich zu machen, aus welchem glücklichen Zustande ich ohne meine Schuld in den unglücklichen gerathen bin, in welchem Ihr mich hier antrefft. Immer beschäftigt, lebte ich in solcher Einsamkeit, daß man sie fast mit dem Klosterleben vergleichen konnte, so daß ich nicht glaubte von irgend Jemand, außer von unserm Hausgesinde, bemerkt zu werden; denn wenn ich zur Messe gieng, so geschah es immer früh Morgens, in Begleitung meiner Mutter und einer Menge Mägde, und so verkappt und verschleiert, daß meine Augen kaum etwas mehr von dem Erdboden erblickten, als die Stelle, die ich betrat. Und dennoch entdeckten mich die Blicke der Liebe, oder vielmehr, mich entdeckte mit

Luchsaugen des müßigen Uebermuths der spähende Don Fernando, von welchem ich Euch schon gesagt habe."

Kaum hörte Cardenio den Namen Don Fernando, so veränderte sich seine Farbe, und vor heftiger Bewegung trat ihm der Schweiß vor die Stirne, so daß der Pfarrer und der Barbier befürchteten, er würde wieder einen Anfall von Raserei bekommen, wie es ihn seiner eignen Aeußerung zufolge bisweilen anwandelte. Diesmal blieb es aber bei dem bloßen Angstschweiß, und Cardenio verhielt sich ruhig; doch betrachtete er das Landmädchen mit äußerster Aufmerksamkeit, weil er bereits vermuthete, wer sie war. Sie bemerkte indessen seine Gemüthsbewegung nicht, sondern fuhr mit ihrer Erzählung folgendermaßen fort:

„Er hatte mich kaum erblickt, so empfand er, wie er mir nachmals sagte, die heftigste Liebe für mich, welches er mir durch sein Betragen auch deutlich zu erkennen gab. Um die Erzählung meiner zahllosen Leiden nicht in die Länge zu ziehen, will ich Euch nichts von den Künsten sagen, welche er anwandte, um mir seine Liebe zu erklären; er bestach alle Leute im Hause; er suchte alle meine Verwandten durch Verheißungen und Geschenke zu gewinnen; in unsrer Straße nahmen am Tage die Lustbarkeiten kein Ende, und Nachts konnte vor Musik Niemand schlafen. Unzählige Briefe, welche mehr Liebeserklärungen, Verheißungen und Betheurungen als Buchstaben enthielten, wurden mir, ich weiß nicht wie, in die Hände gespielt; allein das alles machte auf mich keinen Eindruck, sondern es waffnete mich vielmehr gegen ihn mit so vieler Hartherzigkeit, als wenn er mein ärgster Feind gewesen, und als wenn all sein Streben, mich zur Erhörung seiner Wünsche zu bewegen, auf die entgegengesetzte Wirkung berechnet gewesen wäre. Denn ich hatte zwar kein Mißfallen an seiner Person und an seinem Bemühen mir zu gefallen, sondern es machte mir gewissermaßen Vergnügen, mich von einem so vornehmen Cavalier geschätzt und geliebt zu sehen, und die Lobeserhebungen in seinen Briefen waren mir nicht zuwider; denn was diesen Punkt betrifft, so glaube ich, daß wir Frauenzimmer, wenn wir auch noch so häßlich sind, uns dennoch gerne schön nennen hören. Allein gegen dies alles verwahrten mich, nächst meiner

eignen Sittsamkeit, die öftern Erinnerungen meiner Eltern, welche nur zu deutlich merkten, wo Don Fernando hinaus wollte, indem er ohnehin vor aller Welt kein Geheimniß daraus machte. Sie sagten mir, sie setzten ihre Ehre und ihren Ruhm lediglich in meine Tugend und Sittsamkeit; ich müßte bedenken, wie groß der Unterschied des Standes zwischen mir und Don Fernando wäre, und ich könnte daraus abnehmen, daß seine Absichten (so sehr er auch das Gegentheil versicherte) mehr sein eignes Vergnügen als meine Wohlfahrt zum Zwecke hätten. Wenn ich demnach aufrichtig gesonnen wäre, seinen unstatthaften Bewerbungen ein Ende zu machen, so wären sie bereit mir ohne Aufschub denjenigen zum Gemahl zu geben, den ich selbst unter den angesehensten Einwohnern unsers Orts oder in der Nachbarschaft wählen würde; denn ihr Vermögen und mein guter Ruf berechtigten mich zu den vortheilhaftesten Erwartungen. Diese Versicherung und das ernstliche Zureden meiner Eltern befestigten mich in meinen Grundsätzen, und nie erhielt Don Fernando von mir eine Antwort, welche ihm auch nur die entfernteste Hoffnung hätte geben können, seine Absicht bei mir zu erreichen. Alle diese Zurückhaltung, die ihm als Verschmähung erscheinen sollte, reizte nur noch mehr seine wollüstigen Begierden. Einen andern Namen kann ich der Neigung, die er für mich äußerte, nicht beilegen; denn wenn sie das gewesen wäre, was sie seyn sollte, so hättet Ihr nie etwas davon erfahren, weil ich keine Veranlassung würde gehabt haben, Euch davon zu erzählen. Genug, Don Fernando erfuhr, daß meine Eltern Willens waren, mich zu verheirathen, damit sie ihm alle Hoffnung benähmen, mich zu besitzen, oder damit ich wenigstens noch mehr Hüter um mich hätte, die mich bewachten. Diese Nachricht oder diese Vermuthung bewog ihn zu einem Schritte, den ich Euch jetzt erzählen muß. An einem Abend nämlich, wie ich bei vorsichtig verriegelter Thüre in meinem Zimmer war und Niemand außer meinem Mädchen sich bei mir befand, stand plötzlich, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, mitten in meiner stillen und verborgnen Einsamkeit, Don Fernando vor mir, ohne daß ich begreifen konnte, wie er hereingekommen war, und erschreckte mich dermaßen durch seine Gegenwart, daß ich Besinnung und Sprache verlor, und

nicht vermögend war, um Hilfe zu rufen, welches er mir dadurch noch unmöglicher machte, daß er mich fest in seine Arme schloß, weil ich vor Bestürzung nicht die Kraft hatte, mich zu widersetzen, und mit solchen Ausdrücken in mich drang, daß ich nicht

Digitized by Google

begreife, wie die Lüge sich so geschickt in das Gewand der Wahrheit hüllen konnte. Mit Thränen suchte der Treulose seinen Worten Eingang zu verschaffen, und mit Seufzern seinen Absichten den Schein der Aufrichtigkeit zu geben. Ich armes, in häuslicher Stille erzognes, in solchen Sachen unerfahrnes Mädchen fieng an, ich weiß nicht wie, seine verführerischen Reden für wahr zu halten, und mich durch seine Thränen und Seufzer zu einem sträflichen Mitleid bewegen zu lassen. Wie ich mich demnach von meinem ersten Schrecken erholt hatte, sammelte ich einigermaßen meine verlornen Lebensgeister wieder, und mit festerem Muthe, als ich mir zugetraut hätte, sprach ich zu ihm: Wenn ich, mein Herr, mich jetzt in den Krallen des grimmigsten Löwen, statt in deinen Armen befände, und ich könnte mich aus denselben durch Worte oder Handlungen erretten, welche meiner Sittsamkeit zum Nachtheil gereichten, so würde mir dies ebenso unmöglich seyn, als das Geschehne ungeschehen zu machen. So wie deine Arme meinen Leib fest halten, eben so fest hält sich mein Herz an meine guten Grundsätze, und wie sehr diese von den deinigen verschieden sind, das wirst du gewahr werden, wofern du in den deinigen beharrest, um Gewalt gegen mich zu gebrauchen. Ich bin deine Unterthanin, aber nicht deine Sklavin, und der Adel deines Bluts kann und soll dir die Macht nicht geben, das meinige, ungeachtet meines niedrigen Standes, gering zu schätzen und zu entehren; denn ich halte, obwohl ich nur ein schlichtes Landmädchen bin, nicht weniger auf mich selbst als du, der du ein Herr und Edelmann bist. Mit Gewalt richtest du nichts bei mir aus; deine Reichthümer haben für mich keinen Reiz; deine Reden sollen mich nicht bethören; durch deine Thränen und Seufzer wirst du mich nicht erweichen. Wenn ich irgend etwas von dem allen bei demjenigen fände, welchen meine Eltern mir zum Gemahl bestimmten, so würde ich mich in ihren Willen fügen, und mir keinen Wunsch erlauben, der dem ihrigen zuwider wäre; ich würde dir alsdann, selbst auf Kosten meiner Neigung, doch nur nicht auf Kosten meiner Ehre, dasjenige aufopfern, wornach du jetzt mit so vielem Bestreben ringst. Dieses sage ich dir, damit du wissest, daß Niemand anders als mein rechtmäßiger Gemahl sich schmeicheln darf, irgend eine Gunst von mir zu erlangen."

„Wenn du," sprach der Treulose, „sonst keine Bedenklichkeit hast als diese, schöne Dorothea" (denn dies ist der Name der Unglücklichen, die Ihr vor Euch seht), „so gebe ich dir meine Hand als dein Gemahl, und zu Zeugen, daß ich es aufrichtig meine, rufe ich den Himmel, welchem nichts verborgen ist, und dieses Bild der heiligen Jungfrau, welches du hier hast."

Wie Cardenio den Namen Dorothea hörte, entfärbte er sich aufs Neue, indem er nunmehr seine erste Vermuthung bestätigt fand, und obwohl er die Erzählung nicht unterbrechen wollte, um den Ausgang desjenigen zu erfahren, was ihm schon zum Theile bekannt war, so konnte er sich doch nicht enthalten zu fragen: „Ist Euer Name Dorothea? Ich habe von einer Person dieses Namens gehört, deren unglückliche Schicksale den Eurigen vielleicht ähnlich sind. Fahret nur fort, ich werde Euch hernach wieder Dinge erzählen, die Euch eben so sehr zum Erstaunen, als zum Mitleid bewegen werden."

Dorothea verwunderte sich über die Worte und über das seltsame und traurige Aussehen des Cardenio, und bat ihn, wenn er etwas von ihren Angelegenheiten wüßte, es ihr nur sogleich zu sagen; denn wenn das Schicksal ihr noch irgend ein Gut übrig gelassen hätte, so wäre es der Muth, jedes Unglück, welches ihr noch bevorstände, zu ertragen, indem sie versichert wäre, es könnte nichts mehr nachfolgen, welches ihre jetzige Lage verschlimmern könnte.

„Ich würde keinen Augenblick Anstand nehmen," erwiderte Cardenio, „Euch zu sagen, was ich denke, wenn ich wüßte, daß ich mich in meiner Vermuthung nicht irrte; so aber hat es vor der Hand keine Eile damit, und es wird Euch wenig daran liegen, es zu wissen."

„Sey es, was es wolle," sprach Dorothea; „Don Fernando nahm, wie gesagt, ein Bild, welches in meinem Zimmer hieng, stellte es hin als Zeugen unsrer Vermählung, und gelobte mir in den stärksten Ausdrücken und mit den heiligsten Eidschwüren die Ehe, obgleich ich ihn vorher nochmals ermahnte, wohl zu überlegen, was er thäte, und zu bedenken, wie groß der Unwille seines Vaters seyn würde, wenn er ihn mit einem Landmädchen, und zwar mit der Tochter eines Unterthans verheirathet sähe. Ich bat ihn, er möchte sich doch von meinen wenigen Reizen nicht blenden lassen, weil

sie nicht hinreichten, um darin eine Entschuldigung für seine Verirrung zu finden, und wenn er irgend etwas mir zu Liebe thun wollte, so möchte er dem Schicksal es überlassen, mich meinem Stande gemäß zu versorgen, weil Mißheirathen selten gediehen, und in der Folge der Zeit nie dieselbe Zufriedenheit gewährten, mit welcher sie anfiengen. Alles, was ich Euch jetzt gesagt habe, stellte ich ihm damals vor, und noch manches mehr, dessen ich mich nicht erinnre. Aber keine Vorstellungen waren im Stande, ihn von seinem Vorsatz abzubringen, so wenig als ein Käufer, der nicht Willens ist zu bezahlen, sich durch irgend eine Bedenklichkeit abhalten läßt, einen Handel zu schließen. Ich gieng hierauf mit mir selbst zu Rath und dachte: ich werde ja nicht die Erste seyn, die durch ihre Heirath aus einem niedrigen Stande zu hohen Ehren kömmt, so wie Don Fernando ebenfalls nicht der Erste seyn wird, welchen Schönheit oder blinde Leidenschaft (welche letztere es wohl eigentlich seyn mag), bewogen hat, eine Gattin zu wählen, die unter seinem Stande geboren ist. Da ich demnach nichts Neues oder Ungewöhnliches thue, so ist es am besten, die Erhebung, die mir das Glück anbietet, nicht auszuschlagen, und wenn auch die Neigung, die er jetzt für mich äußert, nicht länger dauern sollte als bis zur Erfüllung seiner Wünsche, so bin ich mit Hilfe Gottes doch am Ende seine Gemahlin. Wollte ich aber sein Anerbieten verschmähen, so würde er in seiner jetzigen Stimmung vielleicht jede Rücksicht aus den Augen setzen und Gewalt brauchen, und dann würde ich vollends entehrt, und fände nicht einmal Entschuldigung bei denen, welche nicht wüßten, wie unverschuldet ich in eine solche Lage gerathen wäre; denn durch welche Beweise könnte ich wohl meine Eltern und andre Leute überzeugen, daß dieser Edelmann ohne meine Erlaubniß in mein Zimmer gekommen ist?"

„Alle diese Zweifel und Bedenklichkeiten zu erwägen, hatte ich nur wenige Augenblicke Zeit, und überdies ward ich zu dem Schritte, welcher wider meine Erwartung mir verderblich geworden ist, allmählich bewogen durch die Eidschwüre des Don Fernando, durch die Zeugen, die er anrief, durch die Thränen, die er vergoß, und endlich war auch seine Person und sein einnehmendes Wesen, verbunden mit so vielen Betheurungen der innigsten Liebe, wohl vermögend jedes andre,

eben so unbefangne und keusche Herz wie das meinige zu besiegen. Ich rief mein Mädchen, damit sie durch ihr Zeugniß auf Erden das Zeugniß der Himmlischen verstärken möchte; Don Fernando erneuerte und bestätigte seine Eidschwüre, rief noch mehr Heilige zu Zeugen, sprach tausendfach den Fluch über sich selbst, falls er sein Gelübde nicht erfüllte, ließ neue Thränen strömen, neue Seufzer erschallen, schloß mich noch fester in seine Arme, die mich keinen Augenblick losgelassen hatten; und da hierauf meine Jungfer sich wieder entfernte,

so hörte ich auf eine zu seyn, und ihm gelang es, den schändlichsten Verrath an mir zu begehen. Der Tag, welcher auf die Nacht meiner Schmach folgte, schien, wie mich dünkte, kaum früh genug für den Don Fernando anzubrechen; denn nach gestillter Begierde wünscht Mancher nichts mehr, als sich wieder von dem Gegenstande derselben

zu entfernen. Ich schließe dies aus der Eilfertigkeit, mit welcher Don Fernando mich verließ, und dasselbe Mädchen, welches ihn eingelassen hatte, ließ ihn auch vor Tagesanbruch wieder aus. Indem er von mir Abschied nahm, wiederholte er (doch nicht mit solchem Feuer wie vorher) die Versicherung seiner Treue und der Aufrichtigkeit seiner Eidschwüre, und zur Bestätigung seines Versprechens zog er einen kostbaren Ring vom Finger, und steckte ihn an den meinigen. Hierauf entfernte er sich und verließ mich in einem Zustande, den ich weder fröhlich noch traurig nennen, und von welchem ich blos sagen kann, daß ich über die außerordentliche Begebenheit, die sich mit mir zugetragen hatte, sehr verwirrt und tiefsinnig, und fast außer mir war, und daß ich entweder nicht Muth, oder nicht Besonnenheit genug hatte, um meine Magd für die Treulosigkeit zu schelten, mit welcher sie den Don Fernando in mein Zimmer eingeschlossen hatte; zumal da ich selbst noch nicht wußte, ob mir dadurch ein Glück oder ein Unglück widerfahren war. Zu Don Fernando sagte ich beim Abschiednehmen, so könnte er seine Besuche bei mir auf dieselbe Weise fortsetzen, bis er für gut fände, unsre Vermählung bekannt zu machen; allein er kam nur noch in der folgenden Nacht wieder, und ich sah ihn hernach während eines ganzen Monats weder auf der Straße, noch in der Kirche, und er ließ sich von mir vergeblich erwarten, obgleich ich wußte, daß er in unserm Orte war, und täglich auf die Jagd gieng, die er sehr liebte. Ich muß gestehn, daß mir diese Tage und Stunden bitter und schmerzhaft wurden, und daß ich bereits in Unruhe gerieth, und an seiner Treue zu zweifeln begann. Jetzt bekam auch mein Mädchen die Verweise für ihre Verwegenheit, die ich ihr vorher nicht gegeben hatte. Ich weiß, wie schwer es mir ward, meine Thränen zurückzuhalten, und eine heitre Miene anzunehmen, damit meine Eltern mich nicht fragen möchten, was mich unmuthig machte, und damit ich nicht genöthigt würde, ihnen Unwahrheiten zu sagen. Doch dies alles nahm plötzlich ein Ende, und der Augenblick kam heran, da ich alle Rücksichten aus den Augen setzte, alle Schranken der Besonnenheit durchbrach, alle Geduld verlor, und die verborgensten Gedanken meines Herzens verrieth. Man erzählte nämlich bald nachher in

unserm Orte, Don Fernando hätte in einer benachbarten Stadt ein wunderschönes Fräulein aus einer angesehnen Familie geheirathet, deren Reichthum jedoch nicht so groß wäre, daß sie deßwegen auf einen so vornehmen Gemahl hätte Anspruch machen können. Lucinde nannte man sie, und man erzählte noch viele seltsame Umstände, die sich bei ihrer Trauung sollten zugetragen haben."

Indem Cardenio den Namen Lucinde hörte, zuckte er die Achseln, biß sich in die Lippen, runzelte die Stirn, und Thränen strömten ihm über die Wangen; doch ließ sich Dorothea nicht abhalten, mit ihrer Erzählung fortzufahren. „Ich erfuhr," sagte sie, „diese schreckliche Nachricht, welche, anstatt mir das Herz zu brechen, meinen Zorn und meine Wuth dermaßen entflammte, daß ich fast hätte auf die Straßen hinauslaufen und mit lauter Stimme den Verrath verkündigen mögen, der an mir begangen worden war; ich vermied jedoch diese heftigen Ausbrüche der Leidenschaft, weil mir ein Entwurf einfiel, den ich noch denselben Abend ausführte, nämlich diese Kleider anzuziehen, die mir einer von den Knechten meines Vaters verschaffte, welchem ich mein ganzes Unglück entdeckte und ihn bat, mich nach der Stadt zu begleiten, woselbst, wie ich vernahm, mein Beleidiger sich befinden sollte. Er mahnte mich zwar ab von meinem raschen Entschlusse; wie er aber sah, daß ich auf meinem Willen bestand, versprach er, mich bis ans Ende der Welt, wie er sich ausdrückte, zu begleiten. Ich band demnach in der Geschwindigkeit einige Frauenzimmerkleider, etwas Geld und einige Kostbarkeiten in ein Bündelchen zusammen, und ohne meiner treulosen Magd etwas zu sagen, verließ ich in der Stille der Nacht mein Haus, begleitet von meinem Knecht und von meinen bekümmerten Gedanken, und machte mich zu Fuß auf den Weg nach der Stadt, beflügelt von dem Wunsche, wenn ich auch das Geschehne nicht ungeschehen machen könnte, wenigstens den Don Fernando zu fragen, wie er das Herz gehabt hätte, so zu handeln. Am dritten Tage kam ich an in der Stadt, und erkundigte mich sogleich nach Lucindens Eltern. Der Erste, den ich fragte, erzählte mir mehr als ich zu wissen wünschte, zeigte mir ihr Haus und beschrieb mir alles, was bei Lucindens Vermählung vorgefallen

hast. Weißt du, spitzbübischer Pflastertreter, nicht, daß, gäb sie meinem Arm nicht Stärke, ich keinen Floh todtschlagen könnte? Sag an, du natterzüngiger Schalk, wer hat dies Reich erobert? wer hat diesem Riesen den Kopf abgeschlagen? wer hat dich zum Markgrafen gemacht? Denn alles dies ist schon so gut als geschehen. Ists nicht Dulcinea selbst, die meinen Arm nur als Werkzeug ihrer Thaten braucht? Sie ists, die durch mich kämpft, durch mich siegt, in der ich lebe und webe, von der ich Wesen und Daseyn habe. Du Hurensohn und schlechter Kerl, wie bist du so undankbar! Kaum aus dem Staube erhoben, dankst du der Hand, die dich hervorzog, mit Lästerung?"

Ungeachtet die beiden Schläge unsern Sancho zur Erde gestreckt hatten, so stands doch nicht so schlimm mit ihm, daß er nicht Alles gehört hätte, was ihm sein Herr da vorsagte. Er stand wieder auf, so geschwind er konnte, machte sich der Sicherheit wegen, hinter der Prinzessin Maulthier, und schrie von da aus seinem Herrn zu: „Hab ich denn irgend nicht Recht, gestrenger Herr? Sagt mir doch, wenn Ihr nun die Prinzessin da nicht heirathet, was habt Ihr denn hernach von ihrem Reiche? und wenn Ihr selbst nichts habt, was könnt Ihr mir dann geben? Das ist der Punkt, über den ich jammre! Ach! nehmt doch nur diese Königin, gestrenger Herr, jetzt, da wir sie haben. Es ist ja nicht anders, als wenn sie für Euch vom Himmel gefallen wäre. Ihr könnt wohl immer wieder zu Eurer Dulcinea kommen; denn es hat ja wohl mehr Könige in der Welt gegeben, die Kebsweiber hielten. Und was auf die Schönheit ankommt, davon will ich gar nichts sagen; denn wenn ich Euch die Wahrheit gestehen soll, gestrenger Herr, je nun, so gefallen sie mir alle Beide; ob ich gleich das Fräulein Dulcinea nicht mit Augen gesehen habe." — „Wie, Verräther! nicht gesehen hast du sie?" schrie Don Quixote. „Hast du mir nicht eben eine Antwort von ihr wiedergebracht?" — „Ich wollte nur sagen, ich habe sie nicht so lange und so mit Fleiß angesehen, daß ich gemerkt hätte, wie schön sie ist, oder daß ich Punkt vor Punkt erzählen könnte, was sie Schönes an sich hat," versetzte Sancho; „aber so überhaupt genommen, denk ich wohl, daß sie schön ist." „Das laß ich mir gefallen

und nun sey dir auch vergeben," sprach Don Quixote; „verzeih mir gleichfalls, wenn ich dir zu viel gethan habe; denn die ersten Bewegungen sind nie in des Menschen Gewalt." — „Ja, das sehe ich wohl," antwortete Sancho. „Die Lust zu reden gehört bei mir auch unter die ersten Bewegungen, die ich nicht in meiner Gewalt habe, und wenn ich einmal dran bin, dann muß Alles raus, wie mirs auf die Zunge kommt." — „Bei allem dem, Sancho," sprach Don Quixote, „sieh künftig wohl zu, was du redest; denn der Krug geht so lange zum Wasser, — mehr will ich nicht sagen." — „Schon gut," sprach Sancho, „es ist noch ein Gott im Himmel, der herunter auf die Welt sieht und der auch unter uns richten wird, wer am meisten Sünde thut, ich, wenn ich Unrecht rede, oder Ihr, wenn Ihr Unrecht thut."

„Nichts mehr, Sancho," sprach Dorothea, „geht hin und küßt Eurem Herrn die Hand, bittet ihn um Verzeihung, seyd hinführo vorsichtiger in Eurem Lob und Tadel und sprecht nie schlecht von dem Fräulein Toboso, die ich zwar nicht kenne, der ich aber aufzuwarten wünsche. Verlaßt Euch übrigens auf den Himmel und glaubt, daß es Euch nicht an einer Herrschaft fehlen soll, worin Ihr wie ein Fürst leben könnt." Sancho schlich kopfhängend hin zu seinem Herrn und griff ihm nach der Hand; Don Quixote reichte sie ihm mit ernster Miene, und da sie Sancho geküßt hatte, gab er ihm den Segen, und zog ihn ein wenig auf die Seite, weil er wichtige Dinge mit ihm zu sprechen habe. Sie machten sich Beide ein wenig auf dem Wege voraus, und da sie so weit weg waren, daß man sie nicht mehr hören konnte, sprach Don Quixote: „Sancho, ich habe nach deiner Zurückkunft noch nicht so viel Zeit und Gelegenheit gehabt, dich über verschiedne Punkte deiner Gesandtschaft zu fragen, und genau zu hören, was du ausgerichtet hast. Jetzt erzähle mir Alles, und versag mir nicht länger die Freude, die du mir vermuthlich durch verschiedene gute Neuigkeiten zu machen hast." — „Nur gefragt, gestrenger Herr," sprach Sancho, „hin wie her, Ihr sollt schon gute Auskunft finden. Aber ich bitt Euch ums Himmels Willen, seyd künftig nicht mehr so rachgierig." — „Warum sagst du das, Sancho?" fragte Don Quixote. —

„Deshalben,“ versetzte Sancho, „weil ich wohl weiß, daß ich die paar Püffe vorhin mehr um des Streits willen kriegte, den der Teufel neulich unter uns anblies, als wegen dessen, was ich von der Fräulein Dulcinea sagte, die ich wie eine heilige Reliquie in Ehren halte, obgleich ich von der Art nichts an ihr verspürt habe, bloß weil sie Euer Gestrengen zugehört.“ — „Sprich mir nicht davon, Sancho, so wahr dir dein Leben lieb ist,“ sprach Don Quixote, „es macht mir Verdruß. Ich hab dirs schon damals vergeben; aber du weißt, wie es im Sprüchworte heißt: neue Sünde, neue Buße.“

Während sie so miteinander schwatzten, erblickten sie auf der Straße einen Kerl auf einem Esel, der, als er näher kam, wie ein Zigeuner aussah. Aber Sancho Pansa, welcher, wo er nur einen

Digitized by Google

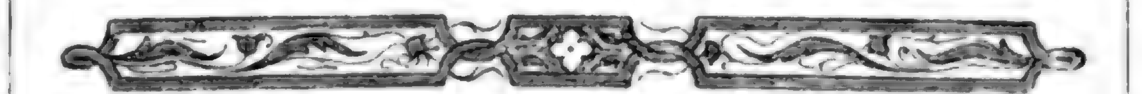
Esel erblickte, gleich mit Leib und Seele dabei war, hatte ihn kaum gesehen, als er ihn für den Gines von Passamonte erkannte. Und vom Faden zurück nach dem Knäuel greifend, schloß er vom Diebe auf den gestohlnen Esel und er hatte Recht, denn es war wirklich sein Grauer, auf welchem Passamonte daher kam, der sich, um nicht entdeckt zu werden, und den Esel sichrer zu verkaufen, in einen Zigeuner verkleidet hatte, weil er deren Sprache nebst vielen andern sehr fertig reden konnte. Ihn sehen und erkennen war Eins, und kaum hatte ihn Sancho gesehen und erkannt, so schrie er aus vollem Halse: „O du spitzbübischer Ginesillo, gieb mir das Meinige wieder, laß ab von meinem Leben, die Hand weg von meinem Augapfel, her mit meinem Esel, her mit meinem Herzblatt! Lauf, lauf du Hurensohn, fort, du schlechter Kerl, marsch und laß fahren, was nicht dein ist.“ Es brauchte nicht so vieler Umstände und Worte; denn kaum hatte Gines Sanchos Stimme gehört, so sprang er herunter, schlug einen Trab an, der wie ein Galopp aussah, lief davon, was er konnte, und machte sich ihnen hurtig aus den Augen. Sancho eilte zu seinem Esel hin, umarmte ihn und rief: „O mein Goldschatz! mein Herzensgrauchen! wie ist dirs

denn gegangen, lieber, alter Kammerad?“ Und hiemit herzte und drückte er ihn, als wärs ein Mensch. Der Esel schwieg, und ließ sich, ohne zu antworten, von Sancho küssen und streicheln. Die Andern kamen hinzu und wünschten ihm Glück, daß er seinen Grauschimmel wiedergefunden, sonderlich Don Quixote, der ihm noch dazu die Versicherung gab, daß dies der Schenkung der drei Esel nichts schaden solle, wofür ihm Sancho demüthig dankte.

Indeß sich Don Quixote mit seinem Schildknappen, wie obgesagt, insgeheim unterredete, lobte der Pfarrer die Dorothea wegen ihrer Erzählung, zumal, daß sie sich so kurz gefaßt und ganz im Geschmack der Ritterbücher ausgedrückt habe. „Das war mir ein Leichtes,“ sprach sie, „denn ich habe ihrer viele gelesen; aber die Lage der Provinzen und Häfen weiß ich nicht so gut; drum versah ichs auch und sagte, daß ich zu Ossuna gelandet wäre.“ — „Ich merkt es gleich,“ versetzte der Pfarrer, „drum kam ich Euch zu Hilfe, wodurch Alles wieder ins Geleise kam. Aber ists nicht seltsam, wie leicht der arme Junker alle Märchen und Lügen glaubt, wenn sie Farbe und Schnitt seiner unsinnigen Bücher haben?“ — „Allerdings,“ sagte Cardenio, „die Sache ist so seltsam und unerhört, daß, glaub ich, der witzigste Kopf Mühe haben würde, nur so was zu erdichten, was wir hier mit Augen sehen.“ — „Dabei ist es sehr merkwürdig,“ sprach der Pfarrer, „daß der Junker, außer den Narrheiten, die mit seiner Grille zusammenhängen, über andre Dinge vernünftig spricht, und einen klaren Verstand zeigt, so daß, wenn nur der Punkt seiner Ritterschaft nicht berührt wird, ihm Jedermann ein gesundes Urtheil zusprechen muß.“

Während sie auf diese Art sich miteinander unterhielten, setzte Don Quixote sein Gespräch mit Sancho folgendermaßen fort: „Werfen wir unsre kleinen Zänkereien ins Meer,“ sprach Don Quixote, „und sag mir aufrichtig und treu, wo, wie und wann hast du die Dulcinea angetroffen? was machte sie? was sagtest du ihr? was gab sie zur Antwort? mit was für einem Gesichte las sie meinen Brief? wer schrieb dir ihn ab? mit einem Worte, Alles sag mir, was wissens- und erzählenswerth ist, aber ohne etwas hinzu zu thun, um mir Vergnügen zu machen, oder etwas wegzulassen, um mir die Lust nicht zu verderben.“ — „Gestrenger Herr,“ versetzte

Sancho, „die Wahrheit zu sagen, so hat mir den Brief Niemand abgeschrieben, denn ich hatte keinen mitgenommen." — „So ists," versetzte Don Quixote; „denn als du schon zwei Tage weg warst, fand ich das Taschenbuch, worein ich ihn geschrieben hatte, und war in großer Verlegenheit drüber, was du anfangen würdest, wenn du keinen Brief hättest; ich dachte immer, du würdest wiederkommen und ihn holen." — „Das hätte ich auch gewiß gethan," sprach Sancho, „wenn ich ihn nicht noch davon, daß mir ihn Euer Gestrengen vorlas, auswendig gewußt hätte. Ich sagt ihn also einem Küster her, der mir ihn von Wort zu Wort aufschrieb, und drauf schwur, ob er gleich sein Lebtage so viel Bannbriefe gelesen und geschrieben, hätte er doch noch keinen so hübschen, wie den, gesehen." — „Und kannst du ihn noch auswendig, Sancho?" fragte Don Quixote. „Nein, gestrenger Herr," versetzte er; „denn da ich ihn hergesagt hatte, und sah, daß er mir weiter nichts half, hab ich ihn sogleich wieder vergessen. Das Einzige weiß ich noch davon: Hosenpreisliches, will sagen hochpreisliches Fräulein, und den Schluß: der Eurige bis in den Tod, Ritter von der traurigen Gestalt, und zwischen hinein bracht ich mehr als 300 Seelchen, Täubchen und Aeuglein an."



Einunddreißigstes Kapitel.

Kurzweiliges Gespräch zwischen Ritter Don Quixote und Sancho Pansa, seinem Schildknappen, sammt anderm Verlauf.

Trefflich, mein lieber Sancho," sprach Don Quixote, „nur weiter, du kamst also an, und was machte denn meine Schönheits-Königin? Sicher reihte sie Perlen an, oder stickte irgend ein Sinnbild mit Goldfaden für ihren gefangenen Ritter?"

Sancho. Das nicht, sie fegte eben zwei Scheffel Getraide im Hof.

Don Quixote. Aber verwandelten sich die Waizenkörner nicht sogleich in Perlen, wie ihre schönen Hände sie berührten? und war das, was sie fegte, nicht vom feinsten Korne?

Sancho. Mit Nichten, es war nur Roggen.

Don Quixote. Mag seyn, aber ich versichere dir, wenn er durch ihre Hand lief, muß er das schönste Mehl geben. Doch weiter! Da du ihr meinen Brief gabst; küßte sie ihn? drückte sie ihn an die Stirne? oder that sie sonst etwas, das eines solchen Briefes würdig war?

Sancho. Sie hatte eben ein ganzes Sieb von Getraide und war mächtig emsig, da ich ihr den Brief geben wollte. Legt ihn nur

hin auf den Sack, guter Freund! sprach sie, ich kann ihn nicht eher lesen, bis ich den Rest da vollends gefegt habe.

Don Quixote. O wie fein, Sancho! das that sie bloß darum, weil sie ihn hernach mit Muße lesen und sich daran ergötzen wollte. Weiter, Sancho! Was sprach sie, während ihrer Arbeit, mit dir? was fragte sie dich von mir? was gabst du ihr zur Antwort? Geschwind, lieber Sancho, erzähl mir Alles, und vergiß auch die geringste Kleinigkeit nicht.

Sancho. Fragen that sie mich nichts, gestrenger Herr! aber ich erzählte ihr, wie es Euch um ihretwillen gienge, wie Ihr Buße

thätet, daß Ihr nackt bis auf den Hosenbund, wie ein wilder Mann im Gebirge herumliefet, auf dem bloßen Gottes Erdboden schliefet, keinen Bissen äßet, Euch den Bart nicht kämmtet, heultet und auf Euer Schicksal fluchtet.

Don Quixote. Das hast du nicht gut gemacht, Sancho! Ich fluche nicht auf mein Schicksal, ich segne es vielmehr, und werde es Zeit meines Lebens segnen, daß es mich würdig gemacht hat, die Liebe eines so hohen Fräuleins, als Dulcinea von Toboso, zu verdienen.

Sancho. Ja, meiner Treu! gestrenger Herr, was die Höhe betrifft, da habt Ihr Recht, denn sie ist Euch über eine Faust größer als ich.

Don Quixote. Wie, Sancho? hast du dich mit ihr gemessen?

Sancho. Mit Fleiß eben nicht, aber da ich ihr eben einen Sack Getraide auf einen Esel heben half, kamen wir so nahe zusammen, daß ichs wohl sehen konnte, daß sie eine gute Spanne größer war als ich.

Don Quixote. Aber bekleidet und schmückt sie ihre Größe nicht mit tausend Millionen Seelenreizen? Und Eins wirst du mir zugeben

müssen, Sancho! empfandest du nicht, als du näher zu ihr tratest, einen Wohlgeruch, einen balsamischen Duft, ein gewisses herrliches unnennbares Etwas, so ungefähr, als ob du in den Laden eines Spezereihändlers gekommen wärest?

Sancho. Was ich sagen kann, gestrenger Herr! ist: sie roch so so, ein bischen männlich, und das kam wohl daher, weil sie bei ihrem Fegen unbändig geschwitzt hatte.

Don Quixote. Ach, das kann nicht seyn, du mußt den Schnupfen gehabt, oder dich selbst gerochen haben; denn ich weiß wohl, wie diese Rose unter den Dornen, diese Lilie des Feldes und dieser zerschmolzne Ambra riechen muß.

Sancho. Nun, das ist auch möglich; denn manchmal freilich pflegt ein Geruch von mir auszugehen, und vielleicht wars eben damals so, und ich dachte, es käm von dem gnädigen Fräulein Dulcinea. Aber das ist auch eben kein groß Wunder, denn es ist ein Teufel wie der andre.

Don Quixote. Nun gut! sie hatte also ihr Getraide gefegt und schickte es in die Mühle; was that sie denn aber, da sie meinen Brief gelesen hatte?

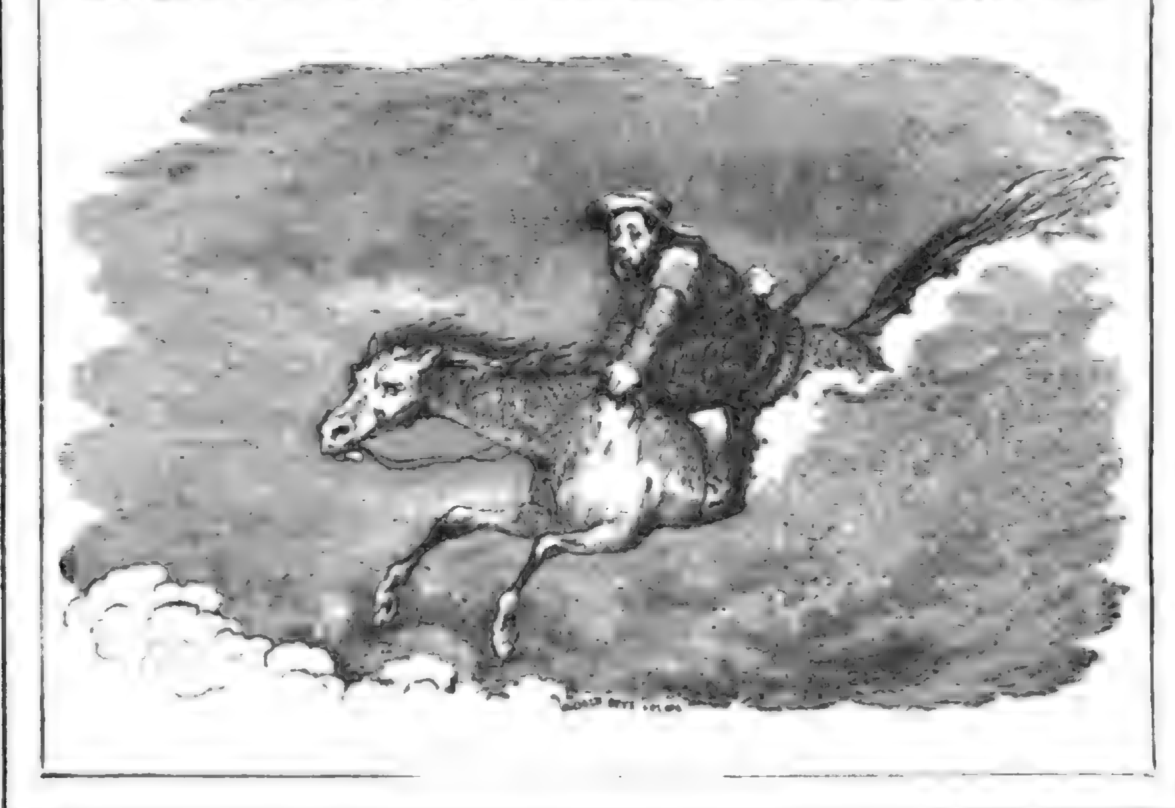
Sancho. Den Brief? — sie hat ihn gar nicht gelesen; denn sie sagte, sie könne weder lesen noch schreiben. Sie nahm ihn und zerriß ihn in kleine Stückchen, damit ihn sonst kein Mensch lese; denn, sagte sie, die Leute im Dorf brauchten nicht Alles zu wissen. Sie meinte auch, es wäre schon genug, was ich ihr mündlich von Euer Gestrengen Liebe zu ihr, und von Eurer schrecklichen Buße um ihretwillen gesagt hätte, und endlich sagte sie mir, sie ließ Euer Gestrengen wieder schön grüßen, und küßte Euch die Hände, und möchte Euch lieber sehen, als Euch schreiben. Und sie bittet Euch und befiehlt Euch, Ihr sollt gleich nach erhaltner Antwort aus der Wüste aufbrechen und Eure Narrheiten seyn lassen, und Euch auf den Weg nach Toboso machen, wenn Euch nichts Wichtigers dazwischen käme; denn sie hätte ein gar schreckliches Verlangen, Euer Gestrengen zu sehen. Sie wollte sich todt lachen, da ich ihr erzählte, daß Ihr der Ritter von der traurigen Gestalt heißt. Ich fragte sie auch, ob nicht neulich der Biscaier zu ihr gekommen wäre? Ja, sagte sie, es

war ein schmucker Bursche. Ich fragte auch nach den Ruderknechten, aber sie sagte, daß sie bis jetzt noch keinen gesehen habe.

Don Quixote. Das geht Alles gut bisher! Aber sag mir doch, was gab sie dir denn bei dem Abschiede für ein Kleinod für die gute Nachricht, so du ihr von mir gebracht hattest? Denn es ist unter fahrenden Rittern und Damen von Uralters her Brauch, daß sie den Schildknappen, Kammerfräulein oder Zwergen, die ihnen von einander gute Nachricht bringen, aus Dankbarkeit ein reiches Kleinod, ein Juwel, oder sonst etwas verehren.

Sancho. Der löbliche Brauch mag sonst wohl gewesen seyn, jetzt aber ists abgekommen; jetzt giebt man kaum noch ein Stück Brod und Käse; denn mehr hat mir das Fräulein Dulcinea nicht über die Hofwand herausgereicht, als ich Abschied von ihr nahm; und damit Ihr seht, daß ich nicht lüge, kann ich Euch noch dazu sagen, es war Schafkäs.

Don Quixote. Sie muß eben gar nichts bei sich gehabt haben, sonst hätte sie dir gewiß ein goldnes Kleinod gegeben; denn sie ist sonst außerordentlich freigebig. Aber laß nur seyn; nach Ostern schmeckt der Kuchen auch noch gut. Ich werde sie sehen, und es wird sich schon geben. Weißt du aber, was mich am meisten wundert, Sancho? Ich glaube, du mußt durch die Luft hin- und hergeflogen seyn; denn

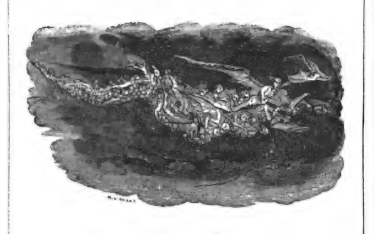


es sind doch wohl immer dreißig Meilen von hier bis Toboso, und du hast in drei Tagen den Hin- und Herweg gemacht. Darum vermuthe ich, daß der weise Zauberer, mein Freund und Beschützer — denn ich habe einen und muß einen haben, sonst wär ich ja kein ächter fahrender Ritter — daß, sage ich, der weise Zauberer dir so schnell, ohne daß du es selbst gemerkt, fortgeholfen haben muß. Denn das ist nichts Unerhörtes, daß so ein Zauberer einen fahrenden Ritter schlafend zusammt dem Bette davon geführt, so daß er, ohne zu wissen, wie? wohl tausend Meilen weit von dem Platze, wo er sich schlafen gelegt, wieder erwachte. Wäre auch dies nicht, wie könnten sich fahrende Ritter einander in ihren Gefahren zu Hilfe kommen, wie doch immer geschiebt? So kämpft zum Exempel einer in den armenischen Gebirgen mit einem Lindwurm oder andern schrecklichen

Ungeheuern, oder auch wohl mit einem Ritter, wobei es so hitzig hergeht, daß sein Leben in augenscheinlicher Gefahr ist. Siehe, da kommt, ehe sichs ein Mensch versieht, auf einer Wolke oder auf einem Feuerwagen durch die Luft ein andrer Ritter, sein Freund, der kurz zuvor noch in England war, ihm zu Hilfe, befreit ihn vom Tode, und setzt sich Abends guter Dinge in seinem eignen Hause zu Tisch, obgleich er einen Weg von zwei bis dreitausend Meilen gemacht hat. Dies alles geschieht durch Kunst und Wissenschaft jener weisen Zauberer, die für tapfre Ritter Sorge tragen, und somit wundre ich mich keineswegs, daß du deine Reise so schnell geendet hast; denn unstreitig hat dich ein Zauberer, mein Freund, durch die Luft geführt, ohne daß du es gewußt hast.

Sancho. So muß es seyn, denn Rozinante lief wie ein Zigeuneresel, und als wenn er Quecksilber in den Ohren hätte.

Don Quixote. Ja wohl Quecksilber und noch dazu eine Legion Teufel; denn das ist ein Volk das Beine hat und Andern Beine macht,



nach Belieben, ohne müde zu werden. Aber dies beiseite. Was meinst du, Sancho, daß ich nun auf den Befehl meines Fräuleins, zu ihr zu kommen, thun soll? So sehr ich verbunden bin, ihr gehorsam zu seyn, so unmöglich ist mirs wegen des Versprechens, das ich dieser Prinzessin gegeben habe; und selbst die Rittergesetze zwingen mich, eher mein Wort zu halten, als an mein Vergnügen zu denken. Was soll ich nun thun? Auf einer Seite liegt mir die Sehnsucht, meine Geliebte zu sehen, am Herzen; auf der andern ruft mich mein Wort, und lockt mich die Ehre, die mir bei diesem Unternehmen gewiß ist.

Aber ich will mir schon helfen. Ich will geschwind hinreisen zu diesem Riesen, ihm gleich nach der Ankunft den Kopf abhauen, die Prinzessin auf den Thron setzen, und schleunig zurückkehren, um das Licht meiner Sinne zu sehen. Macht sie mir dann Vorwürfe, daß ich nicht gleich gekommen sey, so habe ich die beste Entschuldigung von der Welt, weil sie sieht, daß alles dies zur Ausbreitung und Verherrlichung ihres Ruhms und Namens geschehen; denn Alles, was ich durch die Waffen in meinem Leben gethan habe, thue und noch thun werde, hab ich Alles ihrer Gunst und der Ehre zu danken, daß ich der Ihrige bin.

Sancho. Ach! wie könnt Ihr Euch so viel kümmern um taube Nüsse. Sagt mir doch, gestrenger Herr, wollt Ihr denn den weiten Weg so gar umsonst und um nichts thun, und eine solche Kernheirath nebenauslassen, wo es ein ganzes Königreich zur Mitgift giebt? ein Königreich, das, wie ich gehört habe, bei zwanzigtausend Meilen in der Runde und Lebensmittel in schwerer Menge hat, und größer als Portugal und Castilien zusammen ist? Und das wollt Ihr so fahren lassen? Schweigt um Gotteswillen stille und schämt Euch, daß Ihr nur so was sagen konntet! Folgt meinem Rathe, nehmt mirs nicht übel und heirathet die Prinzessin im ersten Dorfe, wo ein Pfarrer ist; oder noch besser, da haben wir ja unsern Herrn Licentiaten, der Euch auf der Stelle trauen kann, wie ein Däußchen. Ich bin alt genug, einen guten Rath zu geben, und der, den ich Euch gebe, kommt von der rechten Schmidte.

Ein Sperling in der Hand ist besser als ein Adler auf dem Dache, und wer im Sommer nicht Holz einträgt, muß auch nicht klagen, wenn er im Winter friert.

Don Quixote. Ich merke wohl, was dich so eifrig macht, Sancho. Es ist dir bloß darum zu thun, daß ich bald König werde, und dir die versprochne Belohnung geben kann? Aber du mußt wissen, daß ich dies, auch ohne die Prinzessin zu heirathen, thun kann; denn eh ich noch einen Schlag thue, werde ich mir voraus bedingen, daß, wenn ich den Sieg gewinne, man mir ohne Heirath einen Theil des Reichs abtrete, den ich geben könne, wem ich wolle; und hab ich ihn, wer wird ihn sonst bekommen als du?

Sancho. Das ist klar. Aber gestrenger Herr, seht wohl zu, daß Ihr ein Stück nehmt, das an der See liegt, damit, wenn mirs nicht in dem Lande gefällt, ich meine Mohren in ein Schiff packen

und damit machen kann, was ich schon gesagt habe. Laßts also mit der Reise zum Fräulein Dulcinea jetzt nur gut seyn, und geht hin und gebt dem Riesen den Gnadenstoß; denn das ist eine Sache, die, wenn wir sie nur fein bald abthun, uns viel Ehre und Nutzen bringen wird.

Don Quixote. Verlaß dich drauf, Freund Sancho, ich folge deinem Rathe, und reise erst mit der Prinzessin, ehe ich zum Fräulein Dulcinea gehe. Aber merke wohl, Sancho! sag gegen Niemand ein Wort von Allem, was wir hier gesprochen und ausgemacht haben! selbst gegen Niemand von unsrer Gesellschaft! denn Dulcinea ist zurückhaltend, daß sie Niemand von ihren Angelegenheiten wissen lassen will, und es wäre schlecht von mir, wenn ich diese entweder selbst oder durch einen Andern ausschwatzen wollte.

Sancho. Wenn aber das ist, gestrenger Herr, warum schickt Ihr denn Alle, die Ihr überwindet, hin, daß sie sich dem Fräulein Dulcinea stellen sollen? da ists ja wie verbrieft und versiegelt, daß Ihr sie liebt und sie Euch. Bedenkt nur, die Leute sollen hingehen, sollen ihr zu Füßen fallen, und sprechen, Euer Gestrengen schicke sie hin, und doch soll Euer Geheimniß verschwiegen bleiben!

Don Quixote. O, was für ein dummer Wicht du bist, Sancho! Siehst du denn nicht ein, daß dies Alles zu ihrer Ehre und Verherrlichung gereicht? und weißt du nicht, daß es nach Ritterbrauch einer Dame große Ehre bringt, wenn viel fahrende Ritter ihr dienen, die sonst keinen Wunsch haben, als ihr um ihrer selbst willen zu dienen, und keine andre Gebühr für ihre vielen und guten Dienste verlangen, als die Erlaubniß, ihr Ritter zu seyn, und ihr zu hofieren?

Sancho. Das ist ja, wie ich habe predigen hören, unsern Herrn Gott sollte man um sein selbst willen lieb haben, ohne an Himmel und Hölle zu denken, ob ich ihn gleich um dessen willen, was er vermag, lieben und ihm dienen möchte.

Don Quixote. Was Teufel, Sancho, wie kommt dir das? Du bist ein bloßer Bauer, und sagst manchmal so gelehrte Sachen, daß man glauben sollte, du hättest studiert.

Sancho. Und doch kann ich nicht einmal lesen.

Indem rief ihnen Meister Niklas zu, sie sollten warten, weil die Gesellschaft an einer Quelle ausruhen und trinken wolle. Don

Quixote hielt an, zu Sanchos großer Zufriedenheit, weil er sich schon ganz müde gelogen hatte, und befürchtete, sein Herr möchte ihn in einem Worte fangen; denn, daß Dulcinea ein Bauermädchen von Toboso war, wußte er zwar, aber gesehen hatte er sie in seinem Leben nicht. Cardenio hatte indessen Dorotheas Mannskleider angezogen, die, ob sie gleich nicht die besten waren, doch immer ihm besser anstanden als sein erster Anzug im Gebirge. Sie ließen sich bei der Quelle nieder, und stillten mit dem kleinen Vorrathe, den der Pfarrer aus der Schenke mitgenommen hatte, ihren großen Hunger.

Während des Essens kam ein stämmiger Junge die Straße her, blieb stehen, und besah die Gesellschaft, welche um die Quelle her lag; dann lief er auf Don Quixote zu, umfaßte ihm die Knie,

und sprach heulend: „Ach, lieber Herr! lieber gestrenger Herr! kennt Ihr mich denn nicht mehr? Seht mich doch nur an, ich bin ja Andres; der Andres den Ihr von der Eiche los machtet, wo ich angebunden war.“

Don Quixote erkannte ihn, nahm ihn bei der Hand, und kehrte sich zu den Umstehenden. „Seht, meine Freunde,“ sprach er, „wie unentbehrlich fahrende Ritter in der Welt sind, dem Unrecht zu steuern, welches böse Menschen anstiften. Ich reiste vor einiger Zeit durch einen Wald, und hörte Schreien und ein klägliches Winseln. Von Pflicht und Amtswegen eilte ich dem Orte zu, wo mir die Stimme herzukommen schien, und fand diesen jungen Menschen an einer Eiche angebunden. Ich freue mich von ganzer Seele, daß er hier gegenwärtig ist, und mir bezeugen kann, daß ich nicht lüge. Er war, sage ich, an eine Eiche gebunden, nackt bis an den Gürtel, und ein Bauer, der, wie ich hernach erfuhr, sein Herr war, peitschte ihn mit einem Pferdezaume. Ich fragte ihn um die Ursache einer so harten Züchtigung, und der Flegel antwortete mir, es wäre sein Knecht, und er peitsche ihn wegen einiger Nachläßigkeit, die er mehr aus Bosheit als aus Dummheit begangen habe. Nein, sprach der arme Bube, er prügelt mich, weil ich meinen Lohn haben will. Der Bauer brachte noch, ich weiß nicht was für Entschuldigungen vor, die ich zwar anhörte, aber nicht gelten ließ. Kurz, er mußte den Buben losbinden, und mir schwören, ihn mit sich nach Hause zu nehmen, und ihm Real vor Real in vollwichtiger Münze zu zahlen. Ist das nicht Alles wahr, mein Sohn Andres? Hast du nicht gesehen, wie streng ich es ihm gebot, und wie demüthig mir der Bauer angelobte, meinem Befehl in allen Stücken nachzukommen? Sey nicht blöde, antworte, erzähle diesen Herren Alles, wie's gegangen ist, damit sie sehen, was für nützliche und nothwendige Leute fahrende Ritter auf den Straßen sind.“

„Was Ihr erzählt habt, gestrenger Herr, ist Alles wohl wahr,“ antwortete der Junge; „aber die Sache lief ganz anders ab, als Euer Gestrengen sich einbildet.“

„Wie anders?“ fuhr Don Quixote auf; „hat dich der Bauer nicht bezahlt?“

„Ja doch, bezahlt?“ versetzte Andres. „Nicht nur das hat er nicht gethan, sondern als Euer Gestrengen zum Holze hinaus war, hat er mich wieder gekriegt, an die nämliche Eiche gebunden und mich so jämmerlich gepeitscht, daß ich aussah wie ein geschundner Sankt Barthelmees; und bei jedem Hiebe, den er mir gab, machte er noch Spaß, und höhnte Euer Gestrengen so aus, daß ich selbst hätte lachen müssen, wenns mir nicht so weh gethan hätte. Meiner Seel, er hat mich so jämmerlich zugedeckt, daß ich seit der Zeit nicht aus dem Spitale gekommen bin. Und an allem dem ist Niemand schuld als Ihr, gestrenger Herr; denn wäret Ihr Eures Wegs fortgezogen, und nicht hingegangen, wohin Euch Niemand rief, und hättet Ihr Euch nicht in andrer Leute Sachen gemengt, so wär ich mit einem paar Dutzend Schlägen durchgekommen, und mein Herr hätte mich bezahlt; da Ihr ihn aber so schimpftet, und lose Reden gabt, wurde er rappelköpfisch, und da ers nicht an Euch auslassen konnte, brach das Wetter über mich los; und, meiner Treu, er hat mirs so arg gemacht, daß ich glaube, ich werde in meinem Leben nicht wieder zu rechte.“

„Der einzige Fehler,“ sprach Don Quixote, „war, daß ich zu bald fortgieng; ich hätte schlechterdings bleiben sollen, bis er dich bezahlt hatte; denn das mußte ich freilich aus langer Erfahrung wissen, daß ein Bauer nicht Wort hält, wenn er nicht sieht, daß es ihm Nutzen bringt, wenn ers hält. Aber erinnre dich, Andres, daß ich geschworen habe, ihn, falls er dich nicht bezahlte, wieder aufzusuchen, und sollte er auch im Bauche eines Wallfisches stecken.“

„Das ist wohl wahr,“ sprach Andres, „aber was hilfts?“

„Gleich sollst du sehen, was es hilft,“ schrie Don Quixote, sprang auf, und befahl dem Sancho, seinen Rozinante aufzuzäumen, welcher weidete, indeß die Andern aßen.

„Wo wollt Ihr denn hin, Herr Ritter?“ fragte Dorothea.

„Fort,“ sprach Don Quixote, „den Schurken von Bauer zu suchen, ihn nach Gebühr zu strafen, und ihn zu zwingen, daß er den

Andres bis auf den letzten Moravedi bezahlt, zu Trotz allen Bauern in der Welt."

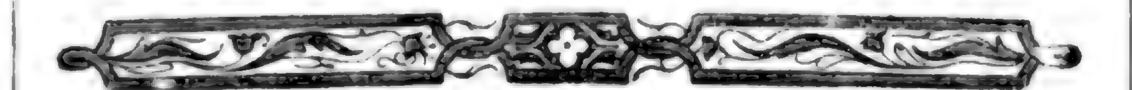
„Aber Herr Ritter," versetzte Dorothea, „Ihr habt mir ja versprochen, Euch schlechterdings in kein Unternehmen einzulassen, bis Ihr mir die versprochne Gabe gewährt habet. Beruhigt Euch also, und verschiebt diese Rache, bis Ihr aus meinem Reiche wiederkommt."

„Ihr habt Recht, durchlauchtige Prinzessin," sagte der Ritter, „lieber Andres, du mußt bis zu meiner Wiederkunft warten, wie die Prinzessin sagt, und ich schwöre dir aufs Neue, daß ich nicht eher ruhen will, bis du gerächt und ganz bezahlt bist."

„Ich gebe nicht viel um Eure Schwüre," sprach Andres; „wer weiß, wann Ihr wiederkommt? Jetzt möcht ich für die schönste Rache in der Welt lieber einen Zehrpfenning nach Sevilla haben. Gebt mir was zu essen, wenn Ihr was habt, und auch was mit auf den Weg. Got sey mit Euch und allen fahrenden Rittern, die so gut für sich fahren mögen, als ich mit ihnen gefahren bin." — Sancho nahm aus seinem Schnappsack ein Stück Brod und Käse, gabs dem Jungen und sprach: „da, Bruder Andres, es ist billig, daß ein Jeder an deinem Unglück Theil nehme." — „Was kostet dich denn der Theil, den du daran nimmst?" fragte Andres. — „Das Stück Brod und Käse, das ich dir gebe," versetzte Sancho; „und Gott weiß, ob ichs entbehren kann oder nicht; denn, du guter Junge, du mußt wissen, daß die Schildknappen der fahrenden Ritter oft nichts zu beißen noch zu brechen haben, und Tausenderlei sonst noch ausstehen müssen, was sich besser fühlen als sagen läßt." Andres nahm sein Brod und den Käse, und da er sah, daß ihm sonst Niemand was gab, hängte er den Kopf und nahm den Weg unter die Füße, wie man zu sagen pflegt; ehe er aber gieng, sprach er noch zu Don Quixote: „ich bitte Euch um Gotteswillen, Herr fahrender Ritter, wenn Ihr mich irgend wieder antrefft, so helft mir nicht, und ob sie mich gleich in Stücke rissen, sondern laßt mich nur in meinem Unglücke; denn es kann doch nicht so arg seyn, als das, was Ihr draus macht, wenn Ihr mir helfen wollt. Gott verdamme Euch und alle fahrenden Ritter in der Welt!"

Don Quixote wollte aufstehen und ihn züchtigen, der Junge aber lief so hurtig, daß Niemand ihn hätte einholen können. Der Ritter aber war sehr beschämt über das, was Andres erzählt hatte, und die Andern mußten das Lachen verbeißen, um ihn nicht ganz außer Fassung zu bringen.

Digitized by Google



Zweiunddreißigstes Kapitel.

Was unserm Ritter und seiner Gesellschaft in der Schenke begegnet.

angsam setzten sie nach eingenommener Mahlzeit ihre Reise fort, und kamen Tags darauf an die Schenke, die dem guten Sancho allzeit Furcht und Schrecken einjagte, so oft er sie sah. Gern wäre er nicht mit hinein gegangen, aber es half nichts, fort konnte er nicht. Der Wirth, die Wirthin, ihre Tochter und Maritornes eilten, da sie Don Quixote und Sancho kommen sahen, voller Freuden hinaus, sie zu empfangen. Unser Ritter erwiederte ihren Willkomm mit herablassendem Ernst, und sagte nur, man solle ihm ein besseres Bett geben, als

das leztemal. „Wenn Ihr besser bezahlt als das leztemal, gestrenger Herr,“ sagte die Wirthin, „so sollt Ihr eins haben, wie ein Prinz.“

Don Quixote versicherte, „das soll geschehen.“ Und nun schlug man ihm zwar ein besseres Bett, aber in eben derselben Kammer auf, worin er das vorigemal geschlafen hatte. Er legte sich, an Leib und Seele müde und kraftlos nieder.

Kaum war er abgefertigt, so nahm die Wirthin den Barbier beim Barte und schrie: „Meiner Treu! Ihr sollt mir auch nicht länger mit meinem Schwanze als Bart rumlaufen. Her damit! Meines Mannes seiner fährt auf dem Boden herum, daß es eine Schande ist, sein Kamm nämlich, den ich in den Schwanz zu stecken pflegte.“

Der Barbier wollte ihr denselben nicht geben, so sehr sie ihn auch zerrte, bis ihm endlich der Pfarrer sagte, weil er seine Rolle nicht mehr nöthig habe, könne er ihn nur abgeben, und in seiner wahren Gestalt erscheinen, denn er brauche nur Don Quixoten zu sagen, nachdem ihn die Räuber ausgeplündert, sey er in diese Schenke geflohen, und wenn er nach dem Stallmeister der Prinzessin frage, wolle man ihm weis machen, die Prinzessin habe ihn indessen in ihr Reich vorausgeschickt, um zu melden, daß sie komme, und den Befreier Aller mit sich bringe. Hierauf gab Meister Niklas der Wirthin den Schwanz und zugleich auch die übrigen Sachen, die sie zu ihrer Mummerei von ihr geborgt hatten.

Jedermann in der Schenke bewunderte Dorotheens Schönheit und den feinen Schafknecht Cardenio. Der Pfarrer bestellte ein Essen, so gut es in der Schenke zu haben war, und der Wirth, der diesmal besser bezahlt zu werden hoffte, that auch sein Mögliches, ihnen gut aufzutischen. Alles dies verschlief Don Quixote, und sie fanden es auch nicht für gut, ihn aufzuwecken, weil ihm der Schlaf nöthiger war, als Essen.

Sie sprachen über Tische von Don Quixotens seltsamer Narrheit, und von dem Zustande, in welchem sie ihn gefunden hätten.

Der Wirth, die Wirthin, ihre Tochter und Maritornes ware zugegen und hörten zu. Die Wirthin ihrerseits erzählte ihnen sein Abenteuer mit dem Eselstreiber, und da sie sich nach Sancho umgesehen und bemerkt hatte, daß er nicht zugegen war, beschrieb sie seine Prelle, was Allen Stoff genug zum Lachen gab. „Daran ist nichts anders Schuld," rief der Pfarrer, „als die verwünschten Ritterbücher, die der arme Junker las; die haben ihm den Kopf verrückt."

„Schweigt doch stille, hochwürdiger Herr! wie kann denn das seyn?" sprach der Wirth. „Meiner Treu! ich dächte, es wären keine bessern Bücher in der Welt, so hübsch lesen sie sich. Ich habe ihrer auch zwei oder drei da, mit noch andern Papieren, die mir und vielen Andern ein rechtes Labsal gewesen sind; denn in der Ernte versammeln sich immer eine Menge Schnitter bei mir, während der Mittagsruhe; meistens ist Einer drunter, der lesen kann, der nimmt denn eins von den Büchern, und da setzen wir uns, bei mehr als dreißig um ihn her, und horchen ihm mit so viel Wohlgefallen zu, daß wir Essen und Trinken drüber vergessen. Mir wenigstens, wenn ich von den erschrecklichen Hieben höre, welche die fahrenden Ritter austheilen, und von den großen Thaten, die sie thun, juckt es immer, auch so was zu thun, und meiner Seele ich wollt Euch Tag und Nacht so zuhören."

„Ich wär es auch zufrieden," sprach die Wirthin; „denn ich habe nicht eher Ruh im Hause, als bis du sitzest und lesen hörst; denn wenn du so drauf erpicht bist, denkst du wenigstens nicht ans Keifen und Schimpfen."

„Das ist wahr," sprach Maritornes; „es hört sich auch gar zu fein an, und es stehen gar hübsche Sachen in den Büchern, zumal wenns drinnen kömmt, wie die oder jene Dame in den Armen ihres Ritters unter einem Pomeranzenbaume liegt, und nicht weit davon ihre Kammerfrau Wache halten muß, die derweile vor Neid und Aergerniß bersten möchte. Ach das sind lauter honigsüße Sachen!"

„Und was dünkt Euch davon, liebes Jüngferchen?" fragte der Pfarrer die Wirthstochter. — „Ich weiß es selbst nicht, hochwürdiger Herr," versetzte sie. „Ich höre auch so mit zu, und wenn ichs auch nicht verstehe, gefällt mirs doch. Doch habe ich meine Freude nicht eben an den wilden Streichen, die mein Vater so lobt, sondern vielmehr an den Wehklagen der Ritter, wenn sie nicht bei ihren Damen sind. Meiner Treu! manchmal pressen sie mir die Thränen aus, so sehr dauern mich die armen Liebhaber." — „Würdet ihr wohl so hart gegen sie seyn, meine Tochter, wenn sie um Euch weinten?" fragte Dorothea. — „Was ich thun würde, weiß ich nicht," antwortete das Mädchen. „Aber es ist wahr, es giebt doch so grausame Damen drunter, daß ihre Ritter sie gar Löwen und Tiger heißen, und ihnen noch andre garstige

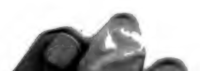
Namen geben. Mein Gott! Ich möchte nur wissen, wie's solche unbarmherzige und gewissenlose Leute geben könne, die einen ehrlichen Mann lieber sterben, oder gar närrisch werden lassen, ehe sie ihn nur einemal freundlich angucken. Was soll den all ihre Ziererei? Wenn sie so ehrbar thun, ei, so mögen sie ihre Ritter heirathen, die ohnedies nichts Andres wollen." — „Schweig Mädchen!" sprach ihre Mutter; „man sollte Wunder denken, wie viel du von den Sachen wüßtest. Es steht gar nicht fein für eine Jungfer, wenn sie so viel davon weiß und gar herausschwatzt." — „Der hochwürdige Herr da fragte mich ja, und ich mußte ihm doch antworten, Mutter!" versetzte sie.

„Wohlan, Herr Wirth," sprach der Pfarrer, „bringt uns einmal Eure Bücher; ich möchte sie doch auch sehen." — „Gleich, gleich, hochwürdiger Herr!" antwortete der Wirth, lief in seine Kammer, holte ein altes, mit einem Kettchen verschloßnes Felleisen und zog

drei große Bücher, nebst einigen Handschriften, sehr deutlich geschrieben, heraus. Das erste Buch, so zum Vorscheine kam, war Don Cirongilio von Thracien, das andre Don Felix Marte

von Hyrcania und das dritte die Geschichte des großen Kapitäns Gonzalo Hernandez von Cordova nebst dem Leben des Diego

Garcia von Paredes. Nachdem der Pfarrer die Titel von den ersten gelesen hatte, kehrte er sich zum Barbier und sprach: „Hier fehlt uns Niemand als die Haushälterin und Nichte unsers guten Freundes." — „Daran solls uns nicht fehlen," sprach Meister Niklas; „ich



Digitized by Google

will sie wohl selber in den Hof oder in das Kamin tragen, es ist eben ein feines Feuer drinnen." — „Himmel, Element, Herr! wollt Ihr meine Bücher verbrennen?" schrie der Wirth. — „Nur die beiden, den Don Cirongilio und Felix Marte," versetzte der Pfarrer. — „Sinds denn irgend Ketzer oder Phlegmatiker, hochwürdiger Herr, daß Ihr sie verbrennen wollt?" fragte der Wirth. — „Schismatiker, müßt ihr sagen, und nicht Phlegmatiker, guter Freund," sprach der Barbier. — „Nu, so mein ichs auch," versetzte der Wirth; „aber wenn Ihr ja eins verbrennen wollt, so nehmt da den großen Kapitän und den Diego Garcia; denn, meiner Treu! eher wollt ich meinen leiblichen Sohn verbrennen lassen, als eins von jenen beiden." — „Guter Freund," sprach der Pfarrer, „jene beiden, auf die ihr so versessen seyd, sind nichts als ein Haufen Lügen, Narrenpossen und albernes Zeug; das dritte aber ist die wahre Geschichte des bekannten Gonzalo Hernandez von Cordova, der wegen seiner vielen und großen Thaten den Zunamen „der große Kapitän" bekam, ein Ehrentitel, der seinen wahren Verdiensten von Rechtswegen gebührt. Der andre, Diego Garcia von Paredes, war ein vornehmer Ritter aus der Stadt Truxillo in Estremadura, ein braver Soldat, und von solcher Leibesstärke, daß er mit einem einzigen Finger ein Mühlrad in vollem Laufe aufhalten konnte, auch einmal, bloß mit dem Degen in der Hand, den Eingang einer Brücke gegen ein zahlreiches Heer vertheidigte. Außerdem hat er noch viele andre berühmte Thaten gethan; hätte er sie nicht selbst mit so außerordentlicher Bescheidenheit beschrieben, sondern würde ein andrer unpartheiischer Geschichtschreiber sie erzählt haben, so könnte er gar leicht einen Hector, Achilles und Roland verdunkeln." — „Geht mir doch weg! das ist wohl ein rechtes Wunder, ein Mühlrad aufzuhalten!" versetzte der Wirth. „Da leset nur einmal den Felix Marte von Hyrcanien, Herr Pfarrer, da findet Ihr ganz andre Sachen. Fünf große ungeheure Riesen hat er auf einen einzigen Hieb von einander gehauen, als wären es Hanfstängel oder Männerchen aus Teig gewesen, wie sie die Kinder zu machen pflegen. Ein andermal hat er eine schrecklich große Armee, von mehr als einer Million und sechsmalhunderttausend Soldaten, alle von oben

er bis unten aus geharnischt, ganz allein angegriffen und auseinandergejagt, wie eine Heerde Schafe. Und was sagt Ihr vollends zu dem wackern Don Cirongilio von Thracien? Der hatte doch das Herz auf dem rechten Flecke, wie in dem Buche zu lesen steht! Wißt Ihr, was er that? Er fuhr einmal über einen Fluß; da kam mitten aus dem Wasser ein großer feuriger Drache; der Ritter, nicht faul, springt dem Drachen gerade auf seinen schuppichen Rücken, und drückt ihm mit beiden Händen die Gurgel fest zu; der Drache merkt, daß er ihm ans Leben geht, und fährt mit sammt dem Ritter, der ihn nicht gehen läßt, hinunter auf den Grund. Da sie unten sind, befindet sich der Ritter auf einmal in einem wunderschönen Pallast und Garten, und der Drache verwandelt sich

in einen alten ehrbaren Mann, der ihm gar unerhörte Sachen erzählt. Schweigt mir stille, Herr Pfarrer! Ich weiß gewiß, wenn Ihr die Geschichte nur gehört hättet, Ihr wäret vor Freuden halb närrisch geworden; aber für den großen Kapitän und für Diego Garcia, den Ihr so rühmt, gebe ich Euch keinen Pfifferling."

„Wahrhaftig," sprach Dorothea leise zu Cardenio, „da fehlt nicht Finger breit mehr, so haben wir an unserm Wirth den

zweiten Don Quixote." — „Allerdings," versetzte Cardenio; „denn wie es scheint, hält er alle Lügen dieser Bücher für so wahr und für so ausgemachte Dinge, daß alle Brüder Barfüßer in der Welt ihn nicht vom Gegentheile überreden könnten." — „Denkt ihr denn, guter Freund," sprach der Pfarrer weiter zum Wirthe, „daß es je einen Felix Marte von Hyrcanien, einen Don Cirongilio von Thracien, oder andre dergleichen Ritter, von denen Eure Bücher erzählen, in der Welt gegeben habe? Nichts weniger; Märchen und Erdichtungen müßiger Köpfe sinds, welche bloß dazu geschrieben sind, um Leuten, die nichts Besseres zu thun haben, wie Eure Schnitter, die lange Weile zu vertreiben. Glaubt es mir aufs Wort, daß von allen diesen Rittern und ihren Thaten, Abenteuern und Narrheiten kein Wort wahr ist." — „Einem andern Hunde diesen Knochen!" versetzte der Wirth; „ich weiß auch noch, daß zweimal zwei vier macht, und was schwarz und weiß ist. Nein, wenn Ihr Einem was weis machen wollt, so sucht Euch nur einen dümmern. Wie, ihr wollt mir aufbinden, daß Alles was in den Büchern steht, Lügen und Narrenpossen sey? Sie sind ja mit Erlaubniß der Herren vom hohen Rathe gedruckt; und als wenn das Leute wären, die nur so Lug und Trug von Schlachten und Bezauberungen, worüber man närrisch werden könnte, hindrucken ließen." — „Ich hab Euch es ja schon gesagt, guter Freund," sagte der Pfarrer, „es geschieht zum Zeitvertreib müßiger Leute; und so gut man in wohleingerichteten Staaten das Kegel-, Billard-, Schach- und Ballspiel Leuten, die nicht arbeiten dürfen oder können, erlaubt, ebenso erlaubt man den Druck solcher Bücher, weil man mit Recht voraussetzt, daß kein Mensch so albern und unwissend seyn werde, dergleichen Märchen für wahre Geschichten zu halten. Litten es jetzt Zeit und Umstände, oder verlangte es die Gesellschaft, so wollt ich wohl etwas über die Ritterbücher sagen, und zeigen, wie sie beschaffen seyn müßten, wenn sie gut und von Nutzen seyn sollten; allein ich hoffe, die Zeit wird kommen, da ich meine Gedanken Jemanden, der etwas bei der Sache thun kann, mittheilen werde. Indessen glaubet, Herr Wirth, was ich Euch gesagt habe, nehmt Eure Bücher, lest Euch an ihren Wahrheiten oder Lügen herzlich satt, und wohl bekomm es

Euch; nur behüte Euch der Himmel vor dem Sparren, der Euern Gast Don Quixote drückt." — „Dafür hats gute Wege," versetzte der Wirth, „ich werde kein solcher Narr seyn und fahrender Ritter werden; ich sehe wohl, daß sie jetzt nicht mehr so im Brauch sind, als sonst."

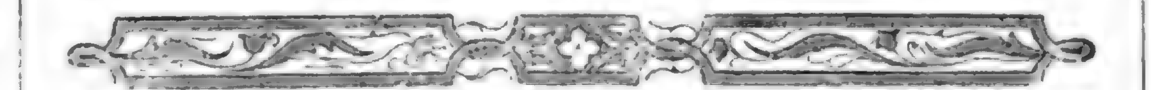
Mitten unter diesem Gespräch kam Sancho in die Stube, und wurde sehr betroffen und tiefsinnig, als er hörte, daß die fahrenden Ritter jetzt nicht mehr gebräuchlich und alle Ritterbücher Possen und Lügen wären. Nur diese einzige Ritterfahrt seines Herrn beschloß er noch mitzumachen; lief sie aber nicht nach Wunsche ab, so wollt er ihn auch verlassen, und heim zu seiner Frau und zu seinen Kindern gehen, und seine vorige Nahrung treiben. Der Wirth packte seine Bücher schon wieder ins Felleisen und wollte damit fort; der Pfarrer aber bat ihn zu warten, weil er gern die schön geschriebne Handschrift ansehen wolle. Der Wirth zog sie heraus, und gab sie ihm zu lesen. Sie war fast acht Bogen stark, und hatte zur Aufschrift: der unvorsichtige Neugierige, eine Erzählung. Der Pfarrer las einige Zeilen, und sagte dann: „Der Titel der Erzählung verspricht etwas, und ich möchte sie wohl ganz lesen." — „Das mögt Ihr immerhin thun, hochwürdiger Herr," sagte der Wirth, „es haben sie schon Manche gelesen, die bei mir eingekehrt sind. Dieselbe hat Allen gefallen, und sie haben mich sehr drum gebeten; ich habe sie aber nicht weggeben wollen, denn es könnte leicht seyn, daß einmal der Herr, der diesen Mantelsack und die Bücher bei mir gelassen hat, wiederkäme, und dann muß ich sie ihm zurückgeben, so sehr sie mich auch dauern sollten; denn ob ich gleich nur ein Wirth bin, so bin ich doch ein ehrlicher Kerl und ein Christ." — „Ich lobe Euch drum, guter Freund!" sprach der Pfarrer; „aber wenn mir die Geschichte gefällt, wolltet Ihr sie mich wohl abschreiben lassen?" — „Herzlich gern," antwortete der Wirth.

Während dessen hatte Cardenio die Handschrift genommen, und drin gelesen. Da sie ihm auch gefiel, bat er den Pfarrer, sie laut zu lesen. „Ich wollte es wohl thun," sprach der Pfarrer, „aber es ist Zeit, unser Mittagsschläfchen zu machen." — „Eine angenehme Erzählung wär mir jetzt lieber, als Schlaf," sagte

Dorothea, „denn ich bin noch nicht ruhig genug dazu." — „Wenn das ist," sprach der Pfarrer, „so wollen wir sehen, was drinn

steht." Meister Niklas bat ihn auch drum, so wie auch Sancho, und als der Pfarrer sah, daß Alle den gleichen Wunsch hegten, fieng er an, nachfolgende Geschichte zu lesen.

Digitized by Google



Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Erzählung von dem unbesonnenen Neugierigen

nselmo und Lothario, zwei reiche und vornehme Edelleute und so vertraute Freunde, daß sie von ihren Bekannten vorzugsweise die beiden Freunde genannt wurden, wohnten in Florenz, einer reichen und berühmten Stadt Italiens, im Großherzogthume Toscana. Sie waren unverheirathet, junge Männer von gleichem Alter und gleicher Lebensweise, was nicht wenig dazu beitrug, das Band ihrer Freundschaft stets fester zu knüpfen. Anselmo war zwar ein wenig mehr zur Liebe geneigt als Lothario, welcher sich die Zeit am liebsten mit der Jagd vertrieb; doch wenn es die Umstände erforderten, pflegte Anselmo seine Neigung dem Hange Lotharios aufzuopfern, sowie zu andern Zeiten Lothario bereit war, Anselmos Wünschen mit Hintansetzung seiner eignen nachzugeben; weßhalb sie in so vollkommner Eintracht lebten, daß es schien, als hätten sie beide nur einerlei Willen.

Anselmo war äußerst verliebt in ein edles und schönes Mädchen aus derselben Stadt, deren adeliche Geburt und persönlicher Werth ihn bewogen, nach vorläufiger Berathschlagung mit Lothario, ohne

welchen er nie etwas unternahm, bei ihren Eltern um sie anzuhalten. Lothario machte den Brautwerber und brachte Alles so erwünscht zu Stande, daß sein Freund in kurzer Zeit des Besitzes der Geliebten froh wurde, und auch Camilla fühlte sich als Anselmos Gattin so glücklich, daß sie nicht aufhörte, dem Himmel und Lothario zu danken, durch dessen Vermittlung ihr dieses Glück zu Theile geworden war.

Digitized by Google

Während der ersten Tage, die gewöhnlich hochzeitlichen Festen gewidmet sind, fuhr Lothario fort, das Haus des Freundes zu besuchen, und versäumte nicht durch allerlei Lustbarkeiten ihm seine Aufmerksamkeit zu beweisen. Sobald aber die Hochzeitfeier vorbei und das Gewühl der Glückwünsche und Aufwartungen zu Ende war, fieng Lothario an, seine Besuche in Anselmos Hause mit Vorsatz zu unterlassen, weil er bedachte (was jeder vernünftige Mann billig denken sollte), daß man bei einem Freunde nach seiner Verheirathung nicht mehr so frei und oft ein- und ausgehen muß, als während seines ledigen Standes; denn obwohl zwischen wahren Freunden kein Verdacht Statt finden kann, so ist doch eines Ehemanns Ehre so zart und empfindlich, daß man sagen möchte, sie nähme Anstoß an leiblichen Brüdern, wie vielmehr also an Freunden?

Anselmo, welchem das Wegbleiben seines Freundes auffiel, machte ihm darüber ernstliche Vorwürfe. „Hätte ich geglaubt," sprach er, „daß meine Verheirathung dich abhalten würde, so wie sonst mit mir umzugehen, so hätte ich nie eine Frau genommen. So lang ich noch unverheirathet war, erwarben wir uns durch vertrauten Umgang den schönen Beinamen der beiden Freunde. Bringe uns jetzt nicht um diesen rühmlichen und schmeichelhaften Namen, indem du ohne erhebliche Ursache den Vorsichtigen spielst, sondern sey inständig von mir gebeten (wenn es nöthig und schicklich ist, mich dieses Ausdrucks gegen dich zu bedienen), daß du nach wie vor, als wärest du Herr des Hauses, bei mir aus- und eingehen möchtest. Ich versichre dir, Camilla, meine Frau, hat keinen andern Wunsch und Willen, als den meinigen, und da sie weiß, wie sehr wir einander schätzen, so kann sie sich dein auffallendes Wegbleiben nicht erklären."

Diese und andre Vorstellungen, wodurch Anselmo den Lothario bewegen wollte, sein Haus wie gewöhnlich zu besuchen, beantwortete dieser mit so vieler Klugheit und Bescheidenheit, daß Anselmo sich von der guten Absicht des Freundes überzeugte, und es ward demnach zwischen ihnen verabredet, Lothario solle künftighin zweimal in der Woche und an allen Festtagen bei Anselmo zur Tafel kommen; dessenungeachtet nahm sich derselbe vor, nicht anders zu handeln, als

er selbst es für die Ehre seines Freundes am zuträglichsten hielt, die ihm theurer war, als seine eigne. Er glaubte mit Recht, ein verheiratheter Mann, der eine schöne Frau habe, müsse ebenso vorsichtig zusehen, welche Freunde er bei sich aufnehme, als welche Freundinnen sie zu ihrem Umgange wähle, indem manche Dinge, die nicht auf Spaziergängen, in der Kirche, bei öffentlichen Festen, oder auf Wallfahrten ausgeheckt und eingefädelt würden (von welchen ein Mann seine Frau nicht immer abhalten darf), in den Häusern der Freundinnen und Verwandten angesponnen und ausgeführt zu werden pflegten. Auch meinte er, jedes Ehepaar müsse einen Freund haben, der beide auf jeden unvorsichtigen Schritt aufmerksam mache, indem es sich oft zutrage, daß der Mann aus Zärtlichkeit und um der Frau keinen Verdruß zu machen, Manches nicht rüge und ihr nicht sage, daß sie gewisse Dinge zu thun oder zu lassen habe, deren Begehung oder Unterlassung ihr zum Vorwurf gereichen könnte; da hingegen die Erinnerungen eines Hausfreundes ihm es leicht machen würden, die dienlichsten Maßregeln zu nehmen. Allein wo findet sich ein so verständiger und aufrichtiger Freund, wie Lothario ihn verlangt? Ich weiß es wahrlich nicht, und nur Lothario war fähig, mit äußerster Sorgfalt und Scharfsichtigkeit für die Ehre seines Freundes zu sorgen, und die Besuche in dessen Wohnung an den verabredeten Tagen so selten und kurz zu machen, daß er den bösen Zungen und Splitterrichtern keinen Anlaß gab, sich über die Besuche eines jungen, reichen, vornehmen und gebildeten Mannes, was er nach seiner eignen Ueberzeugung war, im Hause eines so schönen Weibes, wie Camilla, aufzuhalten. Denn obwohl ihre Zucht und Tugend jeder Lästerzunge den Zaum anlegen konnte, so wollte er dennoch ihren guten Ruf und die Ehre ihres Mannes auch nicht dem geringsten Zweifel aussetzen, und beschäftigte sich daher an den verabredeten Tagen so oft mit andern Dingen, unter dem Vorwande dringender Verhinderungen, daß Anselmo und er die meiste Zeit mit Vorwürfen auf der einen und mit Entschuldigungen auf der andern Seite zubrachten.

Wie sie einst geraume Zeit nachher auf einer schönen Wiese außer der Stadt lustwandelten, sagte Anselmo: „Du denkst wohl,

Digitized by Google

Lothario, daß ich Ursache habe, die Vorsehung besonders zu preisen, indem sie mich nicht nur von solchen Eltern abstammen ließ, wie die meinigen waren, und mich mit allen Gaben, welche Natur und Glück gewähren können, so reichlich ausstattete, sondern mir auch vor allen Dingen dich zum Freunde und Camilla zur Gemahlin gab, zwei Schätze, die ich vielleicht nicht ganz, wie ich sollte, aber doch nach bestem Vermögen würdige. Allein bei diesen Genüssen, die alles in sich begreifen, was gewöhnlicherweise die Menschen glücklich und vergnügt machen kann, führe ich das unzufriedenste und freudenleerste Leben von der Welt; denn es quält mich, ich weiß nicht seit wann, ein so höchst seltsamer Wunsch, daß ich über mich selbst erstaune, mir innerlich Vorwürfe mache, und meine Gedanken vor mir selbst verbergen möchte; und dennoch drückt mich mein Geheimniß so sehr, als ob ich mich nothgedrungen fühlte, es aller Welt zu offenbaren. Weil es denn einmal heraus muß, so will ich es in deinen Busen niederlegen, überzeugt, deine Verschwiegenheit und der Eifer, mit welchem du, als treuer Freund mir helfen willst, werden mich bald von meiner Unruhe befreien und mir meinen Frohsinn in dem Maße wiedergeben, in welchem meine Thorheit mir Unzufriedenheit verursacht."

Lothario erstaunte über die Worte seines Freundes, und konnte nicht begreifen, was er mit dieser langen Vorrede oder Einleitung beabsichtige. Er dachte zwar Vieles hin und her über den Wunsch, der Jenem so sehr am Herzen liege; allein er blieb mit allen Vermuthungen weit von der Wahrheit entfernt, und um dieser peinlichen Ungewißheit los zu werden, sagte er, es streite gegen die zwischen ihnen herrschende Vertraulichkeit, wenn Anselmo Umschweife mache, ihm seine heimlichsten Gedanken zu offenbaren, da er zuverläßig seinem Freunde, entweder Mittel, jenen Wunsch erfüllt zu sehen, oder guten Rath, um sich desselben zu entschlagen, an die Hand geben werde.

„Das ist wahr," erwiderte Anselmo, „und in dieser Zuversicht will ich dir bekennen, daß mich nichts Anderes quält als eine ungeduldige Neugier, zu wissen, ob meine Camilla wirklich so tugendhaft und vollkommen ist, wie ich sie mir denke, und darüber kann ich nicht anders zur Gewißheit gelangen, als wenn ich sie auf eine Probe stelle, wodurch der Gehalt ihrer Tugend untrüglich bewährt

wird, wie die Feinheit des Goldes durch das Feuer; denn ich glaube, mein Freund, daß um ein Weib für tugendsam zu erklären, es darauf ankommt, ob sie in Versuchung geführt wird oder nicht, und daß nur diejenige das Lob der Beständigkeit verdient, welche weder durch Versprechungen noch Geschenke, weder durch Thränen noch durch inn-brünstiges Flehen ihrer Liebhaber sich wankend machen läßt. Welchen Dank verdient eine Frau für ihr Wohlverhalten, wenn Niemand sie zum Bösen versucht? was Wunder, daß sie züchtig und ehrbar ist, wenn man ihr keine Gelegenheit zum Leichtsinne giebt, oder wenn sie weiß, daß ihr Ehemann ihren ersten Fehltritt mit dem Tod bestrafen würde? Ich kann demnach diejenige, die sich aus Furcht oder aus Mangel an Gelegenheit in den Schranken hält, nicht so hoch schätzen als eine Andre, die den Versuchungen und Verfolgungen ihrer Liebhaber rühmlich widersteht, so daß ich aus diesen und andern Gründen, die sich anführen ließen, den Wunsch nicht unterdrücken kann, meine Frau möchte eine Probe der Art bestehen, und im Feuer der heißesten Liebeserklärungen, und zwar eines Mannes, der werth ist, seine Wünsche bis zu ihr zu erheben, ihre Tugend bewähren. Geht sie, wie ich hoffe, siegreich aus dem Kampfe hervor, so werde ich, mich über Alles glücklich schätzend, sagen können: das Maß meiner Wünsche ist erfüllt, das Glück hat mir das Weib beschieden, von welcher der Weise spricht: wer wird sie finden? Fällt aber die Sache anders aus, so wird die Ueberzeugung, daß ich mich in meiner Ansicht nicht betrogen habe, mir den Schmerz erträglicher machen, als wenn ich zufällig durch eine bittre Erfahrung belehrt würde. Nichts ist im Stande, mich von diesem Vorsatze abzubringen. Ich muß also bitten, daß du selbst, Lothario, zur Erreichung des Zwecks mir behilflich seyn wollest. Nicht nur Gelegenheit, Camilla zu sehen, sondern jedes Mittel soll dir werden, das geeignet seyn mag, ein sittsames, züchtiges und ganz für ihren Mann lebendes Weib auf die Probe zu stellen, und ich wähle dich zu diesem kitzlichen Versuche unter Anderm deßwegen, weil ich weiß, daß du, im Fall Camilla dir nicht widerstehen könnte, den Sieg nicht aufs äußerste verfolgen, sondern dasjenige als geschehen annehmen würdest, was aus guten Gründen nicht geschehen darf. Sie würde mich demnach höchstens in Gedanken

beleidigen, und für die Verheimlichung meines Unglücks würde mir deine Verschwiegenheit bürgen, welche gewiß in Hinsicht auf alles, was mich betrifft, von so langer Dauer seyn wird, wie das Schweigen im Grabe. Willst du demnach, daß ich ein Leben führen soll, welches verdient, Leben genannt zu werden, so mußt du dich ohne Verzug diesem Liebeskampfe unterziehen, und zwar nicht etwa gleichgültig und verdrossen, sondern mit dem Ernst und Eifer, wie es dir zukommt, und mit der Rechtlichkeit, die ich von deiner Freundschaft erwarte."

Lothario hörte seinen Freund mit Aufmerksamkeit an, und öffnete die Lippen nicht, bis er ausgeredet hatte, betrachtete ihn vielmehr noch eine Weile nachher mit Verwunderung und Erstaunen, und gab endlich zur Antwort: „Ich kann mir nicht einbilden, Anselmo, daß du anders als im Scherz redest; denn wenn ich das Gegentheil glauben dürfte, hätte ich dich soweit nicht kommen lassen, sondern deiner langen Rede dadurch ein Ende gemacht, daß ich sie nicht anhörte. Entweder kennst du mich nicht, oder ich kenne dich nicht; doch nein, ich weiß ja, daß du Anselmo bist, und du weißt, daß ich Lothario bin; unglücklicherweise aber muß ich denken, du seyest nicht mehr der Anselmo, der du warst, und du habest gedacht, ich sey nicht der Lothario, der ich seyn sollte; denn was du mir gesagt hast, schickt sich nicht für meinen Freund Anselmo, und was du von mir verlangst, fordert man nicht von Lothario, welchen du kennst, weil wahre Freunde, wie der Dichter sagt, einander nur prüfen und gebrauchen, usque ad aras, d. h. einander nichts anmuthen, was wider die göttlichen Gesetze streitet. Wenn ein Heide solche Begriffe von der Freundschaft hatte, wie viel mehr ziemt es sich für einen Christen, welcher weiß, daß er die Gnade Gottes um keiner menschlichen Freundschaft willen verscherzen darf? Wollte man jemals die Freundschaft so weit treiben, daß man Gottes Gebote aus den Augen setzte, so müßte die Veranlassung dazu nicht eine geringfügige seyn, sondern etwas, wovon die Ehre oder das Leben des Freundes abhienge. Sage mir nun, Anselmo, an welchem von diesen beiden läufst du Gefahr, daß ich deinetwegen eine so abscheuliche Handlung begehen soll, als du mir anmuthest? Wahrlich an keinem, sondern du willst vielmehr, wenn ich dich recht verstehe, ich solle mir

alle Mühe geben, dir Ehre und Leben zu rauben, und zugleich mich selbst um beides zu bringen. Denn wenn ich deine Ehre morden soll, so ist es klar, daß ich dich zugleich mit ums Leben bringe, weil ein entehrter Mensch unglücklicher ist als ein todter; und wenn ich, wie du verlangst, derjenige seyn soll, welcher dir so großes Uebel zufügt, morde ich da nicht auch meine eigne Ehre und folglich auch mein Leben? Höre mich an, Anselmo, und unterbrich mich nicht, bis ich dir Alles gesagt habe, was ich gegen dein Begehren einwenden muß, hernach wird noch Zeit genug übrig bleiben, daß du mir antwortest, und ich dich anhöre."

Anselmo war damit zufrieden und Lothario fuhr fort: „Mich däucht, dir geht es ebenso wie den Mauren, welche man weder durch Stellen aus der heiligen Schrift, noch durch Gründe, die aus der Vernunft und Glaubenslehre geschöpft sind, von ihren Irrthümern überzeugen kann, sondern denen man schlagend einleuchtende, handgreifliche Beispiele und daraus abgeleitete mathematisch richtige Folgerungen, wie etwa den Satz „Gleiches von Gleichem giebt Gleiches" vorhalten, und wenn sie Worte nicht verstehen, mit der derbsten Wirklichkeit zusetzen muß, und die am Ende dennoch von den Wahrheiten unsrer heiligen Religion unüberzeugt bleiben. Dasselbe Verfahren werde ich auch bei dir beobachten müssen; denn der Wunsch, den du äußerst, streitet so sehr gegen alles, was einen Schatten von gesunder Vernunft hat, daß ich befürchten muß, meine Zeit zu verlieren, so gern ich dich von deiner Verirrung (um mich keines härtern Ausdrucks zu bedienen) überführen möchte; und fast verdientest du, daß ich dich zur Strafe deiner Bethörung überließe; doch, meine Freundschaft erlaubt mir nicht, so hart mit dir zu verfahren und dich zu verlassen, da du offenbar einem Abgrunde zutaumelst. Denn, sage mir, Anselmo, forderst du nicht, ich solle die Sittsamkeit zur Ausschweifung verleiten, die Keuschheit verführen, die Treue bestechen, die Klugheit überlisten? denn du weißt ja, daß du ein sittsames, keusches, treues, kluges Weib besitzest. Wozu also die Proben? Wenn du glaubst, Camilla werde alle meine Angriffe abschlagen, woran ich selbst nicht zweifle, welchen bessern Namen kannst du ihr hernach beilegen, den sie nicht jetzt schon verdiente, oder was kann

sie dir noch werden, das sie nicht jetzt schon wäre? Entweder denkst du von ihr nicht so, wie du von ihr sprichst, oder du weißt selbst nicht, was du willst. Wenn du sie aber nicht für diejenige hältst, wofür du sie erklärst, warum sie auf die Probe stellen, wofern du nicht etwa die Absicht hast, sie zum Bösen zu reizen, damit du sie strafen könntest? Ist sie jedoch nach deiner eignen Meinung so vollkommen, wie du sagst, so ist es nicht verständig, eine unbezweifelte Wahrheit noch erst ausmachen zu wollen, indem sie dadurch kein größres Gewicht bekommt, als sie bereits hatte. Du mußt mir demnach einräumen, daß es verwegen und unvorsichtig gehandelt ist, etwas zu unternehmen, was uns eher zum Schaden, als zum Nutzen gereichen wird, zumal wenn wir durch keine Noth und keinen Zwang dazu gedrungen werden, und voraussehen, daß es Thorheit seyn würde, den Versuch damit zu wagen. Schwierige Dinge unternimmt man nur für Gott oder die Welt, oder für beide zusammen. Aus Liebe zu Gott führten die Heiligen ein Leben der Engel in menschlichen Leibern; für die Welt wagen sich diejenigen, welche unermeßliche Meere, ferne Himmelsstriche und unzählige fremde Völkerschaften durchziehen, um dasjenige zu erwerben, was man Glücksgüter nennt, und für Gott und die Welt wagt sich der tapfre Kriegsmann. Kaum erblickt er in der feindlichen Mauer eine Oeffnung, von einer Stückkugel geschlagen, so stürzt er sich ohne Bedenken in die Bresche, beflügelt von dem Verlangen, für seinen Glauben, sein Volk und seinen König zu streiten, und trotzt unerschrocken den tausend Gefahren, die ihn erwarten. Dergleichen Dinge ziemt es sich zu unternehmen, und sie sind löblich, nützlich und ehrenvoll, so groß auch die damit verbundnen Mühseligkeiten und Gefahren seyn mögen; allein durch dasjenige, was du dir vorgenommen hast, und es auch auszuführen gedenkst, wirst du weder Gnade bei Gott, noch Güter dieser Welt, noch Ehre bei den Menschen erlangen; denn gesetzt, es gelingt dir, so wirst du dadurch weder berühmter, noch reicher, noch höher geehrt, als du jetzt bist, und schlägt es fehl, so stürzest du dich in größres Elend, als du glaubst; denn der eingebildete Trost, daß ja Niemand von deiner Schmach wisse, kann dir wenig helfen, da du das schreckliche Bewußtseyn davon in dir selbst tragen wirst. Zur Bekräftigung

dieser Wahrheit will ich eine Stanze hersagen, welche der berühmte Dichter Luis Tonsilio am Ende des ersten Theils seiner „Thränen des heiligen Petrus" gedichtet hat:

In Petri Seele wächst und wächst die Scham,
Sobald der Hahn gekräht, der Morgen thaute;
Qualvoller stets und tiefer wird sein Gram,
Obwohl ihn keines Menschen Auge schaute, —
Weil er den Fehltritt sich zu Herzen nahm,
Und vor dem eignen Selbst ihm bangt' und graute.
Den Bessern schreckt nicht, was die Menge sagt:
Er bebt, wenn das Gewissen ihn verklagt.

„Geheimhaltung wird dir demnach den Schmerz nicht ersparen, sondern beständig wirst du Thränen vergießen, und wenn dies auch nicht mit den Augen geschieht, so wird es deinem Herzen blutige Thränen kosten, so wie jenem Doctor, von welchem der Dichter sagt, daß er mit dem Trinkgeschirr die Probe gemacht habe, welche Rinaldo klüglicher vermied. Dies ist zwar nur eine Erfindung des Dichters, allein sie enthält einen verborgnen, lehrreichen Sinn, der werth ist, erwogen, verstanden und beherzigt zu werden; zumal da dasjenige, was ich dir jetzt noch sagen will, dich vollends von der Größe der Thorheit überzeugen wird, die du im Begriffe bist, zu begehen. Sage mir, Anselmo, wenn der Himmel oder ein glücklicher Zufall dich zum Besitzer eines köstlichen Diamants gemacht hätte, von dessen Aechtheit alle Steinkenner, die ihn gesehen und untersucht hätten, überzeugt wären, und ihn mit einmüthiger Stimme für so vollkommen erklärten, als ein solcher Stein nur seyn kann, und du selbst glaubtest es, und hättest keine Ursache, anders zu denken, — wäre es dann klug gehandelt, wenn es dir einfiele, diesen Diamant auf den Ambos zu bringen, und mit dem Hammer zu versuchen, ob er auch wirklich so hart sey, wie man dir versicherte? denn gesetzt, du thätest es, und der Stein hielte die thörichte Probe aus, so würde er dadurch weder köstlicher noch schätzbarer werden; wenn er aber zerbräche (welches doch möglich wäre) würde er dann nicht gänzlich für dich verloren seyn? Allerdings, und Jedermann würde den Besitzer für einen Thoren erklären. Betrachte demnach Camilla als ein köstliches Kleinod, sowohl nach deinem eignen, als nach andrer Leute Urtheil, und denke nicht, daß du klug handelst, wenn du sie der Gefahr des Zerbrechens aussetzest; denn gesetzt, sie bewährt ihre Tugend, so wird sie sich dadurch zu keinem höhern Werth erheben, als sie jetzt besitzt; fiele sie aber und könnte nicht widerstehen, so bedenke bei Zeiten, daß sie für dich verloren wäre, und wie sehr du Ursache hättest, dich selbst anzuklagen, indem du allein an ihrem Verderben und an deinem eignen Schuld wärest. Bedenke, daß kein Kleinod in der Welt so köstlich ist als ein keusches, züchtiges Weib, und daß die Ehre der Weiber lediglich von der guten Meinung abhängt, die man von ihnen hat; und da du weißt, in welch hohem

Grade deine Gemahlin diese gute Meinung für sich hat, warum willst du denn daran zweifeln, daß sie solche verdient? Vergiß nicht, mein Freund, daß das Weib ein schwaches Geschöpf ist und daß man ihr nichts in den Weg legen muß, worüber sie straucheln und fallen kann; sondern man soll ihr vielmehr jeden Anstoß aus dem Wege räumen, damit sie ohne Schwierigkeit auf dem Pfade der Tugend fortwandeln und das Ziel der Vollkommenheit erreichen möge. Die Naturkundigen sagen, das Hermelin sey ein Thierchen, welches ein

sehr weißes Fell habe, und um es zu fangen, sollen die Jäger sich der List bedienen, daß sie ihm die Auswege, die es hat, mit Koth verlegen und es dann mit Lärm und Geschrei aus seinem Lager aufscheuchen; wenn es an die kothigen Stellen kommt, soll es still stehen und sich lieber fangen lassen, als sein weißes Fell mit Unrath besudeln, weil es die Reinlichkeit mehr liebt als die Freiheit und das Leben. Ein tugendsames Weib ist ein solches Hermelin, und die Tugend der Keuschheit reiner und weißer, als neu gefallner Schnee; und wer da wünscht, daß seine Gattin diese nicht verlieren, sondern

sie behalten möchte, der verfahre nicht so, wie die Jäger mit dem Hermelin, und lege ihr nicht den Unflath der Geschenke und Schmeicheleien verführerischer Liebhaber in den Weg; denn es ist möglich und wohl gar wahrscheinlich, daß ihre Tugend und ihre natürlichen Kräfte nicht hinreichen, diese Anfechtungen ohne Hilfe zu überwinden, und man muß sie demnach von ihr entfernen und sie durch den Glanz der Tugend und den Reiz eines guten Namens aufmuntern. Man kann eine tugendhafte Frau auch mit einem Spiegel von reinem und hellem Krystall vergleichen, welchen der leiseste Hauch verdunkelt und befleckt. Man muß sie behandeln wie eine Reliquie, die man wohl anbeten, aber nicht berühren darf; man muß sie hüten und schützen, wie man einen schönen Garten voll Rosen und andern Blumen schützt und verwahrt, dessen Besitzer Keinem erlaubt, hineinzugehen und sie zu betasten, sondern Jedermann muß froh seyn, sich von ferne durch die Gitter an ihrem Duft und Anblick ergötzen zu können. Zum Schluß will ich dir noch einige Verse hersagen, die ich neulich in einem Lustspiele gehört habe, und die mir auf den Gegenstand unsrer Unterredung sehr anwendbar scheinen. Ein vernünftiger Greis räth nämlich dem Vater eines jungen Mädchens, seine Tochter sorgfältig in Acht zu nehmen und sie eingezogen zu halten, und unter Anderm sagt er ihm auch diese Worte:

Ein Weiberherz ist just wie Glas,
Versuche nicht,
Obs auch zerbricht:
Wie leicht geschähe das?

Und wenn es dir einmal zerbrach,
So ists vorbei,
Denn sag mir frei:
Wer löthet es hernach?

Giebts Danaen in dieser Welt,
So sieh nur zu,
Ob nicht im Nu
Ein goldner Regen fällt.

„Alles, was ich dir bisher gesagt, Anselmo, hat sich bloß auf dasjenige bezogen, was dich betrifft; jetzt ist es billig, daß ich auch etwas von demjenigen erwähne, was mich selbst angeht. Wenn ich etwas weitläufig bin, so nimm es mir nicht übel; denn das Labyrinth, worin du dich gewagt hast und woraus ich dich wieder ziehen soll, macht dies nothwendig. Du nennst mich deinen Freund, und doch willst du mir meine Ehre rauben, was wider alle Freundschaft streitet; und auch damit noch nicht zufrieden, verlangst du, ich soll dir die deinige gleichfalls rauben. Daß du mir die meinige rauben willst, ist offenbar; denn wenn Camilla sieht, daß ich ihr nachstelle, so muß sie mich für einen ehrlosen pflichtvergeßnen Menschen halten, indem ich mich solcher Dinge erfreche, die sich weder mit meiner eignen Würde, noch mit deiner Freundschaft für mich vertragen. Daß du mir anmuthest, dich zu entehren, läßt sich ebenfalls nicht bezweifeln; denn meine Liebeserklärungen müssen Camilla auf den Gedanken bringen, daß ich etwas Leichtsinniges an ihr bemerkt habe, weil ich es wage, ihr meine unerlaubten Wünsche zu entdecken, und indem sie sich dadurch entehrt fühlt, muß ihre Entdeckung auch dich mit treffen, weil du ihr angehörst; und daher kömmt eben die böse Gewohnheit, den Gatten eines unzüchtigen Weibes mit schimpflichen und entehrenden Beinamen zu belegen, wenn er auch von Allem nichts weiß, und noch weniger seinem Weibe zur Verletzung ihrer Pflicht Anlaß gegeben, oder aus Nachsicht und Sorglosigkeit versäumt hat, ihren Ausschweifungen vorzubeugen; und gemeiniglich betrachten ihn diejenigen, welche die Vergehungen seiner Frau erfahren, statt ihn zu bedauern, mit einer gewissen Geringschätzung, da doch nicht sein eignes Betragen, sondern die Neigung seiner bösen Gattin ihm das Unglück zugezogen hat. Ich will dir aber erklären, warum der Ehemann eines lasterhaften Weibes mit gutem Grund ihre Schande tragen muß, wenn er auch nicht weiß, daß sie lasterhaft ist, und es weder verschuldet, noch ihr Anlaß und Gelegenheit gegeben hat, es zu werden. Laß dich es nicht verdrießen, mich anzuhören, denn ich rede bloß zu deinem Besten. Die Schrift lehrt, daß Gott, nachdem er unsern ersten Stammvater im Paradies erschaffen hatte, einen tiefen Schlaf auf Adam fallen ließ, während

dessen er aus seiner linken Seite eine seiner Rippen nahm und aus derselben unsre Mutter Eva bildete, von welcher Adam bei seinem Erwachen sagte: „das ist Fleisch von meinem Fleische und Bein von meinen Beinen;“ und Gott sprach: „für sie wird der Mensch Vater und Mutter verlassen, und sie werden Beide ein Fleisch seyn.“ Auf solche Weise ward damals das Sakrament der Ehe gestiftet und mit solchen Banden geknüpft, welche nur der Tod lösen kann; und die Kraft und Wirkung dieses wundervollen Sakraments geht so weit, daß sie zwei verschiedne Personen zu einem Fleische vereinigt; ja, bei guten Eheleuten ist diese Vereinigung noch inniger, denn obgleich sie zwei Seelen haben, so haben sie doch nur einerlei Willen. Wenn demnach Mann und Weib nur ein Fleisch sind, so folgt daraus, daß jede Befleckung des Weibes und jeder Fehler, dessen sie sich schuldig macht, auch dem Manne mit angerechnet wird, wenn er auch, wie gesagt, noch so wenig Anlaß dazu gegeben hat; denn so wie der ganze Leib des Menschen leidet, wenn nur ein Fuß oder ein andres Glied Schmerz empfindet, weil sie alle ein Fleisch sind, und wie das Haupt die Verletzung der Zehe mitfühlt, obwohl es dieselbe nicht veranlaßt hat, so trägt auch der Mann die Schande des Weibes, weil sie Beide ein einiges Wesen sind; und da alle Ehre und Unehre in der Welt einen fleischlichen Ursprung hat, und da die Unehre des Weibes von dieser Art ist, so muß der Mann nothwendig einen Theil der Schande tragen und sich für entehrt halten lassen, ohne etwas davon zu wissen. Bedenke demnach, Anselmo, in welche Gefahr du dich stürzest, indem du deine Gattin in ihrem stillen Lebenswandel stören willst; bedenke, wie zwecklos und unbesonnen die Neugier ist, welche dich anreizt, Gefühle zu wecken, die jetzt in ihrer keuschen Brust ruhig schlummern. Merke dir, was du gewinnen kannst, ist wenig oder nichts, die Gefahr des Verlustes hingegen würde so groß seyn, daß ich sie nicht schildern mag, weil mir die Worte dazu fehlen. Wenn aber alle meine Vorstellungen dich von deinem unbesonnenen Vorhaben nicht abwendig machen können, so magst du dir nur ein andres Werkzeug wählen, um dir Unglück und Schande zu bereiten, ich will es nicht werden, wenn ich auch deßwegen deine Freundschaft verlieren sollte — und ein größerer Verlust könnte mich nicht treffen.“

Hier schwieg der tugendhafte, verständige Lothario, und tief in Gedanken versenkt, sann Anselmo noch lange seiner Rede nach; endlich antwortete er: „Du siehst, Freund Lothario, mit welcher Aufmerksamkeit ich Alles angehört habe, was du mir hast sagen wollen. An den Gründen, Beispielen und Gleichnissen, die du angeführt hast, erkenne ich deinen großen Verstand und das Uebermaß deiner aufrichtigen Freundschaft für mich; und ich sehe und bekenne zugleich, daß ich mein Glück verscherze und mich ins Unglück stürze, wenn ich deinen Rath vernachläßige und meinem eignen Sinn folge. Du mußt dir dennoch vorstellen, daß ich jetzt an der Krankheit leide, welcher einige Weiber unterworfen sind, wenn sie sich gelüsten lassen, Erde, Kohle, Kalk und andre schlimmere Sachen zu essen, deren bloßer Anblick im Stande ist, Ekel zu verursachen; folglich mußt du einen Kunstgriff gebrauchen, um mich wieder zurecht zu bringen, und dieses wird dir nicht schwer werden, wenn du einen Anfang machen willst, den Liebhaber bei Camilla vorzustellen, wenn es auch nur zum Scheine geschieht. Sie wird nicht so schwach seyn, daß ihre Tugend gleich beim ersten Angriff sie verließe, ich werde mit diesem ersten Versuche mich begnügen, und du wirst zugleich deine Pflicht als Freund gegen mich erfüllen, indem du mir nicht nur das Leben wieder giebst, sondern mich auch überzeugst, daß meine Ehre gesichert ist. Ein einziger Grund wird hinreichen, um dir dies zur Pflicht zu machen: Du siehst nämlich, wie fest ich entschlossen bin, den Versuch anzustellen, und darfst es nicht zugeben, daß ich meine Thorheit einem Andern entdecke, bei welchem meine Ehre, die du zu erhalten wünschest, Gefahr laufen würde. Und wenn auch die deinige durch deine Zudringlichkeit auf eine kurze Zeit in Camillas Meinung herabsinken sollte, so darf dich das nicht bekümmern, denn sobald wir sie so standhaft finden, als wir wünschen, kannst du ihr unsern Anschlag entdecken, und dir dadurch ihre gute Meinung wieder erwerben. Da du nun so wenig dabei wagst und so viel zu meiner Beruhigung beitragen kannst, so weigre dich nicht, trotz aller Unannehmlichkeiten, welche du dir dabei denkst; denn wie gesagt, ich bin zufrieden, es beim ersten Versuche bewenden zu lassen."

Wie Lothario seinen Freund so hartnäckig fand, und für das Gegentheil weder neue Gründe, noch Beispiele anzuführen wußte, zumal da Anselmo seine thörichte Grille einem Andern zu entdecken drohte, so entschloß er sich, damit größeres Uebel verhütet werde, ihm nachzugeben und zu thun, was er von ihm verlangte, mit dem Vorsatze, sich dabei so zu benehmen, daß er, ohne Camillas Grundsätze zu untergraben, dem Anselmo Genüge leistete. Er bat diesen also, sich keinem Andern anzuvertrauen, indem er selbst, sobald es verlangt werde, den Auftrag übernehmen wolle. Anselmo umarmte ihn und dankte ihm so herzlich für seine Zusage, als wenn er ihm die größte Wohlthat erzeigt hätte. Sie nahmen darauf Abrede, gleich am folgenden Tage ans Werk zu schreiten, und Anselmo wollte seinem Freunde sowohl Zeit und Gelegenheit, Camilla allein zu sprechen, als auch Geld und Kleinodien zu Geschenken verschaffen. Ueberdies sollte ihr Lothario Ständchen bringen und Lobgedichte auf sie machen, wozu Anselmo, falls sein Freund sich nicht selbst bemühen wolle, die Verse zu dichten versprach. Lothario bezeigte sich zu Allem willig, jedoch in ganz andrer Absicht, als Anselmo glaubte, und nach getroffner Verabredung kehrten sie zurück nach Anselmos Hause, woselbst Camilla bereits mit zärtlicher Ungeduld auf ihren Gemahl wartete, weil er an diesem Tage viel länger als gewöhnlich ausgeblieben war. Lothario gieng nach Hause, und Anselmo war in dem seinigen so vergnügt, als Jener bekümmert war, weil er nicht mit sich einig werden konnte, wie er es anfangen sollte, um sich aus diesem kitzlichen Handel zu ziehen; inzwischen entwarf er noch an demselben Abend einen Plan, um den Anselmo zu hintergehen und Camilla nicht zu beleidigen. Am folgenden Tage gieng er zu seinem Freunde zum Essen, und ward von Camilla mit derjenigen Herzlichkeit empfangen, welche der Mann verdiente, den ihr Gemahl so sehr liebte. Nach aufgehobner Tafel bat Anselmo den Lothario, seiner Gemahlin so lange Gesellschaft zu leisten, bis er ein nothwendiges Geschäft abgethan hätte, und versprach in anderthalb Stunden wieder zu kommen. Camilla bat ihn, nicht auszugehen, und Lothario erbot sich, ihn zu begleiten; allein Anselmo ließ sich nicht bereden, sondern bestand

darauf, daß Lothario bleiben und ihn erwarten solle, weil er noch über etwas Wichtiges mit ihm sprechen müsse. Camilla bat er gleichfalls, seinen Freund so lange zu unterhalten, bis er wiederkäme. Genug, er wußte seine nothwendige, oder vielmehr seine thörichte Entfernung als eine so dringende Sache vorzustellen, daß Niemand sie für einen leeren Vorwand halten konnte. Er gieng und Lothario blieb bei Camilla allein am Tische, weil die Bedienten bereits zum Essen gegangen waren. Jetzt befand sich Lothario auf

dem Kampfplatze, den sein Freund ihm angewiesen hatte, im Angesichte einer Gegnerin, die mit ihren Augen ein ganzes Heer gewaffneter Ritter besiegen konnte. Man denke, ob er Ursache hatte, in Verlegenheit zu gerathen. Um sich aus der Sache zu ziehen, that er, als ob er schläfrig wäre, und bat Camilla um Entschuldigung und Erlaubniß, in einem Lehnstuhl ein wenig auszuruhen, bis Anselmo wiederkäme. Camilla bat ihn zwar, sich es lieber auf dem

Sopha bequem zu machen; er wollte aber nicht, sondern blieb schlummernd auf seinem Stuhle sitzen, bis Anselmo zurückkam. Wie dieser

Camilla in ihrem Zimmer und den Lothario schlafend fand, glaubte er, sie hätten während seiner Abwesenheit Zeit gehabt, nicht nur um zu einer Erklärung zu kommen, sondern auch um einzuschlafen, und er konnte kaum den Augenblick abwarten, bis Lothario erwachte, um wieder mit ihm auszugehen und ihn zu fragen, wie es gelungen wäre. Es gieng Alles, wie er wünschte. Lothario erwachte, sie giengen miteinander aus, und Lothario antwortete ihm auf seine Frage: er hätte es nicht für dienlich gehalten, gleich das erstemal mit einer förmlichen Liebeserklärung herauszurücken, sondern sich damit begnügt, Camillas Verstand und Schönheit zu rühmen und ihr zu sagen, daß beide von der ganzen Stadt beneidet werden; diesen Anfang halte er für den zweckmäßigsten, um sich ihr zu

empfehlen und um für das nächstemal sich desto leichter Gehör zu verschaffen, so wie Satan, wenn er die Wachsamkeit eines Menschen einschläfern will, sich in einen Engel des Lichts verkleidet, da er doch Fürst der Finsterniß ist und nur so lange durch den Schein des Guten täuscht, bis er seine Absicht erreicht, und alsdann in seiner wahren Gestalt erscheint, wenn der Betrug nicht gleich im Anfange entdeckt wird. Anselmo war damit sehr zufrieden und versprach ihm täglich ähnliche Gelegenheit zu geben, oder wenn er nicht ausgienge, sich in seinem Hause auf solche Art zu beschäftigen, daß Camilla seinen Plan nicht merken solle. Lothario ließ inzwischen einen Tag nach dem andern verstreichen, ohne Camillen ein Wort von Liebe zu sagen, obwohl er den Anselmo versicherte, daß er zwar mit ihr gesprochen, aber im geringsten keine Antwort von ihr erhalten habe, welche Tadel verdiente, oder auch ihm nur die entfernteste Hoffnung geben könnte; vielmehr habe sie ihm gedroht, sich bei ihrem Gemahl über ihn zu beschweren, wenn er seinen bösen Absichten nicht entsagte.

„Sehr gut," sprach Anselmo, „den Worten hat Camilla bisher widerstanden, jetzt müssen wir auch versuchen, wie sie den Thaten widersteht. Morgen erhältst du von mir zweitausend Thaler in Gold, die du ihr anbieten, oder geben kannst, und eine gleiche Summe, um Kostbarkeiten dafür anzuschaffen; denn die Weiber, zumal die schönen, finden immer Vergnügen an Putz und Schmuck, sie mögen so keusch seyn, wie sie wollen, und wenn Camilla dieser Versuchung widersteht, so will ich zufrieden seyn und dir weiter keine Mühe mehr machen."

Lothario antwortete, da er einmal angefangen habe, sey er auch bereit, die Unternehmung zu Ende zu bringen, obgleich er zuletzt ohne Zweifel ermüdet und überwunden den Kampfplatz würde räumen müssen. Er empfieng die viertausend Thaler, die ihn in viertausend neue Verlegenheiten setzten, weil er keine neue Lüge zu ersinnen wußte. Er nahm sich indessen vor, zu sagen, Camilla lasse sich ebenso wenig durch Geschenke bestechen als durch Worte überreden, und das Beste wäre, alle fernern Versuche aufzugeben, weil nur Zeit damit verloren würde. Allein das Schicksal fügte die Sachen anders, und es traf

sich, daß Anselmo, wie er einst Camilla mit dem Lothario nach seiner Gewohnheit allein gelassen hatte, im Vorzimmer blieb, und durch das Schlüsselloch beobachtete, womit sie sich unterhielten, und so wurde er denn gewahr, daß Lothario in einer halben

Stunde kein Wort mit Camilla sprach, und nichts würde gesprochen haben, wenn er auch ein Jahrhundert dageblieben wäre. Dieß brachte den Anselmo auf den Gedanken, daß alles, was ihm sein Freund gesagt, nichts als Unwahrheit und Erdichtung sey. Um sich hievon zu überzeugen, trat er ins Zimmer, rief den Lothario heraus, und fragte ihn, wie er mit Camilla stände, und wie sie jetzt gesinnt sey. Lothario erwiederte, er glaube nicht, daß er jemals einen Schritt weiter bei ihr kommen würde; denn Camilla habe ihn mit solchem Zorn und solcher Verachtung abgewiesen, daß er nicht das Herz hätte, ihr ein Wort mehr zu sagen.

Digitized by Google

„Ach Lothario, Lothario!“ versetzte Anselmo, „wie schlecht erfüllst du deine Pflicht gegen mich, und wie wenig entsprichst du dem Vertrauen, das ich in dich gesetzt habe! Jetzt eben habe ich dich durch dieses Schlüsselloch beobachtet und entdeckt, daß du mit Camilla nicht ein Wort gesprochen hast, und ich denke demnach, daß du ihr noch das erste Wörtchen sagen sollst. Wenn dies der Fall ist (wie ich nicht zweifeln kann), so sage mir, warum betrügst du mich, oder warum willst du mich vorsetzlich des Mittels berauben, welches allein zum Zwecke dient?“

Mehr sagte er nicht, doch was er gesagt hatte, war genug, um seinen Freund verwirrt zu machen und zu beschämen, und weil Lothario es gewissermaßen für einen Schimpf hielt, auf einer Unwahrheit ertappt zu werden, so schwor er von dem Augenblick ihn völlig zufrieden stellen zu wollen. Anselmo möge ihn nur beobachten; übrigens sey kein weitrer Sporn nöthig: aus freiem Antrieb werde er Allem aufbieten, damit jeder Verdacht schwinden müsse. Anselmo glaubte ihm, wollte gleich die beste und bequemste Gelegenheit einleiten, und beschloß daher sich auf acht Tage von Hause zu entfernen und bei einem Freunde aufzuhalten, der nicht weit von der Stadt auf dem Lande wohnte.

Unglücklicher, unbesonnener Anselmo! was beginnst du? was stiftest du an? wie viel Unglück und Schande ladest du selbst dir auf dein Haupt? Deine Camilla ist tugendhaft; du kannst sie ruhig und in Frieden besitzen; Niemand stört dich in deinem Glück; ihre Gedanken schweifen nicht hinaus über den Kreis ihrer häuslichen Geschäfte; du bist ihr Himmel auf Erden, das Ziel ihrer Wünsche, die Fülle ihrer Freude und die Richtschnur ihres Willens, welcher nur dem deinigen und dem Willen des Himmels sich fügt. Warum willst du, während die reiche Fundgrube ihrer Tugend, Schönheit und Sittsamkeit dir zu Gebote steht, nach neuen, eingebildeten Schätzen graben und dich der Gefahr aussetzen, daß Alles über dir zusammenstürzt, da du dich auf nichts, als auf ihre schwachen Kräfte verlassen kannst? Bedenke, daß wer unmögliche Dinge begehrt, mit Recht auch das noch entbehren muß, was er hätte besitzen können, wie jener Dichter sagt:

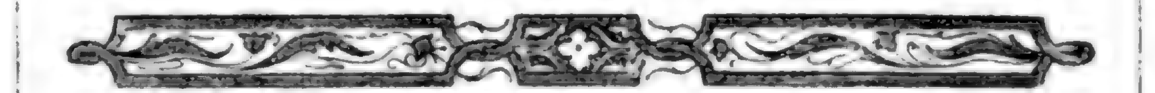
Im Tode sucht' ich Leben,
Gesundheit auf dem Siechbett,
In Kerkermauern Freiheit,
Aus Labyrinthen Ausgang,
Und Treue bei Verräthern.
Drum hat mein böser Stern,
Im Einklang mit dem Himmel,
Weil nach Unmöglichkeiten
Mein Herz getrachtet,
Mir auch das Mögliche versagt.

Anselmo gieng am folgenden Tage aufs Land, und sagte beim Abschied zu Camilla, Lothario werde indeß die häuslichen Angelegenheiten für ihn besorgen, und bei Tische ihr Gast seyn, er bitte sie demnach, demselben so wie ihm selbst zu begegnen. Camilla ward, als ein tugendhaftes und verständiges Weib, über diesen Befehl ihres Gemahls sehr betroffen und bat ihn zu bedenken, wie unschicklich es wäre, daß ein Andrer seinen Platz während seiner Abwesenheit einnehmen sollte. Wenn er, sagte sie, ein Mißtrauen in ihre Fähigkeit, das Haus zu regieren, setze, so bitte sie ihn, sie nur dies einzigemal auf die Probe zu stellen, und er werde finden, daß sie wohl noch wichtigern Geschäften gewachsen wäre. Anselmo erwiderte, so sey es einmal beschlossen, und ihr bliebe nichts übrig, als die Hand auf den Mund zu legen und zu gehorchen. Camilla sagte, sie wolle es thun, obgleich es diesmal sehr wider ihre Neigung geschehe.

Anselmo reiste ab, und am folgenden Tage kam Lothario in sein Haus und ward von Camilla mit Freundlichkeit und Achtung empfangen; sie vermied jedoch jede Gelegenheit, mit ihm allein zu seyn, und war beständig von ihren Dienern und Mädchen umgeben; besonders kam ihr eine der Kammerjungfern nie von der Seite, die geliebte Lionella, die im Hause ihrer Eltern von Jugend auf mit ihr war erzogen worden, und welche sie daher bei ihrer Verheirathung mit sich genommen hatte. Während der ersten drei Tage sagte Lothario ihr nichts, obgleich er dazu wohl Gelegenheit gehabt hätte, wenn nach aufgehobner Tafel die Bedienten eine Weile weggiengen, um ihre Mahlzeit zu halten, wobei sie jedoch auf Camillas Befehl nicht lange ausblieben; und auch Lionellen hatte sie befohlen,

früher als sie selbst zu essen, damit sie hernach nicht wieder sich zu entfernen brauchte. Weil aber diese den Kopf voll andrer Gedanken hatte und sich Zeit und Gelegenheit zu ihrem eignen Vergnügen zu Nutzen machte, so befolgte sie nicht immer die Befehle ihrer Gebieterin, sondern ließ sie oft (als wenn es ihr geheißen wäre) mit dem Lothario allein; doch das Ehrfurcht gebietende Wesen Camillas, der Ernst in ihrem Blick und die Würde in ihrem Betragen hielten seine Zunge in Zaum. Aber eben die Vortheile, welche Camillas erhabene Tugend im Anfange über Lothario erhielt, indem sie ihm Stillschweigen auferlegte, gereichte am Ende ihnen Beiden desto mehr zum Verderben; denn obgleich seine Zunge schwieg, so blieben doch seine Gedanken nicht unbeschäftigt, sondern sie hatten nur desto mehr Zeit, Camillas vollendete Liebenswürdigkeit und Schönheit zu bewundern, welche nicht nur in einem gefühlvollen Herzen, sondern selbst in einem Marmorbilde die Glut der Liebe zu entzünden vermocht hätte. Je weniger Lothario mit ihr sprach, desto mehr Muße hatte er, sie zu beobachten und den hohen Grad ihrer Liebenswürdigkeit zu empfinden; über diesen Betrachtungen vergaß er allmälig, was er seinem Freunde schuldig war; tausendmal fiel es ihm ein, die Stadt zu verlassen und so weit zu fliehen, daß Anselmo ihn und er Camilla nie wieder sähe; allein die Wonne, die er in ihrem Anblick empfand, hatte ihn bereits zu sehr gefesselt und hielt ihn zurück. Er kämpfte mit sich selbst und suchte diese Empfindung aus seinem Herzen zu verbannen, er machte sich heimlich Vorwürfe wegen seiner ungebührlichen Wünsche und schalt sich einen treulosen Freund und schlechten Christen, er stellte Betrachtungen an und machte Vergleichungen zwischen sich und Anselmo; doch Alles endete damit, daß er der Thorheit und dem blinden Zutrauen seines Freundes mehr Schuld gab als sich selbst, so daß er das Verbrechen, welches er im Begriffe war zu begehen, kaum noch für sträflich würde gehalten haben, wenn er es vor Gott so gut, wie vor der Welt, hätte beschönigen können. Genug, Camillas Reize und Vortrefflichkeit, verbunden mit der Gelegenheit, welche ihr unbesonnener Gemahl selbst ihm an die Hand gab, brachte Lotharios Rechtlichkeit zum Fall, und am dritten Tage nach Anselmos

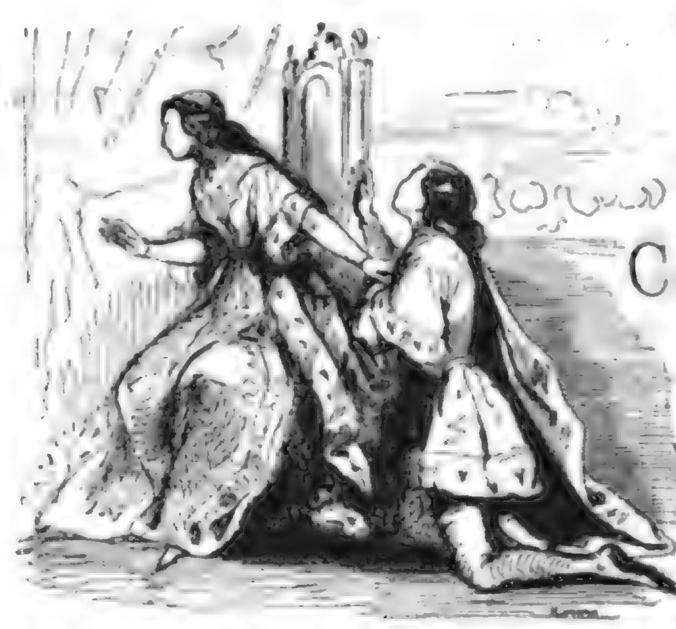
Abreise, während welcher Zeit er beständig mit seiner Leidenschaft gekämpft hatte, setzte er endlich Alles aus den Augen, was seiner Neigung im Wege stand, und fieng an, Camillen mit so vielem Feuer seine Liebe zu erklären, daß sie voll Erstaunen aufstand und sich in ihr Zimmer begab, ohne ihm ein Wort zu erwidern. Durch diese Mißbilligung ließ sich jedoch Lothario die Hoffnung nicht rauben, welche stets mit der Liebe zugleich entsteht, vielmehr schätzte er Camilla nur noch höher. Camilla, welche ein Betragen an ihm bemerkte, dessen sie sich nie versehen hatte, wußte nicht, wie sie sich dabei verhalten sollte, und da sie es für eben so gefährlich als unschicklich hielt, wenn sie ihm neue Gelegenheit, sie zu sprechen gäbe, so sandte sie noch denselben Abend einen Diener an ihren Gemahl mit einem Briefe, welchen man in folgendem Kapitel finden wird.



Vierunddreißigstes Kapitel.

Fortsetzung der Erzählung vom unbesonnenen Neugierigen.

Camillas Brief an Anselmo.



Castelle ohne Castellan, Heere ohne Feldherrn sind, wie man zu sagen pflegt, schlecht berathen; allein mich däucht, eine junge Ehefrau ist noch schlimmer daran, wenn sie von ihrem Gemahle allein gelassen wird. Ich fühle mich durch deine Abwesenheit in eine so bedenkliche Lage versetzt, und finde es so ganz unmöglich, sie länger zu ertragen, daß ich mich werde gezwungen sehen, mich zu meinen Eltern zu begeben und dein Haus ohne Hüterin zu lassen, wenn du nicht schleunig zurückkommst; denn derjenige, den du mir zum Aufseher bestellt hast, falls du ihm anders dieses Amt übertrugst, scheint mir mehr seinen eignen Absichten als die deinigen zum Endzweck zu haben. Da du ein verständiger Mann bist, so brauche ich dir nichts mehr zu sagen; auch ist es nicht rathsam, mich deutlicher auszudrücken."

Diesen Brief erhielt Anselmo und schloß daraus, daß Lothario den ersten Angriff bereits gethan, und daß Camilla, wie es

Digitized by Google

schien, sich so vertheidigt hatte, wie er wünschte. Höchst vergnügt über diese Nachricht, ließ er ihr mündlich antworten, sie solle auf keine Weise ihr Haus verlassen, weil er sehr bald zurückkommen werde. Camilla erstaunte über diese Antwort ihres Gemahls, durch welche sie in noch größre Verlegenheit gesetzt wurde. Sie getraute sich weder im Hause zu bleiben, noch zu ihren Eltern zu gehen; denn wenn sie blieb, so lief ihre Ehre Gefahr, und wenn sie sich entfernte, so handelte sie dem Befehle ihres Gemahls zuwider. Endlich faßte sie den unglücklichen Entschluß zu bleiben, mit dem Vorsatze, die Gegenwart Lotharios nicht zu meiden, um bei ihren Bedienten keinen Verdacht zu erregen, und fast bereute sie es, daß sie an ihren Gemahl geschrieben hatte; denn sie befürchtete, er möchte auf den Gedanken gerathen, daß Lothario etwas Leichtsinniges an ihr bemerkt und daß ihn dies veranlaßt hätte, die schuldige Achtung für sie aus den Augen zu setzen. Da sie sich aber ihrer Tugend bewußt war, so traute sie auf Gott und ihre guten Grundsätze, und war entschlossen, alles was Lothario ihr sagen würde, stillschweigend anzuhören, ohne daß sie ihrem Gemahl Nachricht davon gäbe, um diesem weder Händel noch Verdruß zuzuziehen; sie sann sogar auf Mittel, wie sie den Lothario wieder entschuldigen könnte, falls Anselmo fragen würde, warum sie an ihn geschrieben habe. In dieser Absicht, die zwar sehr gutmüthig, aber nicht eben so gut und überlegt war, gab sie folgenden Tags den Reden des Lothario wieder Gehör, welcher diesmal so sehr in sie drang, daß ihre Standhaftigkeit zu wanken anfieng und sie alle Sittsamkeit aufbieten mußte, damit ihre Blicke nicht etwas von zärtlichem Mitleid verriethen, welches Lotharios Thränen und Bitten in ihrer Brust erregten. Dies entgieng seinen Augen nicht und gab seiner Flamme neue Nahrung. Da er wußte, daß er die Abwesenheit Anselmos benutzen müsse, wenn er die Festung erstürmen wolle, so machte er einen Angriff auf ihre Eigenliebe, indem er ihre Schönheit erhob; denn nichts kann schneller den festen Thurm weiblicher Eitelkeit umstürzen, als diese Eitelkeit selbst, wenn man ihr schmeichelt. Genug, er untergrub den Fels ihrer Tugend mit so vieler Gewandtheit und Beharrlichkeit, daß Camilla fallen mußte, wenn sie auch von Erz gewesen

selbst die Gelegenheiten meide, sich mit ihr allein zu befinden. Anselmo versicherte ihr, sie könne allen Argwohn fahren lassen; denn Lothario liebe ein würdiges Mädchen in der Stadt und richte bisweilen Gedichte an sie unter dem Namen Chloris, und wenn auch dies nicht wäre, so habe sie dennoch von Lothario wegen seiner vertrauten Freundschaft mit ihm nichts zu besorgen. Hätte Lothario Camilla nicht zeitig einen Wink gegeben, daß das Liebesverständniß mit Chloris eine Erfindung sey, deren er sich gegen Anselmo bedient habe, bloß um bisweilen Camilla selbst loben zu können, so wäre sie gewiß in die verzweiflungsvollen Stricke der Eifersucht gefallen; weil sie aber von Allem schon unterrichtet war, so machte sie sich deßhalb keine Sorge. Indem nun folgenden Tags alle drei miteinander zu Tische saßen, bat Anselmo seinen Freund, ihm ein Gedicht auf seine Geliebte Chloris vorzulesen, denn da Camilla nicht wisse, wer sie sey, so brauche er ja gar nicht zurückzuhalten.

„Und sollte sie diese Chloris auch kennen," sprach Lothario, „so würde ich nicht nöthig haben, etwas zu verbergen; denn wenn ein Liebhaber die Reize seiner Geliebten erhebt und sich zugleich über ihre Unerbittlichkeit beklagt, so setzt er gewiß ihren guten Ruf in keine Gefahr. Doch dem sey, wie ihm wolle, hier ist ein Sonett, welches ich gestern auf die Sprödigkeit meiner Chloris machte.

Der ich an Worten arm, doch reich an Plagen,
Mich hört die Mitternacht, wenn schlafbesiegt
Die ganze Welt in tiefster Ruhe liegt,
Dem Himmel und der spröden Chloris klagen.

Und was ich Nachts in kranker Brust getragen,
Das läßt auch, wenn, vom Morgenwind gewiegt,
Aus diamantnem Thor die Sonne fliegt,
Kein Licht in meiner trüben Seele tagen.

Der Morgen schwindet, Mittag kommt heran,
Und senkrecht wie des Mittags Sonnenstrahl
Trifft Liebe mich mit wachsender Gewalt.

Nun kehrt die Nacht zurück auf dunkler Bahn,
Und ich, ich finde gegen meine Qual
Den Himmel taub und Chloris marmorkalt.

Camilla war mit dem Sonett sehr zufrieden. Anselmo lobte es noch mehr und sagte: „Die Dame müsse übermäßig spröde seyn, die durch so klare Wahrheiten sich nicht erweichen lasse.“

„Ist denn alles wahr, was die verliebten Dichter in ihren Versen sagen?“ fragte Camilla.

„Als Dichter,“ antwortete Lothario, „reden sie nicht immer wahr; als Verliebte aber sind sie stets ärmer an Worten als an Wahrheit.“

„Daran ist kein Zweifel,“ sagte Anselmo, um den Worten Lotharios noch mehr Gewicht bei Camilla zu geben, welche aber desto weniger auf seinen Kunstgriff Achtung gab, je mehr sie bereits in den Lothario verliebt war; und da sie nicht nur an seinen Versen Vergnügen fand, sondern auch überzeugt seyn durfte, daß seine Wünsche, sowie seine Gedichte, nur sie selbst zum Gegenstand hatten, und daß sie

Digitized by Google

die Chloris war, welche er besang, so bat sie ihn, wenn er sonst noch ein Sonett oder ein andres Gedicht auswendig wüßte, es herzusagen.

„Ich weiß wohl noch ein andres," erwiderte Lothario: „allein nicht, ob es so gut ist, wie das erste, oder vielmehr, ob das erste nicht weniger schlecht ist, doch Ihr mögt selbst darüber entscheiden; so lautet es:

Daß ich dich liebe, kostet mir das Leben.
Du zweifelst? So gewisser ists, so schlimmer!
Und tödtet einst mich deiner Auge Schimmer,
So wird in Liebe doch mein Geist entschweben.

Aus Lethes Wassern schlürf ich ohne Beben,
Mein Selbst zergehe, wie mein Glück, in Trümmer:
Auch dann, in meiner starren Brust, noch immer
Wird dein Bild, wie ich liebte, Zeugniß geben.

Dies Götterbild folgt mir ins Kampfgetümmel.
Zu ihm, durch deine Kälte angefeuert,
Bet ich, wenn alle guten Sterne schlafen.

Dem Schiffer weh, der bei geschwärztem Himmel,
Wenn nirgends sich ein Lootse zeigt, ein Hafen,
In unbekannte Meere bahnlos steuert.

Anselmo lobte das zweite Sonett wie das erste, und fügte mithin immer ein Glied nach dem andern zu der Kette, mit welcher seine Schande täglich fester geschlungen ward; denn je thätiger Lothario war, ihn zu entehren, desto mehr überredete er ihn, seine Ehre stehe fest gegründet, und jede Stufe, welche Camilla tiefer zum Abgrunde der Verächtlichkeit hinabstieg, hielt ihr Gemahl für eine Staffel, auf welcher sie immer höher und bis zum Gipfel des Ruhms und der Tugend sich erhebe.

Als Camilla sich einst mit ihrer Kammerjungfer allein befand, sagte sie: „Ich schäme mich doch, liebe Leonella, daß ich mich so leicht hingegeben und dem Lothario den Sieg nicht schwerer gemacht habe: ich fürchte, er wird mich als verliebt und leichtsinnig tadeln, weil er nicht weiß, wie wenig es mir möglich war, der Gewalt zu widerstehen, die mich zu ihm hinzog."

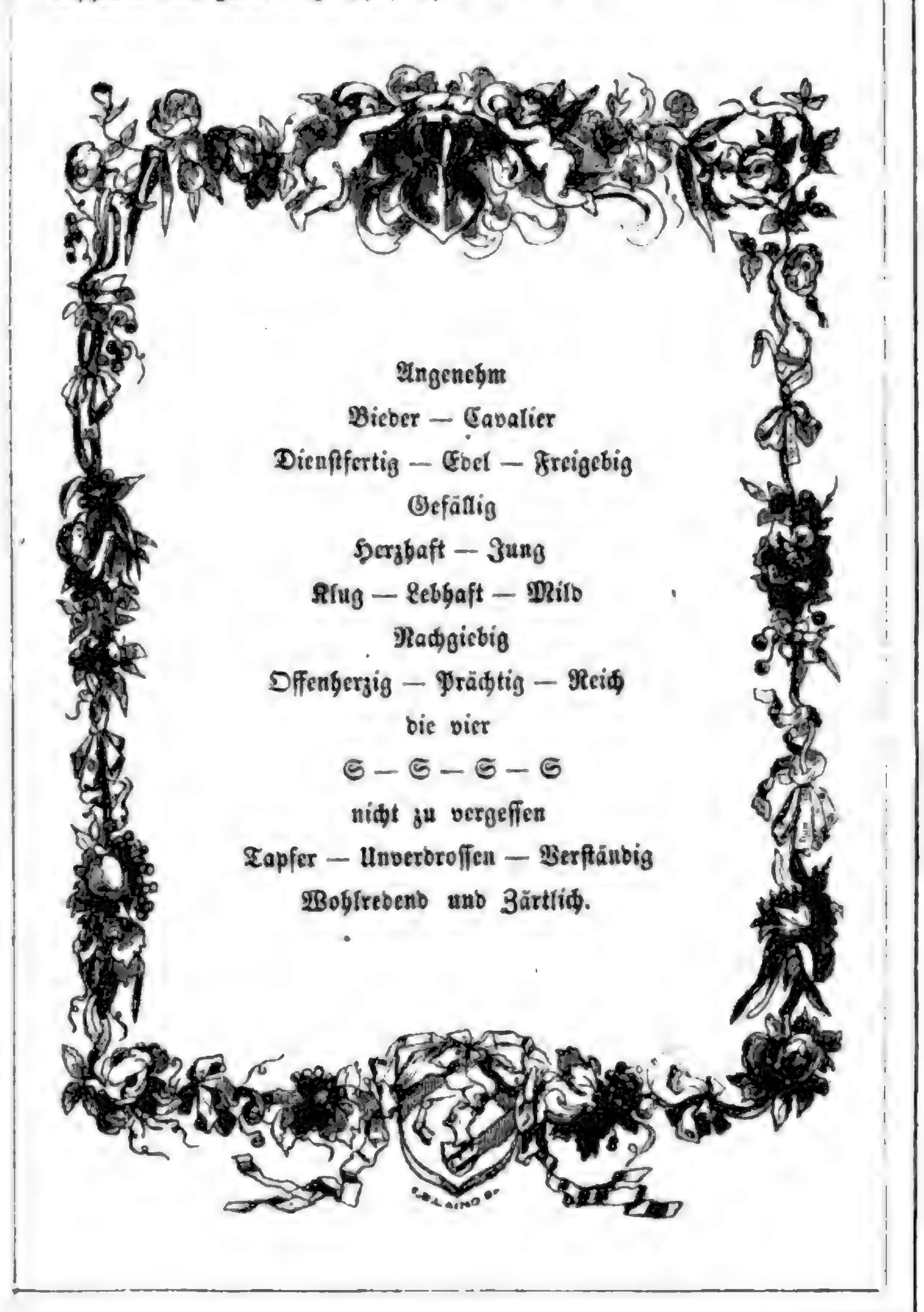
„Laßt Euch das keinen Kummer machen, gnädige Frau," sprach Leonella, „denn es hat nichts zu bedeuten, und der Werth einer

Gabe wird dadurch nicht verringert, daß man sie bald giebt, wenn sie nur gut und an sich selbst schätzbar ist; man pflegt sogar zu sagen, wer bald giebt, gebe doppelt.“ — „Man sagt aber auch: wohlfeile Waare wird nicht geachtet,“ erwiderte Camilla.

„Auf Euch läßt sich dies nicht anwenden,“ versetzte Lionella, „denn die Liebe kommt, wie ich gehört habe, bald geflogen, bald geschritten; bei dem Einen geht sie schnell, bei dem Andern langsam; Diesen macht sie dreist, Jenen verzagt; Einige verwundet sie nur leicht, Andre tödtlich; bisweilen hat sie die Laufbahn ihrer Wünsche kaum angetreten, so befindet sie sich auch schon am Ziele; der Platz, den sie des Morgens belagert, ist schon am Abend oft erobert, weil keine Kraft ihr widerstehen kann. Warum wollt Ihr denn Euch Kummer und Sorge machen, da es doch dem Lothario wie Euch gegangen ist, seitdem Amor die Abwesenheit unsers Herrn benützte, um Euch beide unter sein Joch zu bringen? Während dieser Zeit mußte nothwendig Alles ausgeführt werden, was er beschlossen hatte, ehe er dem Anselmo Zeit ließ, wieder zu kommen und ihm das Spiel zu verderben; denn um seine Absichten zu erreichen, hatte er keine beßre Gehilfin, als die Gelegenheit: sie ist es, die ihm in allen seinen Händeln, besonders im Anfange dienen mußte. Ich weiß das alles aus eigner Erfahrung, und nicht vom bloßen Hörensagen, und will Euch mit der Zeit wohl etwas davon erzählen; denn ich habe ebenfalls jugendliches Fleisch und Blut. Ueberdies habt Ihr Euch nicht so rasch und übereilt ergeben, daß Ihr nicht vorher an den Blicken, Seufzern, Reden, Verheißungen und Geschenken Eures Liebhabers seine ganze Gesinnung erkannt und dadurch, sowie durch seine persönlichen Verdienste, Euch überzeugt hättet, wie sehr Lothario Eurer Liebe würdig war. Laßt Euch demnach durch diese gar zu empfindsamen und ängstlichen Gedanken nicht beunruhigen, sondern seyd versichert, daß Lothario Euch ebenso hoch schätzt, als Ihr ihn, und da Ihr nun einmal in dem Garn der Liebe gefangen seyd, so freut Euch, daß derjenige, der Euch gefesselt hat, ein würdiger und schätzbarer Mann ist, bei welchem Ihr nicht nur Sanftmuth, Scharfsinn, Stärke und Schönheit, die vier S [1], welche, wie man sagt,

[1] Die vier S der Spanierinnen sind eigentlich: sabio, solo, solicito und secreto.

jeder gute Liebhaber besitzen muß, vereinigt findet, sondern ein ganzes Alphabet von guten Eigenschaften; denn er ist



Angenehm

Bieder — Cavalier

Dienstfertig — Edel — Freigebig

Gefällig

Herzhaft — Jung

Klug — Lebhaft — Mild

Nachgiebig

Offenherzig — Prächtig — Reich

die vier

S — S — S — S

nicht zu vergessen

Tapfer — Unverdrossen — Verständig

Wohlredend und Zärtlich.

„Das Q und X sind harte, fremde Buchstaben, und das Y wird aus Neuerungssucht von Vielen verschmäht; dafür besitzt aber Lothario außer den erwähnten vier S noch ein fünftes, nämlich Sorgfalt für Euern guten Namen.“

Camilla lächelte über das Alphabet ihrer Zofe, und merkte wohl, daß dieselbe in Liebeshändeln erfahrner war, als sie geglaubt hatte; und dies gestand Lionella selbst, indem sie ihrer Gebieterin entdeckte, daß sie mit einem Jüngling aus gutem Hause in der Stadt ein Liebesverständniß unterhalte. Camilla ward sehr unruhig darüber, weil sie wegen dieses Handels Gefahr für ihre eigne Ehre befürchtete. Sie fragte deßwegen, ob das Verhältniß sich weiter als auf erlaubten Umgang erstrecke, und Lionella entblödete sich nicht, zu bekennen, daß sie schon weiter gegangen sey. So gewiß ist es, daß die Fehltritte einer Hausfrau ihre Mägde zur Unverschämtheit veranlassen, und sobald jene aus der Bahn tritt, scheuen sich diese nicht, über die Schranken zu springen, ohne sich darum zu bekümmern, was ihre Herrschaft dazu sagt. Camilla blieb nichts übrig, als die Zofe zu bitten, sie möchte ihrem Liebhaber nichts von den Angelegenheiten ihrer Herrin entdecken, und auch ihren eignen Liebeshandel so geheim halten, daß weder Anselmo noch Lothario etwas davon erführe. Lionella versprach es, hielt aber ihr Wort so schlecht, daß Camilla bald gewahr ward, sie werde durch die Schuld ihres Mädchens um ihren guten Ruf kommen; denn kaum sah die freche und verwegne Zofe, daß ihre Gebieterin sich nicht betrug, wie sie sollte, so scheute sie sich nicht länger, ihren Liebhaber ins Haus kommen zu lassen, weil sie wußte, daß Camilla, wenn sie ihn auch gewahr würde, ihn nicht zu verrathen wagen dürfte; und dies ist eine von den bösen Folgen, welche die Vergehungen einer Hausfrau nach sich ziehen, daß sie zur Sklavin ihrer eignen Mägde wird und sich gezwungen sieht, die Unarten und Laster derselben selbst verhehlen zu helfen. So gieng es auch Camilla, welche zwar oft gewahr ward, daß Lionella ihren Liebhaber bei sich in der Kammer hatte, aber nicht nur keineswegs sie deßwegen zu schelten wagte, sondern ihr vielmehr Vorschub that, ihn zu verstecken, und ihr jedes Hinderniß aus dem Weg räumte, damit nur ihr Gemahl nichts erführe.

Bei dem allen konnte sie nicht verhindern, daß Lothario einst in der Morgendämmerung den jungen Mann aus ihrem Hause gehen sah. Anfänglich hätte er den Unbekannten fast für ein Gespenst

gehalten; wie er aber sah, daß sich derselbe das Gesicht mit dem Mantel verhüllte und mit ängstlicher Geberde davon schlich, gerieth er auf einen Einfall, wodurch er sie Alle hätte unglücklich machen können, wenn Camilla nicht Rath geschafft hätte. Er konnte sich nämlich nicht vorstellen, daß der Mensch, den er zu einer so ungewöhnlichen Stunde aus Anselmos Haus hatte kommen sehen, um Lionellens willen dort gewesen wäre; denn an diese dachte er in

Digitized by Google

dem Augenblick so wenig, als wäre sie nie in der Welt gewesen, sondern er glaubte vielmehr, Camilla habe sich eben so leichtsinnig einem Andern, wie ihm selbst ergeben; denn so ist es immer: ein ungetreues Weib verdirbt sich auch in der guten Meinung desjenigen, den sie nach langem Flehen erhört hat; denn dieser glaubt, sie werde noch leichter die Beute eines Andern werden; daher der kleinste Schatten von Verdacht ihm als unbezweifelte Gewißheit gilt. Es war, als wenn Lothario in dem Augenblick seinen gesunden Verstand verlöre, und als wenn alle vernünftige Ueberlegung von ihm wiche. Ohne im Geringsten zu bedenken, ob er recht oder auch nur klug handle, ließ er sich von der Wuth der Eifersucht, die ihm in den Eingeweiden wühlte, dermaßen verblenden, daß er vor Begierde, sich an Camilla zu rächen, die ihn doch nicht beleidigt hatte, zu Anselmo, der noch nicht einmal aufgestanden war, ins Haus eilte.

„Wisse, Anselmo," sprach er, „daß ich schon seit einigen Tagen mit mir selbst gekämpft und mir Gewalt angethan habe, um dir etwas zu verschweigen, welches dir nicht länger verborgen bleiben kann und darf. Wisse, daß Camillas Standhaftigkeit überwunden ist und daß sie sich mir ergeben hat. Wenn ich dir dies bisher verschwieg, so geschah es bloß, weil ich erst erforschen wollte, ob es vielleicht nur ein vorübergehender Einfall wäre, oder ob sie mich nur auf die Probe stellen wollte, um zu sehen, ob die Liebeserklärungen ernstlich gemeint wären, welche ich, dir zu gefallen, ihr gethan habe; auch stellte ich mir vor, wenn sie diejenige wäre, wofür wir beide sie hielten, so würde sie dir bereits von meinen Nachstellungen etwas gesagt haben. Weil ich aber sehe, daß sie damit zögert, so schließe ich, daß sie in völligem Ernst mir das Versprechen gegeben hat, meinen Besuch in deiner Rüstkammer anzunehmen, sobald du das nächstemal von Hause abwesend seyn würdest. (Dies war nämlich der Ort, wo Camilla wirklich mit ihm zusammen zu kommen pflegte.) Ich wünsche nicht, daß du dich mit deiner Rache übereilst, da das Verbrechen noch nicht weiter als in Gedanken begangen worden ist; denn es kann seyn, daß Camilla in der Zwischenzeit sich anders besinnt und ihren Vorsatz bereut. Weil du nun bisher meinen Rath immer, wo nicht ganz, doch zum Theile befolgt hast, so befolge auch

noch denjenigen, welchen ich jetzt dir geben will, damit du dich ohne Täuschung überzeugen und mit sorgfältiger Umsicht deine Maßregeln nehmen könnest. Stelle dich, als wollest du, wie sonst, auf ein paar Tage verreisen, und richte es so ein, daß du dich hinter den Tapeten und dem Geräthe in deiner Rüstkammer versteckst, so können wir beide uns mit eignen Augen von Camillas Gesinnung überzeugen, und ist sie so schuldig, wie wir zwar nicht wünschen, aber doch befürchten müssen, so kannst du im Stillen und insgeheim deine Beleidigung rächen."

Anselmo war erstaunt und bestürzt über die Nachricht, welche Lothario ihm gab, indem er sie zu einer Zeit erfuhr, da ers am wenigsten vermuthete und gewiß glaubte, Camilla habe längst alle verstellten Angriffe Lotharios abgeschlagen, so daß er anfieng, sich ihres rühmlichen Siegs zu erfreuen. Lange Zeit schwieg er still, den Blick auf die Erde geheftet, endlich sagte er: „Du hast gehandelt, Lothario, wie ichs von deiner Freundschaft erwartete; ich habe in allen Stücken deinen Rath befolgt; thue, was du willst, und beobachte die Verschwiegenheit, die ein so außerordentlicher Vorfall erfordert."

Lothario versprach es, bereute aber schon beim Weggehen jedes Wort, da ihm einfiel, daß er sich an Camilla hätte rächen können, ohne zu so grausamen und niederträchtigen Mitteln zu greifen. Er verdammte seine Unvernunft, verwünschte seinen raschen Entschluß, und wußte nicht, wie ers anfangen sollte, das Geschehne wieder gut zu machen, oder wenigstens zu einem unschädlichen Ziele zu lenken. Endlich kam er darauf, Camilla Alles zu entdecken, und da es ihm an Gelegenheit hiezu nicht fehlte, so sprach er sie noch an demselben Tage unter vier Augen. Kaum befand sie sich mit ihm allein, so sagte sie zu ihm: „Liebster Lothario, mir liegt etwas Quälendes auf dem Herzen, wovon es fast zerspringen will, und es wäre ein Wunder, wenn dies nicht geschähe; denn die Unverschämtheit meiner Lionella geht so weit, daß sie jede Nacht ihren Liebhaber zu sich ins Haus kommen läßt, und ihn bis zum Morgen bei sich behält, wobei meine Ehre die größte Gefahr lauft, weil Jedermann, der ihn zu so ungewöhnlicher Zeit aus meinem Hause kommen sieht, die

Freiheit hat, davon zu denken, wie er will. Was mich am meisten dabei verdrießt, ist, daß ich sie dafür weder bestrafen, noch schelten darf, weil das Bewußtseyn, daß sie um unsre Angelegenheiten weiß, mir den Zwang auflegt, zu den ihrigen zu schweigen; und dennoch fürchte ich, daß am Ende noch ein Unglück für uns daraus entstehen wird."

Lothario hielt im Anfange Alles für Verstellung und glaubte, Camilla wolle ihn nur vereden, der Mensch, den er gesehen, sey nicht um ihretwillen, sondern Lionellas wegen ins Haus gekommen. Wie er aber sah, daß sie weinte, und ihn mit schwerem Herzen um Hilfe bat, fieng er an, ihr zu glauben und ward deßwegen von Beschämung und Reue durchdrungen; indeß bat er Camilla, sie möchte sich Lionellas wegen keine Sorge machen, weil er wohl Mittel finden wolle, ihrer Unverschämtheit Grenzen zu setzen. Hierauf gestand er ihr, was er, verleitet von unsinniger Wuth der Eifersucht, zu Anselmo gesagt und daß er mit diesem verabredet habe, Anselmo solle sich in der Rüstkammer verstecken, um daselbst Zeuge ihrer Treulosigkeit zu seyn. Er bat sie wegen seiner Thorheit um Verzeihung und zugleich um ihren Rath, wie sie sich aus der Verlegenheit heraushelfen könnten, in die seine Unvernunft sie beide gesetzt habe.

Camilla erschrack über das, was sie von Lothario hörte, und machte ihm eben so bittre als gerechte Vorwürfe wegen seines ungegründeten Verdachts und wegen des unvernünftigen und feindseligen Entschlusses, den er deßhalb gefaßt hatte. Da sich aber die Weiber in der Geschwindigkeit, sey es zu guten oder zu bösen Endzwecken, von Natur besser zu helfen wissen, als die Männer, obgleich sie zu reiflicher und bedächtiger Ueberlegung weniger geschickt sind, so fand auch Camilla auf der Stelle ein Mittel, sich aus dieser, dem Anscheine nach unauflöslichen Verwicklung herauszuziehen. Sie ersuchte demnach den Lothario, es so zu veranstalten, daß Anselmo folgenden Tags am verabredeten Orte sich verstecke, weil sie Willens sey, gerade diesen Umstand so zu

benützen, daß sie künftig ohne die geringste Besorgniß miteinander umgehen könnten. Ohne ihm ihren Plan völlig zu entdecken, bat sie ihn nur, er möchte, wenn Anselmo sich versteckt hätte, sobald sie durch Lionella ihn rufen ließe, erscheinen und auf alles, was sie ihn fragen würde, so antworten, als ob er nicht wüßte, daß Anselmo ihn hören könne.

Lothario drang sehr in sie, ihm ihren Plan ganz zu entdecken, damit er desto besser im Stand wäre, seinerseits das Nöthige zu beobachten; allein Camilla erwiderte: „es ist weiter nichts dabei zu beobachten, als daß du mir meine Fragen beantwortest;“ denn sie wollte ihm von ihrem Vorhaben deßwegen vorher keine genaue Nachricht geben, amit er nicht Einwendungen gegen ihren Plan machen, oder einen andern in Vorschlag bringen möchte, der vielleicht nicht so gut wäre.

Lothario begab sich hierauf hinweg, und folgenden Tags stellte sich Anselmo, als ob er wieder zu seinem Freund aufs Land gienge; er kam aber zurück und versteckte sich, was er desto leichter thun konnte, da ihm Camilla und Lionella mit Fleiß dazu Gelegenheit gaben. Man kann sich vorstellen, mit welchem Herzklopfen er seinen Lauscheplatz einnahm, da er mit eignen Augen zu sehen erwartete, wie seine Ehre zu Grund gerichtet werde, und da er auf dem Punkte stand, das höchste Gut zu verlieren, welches er in seiner Camilla zu besitzen geglaubt.

Sobald Camilla und Lionella wußten, daß Anselmo sich versteckt hatte, traten sie in die Rüstkammer, und beim Hereintreten sprach Camilla mit einem tiefen Seufzer zu Lionella: „Ach liebste Lionella! wäre es nicht besser, eh ich eine That vollführte, die ich dir aus Furcht, von dir verhindert zu werden, nicht entdecken mag, wenn du mit dem Dolche des Anselmo, den ich von dir gefordert habe, diese entehrte Brust durchbohrtest? Doch nein, thue es nicht, denn es ist nicht billig, daß ich für die Schuld eines Andern büße. Ich will erst wissen, was die frechen und unverschämten Augen

dieses Lothario an mir entdeckt haben, daß er sich erdreisten durfte, mir den schändlichen Antrag zu thun, durch welchen er meine Ehre und die Bande der Freundschaft entweiht. Tritt ans Fenster und

rufe ihn herein, denn gewiß wartet er schon auf der Straße, in der Hoffnung, seine schändliche Absicht zu erreichen; ich aber werde ihm auf eine eben so grausame als lobenswürdige Art zuvorkommen."

Digitized by Google

„Um des Himmelswillen, gnädige Frau!“ rief die schlaue und gewandte Lionella, „was wollt Ihr mit dem Dolche machen? Ihr wollt doch nicht Euch selbst, oder dem Lothario das Leben nehmen? Das Eine wie das Andre würde Eure Ehre und Euern guten Namen zu Grunde richten. Laßt Euch lieber nicht merken, daß er Euch beleidigt hat, und verhindert, daß dieser böse Mensch jetzt in Euer Haus kommt und uns allein antrifft. Bedenkt, daß wir schwache Frauenzimmer sind, und daß er ein Mann und kühn und unternehmend ist, und da ihn außerdem seine bösen Begierden taub und blind machen werden, so könnt Ihr vielleicht Euern Vorsatz nicht so schnell ausführen, als er bereits dasjenige vollbracht haben wird, was Euch theurer zu stehn kommen würde als der Verlust Eures Lebens. Es ist ein Unglück, daß unser Herr Anselmo diesem gefährlichen Menschen so viele Gewalt in seinem Hause eingeräumt hat; denn gesetzt, Ihr nähmt ihm das Leben, welches, wie ich fürchte, Eure Absicht ist, was sollen wir hernach mit seinem Leichname anfangen?“

„Den mag Anselmo begraben lassen,“ versetzte Camilla; „denn, er kann sich für seine Mühe dadurch als hinlänglich belohnt betrachten, daß er seine eigne Schande in der Erde vergräbt. Eile nur, ihn zu rufen; denn jeder Augenblick, den ich durch Zaudern verliere, bis ich die mir zugefügte Beleidigung räche, scheint mir eine Verletzung der Treue zu seyn, die ich meinem Gemahle schuldig bin.“

Dies alles hörte Anselmo, und jedes Wort, welches Camilla sprach, setzte ihn in neue Bewegung; wie er aber vollends hörte, daß sie Willens war, den Lothario zu verstechen, fehlte wenig, daß er nicht hervorsprang und sich zeigte, um sie davon abzuhalten; er that es jedoch nicht, weil er sehen wollte, wie weit löblicher Eifer und Entschlossenheit sie führen würden, mit dem Vorsatze, diesen zu rechter Zeit Maß und Ziel zu setzen. Indessen sank Camilla in eine tiefe Ohnmacht, und warf sich auf ein Bett, welches in der Kammer stand. Lionella fieng an, bitterlich zu weinen, und rief:

„O ich Unglückliche, wenn ich den Jammer erlebe, daß die Krone aller guten Weiber in der Welt, der Ausbund aller Zucht und Keuschheit, hier unter meinen Händen stirbt!" Wer diese und noch mehr andre Ausrufungen von ihr hörte, der konnte nicht umhin, sie für die bekümmertste und treuste Zofe und ihre Frau für eine zweite verfolgte Penelope zu halten. Camilla erholte sich jedoch bald wieder, und sagte: „Was zauderst du, Lionella, den treulosesten Freund, welchen jemals die Sonne beschienen, oder die Nacht versteckt hat, zu rufen? Mach ein Ende, eile, laufe, damit nicht durch dein Zögern die Gluth meines Zorns erkalte, und meine gerechte Rache sich in leere Drohungen und Verwünschungen verwandle."

Digitized by Google

„Gleich will ich ihn rufen," sagte Lionella, „allein Ihr müßt mir vorher den Dolch geben, damit Ihr nicht, indem ich den Rücken kehre, eine That begeht, welche Allen, die Euch kennen, Lebenslang Thränen kosten würde."

„Sey unbesorgt, Lionella," erwiderte Camilla, „das werde ich nicht thun; denn so rasch und unüberlegt der Plan, meine Ehre zu retten, dir auch scheinen mag, so werde ich doch nicht so unbedachtsam handeln, wie jene Lucretia, von welcher man sagt, daß sie sich ums Leben brachte, ohne selbst etwas Sträfliches begangen zu haben und ohne sich an demjenigen zu rächen, der ihr dergleichen anmuthete. Ich will sterben, wenn ich muß, aber nicht eher, bis ich mich an demjenigen gerächt habe, der mich veranlaßt hat, hieher zu kommen, um seine Verwegenheit zu beweinen, zu welcher ich ihm nie Anlaß gab."

Lionella ließ sich lange bitten, ehe sie gieng, den Lothario zu rufen; doch endlich gieng sie hin. „O Himmel!" sagte Camilla während ihrer Abwesenheit, „wäre es nicht klüger gewesen, wenn ich den Lothario abgewiesen hätte, wie ich so oft gethan habe, statt ihm Gelegenheit zu geben, mich auch nur auf eine kurze Zeit für treulos zu halten, bis ich ihm seinen Irrthum benehme? Besser wäre es freilich wohl gewesen; allein ich würde mich selbst nicht gerächt und der Ehre meines Gemahls nicht Genugthuung verschafft haben, wenn Jener so leicht und ohne Strafe für seine bösen Begierden davon gekommen wäre. Mag der Treulose mit seinem Leben für seine schändliche Lüsternheit büßen. Mag die Welt erkennen, wenn sie zufällig erfährt, daß Camilla nicht nur ihre Treue gegen ihren Gemahl zu bewähren, sondern auch ihn an demjenigen zu rächen wußte, der sich unterwand, sie anzufechten. Bei dem allen hätte ich vielleicht besser gethan, dem Anselmo von Allem Nachricht zu geben; allein ich hatte ihm ja bereits genug in dem Briefe gesagt, den ich ihm aufs Land schickte, und ich glaube, wenn er damals dem Unheil nicht vorbeugte, wovor ich ihn warnte, so ließ er sich bloß durch sein unbegränztes Vertrauen abhalten, welches ihm nicht erlaubte

zu denken, daß sein Busenfreund Anschläge gegen seine Ehre schmieden könnte; ja ich selbst glaubte es nachher lange Zeit nicht und würde es nie geglaubt haben, wenn seine Unverschämtheit nicht so weit gegangen wäre, daß er durch Geschenke, Versprechungen und heiße Thränen mir endlich die Augen öffnete. Doch wozu stelle ich jetzt diese Betrachtungen an? Braucht man etwa in einem herzhaft gefaßten Vorsatze sich noch durch neue Gründe zu bestärken? Mit nichten. Weg mit dem Verräther! Rache, schicke dich an! Mag der Treulose hereinkommen; er komme, er falle, gehe zu Grund, hernach mag es gehen, wie es will. Unbescholten empfieng mich derjenige, welchen der Himmel mir zum Gemahl gab; unbescholten will ich mich auch wieder von ihm trennen, und wenn es zum Schlimmsten kommt, so bade ich mich zu gleicher Zeit in meinem eignen, keuschen Blute und in dem unreinen Blute des treulosesten Freundes, der jemals den Namen der Freundschaft entweiht hat."

Indem sie diese Worte sprach, gieng sie mit gezücktem Dolche, mit raschen Schritten und in so heftiger Bewegung im Zimmer auf und ab, daß sie wie wahnsinnig schien, und mehr einem wüthenden Meuchelmörder, als einem zarten Frauenzimmer ähnlich war. Anselmo, welcher Alles durch die Tapete, hinter der er versteckt war, beobachten konnte, war voll Erstaunen, und hielt, was er gesehen und gehört hatte, schon für vollkommen hinreichend, um den stärksten Argwohn zu widerlegen; schon wünschte er, daß Lothario nicht kommen möchte, damit nicht plötzlich ein Unglück geschehe, und schon war er im Begriff hervorzutreten, sich seiner Gemahlin zu zeigen, sie zu umarmen und ihr Alles zu entdecken, als Lionella hereintrat und den Lothario an der Hand führte.

Sobald ihn Camilla erblickte, zog sie mit dem Dolche einen langen Strich vor sich auf den Boden. „Lothario," sprach sie, „höre, was ich dir sage: hüte dich, diese Linie zu überschreiten, oder ihr auch nur nahe zu treten, denn in dem Augenblicke, da du dies wagst, durchbohre ich mit dem Dolche, den du in meiner Hand siehst, meine Brust. Ehe du mir antwortest, höre zuvor noch einige

Worte, die ich dir sagen will und dann erwidre mir, was du willst. Vor allen Dingen laß mich fragen, Lothario, kennst du meinen Gemahl Anselmo und was hältst du von ihm? Zweitens sage mir, ob du glaubst, auch mich zu kennen. Antworte mir unverzüglich und ohne Umschweife; denn meine Fragen sind nicht schwer zu beantworten."

Lothario war nicht so unerfahren, daß er nicht in dem Augenblicke, wo Camilla ihm befahl, den Anselmo zu verstecken, ihren Plan bereits errathen hätte; er wußte demnach ihre Absicht auf den ersten Wink so geschickt zu unterstützen, daß sie beiderseits ihre Rollen bis zum höchsten Grade der Täuschung spielten. Er gab ihr demnach zur Antwort: „Ich glaubte nicht, liebenswürdige Camilla, „daß du mich hättest rufen lassen, um mir Fragen vorzulegen, die der Erwartung, mit welcher ich hieher gekommen bin, so wenig zusagen. Thust du es, um die Gunstbezeigungen, die du mich hoffen ließest, noch länger aufzuschieben, so hättest du mir nicht so zeitig Hoffnung

machen sollen; denn je näher man dem Ziel seiner Wünsche zu seyn glaubt, desto schmerzlicher ist es, dieses Ziel weiter hinausgerückt zu sehen. Damit du mir jedoch nicht vorwirfst, ich lasse deine Fragen unbeantwortet, so gestehe ich dir, daß ich deinen Gemahl Anselmo kenne und daß wir einander von unsrer zarten Jugend an gekannt haben. Unsrer Freundschaft, welche dir genugsam bekannt ist, mag ich nicht gedenken, um nicht selbst als Zeuge der Beleidigung aufzutreten, welche die Liebe, die wohl noch größre Verirrungen entschuldigen kann, mich antreibt, ihm zuzufügen. Ich kenne auch dich, Camilla, und schätze dich nicht weniger hoch, als er selbst; denn für einen Schatz von geringerm Werthe hätte ich meine Pflicht gegen mich selbst und die heiligen Bande der Freundschaft nicht verletzt, die ich, gezwungen von der unwiderstehlichen Macht der Liebe, zerrissen und übertreten habe."

„Wenn du dieses bekennst," sprach Camilla, „mit welcher Stirne darfst du denn, du abgesagter Feind alles dessen, was wahrhaft liebenswürdig ist, vor den Augen derjenigen erscheinen, von welcher du weißt, daß sie der Spiegel ist, der das Bild desjenigen zurückwirft, an welchem du gleichfalls dich spiegeln und bedenken solltest, wie wenig es dir ziemt, ihn zu beleidigen? Aber ich Unglückliche! fast errathe ich, was dich bewogen hat, so wenig auf dasjenige zu achten, was du dir selbst schuldig bist. Vielleicht war es irgend eine Unbedachtsamkeit in meinem Betragen; denn Leichtsinn kann ich es nicht nennen, weil es nicht mit Vorsatz geschehen ist, sondern mit der Unbefangenheit, mit welcher ein Weib oft unvorsetzlich demjenigen Blößen geben kann, zu welchem sie sich keines Argen versieht. Denn sage mir, Treuloser, wann erwiderte ich deine Anmuthungen durch Worte oder durch Handlungen, welche dir nur einen Schatten von Hoffnung geben konnten, deine schändlichen Absichten bei mir zu erreichen? wann begegnete ich deinen verliebten Reden anders, als mit der höchsten Mißbilligung und mit dem strengsten Tadel? wann glaubte ich deinen häufigen Verheißungen, und wann nahm ich die Geschenke, mit welchen du eben so verschwenderisch warst? Weil es mir jedoch unmöglich scheint, daß Jemand einer Leidenschaft lange nachhängen kann, wenn nicht einige Hoffnung ihn dazu aufmuntert,

so muß ich mir wohl vorstellen, daß ich selbst an deiner Vermessenheit Schuld bin und daß vielleicht irgend eine Unvorsichtigkeit in meinem Betragen deiner Hoffnung so lange Nahrung gegeben hat; daher ich auch mich selbst für das Verbrechen bestrafen will, welches du begangen hast. Und damit du gewahr werdest, daß ich unmöglich weniger grausam gegen dich verfahren könne, als gegen mich selbst, so habe ich dich zum Zeugen des Opfers nehmen wollen, welches ich der beleidigten Ehre meines Gemahls bringe, an welchem du dich mit dem bestimmtesten Vorsatze versündigt hast; ich aber gleichfalls, weil ich nicht mit größrer Vorsicht die Gelegenheiten vermieden habe, welche ich dir vielleicht gab, deine unerlaubten Hoffnungen zu nähren und sie für gegründet zu halten. Ich sage noch einmal: die Besorgniß, daß meine Fahrläßigkeit dir zu ausschweifenden Erwartungen Anlaß gegeben hat, quält mich am meisten und bewegt mich, die Hand an mich selbst zu legen, um mich zu bestrafen; denn wenn ich meine Strafe von einer andern Hand empfienge, so würde vielleicht mein Fehler noch mehr ruchbar werden. Doch ehe ich dies thue, will ich sterbend auch demjenigen das Leben rauben und ihn mit mir nehmen, welcher allein mich sättigen kann mit der Rache, die ich dereinst dort (es sey, wo es wolle) vor der unpartheiischen und unwandelbaren Gerechtigkeit in der Bestrafung desjenigen zu erblicken hoffe, der mich zu diesem verzweifelten Schritte gebracht hat."

Indem sie diese letzten Worte sprach, gieng sie mit gezücktem Dolche und dem anscheinenden Vorsatze, den Lothario zu erstechen, so rasch und heftig auf ihn los, daß er kaum wußte, ob sie im Ernste, oder nur verstellter Weise auf seine Brust ziele, und alle Kraft und Geschicklichkeit zusammennehmen mußte, um nicht verwundet zu werden; ja sie gieng so weit, daß sie ihre verstellte Wuth durch Vergießung ihres eignen Blutes bethätigen wollte; denn wie sie fand, daß sie dem Lothario keine Wunde beibringen konnte (oder wie sie sich wenigstens so stellte), sagte sie: „Wenn das Schicksal mir nicht verstatten will, meinen gerechten Wunsch ganz erfüllt zu sehen, so soll es doch nicht vermögen, ihn völlig zu vereiteln." Unter diesen Worten entwand sie ihre Hand sammt dem Dolche dem Lothario und gab sich mit demselben eine leichte

Fleischwunde unter der linken Achselgrube, worauf sie wie ohnmächtig hinsank.

Digitized by Google

Lionella und Lothario standen wie versteinert und wußten nicht, ob sie ihren Augen trauen sollten, als sie Camilla blutend auf der Erde liegen sahen. Athemlos vor Schrecken, eilte Lothario, den Dolch aus der Wunde zu ziehen; doch indem er sah, wie unbedeutend diese war, verlor sich seine Besorgniß, und er mußte aufs Neue die außerordentliche Verschlagenheit der schönen Camilla bewundern. Um auch an seiner Seite nichts zu vernachläßigen, begann er eine lange und traurige Wehklage über Camilla, als wenn sie wirklich todt wäre, und rief tausend Verwünschungen, nicht nur über sich selbst herab, sondern auch über denjenigen, der ihn in diese Lage versetzt habe; denn weil er wußte, daß Anselmo ihn hörte, so sagte er Dinge, wegen deren Jeder, der sie vernahm, ihn noch mehr beklagen mußte, als die Camilla, wenn er sie auch wirklich für todt hielt. Lionella nahm sie in ihre Arme, legte sie auf das Bett und bat den Lothario einen Wundarzt zu holen, der sie heimlich verbände, und ihr zugleich zu rathen, was man dem Anselmo sagen solle, falls er wiederkäme, bevor die Wunde ihrer Gebieterin geheilt wäre. Lothario antwortete, sie möchten ihm sagen, was sie wollten, er selbst wüßte nichts Vernünftiges zu rathen; Lionella möchte jetzt nur suchen, Camilla vor Verblutung zu bewahren, denn er würde davon gehen und sich vor allen Menschen verbergen. Er entfernte sich hierauf, unter Aeußerungen des bittersten Schmerzes, sobald er aber allein und ohne Zeugen war, fieng er an, über Camillas Verschlagenheit und Lionellas gewandtes Betragen sich zu kreuzigen und zu segnen. Er bedachte zugleich, wie sehr Anselmo sich nunmehr für überzeugt halten müßte, daß er eine zweite Portia zur Frau habe, und konnte die Zeit kaum abwarten, ihn zu sprechen und ihm zu dem Ausgange des mit Lüge und Wahrheit getriebnen Spiegelgefechtes Glück zu wünschen.

Lionella stillte unterdessen mit leichter Mühe das Blut, welches aus der Wunde ihrer Gebieterin nicht stärker floß, als nöthig war, um dem Blendwerk einen Anschein von Wichtigkeit zu geben; sie wusch die Wunde mit Wein, verband sie, so gut sie konnte, und führte dabei solche Reden, daß Anselmo, wenn er auch nicht vorhin schon mehr gehört hätte, seine Frau für ein wahres Muster

ehlicher Treue halten mußte. Camilla that Alles, um die Worte ihrer Zofe zu unterstützen; sie nannte sich muthlos und feige, weil sie die kostbaren Augenblicke nicht herzhaft benützt habe, um sich ein Leben zu nehmen, welches ihr verhaßt sey; sie fragte, ob sie ihrem Gemahle den ganzen Vorfall entdecken solle oder nicht. Die Zofe widerrieth es ihr, weil sie ihn dadurch in die Nothwendigkeit versetzen würde, sich an Lothario zu rächen, was er nicht ohne eigne Gefahr thun könne; da doch eine gute Gattin ihrem Gemahl keine Händel zuziehen, sondern suchen müsse, solche soviel als möglich zu verhüten. Camilla erwiderte: sie finde ihren Rath sehr gut und wolle ihn befolgen; allein auf jeden Fall müsse man doch irgend einen Vorwand wegen ihrer Wunde zu finden suchen, weil Anselmo diese unfehlbar bemerken werde; Lionella versicherte aber, sie könnte keine Lüge behaupten, wenn es auch nur im Scherz wäre.

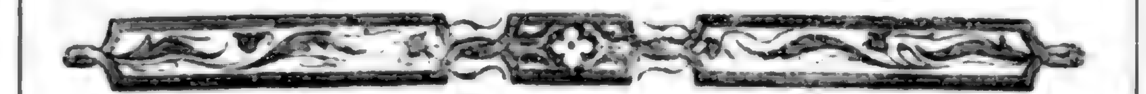
„Wie soll ich es denn können," fragte Camilla, „da ich keine Unwahrheit erdenken, oder auch nur sagen könnte, wenn auch mein Leben davon abhienge? Und können wir dazu nicht Rath schaffen, so ist es besser, ihm die reine Wahrheit zu gestehen, als uns von ihm über einer Unwahrheit ertappen lassen."

„Beruhigt Euch nur, gnädige Frau," versetzte Lionella, „vielleicht fällt mir bis morgen noch etwas ein, das wir ihm sagen können; vielleicht läßt sich auch Eure Wunde, da sie an einer solchen Stelle ist, vor ihm verheimlichen und der Himmel wird unsre guten und wohlmeinenden Absichten begünstigen. Haltet Euch nur ruhig und laßt Eure Lebensgeister sich sammeln, damit Euer Gemahl Euch in keiner heftigen Gemüthsbewegung antrifft; übrigens verlaßt Euch auf mich und auf Gott, der ein gutes Vorhaben immer gut gedeihen läßt."

Anselmo hatte mit der größten Aufmerksamkeit das Trauerspiel seiner gemordeten Ehre angesehen, welches die handelnden Personen mit so natürlichem Ausdrucke der Leidenschaft aufgeführt hatten, daß es schien, als wären sie wirklich das geworden, was sie zu seyn vorgaben. Mit Ungeduld erwartete er den Abend um seinen Schlupfwinkel zu verlassen, seinen lieben Freund Lothario zu besuchen und sich mit ihm über die köstliche Perle zu freuen, die er

an der geprüften Treue seiner Gemahlin gefunden habe. Camilla und Lionella erleichterten ihm die Gelegenheit, sich wieder zu entfernen, und er benützte sie, um sich unverzüglich zu Lothario zu begeben, ihm unter unzähligen Umarmungen seine Freude zu beschreiben und sich in Lobsprüche über Camilla zu ergießen. Lothario hörte Alles an, ohne an seiner Freude auf irgend eine Art Theil nehmen zu können, weil ihm sein Gewissen sagte, wie gröblich er seinen Freund hintergangen und wie unverantwortlich er ihn beleidigt hatte. Anselmo merkte zwar wohl, daß Lothario nicht froh war, glaubte aber, dies komme bloß daher, weil sein Freund Camilla blutend verlassen und selbst diesen Unfall herbeigeführt habe, bat ihn deßwegen, sich über Camillas Zustand keinen Kummer zu machen, indem die Wunde gewiß von keiner Bedeutung sey, weil man sie ja als eine ungefährliche zu verheimlichen gedenke und schloß mit dem Wunsche, Lothario möchte sich freuen, ihn auf den Gipfel des Glücks gebracht zu haben, und künftighin mit ihm nichts als Lobgedichte machen, welche noch in späten Zeiten Camilla bei der Nachwelt berühmt machen sollten. Lothario lobte den Einfall und versprach, Alles beizutragen, was nöthig wäre, um ein so herrliches Gebäude aufführen zu helfen.

So ward Anselmo, auf die listigste Art hintergangen. Er selbst führte denjenigen ins Haus zurück, den er für das Werkzeug seines Glückes hielt, während dieser seine Ehre zu Grunde richtete. Camilla empfieng den Lothario zum Schein mit finstrer Miene, obgleich mit fröhlichem Herzen. Eine Zeitlang blieb der Betrug verborgen, bis nach einigen Monaten das Blatt sich wandte, das mit so vieler List verhehlte Verbrechen ans Licht kam, und dem Anselmo seine unbesonnene Neugier das Leben kostete.



Fünfunddreißigstes Kapitel.

Schrecklicher Kampf des Ritters mit den Weinschläuchen. Beschluß der Erzählung von dem unbesonnenen Neugierigen.

n dem Augenblicke, da die Erzählung beinahe zu Ende war, stürzte Sancho aus der Kammer, wo sein Herr schlief herein und schrie laut: „Zu Hilfe! zu Hilfe! kommt doch meinem Herrn zu Hilfe, Ihr Herren! er ist in einem schrecklichen, hitzigen Kampfe. Ich will ein Schelm seyn, wenn er dem Riesen der Prinzessin Micomicona nicht Eins versetzt hat, daß er daran denken kann: den Kopf hat er ihm wenigstens vom Rumpf gehauen wie eine Rübe.“ — „Bist du toll, Sancho, daß du solches Zeug schwatzest?“ sprach der Pfarrer, und legte das Papier vor sich hin. „Wie Teufel soll denn der Riese zweitausend Meilen weit hergekommen seyn?“ Indem hörten sie einen schrecklichen Lärm in Don Quixotens Kammer, und sonderlich des Ritters Stimme: „Halt, Räuber, Spitzbube, Bösewicht! hier hab ich dich, und dein großer Säbel soll dir, bei Gott! nichts helfen.“ Zugleich klang es, als wenn er mit seinem Degen auf die Wände

Digitized by Google

loshiebe. „Steht doch nicht hin und horcht,“ schrie Sancho, „geht hinein und bringt sie auseinander und helft meinem Herrn. Zwar ich glaube nicht einmal, daß es mehr nöthig ist; denn sicher hat der Riese schon seinen Rest und muß dem lieben Gott schon von seinem bösen Lebenswandel Rechenschaft geben. Ich habe ja schon das Blut auf der Erde hinlaufen sehen, und der Kopf lag auf der Seite. Das ist ein Kopf! so groß wie der größte Weinschlauch!“ — „Tausend Sackerlot!“ schrie der Wirth, „sicherlich hat Don Quixoten der Teufel geritten, daß er mit meinen Schläuchen voll rothen Weins, die in der Kammer bei seinem Bette hiengen, Treffen hält, und daß der Pinsel da den Wein, der herausgelaufen ist, für Blut ansieht.“

Digitized by Google

Hiemit gieng er nebst den Andern in die Kammer hinein, wo sie Don Quixote in dem seltsamsten Aufzuge von der Welt fanden: er stand im Hemde da, und dies war so kurz, daß es vorn die Schenkel nur halb bedeckte und hinten fehlten noch sechs Zoll weiter; er hatte lange, welke, haarige und nicht gar saubere Füße, und auf dem Kopfe eine vor Zeiten rothe Mütze, die ihm der Wirth geliehen hatte, die aber fürchterlich schmutzig war; um den linken Arm hatte er die Bettdecke gewickelt (welcher Sancho aus guten Gründen sehr gram war), in der rechten Hand aber hielt er den bloßen Degen, mit dem er kreuzweis um sich hieb und stach, und schrie, als wenn er im Ernst mit einem Riesen kämpfte. Das Drolligste bei der Sache war, daß er die Augen noch fest zu hatte, weil er wirklich noch schlief, und vermuthlich von dem Riesenkampf träumte; denn seine Einbildungskraft war von dem vorhabenden Abenteuer so erhitzt, daß es ihm im Traume vorkam, als sey er schon in Micomicon angelangt und habe mit seinem Feinde angebunden.

Indessen hatten die armen Weinschläuche alle die Hiebe und Stiche richtig erhalten, welche dem Riesen zugedacht waren, so daß die ganze Kammer voll Wein schwamm. Der Wirth ward wüthend, als er den Unfug sah, er lief auf Don Quixote zu und schlug mit geballter Faust so derb auf ihn los, daß er, wäre Cardenio

und der Pfarrer nicht zugesprungen, den Riesenbändiger übel zugedeckt haben würde. Demungeachtet wachte der arme Ritter noch nicht auf, bis ihm Meister Niklas einen Eimer voll kalten Wassers über den Leib gegossen hatte. Davon erwachte er nun zwar, konnte aber noch nicht gehörig zu sich selbst kommen, um zu sehen, in was für einem Zustande er sich befand. Dorothea wollte eben in die Kammer treten, da sie aber sah, daß der Ritter so ein kurzes und durchsichtiges Hemd anhatte, zog sie sich zurück, und begehrte nicht weiter dem Treffen ihres Beschützers zuzuschauen. Sancho hatte indessen nichts Dringenderes zu thun, als den Kopf des Riesen in allen Ecken zu suchen. Da er ihn aber nicht finden konnte, sprach er ganz ungeduldig: „Ich weiß auch nicht, in dem Hause muß Alles behert seyn; in eben der Kammer da kriegte ich einmal ein ganzes Rudel Püffe, Rippenstöße und Maulschellen, und konnte nicht sehen, wie oder von wem sie kamen, und jetzt ist kein Härchen von dem Kopfe mehr da, als wenn ich nicht mit meinen leiblichen Augen gesehen hätte, wie er herunterflog und das Blut wie ein Brunnen herauslief.“ — „Was schwatzest du von Brunnen und Blut, Hundsfott?“ schrie der Wirth, „siehst du nicht, Schafskopf, daß Brunnen und Blut nichts anders sind, als meine Weinschläuche, die mir der Narr zerhackt hat, und daß der rothe Wein da in der Kammer fließt, daß man schwimmen könnte. Ich wollte, der Henker holte den, der mir solchen Unfug da angerichtet hat.“ — „Was schierts mich?“ versetzte Sancho, „ich weiß am besten, wo mich der Schuh drückt, und daß, wenn ich den Kopf nicht finde, meine Grafschaft zu Wasser wird.“ Kurz Sancho begann bei völlig wachendem Leibe fast närrischer herauszuschwatzen als sein Herr im Schlafe, so hatten ihm die Versprechungen den Kopf verrückt. Der Wirth wollte über die unbegreifliche Gleichgültigkeit des Schildknappen bei dieser Sache und über den Schaden, den ihm der Ritter angerichtet hatte, fast rasend werden, und schwur hoch und theuer, es sollte ihnen nicht so hingehen, wie das letztemal, da sie ohne Zahlung davon gezogen seyen; diesmal würden ihnen gewiß ihre Ritterfreiheiten nichts helfen, und bei Heller und Pfennig müßten sie ihn bezahlen bis auf die Pflaster für die zerstochnen Schläuche.

Der Pfarrer hielt unsern Ritter bei den Händen. Dieser, der sein Abenteuer vollendet zu haben und vor der Prinzessin Micomicona zu stehen glaubte, fiel dem Pfarrer zu Füßen und sprach:

„Eure Hoheit, durchlauchtigste Prinzessin, ist nun von aller Gefahr befreit, die Euch dies verworfne Geschöpf drohte, und ich bin auch meines Versprechens quitt und ledig, denn durch Gottes und deren Hilfe, für die ich lebe und webe, hab ich es erfüllt und Euch die versprochne Gab gewährt.“ — „Nu, hab ichs nicht gesagt?“ sprach Sancho, da er dies hörte: „ich weiß doch auch, daß ich nicht besoffen bin. Hat mein Herr den Riesen nicht wirklich eingesalzen? Das Spiel ist gewonnen, die Grafschaft kann mir nicht entgehen.“ Die ganze Gesellschaft lachte aus vollem Halse über die ungeheure Narrheit des Herrn und Dieners, ausgenommen der Wirth, der noch immer alle Teufel über seine Weinschläuche fluchte. Endlich brachten der Barbier, Cardenio und der Pfarrer Don Quixoten mit vieler

Mühe wieder ins Bett, und er schlief auch sogleich, äußerst müde, wieder ein. Sie giengen in die Stube zurück und trösteten Sancho über den nicht gefundnen Riesenkopf, der sich auch endlich darüber zufrieden gab. Den Wirth hingegen konnten sie nicht so leicht beruhigen, denn dem lagen seine Schläuche zu sehr am Herzen. Die Wirthin kam auch dazu und erhob ein Zetergeschrei, als sie es erfuhr: „Verflucht sey doch die Stunde und der Augenblick, da der Unglücksritter in mein Haus kam! Hätt ich ihn doch nie mit Augen gesehen, da er mir solchen Unfug macht! Das letztemal lief er auch davon, wie die Ratz vom Taubenhause und bezahlte keinen Pfifferling für Herberge, Bett, Abendbrod, Heu und Gerste für sich und seinen Kerl, für das Pferd und den Esel, und das bloß, weil er ein fahrender Ritter sey. Ich wollte, daß ihn und alle Abenteurer in der Welt zusammen der Teufel holte, wenn sie darum nicht bezahlen wollen, weils in ihren verwünschten Ritterregistern so steht! Und seinetwegen kommt mir der Herr da auch (sie wies auf Meister Niklas) und nimmt mir meinen Schwanz, schleppt ihn herum und bringt mir ihn um ein gutes Theil schlechter, ganz verstoßen und abgenützt wieder, daß er nun nichts mehr dazu taugt, wozu ihn mein Mann sonst brauchte, und endlich kommt der verwünschte Ritter wieder, sticht mir meine Schläuche entzwei und läßt mir den Wein auslaufen. Wärs doch lieber sein Blut gewesen, aber bei den Gebeinen meines Vaters, bei der Seligkeit meiner Mutter schwöre ich, er soll mir Alles bei Heller und Pfenning bezahlen, oder ich will nicht heißen, wie ich heiße, noch die Tochter meines Vaters seyn."

Mit solchen Reden machte die Wirthin ihrem Unmuth Luft, von Maritorne getreulich unterstützt. Die Tochter allein schwieg und lächelte nur von Zeit zu Zeit. Der Pfarrer beruhigte die aufgebrachte Wirthin, indem er versprach, es sollte Alles bezahlt und abgemacht werden, Schläuche und Wein und sonderlich der verderbte Schwanz, woraus sie so viel zu machen schien. Dorothea sprach auch unserm Sancho neuen Muth ein, und versicherte ihn, daß, wenn es gewiß sey, daß sein Herr dem Riesen den Kopf abgehauen habe und sie wieder zum ruhigen Besitz ihres Reichs gelange, ihm die beste Grafschaft darin gewiß nicht entgehen

solle. Sancho tröstete sich damit und versicherte die Prinzessin, er habe mit seinen eignen Augen den Riesenkopf gesehen. „Und damit Ihr merkt, daß ich nicht lüge," sprach er, „kann ich Euch sagen, er hatte einen Bart, der ihm runter bis auf den Gürtel gieng; aber daß ich ihn nicht finden kann, kommt meiner Treu bloß daher, weil in dem Hause Alles behext ist, wie ich sonst schon erfahren habe." — „Ich glaube es ja," sagte Dorothea, „nur Geduld lieber Sancho! es wird Alles gut gehen." — Als Alles ruhig war, setzte sich der Pfarrer wieder hin, nahm auf die Bitte der Anwesenden sein Papier und las die Erzählung von dem unvorsichtigen Neugierigen, von der ohnedies wenig mehr übrig war, vollends zu Ende.

Hoch erfreut über die geprüfte Tugend seiner Gattin, lebte Anselmo mit ihr sehr vergnügt. Camilla machte vorsätzlich dem Lothario eine unfreundliche Miene, damit Anselmo desto weniger ihre wahre Gesinnung argwöhnen möchte, und um der Sache noch mehr Schein zu geben, bat ihn Lothario um Erlaubniß sein Haus zu meiden, weil er deutlich sehe, daß der Camilla seine Gegenwart sehr zuwider sey. Allein der betrogne Anselmo redete ihm dies aus dem Sinne und trug demnach selbst auf jede Weise bei, seine Entehrung zu befördern, während er seinen Genuß zu erhöhen wähnte. Inzwischen setzte Lionella alle Rücksichten so sehr aus den Augen, daß sie aufs Frechste ihrer Lüsternheit den Zügel schießen ließ, weil Camilla nicht nur zu Allem schwieg, sondern ihr selbst behilflich war, ihren Begierden ohne Scheu zu fröhnen. Endlich aber fügte es sich, daß Anselmo an einem Abende Jemand in Lionellas Kammer gehen hörte. Indem er hineintreten und sehen wollte, wer es sey, hielt man die Thüre vor ihm zu, worüber er nur noch neugieriger ward, mit Gewalt in die Kammer drang und bemerkte, daß in dem Augenblick eine Mannsperson aus dem Fenster auf die Gasse sprang. Er wollte dem Entsprungnen nachlaufen, um ihn einzuholen, oder wenigstens zu sehen, wer er sey; allein Lionella hielt ihn auf, und bat ihn, kein Aufsehen zu machen und ihn nicht zu verfolgen, denn er sey ihr Liebhaber und verlobter Bräutigam. Anselmo wollte ihr nicht glauben, sondern zückte zornig den Dolch und drohte

sie zu erstechen, wenn sie ihm nicht die reine Wahrheit bekenne. Sie wußte vor Angst nicht, was sie sagte, und gab ihm zur Antwort: „Bringt mich nur nicht um, gnädiger Herr, so will ich Euch wohl wichtigere Dinge entdecken, als Ihr Euch vorstellen könnt."

„So rede gleich," sprach Anselmo, „oder du bist des Todes."

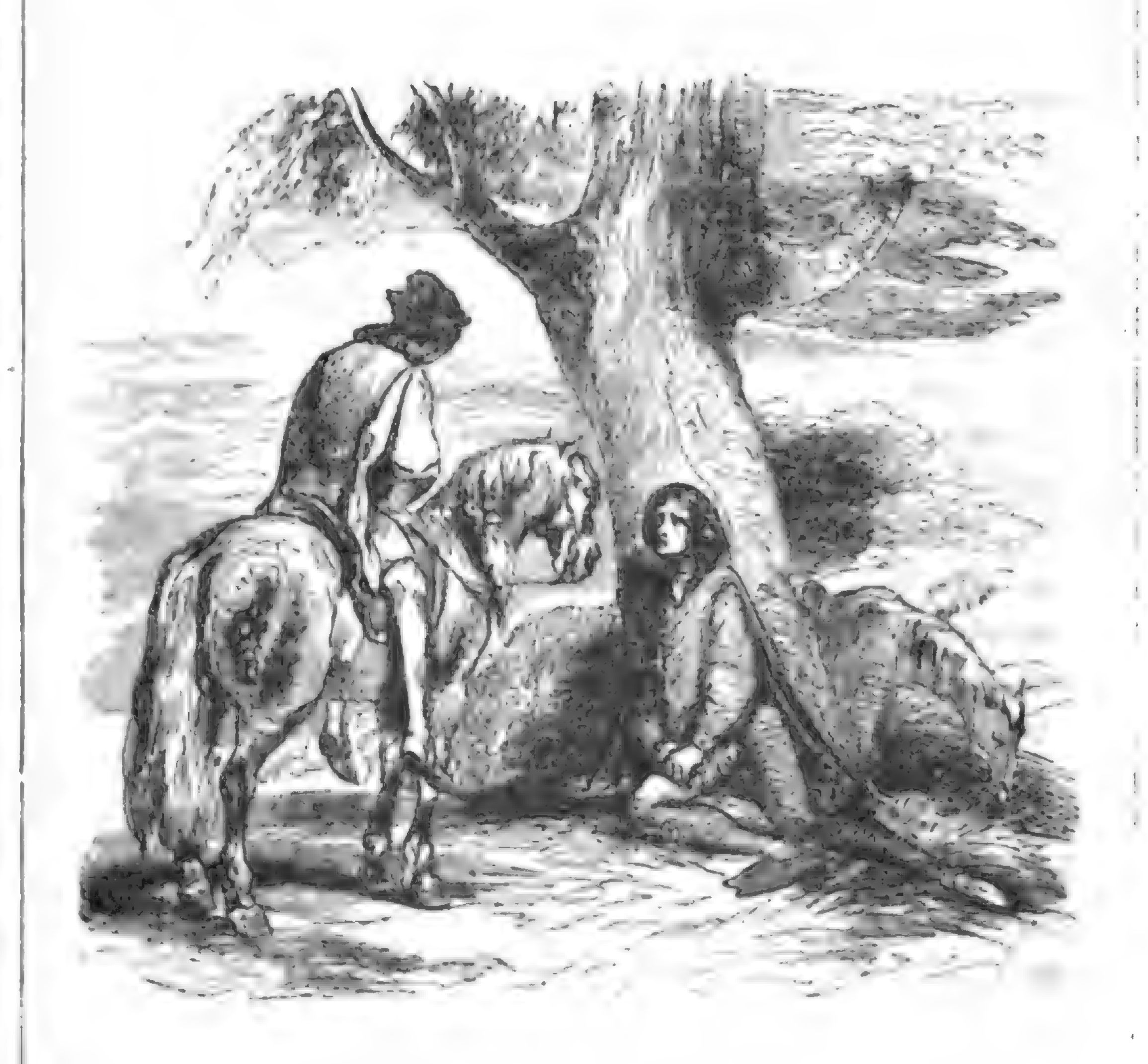
„Jetzt kann ich unmöglich," sprach Lionella, „denn ich bin zu verwirrt, um zu reden; geduldet Euch aber bis morgen, so sollt Ihr Dinge von mir erfahren, worüber Ihr erstaunen werdet. Seyd indessen versichert, daß derjenige, der aus dem Fenster sprang, ein junger Mann aus dieser Stadt und wirklich mit mir verlobt ist."

Anselmo ließ sich dadurch besänftigen, und wollte die bestimmte Zeit abwarten; denn es fiel ihm nicht ein, etwas Böses von Camilla zu hören, von deren Tugend er die sprechendsten Beweise zu haben glaubte. Er gieng demnach hinaus und schloß Lionella in ihre Kammer ein, indem er sagte, er würde sie nicht eher herauslassen, bis sie ihm Alles entdeckt hätte. Hierauf gieng er sogleich zu Camilla, und erzählte was zwischen ihm und ihrer Kammerjungfer vorgefallen sey, und daß sie versprochen habe, ihm große und wichtige Dinge zu entdecken. Man kann sich Camillas Bestürzung leicht denken: sie durfte nicht zweifeln, daß Lionella dem Anselmo Alles sagen würde, was sie von ihrer Untreue wußte, und gerieth darüber in so entsetzliche Angst, daß sie nicht das Herz hatte, zu erwarten, ob ihre Besorgniß gegründet sey oder nicht. Sobald sie glaubte, daß Anselmo schlief, packte sie noch in derselben Nacht ihre besten Kleinode und etwas Geld zusammen, schlich unbemerkt aus dem Hause, und floh nach Lotharios Wohnung, erzählte ihm das Vorgefallne, und bat ihn, sie irgend wohin in Sicherheit zu bringen, oder mit ihr nach einem Orte zu entfliehen, wo sie sich vor Anselmo verbergen könnten. Lothario gerieth über Camillas Bericht in solche Verwirrung, daß er ihr anfänglich kein Wort erwidern, noch weniger einen Entschluß fassen konnte. Endlich fiel ihm ein, sie nach einem Kloster zu bringen, dessen Priorin seine Schwester war; Camilla war damit zufrieden, und er führte sie in möglichster Eile dahin. Hierauf entfernte er sich sogleich aus der Stadt, ohne Jemand etwas von seiner Abreise zu sagen. Wie es Tag ward, gieng Anselmo,

ohne darauf zu merken, daß Camilla ihm an seiner Seite fehlte, nach der Kammer, wo er die Zofe eingeschlossen hatte, voll Neugierde zu hören, was sie ihm offenbaren werde. Wie er das Zimmer öffnete und hineingieng, war keine Lionella zu sehen und er fand nur an einem Fenster einige zusammengeknüpfte Betttücher hängen, an welchen sie, wie es schien, sich hinuntergelassen hatte und entflohen war. Voll Verdruß gieng er zurück, um dies seiner Frau zu sagen, wie er sie aber weder im Bette noch irgendwo im ganzen Hause fand, fieng er an Verdacht zu schöpfen. Er erkundigte sich nach ihr bei den Bedienten, aber Niemand konnte ihm von ihr Nachricht geben. Indem er sie noch überall suchte, ward er von Ungefähr gewahr, daß ihr Schmuckkästchen offen stand und daß die meisten ihrer Kleinode herausgenommen waren. Dies öffnete ihm vollends die Augen über sein Unglück und er überzeugte sich, daß nicht Lionella die Urheberin desselben sey. Voll Schmerz und Bestürzung eilte er jetzt im Nachtkleide zu seinem Freunde Lothario, um ihm sein Schicksal zu klagen; wie er aber auch diesen nicht fand und die Bedienten ihm sagten, daß er mitten in der Nacht sein Haus verlassen habe, wollte er von Sinnen kommen. Um das Maaß seines Unglücks voll zu machen, fand er im eignen Hause, als er zurückkam, weder männliche noch weibliche Bedienten. Alles stand leer und öde. Nun wußte er gar nicht mehr, was er denken und anfangen sollte, so daß er fast gänzlich den Verstand verlor. In einem einzigen Augenblicke sah er sich von seiner Gemahlin, seinem Freunde, seinen Bedienten, ja, wie es schien, vom Himmel selbst verlassen. Doch mehr als Alles schmerzte ihn der Verlust seiner Ehre, welchen Camillas Flucht außer allen Zweifel setzte.

Nach langem Besinnen entschloß er sich, zu demselben Freunde aufs Land zu gehen, bei welchem er sich aufgehalten hatte, als er die erste Veranlassung zu seinem Unglücke gab. Er verschloß sein Haus, stieg zu Pferde und machte sich mit beklommenem Herzen auf den Weg; doch kaum hatte er die Hälfte desselben zurückgelegt, als er, gebeugt von seinem Gram, sich genöthigt fühlte abzusteigen, sein Pferd an einen Baum band, und am Fuße desselben unter vielen wehmüthigen Seufzern hinsank, wo er fast bis zum Anbruche der

Nacht liegen blieb. Um diese Zeit kam ein Mann zu Pferde aus der Stadt vorbei, welchen er grüßte und fragte, was es in Florenz Neues gebe.



„Die sonderbarste Geschichte von der Welt," antwortete der Mann. „Man sagt überall, Lothario, der vertraute Freund des reichen Anselmo, der bei St. Giovanni wohnt, habe ihm diese Nacht seine Gemahlin Camilla entführt und Anselmo wird auch vermißt. Das alles hat eine Kammerjungfer Camillas ausgesagt, die man zum Gouverneur gebracht hat, weil sie in der Nacht sich an einem Betttuche aus dem Fenster hat herunterlassen wollen. Man

weiß zwar nicht genau, wie die Sache zusammenhängt; aber die ganze Stadt ist voll Verwunderung über diesen Vorfall, dessen man sich wegen der großen Freundschaft zwischen den Beiden nimmermehr versehen hätte, welche so weit gieng, daß man sie vorzugsweise die zwei Freunde zu nennen pflegte."

„Weiß man nicht, welchen Weg Lothario und Camilla genommen haben?" fragte Anselmo.

„Nein," antwortete der Mann, „obgleich der Gouverneur sich alle Mühe gegeben hat, ihnen auf die Spur zu kommen."

Diese unglückliche Nachricht, nach welcher der Fremde sich empfahl und weiter ritt, drohte dem Anselmo nicht nur den völligen Verlust des Verstandes, sondern auch des Lebens. Er raffte sich indessen auf, so gut er konnte und kam an im Hause seines Freundes. Dieser

wußte noch nichts von seinem Unglück, merkte aber wohl an seiner blassen Farbe und seinen entstellten Gesichtszügen, daß ihn ein schwerer Kummer drücken müsse. Anselmo bat ihn sogleich um ein Bett und Schreibzeug. Man gab es ihm und auf sein Verlangen ließ man ihn allein, sobald er sich niedergelegt hatte und verschloß das Zimmer. Kaum hatte man ihn verlassen, so überwältigte ihn das Gefühl seines Unglücks dermaßen, daß er sein Ende nah fühlte, und weil er von der Ursache seines plötzlichen Todes mit eigner Hand Bericht zu geben wünschte, so fieng er an, denselben aufzusetzen; allein ehe er seinen Aufsatz vollenden konnte, verließen ihn die Kräfte und der Schmerz, den er sich durch unbesonnene Neugier zugezogen hatte, raubte ihm das Leben.

Wie es spät war und Anselmo nichts von sich hören ließ, gieng der Herr des Hauses in sein Zimmer, um zu sehen, ob es vielleicht schlimmer mit ihm geworden sey. Er fand ihn im Bette, mit dem Oberleibe auf den Schreibtisch gelehnt und mit dem Gesichte auf einem beschriebnen Papier liegend und mit der Feder in der

Hand. Er rief, Anselmo antwortete nicht; er trat näher, schüttelte ihm die Hand, fühlte, daß sie kalt war, und konnte endlich nicht mehr an seinem Tode zweifeln. Aeußerst betrübt und erschrocken, rief er sein Hausgesinde zusammen, um ihnen zu zeigen, welches Unglück sich mit Anselmo zugetragen habe. Er las das Papier, welches er für die Handschrift desselben erkannte und worauf Folgendes geschrieben war:

Ein thörichter und unbesonnener Wunsch hat mir das Leben gekostet. Wenn Camilla meinen Tod erfahren sollte, so wisse sie, daß ich ihr verzeihe; denn sie war nicht verbunden Wunder zu thun und ich hatte nicht nöthig, Wunderthaten von ihr zu verlangen. Da ich demnach selbst der Urheber meiner Schmach gewesen bin, so wäre es Unrecht, wenn.....

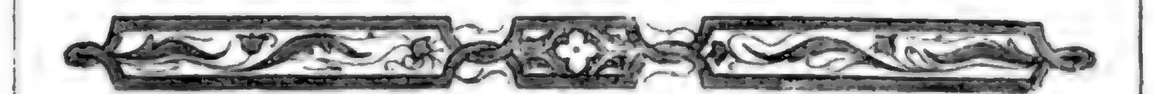
Bis so weit hatte Anselmo geschrieben, und man konnte daraus abnehmen, daß ihn der Tod überrascht habe, ehe er den unvollendeten Gedanken ganz ausdrücken konnte. Sein Freund kündigte folgenden Tags den Todesfall Anselmos Verwandten an, welche bereits wußten, was für ein Unglück ihn betroffen hatte und in welchem Kloster Camilla sich aufhielt.

Diese war dem Tode fast so nahe wie ihr Gemahl, doch nicht so sehr wegen der Nachricht von seinem Ableben, als weil sie bald darauf erfuhr, daß Lothario fortgereist sey. Man sagt, sie habe sich geweigert, das Kloster zu verlassen, obwohl sie nunmehr Wittwe war; doch habe sie eben so wenig den Schleier annehmen wollen, bis sie bald darauf die Nachricht erhalten habe, Lothario sey in einem Treffen geblieben, welches der Marschall Lautrec dem tapfern Gonzalo Fernandez von Cordova im Neapolitanischen geliefert, und in welchem der reuige Freund seinen Tod gefunden habe. Wie Camilla dies erfuhr, legte sie ihr Klostergelübde ab und endigte kurz darauf gleichfalls ihr Leben unter der Last des Kummers und der Schwermuth.

So brachte ein unvernünftiges Beginnen sie alle drei zu einem unzeitigen Ende.

„Die Erzählung gefällt mir nicht übel," sprach der Pfarrer; „aber gewiß ist es keine wahre Geschichte, und wenn sie erdichtet ist, so hat der Verfasser seinen Plan nicht gut angelegt; denn es läßt sich nicht wohl denken, daß ein Ehemann so thöricht seyn sollte, einen so gefährlichen Versuch zu wagen, wie Anselmo. Zwischen einem Liebhaber und seiner Geliebten könnte man sich einen solchen Fall noch eher denken; allein zwischen Mann und Weib scheint er mir fast unmöglich. Die Art des Vortrags mißfällt mir übrigens nicht."

Digitized by Google



Sechsunddreißigstes Kapitel.

Handelt von andern seltsamen Dingen, die sich in der Schenke zugetragen.

Ein feiner Trupp Gäste kommt da!" rief mit einemmal der Wirth, welcher unter der Hausthüre stand; „wenn die hier einkehren, da wirds hoch hergehen." — „Was sinds für Leute?" fragte Cardenio. — „Es sind vier Reiter mit Schild und Lanzen; sie sitzen kurz in den Bügeln und haben alle schwarze Larven vor. Es ist auch eine Dame dabei, ganz weiß gekleidet, die auf einem Weibersattel reitet und ebenfalls das Gesicht verlarvt hat. Zwei Bedienten laufen zu Fuß nebenher." — „Sind sie noch weit?" fragte der Pfarrer. „Eben werden sie da seyn," sprach der Wirth.

Da Dorothea dies hörte, bedeckte sie sich das Gesicht und Cardenio ging zu Don Quixoten in die Kammer. Kaum war

dies geschehen, so kamen die Fremden, welche ein ganz feines Ansehn hatten, stiegen ab und hoben die Dame vom Pferd. Der Eine führte sie hinein und setzte sie auf einen Stuhl, hart an der Kammerthüre, wo Cardenio hineingegangen war. Keiner von Allen hatte weder die Larve abgelegt, noch während der Zeit ein Wort geredet, bloß die Dame seufzte tief, als sie sich niedersetzte und ließ die Arme kraftlos sinken, wie eine ohnmächtige Person. Die Bedienten, welche zu Fuß gekommen waren, führten die Pferde in den Stall. Der Pfarrer, der aus den Leuten und ihrem Schweigen nicht klug werden konnte, gieng den Bedienten nach und befragte den Einen. „Wahrhaftig, lieber Herr!“ antwortete ihm dieser, „ich weiß es selbst nicht, wer diese Leute sind. Vornehm müssen sie seyn, und sonderlich, der die Dame hineinführte; denn die Andern halten ihn hoch, und nichts geschieht, als was er sagt.“ — „Und wer ist denn die Dame?“ fragte der Pfarrer weiter. „Das weiß ich eben so wenig,“ versetzte der Bursche, „denn ich habe ihr Gesicht den ganzen Weg noch nicht gesehen; seufzen habe ich sie wohl oft gehört und zwar so tief, als wollte sie gleich den Geist aufgeben. Mehr

Digitized by Google

können wir auch nicht von ihnen wissen, denn wir Beide, ich und mein Kamerad, sind erst zwei Tage bei ihnen; sie fanden uns unterwegs und beredeten uns, sie für einen guten Lohn bis Andalusien zu begleiten." — „Habt ihr keinen von ihnen nennen hören?" fragte der Pfarrer. „Nein, gewiß nicht," antwortete der Diener, „sie reisen so still, daß es ein Wunder ist und man hört nichts, als herzbrechende Seufzer und Schluchzen der armen Dame. Vermuthlich wird sie wider Willen fortgeschafft; wenn man ihrer Kleidung nach schließen soll, muß sie entweder eine Nonne seyn, oder noch eine werden sollen; und vielleicht ist sie darum eben so traurig, weil ihr das Klosterleben nicht ansteht."

Da der Pfarrer sah, daß er nichts erfahren konnte, gieng er wieder aus dem Stall zu Dorothea. Diese, als sie die verhüllte Dame so seufzen hörte, hatte gefragt, ob ihr nichts fehle und ob sie als Frauenzimmer ihr nicht mit Hilfe und Rath an die Hand gehen könne? Zu allen diesen Fragen schwieg die Unglückliche und beharrte auch, obgleich Dorothea wiederholt in sie drang, auf ihrem Stillschweigen bis der verlarvte Ritter, dem, wie der Bursche gesagt hatte, die Andern gehorchten, hereintrat und zu Dorothea sprach: „Gebt Euch keine Mühe, Sennora, diesem Frauenzimmer Gefälligkeiten zu erzeigen; denn es ist so ihre Art, für Nichts zu danken, was man ihr zu Liebe thut; verlangt auch keine Antwort von ihr, denn Ihr würdet sonst nur eine Lüge aus ihrem Mund vernehmen." — „Ich habe nie eine Lüge gesagt," sprach die Dame, „im Gegentheil hat mich nichts Anders als Aufrichtigkeit in diesen unglücklichen Zustand versetzt. Ihr selbst müßt bezeugen, daß bloß meine Wahrheitsliebe Euch zum Falschen und Lügner gemacht hat."

Cardenio hörte diese Reden ganz deutlich, da nur die Thüre von Don Quixotes Gemach zwischen ihm und der Sprecherin war. Plötzlich brach er daher in die Worte aus: „Himmel, was hör ich? was für eine Stimme ist dies, die mir ins Ohr schallt?" Auf diesen Ruf sah sich die Dame erschrocken um, und da sie Niemand erblickte, stand sie auf und wollte in die Kammer, aber der Ritter hielt sie auf. Indeß war ihr bei dieser Verwirrung die Taffetkappe vom Kopfe gefallen, wodurch sich ihr wunderschönes, obgleich blasses und

… Gesicht enthüllte. …
ihre Augen lachten allenthalben …
… gleich, und Dorothe…
… solle, sie herzlic…
sich bemühte, sie bei den Schultern …
…, daß ihm die Larve vom Gesi…
… der fremden Dame die …
… dem, welcher dieselbe festhielt, …
… Kaum hatte sie ihn erkannt, …
… ein langes und trauriges We…
… Hatte der Barbier sie …
… sie zu Boden gesu…
… die Larve vom Gesi…
… Indem erkannte sie Don F…

Zeichen endlich bewegen, Eure Liebe — denn Ihr könnt ja doch nicht anders — Eure Liebe in Haß, Eure Zärtlichkeit in Abschen zu verwandeln, und nehmt mir lieber vollends das Leben, das ich mit Freuden aufopfre, wenn es vor den Augen meines theuern Gemahls geschieht. Vielleicht daß mein Tod ihn von der Treue überzeugt, die ich ihm bis zum letzten Athemzug bewahrt habe."

In der Zwischenzeit war Dorothea wieder zu sich selbst gekommen. Als sie nun sah, daß dies Lucinde war, und Don Fernando weder von ihr abließ, noch ihr antwortete, sammelte sie alle ihre Kräfte, warf sich ihm zu Füßen und sprach unter einem Strome zärtlicher und bittrer Thränen: „Ach, mein Gebieter! wofern du nicht ganz geblendet bist von den Strahlen der Sonne, die jetzt umwölkt in deinen Armen ruht, so mußt du schon bemerkt haben, daß Dorothea dir zu Füßen liegt, sie, die unglücklich und trostlos bleiben wird, so lange du es nicht anders willst, ich, die du aus Güte oder Leidenschaft bis zu der Höhe erheben wolltest, daß sie sich die Deinige nennen dürfte; die in ihres Vaters Hause unbekannt, ehrbar und zufrieden lebte, bis sie durch dringendes Bitten und anscheinend tugendhafte Liebe bewogen, dir die Pforte ihrer Zurückgezogenheit öffnete und die Schlüssel ihrer Freiheit in deine Hände gab, ein Opfer, welches du mit solchem Undank erwidert hast, daß du mich hier so hast antreffen müssen und daß ich dich unter solchen Umständen erblicken muß. Denke jedoch nicht, daß entehrende Schritte mich hieher geführt haben, nein, nur der Kummer, mich von dir verlassen zu sehen, hat mich an diesen Ort gebracht. Du wolltest mich zu der Deinigen machen, und thatest es auf solche Weise, daß du nie aufhören kannst, der Meinige zu seyn, wenn du dich gleich jetzt von mir lossagen willst. Bedenke, mein Herr, ob ich dich nicht für die Schönheit und den Adel derjenigen, um derenwillen du mich verlassen willst, durch meine unüberschwängliche Liebe entschädigen kann. Du kannst nie der liebenswürdigen Lucinde gehören, weil du mein bist, und sie kann nie die Deinige werden, weil sie dem Cardenio gehört. Wenn du es reiflich überlegst, so muß es dir leichter werden, diejenige zu lieben, die dich anbetet, als diejenige zur Liebe zu bewegen, welche dich verschmäht. Du drängtest

dich in mein argloses Herz, du bestürmtest meine Unschuld; du kanntest auch meinen Stand, und weißt, auf welche Bedingung ich mich dir ergab; folglich bleibt dir kein Vorwand und keine Ausflucht übrig zu klagen, daß du betrogen worden seyst. Wenn du dies nicht läugnen kannst und wenn du eben so sehr ein Christ seyn willst als ein Edelmann, wie darfst du dann Anstand nehmen, mich fortwährend so glücklich zu machen wie im Anfang? Willst du mich nicht für das, was ich bin, für deine rechtmäßige Gemahlin, erkennen, so liebe und behalte mich wenigstens als deine Magd; denn wie ich dir auch angehören mag, so werde ich mich bei dir doch immer glücklich schätzen. Verlasse und verstoße mich nur nicht, sondern schone der grauen Haare meiner Eltern, die sich gegen die deinigen immer als treue Diener und Unterthanen betragen haben und diese Schmach von dir nicht verdienen. Wenn du glaubst, den Adel deines Bluts durch die Vermischung mit dem meinigen zu entwürdigen, so bedenke, daß es unter den adelichen Geschlechtern nur wenige oder gar keine giebt, bei denen nicht ähnliche Fälle eingetreten wären, und daß das Blut der Weiber weniger als das Blut der Männer bei der Ahnenfolge in Betrachtung kommt, zumal da der wahre Adel in der Tugend besteht; und wenn du auf diese Verzicht thust, indem du mir dasjenige versagst, was du mir von Rechtswegen schuldig bist, so bin ich adlicher als du. Mit einem Worte, mein Gebieter, es mag dir lieb seyn oder nicht, so bin ich deine Gemahlin; deine Worte zeugen für mich, und du kannst und darfst sie nicht zur Lüge machen, wenn du dasjenige an dir selbst ehren willst, wegen dessen Ermanglung du mich verschmähest. Deine Versprechungen zeugen für mich, der Himmel zeugt für mich, den du selbst zum Zeugen deiner Gelübde angerufen hast. Und wenn auch das Alles nicht wäre, so würde doch dein eignes Gewissen mitten unter dem Taumel der Lust seine Stimme erheben, die Wahrheit meiner Worte bekräftigen und dir alle Freude und Zufriedenheit rauben."

Diese und andre Gründe brachte die trostlose Dorothea mit solcher Rührung und so vielen Thränen vor, daß alle Anwesenden, selbst die Begleiter Fernandos, sich nicht enthalten konnten, Thränen des Mitleids zu vergießen.

Don Fernando hörte sie stillschweigend an, bis sie ihre Rede geendigt hatte und nun so innig seufzte und schluchzte, daß er von Erz hätte seyn müssen, wenn er bei dem Ausdruck ihres Schmerzens ungerührt geblieben wäre. Lucinde betrachtete sie sowohl mit inniger Theilnahme an ihrer Bekümmerniß, als mit Bewunderung ihres Verstandes und ihrer Schönheit, und gern wäre sie ihr an die Brust geflogen, um ihr etwas zum Troste zu sagen, wenn sie sich den Armen Don Fernandos hätte entwinden können. Lange betrachtete dieser Dorothea voll Scham und Bestürzung, endlich ließ er Luciden los, breitete seine Arme gegen Dorothea aus und sagte: „Du hast gesiegt, liebenswürdige Dorothea, es ist unmöglich, so viele vereinigte Wahrheiten zu läugnen."

Indem Don Fernando Lucinden losließ, wäre sie vor heftiger Bewegung fast hingesunken; doch Cardenio, welcher bisher, um die Blicke Fernandos nicht auf sich zu ziehen, hinter ihn getreten war, setzte jetzt alle Furcht auf die Seite, wagte es, sie in seine Arme zu schließen und sprach: „Wenn es der Wille des gütigen Himmels ist, dir, meine treue, standhafte und liebenswürdige Gebieterin, einige Ruhe zu gönnen, so glaube ich, daß du sie nirgends gewisser finden wirst, als in diesen Armen, die dich jetzt umfangen, die auch früher dich umfiengen, als ich noch so glücklich war, dich die Meinige nennen zu dürfen."

Wie Cardenio dies sagte, blickte Lucinde zu ihm auf, und da jetzt ihr Auge seine Gesichtszüge, sowie vorhin ihr Ohr seine Stimme erkannte, schlang sie, hingerissen von Zärtlichkeit, ohne Zurückhaltung die Arme um seinen Hals, lehnte ihre Wange an die seinige und sagte: „Ja, du bist der wahre, rechtmäßige Besitzer meines Herzens, welche Hindernisse auch das Schicksal in den Weg legen mag, und welche Gefahren auch ein Leben bedrohen mögen, das nur an dem deinigen hängt und nur dir gewidmet ist."

Don Fernando und alle Anwesenden waren voll Erstaunen über diesen außerordentlichen Auftritt; Dorothea glaubte jedoch zu bemerken, daß Don Fernando sich entfärbte und daß es schien,

als wollte er gegen Cardenio Gewalt gebrauchen, weil er eine Bewegung mit der Hand machte, wie um den Degen zu ziehen. Kaum

stieg dieser Gedanke in ihr auf, so umfaßte sie schnell seine Knie, küßte sie und hielt sie so fest umschlungen, daß er sich nicht rühren konnte. Mit Thränen in den Augen sagte sie zu ihm: „Was willst du, mein Einziggeliebter, bei diesem unverhofften Auftritte beginnen? Hier siehst du deine Gemahlin zu deinen Füßen, und jene, nach welcher du dich sehnst, liegt in den Armen ihres Gemahls. Bedenke, ob du dasjenige ändern kannst oder darfst, was die Fügung des

Himmels beschlossen hat, und ob es dir ziemt, Ansprüche auf diejenige zu machen, welche allen Anfechtungen zum Trotze standhaft geblieben ist und jetzt vor deinen Augen Thränen der Zärtlichkeit auf die Wangen und in den Busen ihres rechtmäßigen Gemahls fließen läßt. Ich bitte dich um Gottes und deiner eignen Ehre willen, laß diese ihre freimüthige Erklärung dich nicht zum Zorne reizen, sondern vielmehr so vollkommen besänftigen, daß du diesen Liebenden, ohne sie zu hindern, verstattest, einander im Frieden zu besitzen, solange der Himmel es ihnen vergönnt; denn dadurch wirst du den Edelmuth deiner Gesinnung beweisen, und die Welt wird sehen, daß Vernunft mehr als Leidenschaft über dich vermag."

Cardenio, welcher während dieser Rede Lucinde noch immer in seinen Armen hielt, heftete zu gleicher Zeit seine Blicke auf Don Fernando, entschlossen, bei der geringsten feindseligen Bewegung, welche dieser sich gegen ihn erlauben würde, ihm und allen Andern mit voller Kraft zu widerstehen, wenn es ihm auch das Leben kosten sollte. Doch in diesem Augenblicke legten sich die Freunde Fernandos, nebst dem Pfarrer und dem Barbier, welche sämmtlich zugegen waren, ins Mittel und selbst der ehrliche Sancho Pansa blieb nicht müßig. Alle umgaben den Don Fernando und baten ihn, auf Dorotheas Thränen Rücksicht zu nehmen, und wenn (wie sie nicht zweifelten) Alles wahr wäre, was sie sagte, ihre gerechte Erwartungen nicht zu täuschen, sondern zu erwägen, daß allem Anscheine nach es sich nicht von Ungefähr, sondern durch eine besondre Schickung des Himmels so gefügt habe, daß sie insgesammt an einem Orte, wo sie es am wenigsten vermuthet hätten, einander angetroffen. Ueberdies gab der Pfarrer ihm zu bedenken, daß nichts als der Tod den Cardenio von Lucinden trennen könne und daß sie beiderseits, wenn auch die Schärfe des Schwerts sie scheiden sollte, den Tod selbst für ein Glück halten würden. Da sich demnach die Sachen nicht ändern ließen, so gebiete ihm die Klugheit, sich selbst zu überwinden, Edelmuth zu zeigen und freiwillig dieses Paar das Glück genießen zu lassen, welches der Himmel demselben beschieden. Er bat ihn zugleich, auf Dorotheas Schönheit, die nur wenige oder keine ihres Gleichen habe,

geschweige denn von irgend Jemand übertroffen werde, auf ihre Demuth und ihre außerordentliche Liebe Rücksicht zu nehmen, vor allen Dingen aber nicht zu vergessen, daß er, wenn er als Edelmann und Christ handeln wolle, nicht umhin könne, sein gegebnes Wort zu halten. Thue er dies, so erfülle er seine Pflicht gegen Gott und verdiene den Beifall aller vernünftigen Menschen, welche wohl wissen, daß Schönheit und Sittsamkeit gepaart auf die Erhebung aus dem niedrigsten Stande zu den höchsten Stufen menschlicher Größe Anspruch machen können, ohne Herabwürdigung deßjenigen, der sie zu sich erhebe, und daß man es keinem Menschen verdenken könne, wenn er sich der Gewalt der Liebe überlasse, insofern nichts Sündliches dabei zu Grunde liege. Diesen Gründen fügten die Andern noch so viele und einleuchtende hinzu, daß Don Fernando, welcher ohnehin aus edelm Geblüte entsprossen war, sich erweichen und durch Wahrheiten überzeugen ließ, die er nicht abläugnen konnte, wenn er auch gewollt hätte. Zum Zeichen, daß er besiegt den ihm vorgehaltnen Gründen nachgebe, neigte er sich herab zu Dorothea, umarmte sie und sagte: „Steh auf, Geliebte, es ziemt sich nicht, daß diejenige zu meinen Füßen liege, die über mein Herz gebietet. Wenn ich das, was ich jetzt sage, bisher nicht durch die That bewiesen habe, so war es vielleicht der Wille des Himmels, daß ich vorher deine Treue und Liebe in vollem Umfange kennen lernen sollte, um dich nach Verdienst schätzen zu können. Zürne nur nicht länger, ich bitte dich, über mein ungerechtes Verfahren und meine unverzeihliche Vernachläßigung; denn dieselbe Gewalt, welche mich dir unterworfen hat, machte mich dir auch abtrünnig. Um dich zu überzeugen, so betrachte nur die Augen der jetzt zufriednen Lucinde, so wirst du in ihren Blicken die Entschuldigung meines Fehltritts finden. Da sie jetzt das Ziel ihrer Wünsche erreicht hat, und ich in dir Alles gefunden habe, was mich beglücken kann, so möge sie lange Jahre sicher und glücklich mit ihrem Cardenio leben und ich werde den Himmel bitten, mich eben so lange durch den Besitz meiner Dorothea zu beglücken." Mit diesen Worten umarmte er sie aufs Neue und legte mit so vieler Zärtlichkeit seine Wange an die ihrige, daß er nur mit Mühe die Thränen zurückhielt, die im

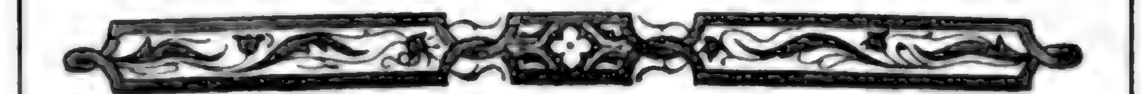
Begriffe waren, als unwidersprechliche Zeugen seiner Reue und Liebe zu fließen. Lucinde, Cardenio und alle Umstehenden konnten sich der ihrigen nicht erwehren, sondern fast alle vergossen so viele Zähren der Freude, theils über ihr eignes Glück, theils über das Glück der Andern, daß man hätte denken mögen, es wäre ihnen Allen großes Herzeleid widerfahren. Selbst Sancho Pansa weinte mit; doch gestand er nachher, er habe nur darüber geweint, daß Dorothea nicht die Königin Micomicona sey, wofür er sie gehalten und von welcher er sich große Gnadenbezeigungen versprochen.

Thränen und Verwundrung währten noch eine Zeit lang bei Allen. Hierauf warfen Cardenio und Lucinde sich dem Don Fernando zu Füßen und dankten ihm für die Wohlthat, die er ihnen erzeigt hatte, in so verbindlichen Ausdrücken, daß er nicht Worte finden konnte, um sie zu erwidern, sondern sie nur aufs freundschaftlichste und liebreichste umarmte. Er bat hierauf Dorothea, ihm zu

sagen, wie sie nach diesem Orte gekommen sey, der so weit von ihrem Geburtsort entfernt liege. Sie erzählte ihm alle Umstände, welche Cardenio bereits von ihr gehört hatte, zwar mit wenigen Worten, aber mit so vieler Anmuth, daß sowohl Don Fernando als seine Begleiter ihr mit dem größten Vergnügen zuhörten, und gerne gewünscht hätten, ihr noch länger zuhören zu können. Don Fernando erzählte hierauf gleichfalls, was ihm in der Stadt begegnet war, seitdem man in Lucindens Busen das Papier gefunden, worin sie erklärte, daß sie nicht seine Gemahlin werden könne, weil sie Cardenios Braut sey. Er gestand, daß er sie habe umbringen wollen und daß er es würde gethan haben, wenn ihre Eltern ihn nicht daran verhindert hätten. Voll Scham und Verdruß sey er hierauf aus dem Hause gegangen, in der Absicht, eine bequemere Gelegenheit zur Rache abzuwarten, und am folgenden Tage habe er gehört, daß Lucinde im Hause ihrer Eltern vermißt werde und daß Niemand wisse, wohin sie gegangen. Nach einigen Monaten habe er erfahren, daß sie sich in einem Kloster befinde und Willens

sey, ihr Leben daselbst zuzubringen, wenn sie nicht die Gemahlin des Cardenio werden könne. Sobald er dies vernommen, habe er sich in Begleitung der drei Cavaliere, die bei ihm seyen, nach ihrem Zufluchtsorte begeben, übrigens vermieden, ihr zu Gesichte zu kommen, damit man nicht, wenn man seine Anwesenheit erführe, im Kloster gegen seine Anschläge auf der Hut seyn möchte. Wie er nun eines Tags die Gelegenheit abgewartet und die Klosterpforte offen gefunden, habe er zwei von seinen Freunden an der Pforte zur Wache gelassen und sich mit dem dritten ins Kloster verfügt, um Lucinden aufzusuchen, welche sie im Gespräch mit einer Nonne angetroffen. Ohne ihr einen Augenblick Zeit zur Besinnung zu lassen, haben sie sich ihrer bemächtigt und sie an einen Ort in Sicherheit

gebracht, woselbst er dafür gesorgt habe, sie weiter fortzuschaffen. Das Alles habe er ohne Gefahr ausführen können, weil das Kloster weit von der Stadt in einer einsamen Gegend liege. Er setzte hinzu, sobald Lucinde sich in seiner Gewalt befunden, sey sie in eine tiefe Ohnmacht gefallen und seit dem Augenblick, da sie wieder zu sich gekommen, habe sie beständig geseufzt und geweint, ohne ein Wort zu reden. Schweigend und weinend sey sie endlich mit ihnen bis nach diesem Wirthshause gekommen, welches er jetzt wie einen Himmel betrachten müsse, weil sie hier sämmtlich das Ende ihrer irdischen Widerwärtigkeiten gefunden.



Siebenunddreißigstes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte der berühmten Prinzessin Micomicona, sammt andern anmuthigen Abenteuern.

Sancho wollte verzweifeln, als er seine Luftschlösser auf einmal verschwinden und die Prinzessin Micomicona sich in Dorothea und den Riesen Pandafilando in Don Fernando verwandeln sah. Sein Herr lag noch in tiefem Schlafe und wußte kein Wort von Allem, was seither vorgegangen. Dorothea konnte sich kaum besinnen, ob ihr Glück ein Traum sey oder nicht; Cardenio und Lucinden giengs ebenso; Don Fernando dankte dem Himmel, auf so gute Art aus dem Labyrinthe gerückt worden zu seyn, das ihn mit Gefahr für Ehre und Seelenheil bedroht hatte; Jedermann in der Schenke war froh und vergnügt über den Ausgang dieser so wanderbar verschlungnen Händel, und der Pfarrer als ein verständiger Mann, wußte Alles ins rechte Licht zu setzen und Jedem auf passende Weise Glück zu

wünschen. Am meisten aber jubelte und frohlockte die Wirthin, welcher Cardenio und der Pfarrer den von Don Quixote angerichteten Schaden reichlich zu ersetzen versprochen hatten. Nur Sancho, wie gesagt, war traurig und niedergeschlagen. Mit schwermüthigem Gesichte gieng er hinein zu seinem Herrn, der eben erwachte, und sprach:

„Ihr könnt in Gottes Namen fortschlafen, gestrenger Herr, Ihr braucht auch weiter an keinen Riesen, noch an Einsetzung der Prinzessin in ihr Reich zu gedenken, es ist schon Alles vorbei und geschehen." — „Das glaub ich wohl," sprach Don Quixote, „nachdem ich ja mit dem ungeheuersten Riesen die berühmteste Schlacht in meinem Leben gefochten habe. Auf einen Hieb, patsch, lag der Kopf auf der Erde, und das Blut schoß heraus wie Ströme Wassers." — „Ja, sprecht lieber wie Ströme rothen Weins," versetzte Sancho; „wißt Ihrs denn nicht, daß Euer todter Riese ein Schlauch ist, den Ihr zu Fetzen gehauen habt? und das Blut sechs Ohm rothen Weins, den er im Leibe hatte? und der abgehauene Kopf ist die Hure, die mich gebar, und der Teufel soll Alles holen." — „Was sprichst du

Esel da?" fragte Don Quixote, „bist du auch bei Sinnen?" — „Steht nur auf und seht, was für saubre Arbeit Ihr geliefert habt," sprach Sancho; „sie werden uns schon die Zeche dafür machen. Ihr könnt auch die Prinzessin Micomicona in eine Alltagsjungfer, Namens Dorothea, verwandelt, nebst tausend andern Sachen sehen, darüber Ihr Euch kreuzigen und segnen werdet." — „Ich wundre mich hier über nichts," antwortete Don Quixote; „denn erinnerst du dich noch, wie ich, als wir das Letztemal hier waren, dir sagte, daß Alles in dem Hause durch Zauberei zugehe? Was Wunder, wenns jetzt wieder so ist?" — „Ich wollts gerne glauben," versetzte Sancho, „wenn nur meine Prelle auch Blendwerk und Zauberei gewesen wäre; aber das war nicht so, sondern eine wirkliche und wahrhaftige Prelle, denn ich habs ja mit eignen Augen gesehen, wie unser jetziger nämlicher Wirth auch einen Zipfel vom Betttuche hielt und mich unter lautem Gelächter nach Herzenslust himmelhoch in die Luft schnellte. Und wenn man eben die Leute sieht und kennt, da mein' ich, so dumm, wie ich bin, sey weit und breit nicht die Rede von Zauberei, sondern von lauter Unglück und Prügelei." — „Genug, der Himmel wirds schon machen," sprach Don Quixote. „Gieb mir meine Kleider, und hilf mich anziehen, damit ich hinaus und sehen kann, was das für Verwandlungen sind, von denen du schwatzest."

Sancho gab sie ihm, und während er sich anzog, erzählte der Pfarrer Don Fernando und den Uebrigen die Geschichte von Don Quixotes Narrheiten, und was man für List habe brauchen müssen, ihn vom Armuthsfelsen herabzubringen, wo er wegen eingebildeter Verachtung von Seiten seiner Geliebten bleiben zu müssen geglaubt hätte. Zugleich theilte er ihnen alle von Sancho erzählte Abenteuer des Ritters mit, wobei sie nicht wenig lachten, und sich über diese seltsame Art von Narrheit wunderten. „Nun," sprach der Pfarrer zu Dorothea, „da mir die glückliche Entwicklung Eures Schicksals meine Prinzessin geraubt hat, muß ich auf eine andre Erfindung denken, unsern Junker vollends nach Hause zu bringen." Cardenio schlug vor, den angefangenen Faden fortzuspinnen, wobei Lucinde die Rolle der Dorothea übernehmen und fortspielen solle. „Nein," sprach Don Fernando, „das soll nicht seyn, Dorothea soll ihre

Erfindung vollenden, und da wir ohnedies nicht mehr weit von der Heimath des guten Junkers sind, will ich mit Vergnügen das Meinige zu seinem Besten beitragen." — „Wir haben kaum noch zwei Tagereisen nach Hause," sprach der Pfarrer. „Wenns auch mehr wäre," versetzte Don Fernando, „so würde ich doch die Reise gern dran wenden, ein so gutes Werk zu thun."

Während sie so im besten Gespräch waren, trat Don Quixote in völliger Rüstung und Heergeräthe zu ihnen herein; auf dem Kopf hatte er den zerschellten Helm Mambrins, am linken Arm die Tartsche und mit dem rechten stützte er sich auf seine Stange oder Lanze. Don Fernando und die Andern, die ihn noch nicht kannten, stutzten über die seltsame Figur unsers Ritters; denn sein meilenlanges, dürres, braungelbes Gesicht, seine zusammengestoppelten Waffen und sein feierlicher Anstand machten das seltsamste Ganze von der Welt. Sie schwiegen Alle und erwarteten, was er vorbringen würde. Mit erhabnem Ernste, und die Augen starr auf Dorothea gerichtet, begann

er nun folgendergestalt: „Schöne Dame, dieser mein Stallmeister hinterbringt mir, daß Eure Hoheit sich erniedrigt, sich ihres vorigen Standes abgethan, ihr ganzes Wesen verändert und aus einer hohen Königin in eine gemeine Jungfrau sich verwandelt habe. Ist dies auf Willen und Befehl Eures Herrn Vaters, des Zauberkönigs, geschehen, der etwa fürchtete, ich möchte Euch nicht die nöthige und schuldige Hilfe leisten können: so sag ich Euch hiemit, daß er von seiner Kunst nicht das ABC versteht, und noch schlechter in den Rittergeschichten beschlagen seyn muß. Denn hätte er sie mit so vielem Fleiß, Verstand und Nachdenken gelesen als ich, so würde er auf jedem Blatte gefunden haben, daß Ritter, die tief unter meinem Ruhme stehen, wohl größre Dinge ausgeführt haben. Denn was ist Sonderliches daran, einen kleinen Riesen niederzuhauen, so stolz er auch seyn mag? Sinds doch erst einige Stunden, daß ich mit einem solchen — doch nein, ich will schweigen, damit mir Niemand vorwerfen kann, ich lüge; aber die Zeit, die Entdeckerin aller Dinge, wird es schon ans Tageslicht bringen, wenn wir am wenigsten daran denken.“ — „Mit einem paar Weinschläuchen habt Ihr gefochten, nicht mit einem Riesen!“ schrie der Wirth; aber Don Fernando gebot ihm augenblicklich Stillschweigen. „Kurz,“ fuhr Don Quixote fort, „ich sage nur soviel, hohe und enterbte Dame, hat Euer Vater aus obbemeldeten Gründen die Verwandlung mit Euch vorgenommen, so glaubt ihm nicht, denn es ist keine Gefahr auf der ganzen Erde, durch welche sich nicht mein Schwert einen Weg machen könnte; dies Schwert, mit welchem ich Euch den Kopf Eures Feindes zu Füßen legen, und Euch Eure Krone in wenigen Tagen aufs Haupt setzen werde.“

Don Quixote schwieg, und erwartete der Prinzessin Antwort hierauf. Diese wußte nun schon Don Fernandos Willen wegen Vollendung ihrer Rolle, und antwortete daher mit Würde und feierlicher Miene: „Wer Euch gesagt hat, edler Ritter von der traurigen Gestalt, daß ich mich verwandelt und mein Wesen verändert habe, hat Euch sehr unwahr berichtet, denn ich bin heute noch vollständig eine und eben dieselbe, die ich gestern gewesen. Zwar ist es wahr,

daß ein gewisser glücklicher Zufall die angenehmste Veränderung in meinem Schicksale gemacht hat, aber dadurch höre ich durchaus nicht auf zu seyn, was ich vorher war, habe auch nicht deßhalb den Gedanken aufgegeben, den ich zuvor hatte, mich Eures tapfern unüberwindlichen Arms zu bedienen. Laßt also ja, werther Ritter, die Ehre meines Vaters unangetastet und glaubt gewiß, daß er ein kluger und weiser Mann war, weil er vermöge seiner Wissenschaft den leichtesten und sichersten Weg, mich wiederum glücklich zu machen, fand; denn gewiß glaube ich, wärs nicht durch Euch geschehen, nie wär ich wieder so glücklich geworden, als ich jetzt bin. Alle diese Herrn, welche gegenwärtig sind, werden mir bezeugen, daß dies wahr ist. Nichts ist nun übrig, als daß wir uns morgen frühe auf den Weg machen; denn für heute ist es schon zu spät. Wegen des übrigen guten Ausgangs meiner Sache verlasse ich mich gänzlich auf den Himmel und Euern tapfern Arm."

So sprach die kluge Dorothea und Don Quixote kehrte sich mit ziemlich finsterem Gesicht zu seinem Sancho: „Nun, mein feiner Sancho," sprach er, „bist du nicht der größte Schurke, den es in Spanien giebt? Gesteh, gottloser Landstreicher, hast du mir nicht diesen Augenblick noch gesagt, daß diese Prinzessin sich in ein gemeines Mädchen, Namens Dorothea, verwandelt habe? und daß der Riesenkopf, den ich abgehauen, die Hure sey, die dich gebar, sammt tausend andern Tollheiten, die mich so verwirrt machten, als ich in meinem Leben noch nicht gewesen bin? Ich schwöre bei Gott" — hier blickte er gen Himmel und biß die Zähne zusammen — „ich will ein Beispiel an dir statuiren, das allen andern lügnerischen Schildknappen fahrender Ritter von jetzt bis an der Welt Ende den Kopf zurechtsetzen soll."

„Seyd doch nicht so böse, gestrenger Herr," versetzte Sancho, „es kann ja leicht seyn, daß ich mich wegen der Verwandlung der Prinzessin Micomicona geirrt habe, aber wegen des Riesenkopfs oder wenigstens darin, daß Ihr die Schläuche zerhackt habt und daß das Blut rother Wein ist, hab ich, weiß Gott im

Himmel, Recht. Die Schläuche liegen ja noch, so wie Ihr sie zugerichtet habt, bei Euer Gestrengen Bette; der rothe Wein hat ein ganzes Meer in die Kammer gemacht und Ihr werdet schon sehen, was Ihr Euch eingebrockt habt; bei der Rechnung wird sichs ausweisen. Daß aber die gnädige Prinzessin noch das, was sie war, ist, freut mich von Herzen, denn ich finde meinen Vortheil so gut dabei als sonst Einer."

„Höre Sancho," sprach Don Quixote; „laß dir was sagen: du bist ein Schafskopf! vergieb mir und damit gut!"

„Ja gewiß," sagte Don Fernando; „nun kein Wort mehr davon. Die Prinzessin will, wie gesagt, ihre Reise bis morgen aufschieben, weil es jetzt schon zu spät ist. Indeß wollen wir die Nacht vergnügt unter uns zubringen und morgen insgesammt den Herrn Ritter Don Quixote begleiten, um Zeugen der großen und unerhörten Thaten zu seyn, welche er bei seinem schweren Unternehmen vollbringen wird."

„Die Ehre wird auf meiner Seite seyn, Euch zu dienen und zu begleiten," versetzte Don Quixote. „Zugleich danke ich Euch für die gute Meinung, die Ihr von mir habt, welche ich zu bestätigen suchen werde, sollte es auch mein Leben und, falls dies möglich wäre, mehr als mein Leben kosten." Hierauf fielen noch viele Höflichkeiten und Freundschaftsversicherungen zwischen Don Quixote und Don Fernando vor; aber die Ankunft eines Fremden in der Schenke, der gerade so, wie ein eben aus der Berberei zurückkommender Christensklave aussah, unterbrach sie. Er trug ein knappes Wamms von blauem Tuch mit halben Aermeln und ohne Kragen; die Hosen waren ebenfalls von blauer Leinwand, und auf dem Kopf hatte er eine dergleichen Mütze, außerdem trug er maurische Halbstiefeln und einen Säbel in einem Wehrgehäng, das ihm queer über die Brust gieng. Hinter ihm kam ein maurisch gekleidetes Frauenzimmer auf einem Maulthiere, das Gesicht mit einem Schleier bedeckt und mit einer kleinen brocatenen Haube von Goldstoff; darüber trug

sie einen weiten türkischen Mantel, der ihr von den Schultern bis zu den Füßen reichte. Die Mannsperson war stark, wohl gewachsen, nicht viel über vierzig Jahre alt, ein wenig braun im Gesichte und trug einen großen Schnurrbart, sowie einen Backenbart, der ihm trefflich stand. Kurz, man sah, daß er, wenn er gut gekleidet wäre, einen Mann von Stande vorstellen könnte. Er verlangte ein Zimmer, und schien es ungern zu hören, als man ihm sagte, daß in der ganzen Schenke weiter keines als das allgemeine sey. Indessen gieng er hin und hob die anscheinende Maurin von ihrem Thiere herab. Lucinde, Dorothea, die Wirthin, ihre Tochter und Maritornes, für welche diese Tracht was ganz Neues war, umringten und betrachteten die Maurin. Dorothea, welche ohnedies von Natur

Digitized by Google

besonders freundlich und leutselig war, sah, daß die Fremde sich in Verlegenheit befand, weil sie kein besondres Zimmer bekam und sprach zu ihr: „Aergert Euch nicht, liebe Sennora, über den Mangel an Bequemlichkeiten, den Ihr hier findet, dies ist in den Schenken was ganz Gewöhnliches. Indeß, wenn Ihr Euch zu uns halten und in unsrer Gesellschaft die Nacht zubringen wollt," — sie deutete zugleich auf Lucinde — „so werdet Ihrs hier vielleicht erträglicher finden als anderswo." Die Verschleierte antwortete nichts darauf, sondern stand nur auf, legte die Hände kreuzweise auf die Brust, und beugte den Kopf und Leib zum Zeichen ihrer Dankbarkeit. Aus ihrem Schweigen schlossen sie sogleich, daß sie eine Maurin sey und nicht spanisch sprechen könne.

Indeß kam der Sklave, welcher sich anderswo beschäftigt hatte, hinzu, und da er sah, daß sie seine Gefährtin umringt hatten und anredeten, sprach er: „Meine Damen, dies Frauenzimmer weiß kaum ein paar Worte spanisch und spricht bloß ihre Muttersprache, daher kann sie auch nicht beantworten, was man sie fragt." — „Wir haben sie nichts gefragt," versetzte Lucinde, „sondern ihr nur für diese Nacht unsre Gesellschaft und Kammer angeboten, welche wir herzlich gern mit ihr theilen wollen und wo sie so viel Bequemlichkeit haben soll, als der Ort erlaubt da es in unserm Wunsche liegt, jedem Fremden und besonders Frauenzimmern gefällig zu seyn." — „Ich küsse Euch in ihrem und meinem Namen dankbar die Hände, und schätze Euer gütiges Erbieten um so höher, da es von so angesehnen Personen ausgeht," sprach der Sklave. — „Sagt mir doch, lieber Herr," versetzte Dorothea, „ist dies Frauenzimmer eine Christin oder Maurin? Ihr Schweigen und ihre Tracht läßt uns vermuthen, daß leider das Letztere der Fall seyn werde." — „Ihrer Geburt und Tracht nach ist sie eine Maurin," antwortete der Sklave, „aber im Herzen ist sie eine gute Christin; denn sie verlangt von ganzem Herzen darnach, es zu werden." — „Sie ist also noch nicht getauft?" fragte Lucinde. — „Nein," sprach der Sklave, „wir haben, seit sie aus ihrem Vaterlande Algier weg ist, noch keine Gelegenheit dazu gehabt, und bisher ist sie noch nicht in so dringender Todesgefahr gewesen, daß ich sie ohne die Vorbereitungen, welche unsre

heilige Kirche erfordert, hätte taufen müssen. Aber so Gott will, soll sie bald mit aller der Würde getauft werden, welche ihr Stand erfordert; denn wir sind Beide mehr, als unsre Kleidung verräth."

Diese Rede machte alle neugierig zu erfahren, wer diese beiden Leute wohl seyn möchten; aber Niemand wagte es, sie jetzt darum zu fragen, weil es schien, daß sie lieber ausruhn als erzählen wollten. Dorothea nahm die Maurin bei der Hand, zog sie neben sich auf einen Stuhl nieder und bat sie, ihren Schleier abzulegen. Sie sah den Sklaven an, als wollte sie ihn fragen: was spricht sie zu mir? oder, was soll ich thun? Er sagte ihr auf Aisrabch, warum man sie bitte und daß sie es nur thun könne. Sie nahm darauf den Schleier ab und zeigte ein so schönes Gesicht, daß Dorothea sie schöner fand

als Lucinden und Lucinde sie schöner als Dorothea, und alle Umstehenden bekannten, wenn Jemand ihren beiden Damen an Schönheit gleich komme, so sey es die Maurin, und Einige hielten diese sogar für noch schöner. Auch hier zeigte die Schönheit ihre Allgewalt, die Seelen zu fesseln und sich Liebe zu erwerben; denn Jedermann wollte sogleich der schönen Maurin dienen und ihr Höflichkeit bezeigen. Don Fernando fragte den Sklaven nach ihrem Namen. „Sie heißt Lela Zoraide,“ antwortete dieser. Sobald sie hörte, daß man den Christen um ihren Namen gefragt hatte, sagte sie sehr hastig und mit liebenswürdiger Verwirrung: „No, no, Zoraide: Maria, Maria!“ und zeigte dadurch, sie wolle nicht mehr Zoraide, sondern Maria heißen. Diese Worte und das Feuer der Leidenschaft, mit welcher die Maurin es sagte, lockte den Umstehenden, sonderlich den Frauenzimmern, die von Natur weichherzig sind, mehr als eine Thräne ab. Lucinde umarmte sie voll Liebe und sprach: „Ja, ja, Maria, Maria!“ und sogleich antwortete die Maurin wieder: „Ja, ja, Maria! nicht Zoraide.“

Indeß war es schon spät geworden und der Wirth hatte auf Veranstaltung der Freunde Don Fernandos das Beste, was er konnte, zum Abendessen angeschafft. Da nun aufgetragen war, setzten sie sich alle an einen großen langen Schenktisch; denn in der ganzen Schenke war kein andrer, weder runder noch viereckiger zu finden. Obenan setzte man den Ritter, so sehr er auch diese Ehre verbat. Da er aber diesen Platz dennoch einnehmen mußte, verlangte er die Prinzessin Micomicona an seine Seite, weil er ihr Beschützer sey. Neben diese setzten sich Lucinde und Zoraide, ihnen gegenüber Don Fernando, Cardenio, der Sklave und die übrigen Ritter. Der Pfarrer und Barbier nahmen ihren Platz neben den Frauenzimmern. So speisten sie äußerst vergnügt, und was ihre Lust bei Tisch noch vermehrte, war die Stimmung, welche Don Quixoten anwandelte; denn derselbe Geist der Rede, der ihn ehedem beim Eichelmale der Ziegenhirten ergriffen hatte, kam jetzt wieder über ihn; er hörte plötzlich auf zu essen und begann folgendergestalt: „Gewiß, meine Herrn, wenn mans wohl überlegt, so muß man bekennen, daß fahrende Ritter in der Welt manche große und unerhörte

Dinge zu sehen bekommen. Welcher Sterbliche unter der Sonne würde, wenn er jetzt herein in dieses Kastell träte und uns so beisammen sähe, uns wohl für das halten, was wir sind? Wer würde wohl diese Dame hier mir zur Seite, für die große Königin, als welche wir sie Alle kennen, und mich für den Ritter von der traurigen Gestalt halten, von dem der Mund der Fama so viel erzählt? Wer zweifelt nun noch, daß diese Kunst und das Werk, so ich treibe, jede Kunst und jedes Werk, das Menschen jemals erfunden haben, weit übertreffe und in desto größern Ehren zu halten sey, je größern Gefahren es unterworfen ist? Hinweg mit denen, welche behaupten, Gelehrsamkeit gehe über Waffen! Wer dies spricht, sey er, wer er wolle, dem sag ich ins Gesicht, er weiß nicht, was er redet. Diese Schwätzer führen gemeiniglich zu ihrem Behufe an, daß die Arbeiten des Geistes weit größer und edler seyen als die Arbeiten des Körpers, und daß das Waffenhandwerk ein bloßes Werk des Leibes sey, gleich als ob der Kriegsmann weiter nichts wäre als ein Taglöhner und

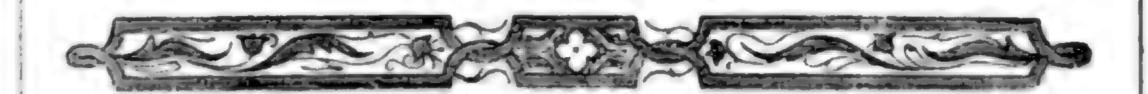
Lastträger, der nur Knochen braucht, und als ob uns in unserm Stande nicht so manche Fälle vorkämen, in welchen nur Klugheit und Einsicht zum Ziele führen. Was arbeitet bei dem Helden, der ein Heer zu befehligen, oder eine belagerte Stadt zu vertheidigen hat? Leib oder Geist? sind Leibeskräfte allein hinreichend, des Feindes Plan und Kriegslisten zu entdecken und seinen Absichten zuvor zu kommen und sie zu vereiteln? sind dies nicht lauter Dinge, die sein Verstand allein thun muß und woran sein Leib fast gar keinen Theil nimmt? Da es nun ausgemacht ist, daß der Gelehrte sowohl als der Krieger Verstand haben muß, so wollen wir doch untersuchen, wessen Geist am meisten und vorzüglichsten arbeitet. Dies können wir nur aus dem mehr oder weniger edeln Zwecke beurtheilen, den sich Jeder vorgesetzt hat, als wornach eigentlich seine Würde zu schätzen ist. Der Zweck des Gelehrten — ich rede hier nicht von dem, der sich mit göttlichen Dingen und der Seligkeit unsrer Seele beschäftigt, weil dieser ohnehin den Vorzug vor allen Andern hat, sondern nur von dem, der sich mit menschlichen Wissenschaften, als mit Verwaltung der Gerechtigkeit, mit Beobachtung der Gesetze und Anderm dergleichen abgiebt, — der Zweck dieses Gelehrten sage ich, ist unstreitig edel, gut und lobenswürdig; aber bei weitem noch nicht so erhaben, als der Zweck des Kriegers — der Friede, welcher das größte Gut ist, das wir in diesem Leben genießen können. War nicht die erste frohe Nachricht, welche in jener Nacht des Heils Engel in den Lüften der Welt und den Menschen zusangen: Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen? War nicht der Gruß, den der beste Meister im Himmel und auf Erden seine Lieblinge und Jünger lehrte, daß sie beim Eintritte in ein Haus sagen sollten: Friede sey in diesem Hause? und sprach er nicht selbst so vielmal: meinen Frieden geb ich Euch; meinen Frieden laß ich Euch; Friede sey mit Euch! als wenn er ihnen einen Schatz und Juwel gäbe, ohne welchen für sie im Himmel und auf Erden keine Glückseligkeit wäre? Dieser Friede ist der wahre Zweck des Kriegs; denn Krieg und Waffen sind einerlei. Da wir nun gefunden haben, daß Friede der Zweck des Kriegs und dieser Zweck weit erhabner als der Zweck der Wissenschaften ist, so wollen wir auch das Andre

untersuchen: wessen Leibeskräfte mehr arbeiten, die des Kriegers oder die des Gelehrten?"

Wer unsern Ritter so gut und vernünftig reden hörte, konnte ihn gewiß nicht für einen Narren halten; alle Anwesenden vergaßen es wenigstens in diesem Augenblicke, und da die meisten ohnedies Soldaten waren, hörten sie ihm mit vielem Vergnügen die ganze Rede hindurch zu.

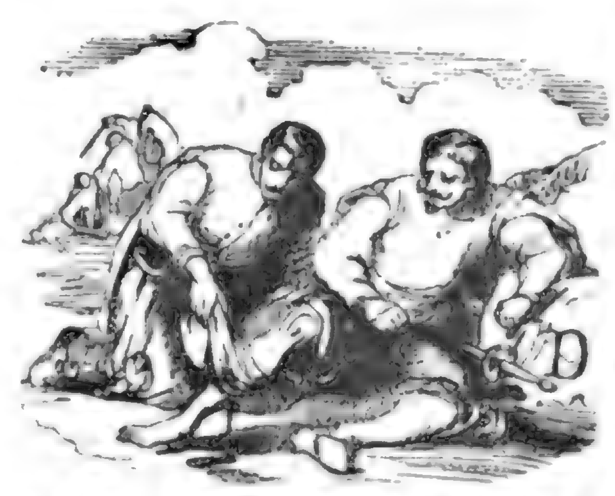
Don Quixote fuhr also fort: „Die Noth des Gelehrten ist meistens Armuth. Ich sage darum nicht, daß alle Gelehrten arm sind, sondern setze hier nur den schlimmsten Fall. Wenn ich vom Gelehrten sage, er ist arm, so darf ich seine Leiden weiter nicht zergliedern; denn einem Armen gehts gewiß nicht wohl: er leidet von allen Seiten, bald Hunger, bald Kälte, bald Blöße, bald trifft dies Alles zusammen. Doch geht es ihm nie so übel, daß er gar nichts zu essen hätte; er findet doch immer noch sein tägliches Brod, wär es auch ein paar Stunden später, als andre Leute essen, und von den übrigen Brocken der Reichen. Das größte Elend des Studirenden besteht darin, daß er der Klostersuppe nachgehen muß. Es fehlt ihm auch nie an andrer Leute Kohlpfanne oder Kamin, woran er sich, wenn auch nicht wärmen, doch ein wenig aufthauen kann und Nachts schläft er doch immer noch unter einem Dache. Andre Kleinigkeiten, die man unter seine Uebel rechnen könnte, will ich hier nicht erwähnen; denn daß er zuweilen kein Hemd anzuziehen hat, daß an seinen Schuhen kein Stich mehr hält, daß sein Rock kein Härchen Wolle mehr hat und daß er sich bei jedem Schmause, den ihm das gute Glück in den Wurf bringt, gleich eine Unverdaulichkeit an den Hals ißt, sind Sachen von zu geringer Erheblichkeit, als daß sie hier in Anschlag kommen könnten. Auf diesem obgleich rauhen und beschwerlichen Wege, auf dem er bald hier strauchelt, bald dort fällt, bald wieder aufsteht, bald auf die Seite gestoßen wird, gelangt er doch endlich, wohin er will, und wie viele haben wir ihrer gesehen, die, nachdem sie ein günstiger Wind des Glücks durch diese Klippen geführt hatte, auf den Gipfel der Ehre erhoben worden sind? Sie saßen auf einem Stuhle und regierten die Welt; ihr Hunger verwandelte sich in Sättigung, ihr Frost in sanfte Wärme, ihre Nacktheit

in Feierkleider, und statt der harten Erde, auf welcher sie sonst schliefen, liegen sie jetzt auf holländischer Leinwand und Damast — eine Belohnung, welche ihre Tugend wohl verdient hatte. Aber vergleichen wir ihre Leiden einmal mit den Leiden des Kriegers, und gleich sollt ihr sehen, meine Herrn, daß dieselben gegen diese fast ganz verschwinden."



Achtunddreißigstes Kapitel.

Merkwürdige Rede des Ritters Don Quixote, enthaltend eine Vergleichung zwischen den Waffen und Wissenschaften.



on Quixote fuhr fort: „Wir haben den Gelehrten in seiner Armuth betrachtet, sehen wir nun, ob der Soldat reicher ist. Bei Gott, kein ärmeres Geschöpf ist unter der Sonne, als er. Von dem schlechten Solde, den er oft spät, zuweilen gar nicht bekommt, soll er leben, und wagt er etwas zu rauben, so läuft dabei sein Gewissen und sein Leben Gefahr. Wie oft ist er so nackt, daß sein zerhackter Koller ihm Hemde, Rock, Feierkleid und Alles ist. Muß er sich nicht oft mitten im Winter unter offnem Himmel und bei der strengsten Kälte bloß an seinem eignen Athem wärmen, der, da er aus leerem Leibe kommt, wider den Lauf der Natur selbst kalt ist? Nun bricht die Nacht ein, und er hofft sich vielleicht im Bette von allen Uebeln des Tags zu erholen? Gut! wenn er sich es nicht selbst zu eng macht, so hat er ein ziemlich geräumiges Bett und kann sich auf der Erde nach Herzenslust ausstrecken und hin- und herwälzen, ohne Furcht, sich in die Betttücher zu verwickeln. Nun kommt der Tag und die Stunde, da er graduirt werden soll, ich meine, der Tag der Schlacht, und siehe, da setzt man ihm ein Baret von Pflastern auf den Kopf, um

damit ein Loch zu verstopfen, das ihm eine Kugel in den Schädel geschlagen hat, oder schneidet ihm einen Arm, ein Bein ab. Und ist dies nicht der Fall, sondern bringt ihn der gute Himmel frisch und gesund davon, so bleibt er zum mindesten so arm, als er war. Muß er nicht manchem Treffen und Scharmützel beigewohnt haben und aus allen glücklich durchgekommen seyn, wenn ers zu etwas bringen und sich emporschwingen will? Aber wie selten sind diese Wunder! Habt Ihr wohl je bedacht, meine Herrn, wie klein die Zahl der durch den Krieg glücklich Gewordnen gegen die Zahl derjenigen ist, welche der Krieg weggerafft hat? Habt Ihrs, so müßt Ihr bekennen, daß zwischen beiden Theilen gar kein Verhältniß statt findet, daß man für die Letztern kaum Ziffern genug hat, Jene aber an den

Digitized by Google

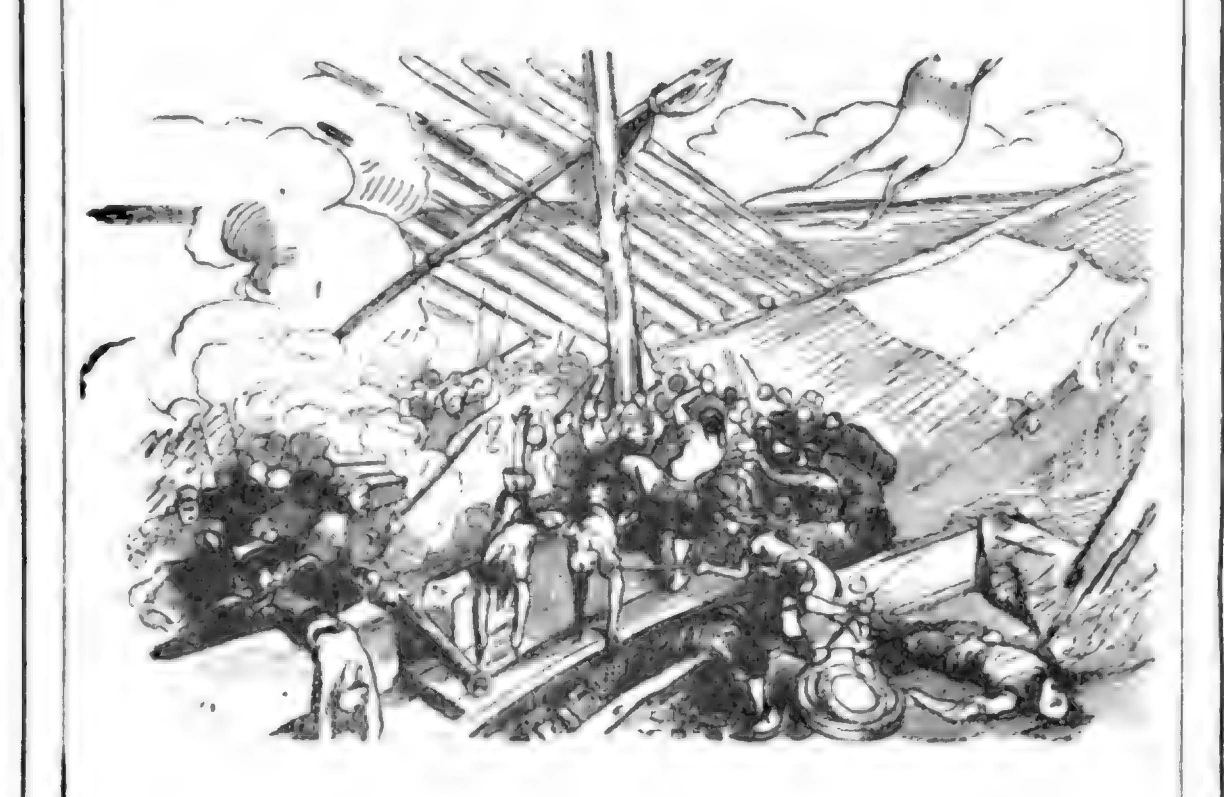
Fingern herzählen kann. Ganz anders verhält sichs mit den Gelehrten, die auf die eine oder andre Art ihr Unterkommen finden, während den Soldaten bei größern Mühseligkeiten kleinere Belohnung erwartet. Hierauf könnte man zwar antworten, es sey leichter, zweitausend Gelehrte, als dreißigtausend Soldaten zu belohnen, weil jene durch Aemter, die man ohnedies Niemand anders geben kann, diese aber schlechterdings aus dem Beutel des Herrn, dem sie dienen, belohnt werden müssen. Allein dies bestätigt meinen Satz nur noch mehr."

„Doch lassen wir dies bei Seite, um uns nicht in ein Labyrinth zu verwickeln, und kommen wir auf den Vorzug der Waffen vor den Wissenschaften zurück. Dies ist der streitige Punkt, den ich noch auszumachen habe, und zwar eben durch die Gründe, welche jeder Theil für seine Sache anführt. Der Gelehrte sagt: die Waffen können ohne Wissenschaft nicht bestehen, denn der Krieg habe auch seine Gesetze, denen er unterworfen sey; Gesetze aber gehören für die Gelehrten. Die Vertheidiger der Waffen sagen: ohne diese können keine Gesetze bestehen; denn die Waffen müssen Republiken und Königreiche aufrecht erhalten, Städte vertheidigen, Heerstraßen sicher machen und die Meere von Seeräubern reinigen; kurz, ohne sie würden Staaten und Reiche, Städte und Wege, Wasser und Land fortwährend den gewaltsamen Zerrüttungen des Kriegs ausgesetzt seyn. Es ist eine ausgemachte Sache, daß man, jemehr ein Ding kostet, dasselbe desto höher schätzt. Nun kostet zwar, berühmt und ein großer Mann zu werden, einem Gelehrten viele Zeit, Nachtwachen, Hunger, Blöße, Kopfweh, Unverdaulichkeiten und andre damit verknüpfte Unannehmlichkeiten, die ich zum Theil schon erwähnt habe. Aber ein braver Soldat zu werden, kostet alles dies und noch ohne Vergleich mehr, weil man keine Stunde seines Lebens sicher ist. Und welche Mühseligkeit kann wohl ein Gelehrter dem Elende eines Soldaten entgegensetzen, der in einer Festung belagert wird? Da steht er auf einer Schanze oder auf einem Bollwerke Schildwache und fühlt, daß die Feinde unter seinen Füßen eine Mine angelegt haben; keinen Fingerbreit darf er seinem Posten und der Todesgefahr entweichen, die ihn so nahe bedroht. Alles, was er

thun kann, ist, seinem Hauptmann Nachricht von dem, was vorgeht, zu geben, damit man durch Gegenminen helfen könne; er selbst aber muß stehen bleiben, in steter Furcht, ohne Flügel in die Wolken zu fliegen und ohne Fallschirm herunterzustürzen. Oder scheint Euch diese Gefahr noch nicht schrecklich genug, so wollen wir sehen, wie Euch die andere scheint, wenn auf dem weiten Meere zwei Galeeren sich angreifen. Mit den Vordertheilen hängen sie bereits zusammen, und der Soldat hat nicht mehr Platz, als zwei Fuß breit auf dem Verdecke, nichts sieht er vor sich, als drohende Werkzeuge des Todes; kaum eine Lanze lang vor ihm stehen die offnen Schlünde der Kanonen, und beim nächsten Fehltritte, den er thut, stürzt er in Neptuns Abgründe hinab. Dennoch tritt er unverzagten Sinnes hin, bietet seine Brust allen feindlichen Gewehren zum Ziele dar und dringt durch diesen

Digitized by Google

engen Weg hinüber in das feindliche Schiff. Und was am wunderbarsten ist, kaum stürzt einer für immer todt dahin, so steht schon ein Andrer auf eben dem Platze, wo jener fiel, und stürzt auch dieser ins Meer, welches wie ein Feind auf ihn lauert, so rückt ein Dritter und ein Vierter ohne Zagen und Zögern dem gleichen Tod entgegen.

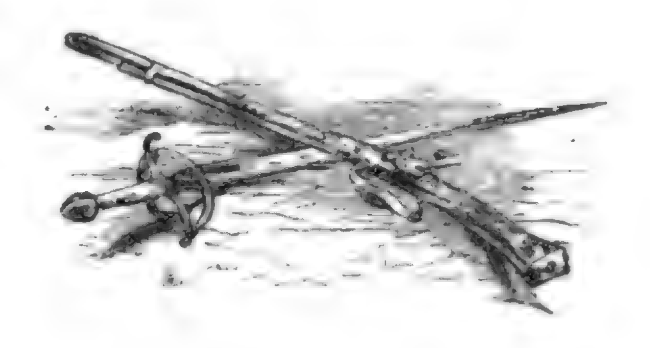


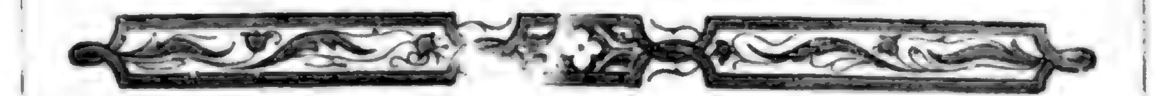
Gewiß ein Heldenmuth, wovon man nirgends sonst im Kriege glänzendere Proben finden kann. Glückselig waren die Zeiten, welche die schreckliche Wuth der großen und kleinen Feuergewehre noch nicht kannten! Gewiß muß der Erfinder für das fluchwürdige Geschenk, welches er der Welt gab, in der Hölle büßen, weil er machte, daß nun der feigherzigste Schurke dem tapfersten Ritter das Leben rauben kann. Denn mitten im Feuer des Muths, das seine edle Brust entzündet, kommt eine heillose Kugel, ohne daß man weiß, wie oder woher? und

wirfst einen Mann darnieder, der Jahrhunderte zu leben verdient hätte. Wenn ich dies bedenke, so ärgerts mich in der Seele, daß ich in einem so abscheulichen Zeitalter, als das unsrige ist, ein fahrender Ritter geworden bin; denn ungeachtet mir schlechterdings keine Gefahr Furcht einjagen kann, so schlägt mich doch der Gedanke nieder, daß ein wenig Pulver und Blei dem Laufe meiner Thaten ein Ziel setzen und mir die Gelegenheit rauben könnte, mich durch die Stärke meines Arms und die Schneide meines Schwerts in der ganzen entdeckten Welt berühmt zu machen. Aber füge es der Himmel, wie er will; je größern Gefahren ich mich unterwerfe und um wie viel mehr ich unternehme, als die fahrenden Ritter voriger Zeiten, desto größer wird auch mein Ruhm seyn."

Diese lange Rede hielt Don Quixote, indeß die Andern speisten, und vergaß darüber, einen Bissen zu sich zu nehmen, ob ihn gleich Sancho etlichemale daran erinnert und gesagt hatte, er könne ja nach dem Essen reden, soviel er wolle. Alle, die ihm zugehört hatten, beklagten aufs Neue, daß ein so guter und über alle andre Dinge richtig denkender Kopf den Verstand verliere, sobald er auf sein verwünschtes Ritterhandwerk komme. Der Pfarrer billigte vollkommen, was er zum Lobe der Waffen gesagt hatte, und versicherte ihm, daß er, obwohl selbst Gelehrter und Graduirter, dennoch völlig seiner Meinung sey. Endlich hatte man abgespeist, das Tischtuch ward weggenommen, und die Wirthin, deren Tochter und Maritornes machten Don Quixotens Kammer zum Nachtlager für die Frauenzimmer zurecht. Während dies geschah, bat Don Fernando den Sklaven um die Erzählung seiner Geschichte, denn diese konnte, nach dem, was man gleich bei seiner Ankunft mit Zoraide bemerkt, nicht anders als merkwürdig und unterhaltend seyn. „Herzlich gern will ich Euch den Gefallen thun," sagte der Sklave, „nur befürchte ich, meine Erzählung möchte Euch das gehoffte Vergnügen nicht gewähren; indeß will ich, um nicht ungehorsam zu seyn, sie beginnen." Der Pfarrer und alle Uebrigen dankten ihm unter Wiederholung ihrer Bitte, und da er von so Vielen aufgefordert wurde, sagte er: „Wer mit bestem Rechte befehlen kann, hat nicht nöthig zu bitten. So schenkt mir denn Eure Aufmerksamkeit, und hört meine

wahrhafte Geschichte an, die vielleicht mehr Eure Theilnahme verdient, als manche künstlich ersonnene.“ Mit diesen Worten bewog er Alle, sich zu setzen und ihm stille zuzuhören, und hob sodann mit klarer Stimme folgendermaßen an.



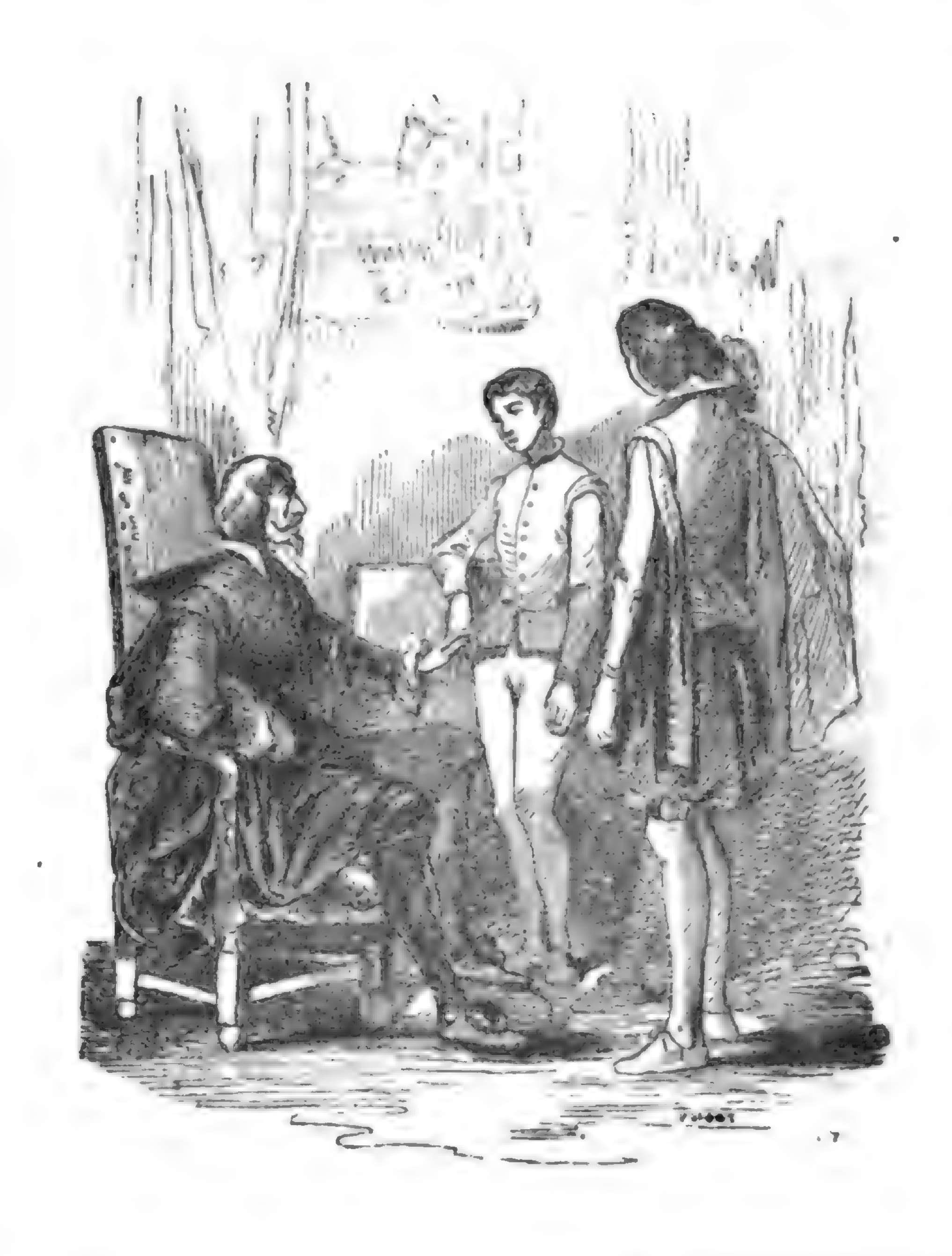


Neununddreißigstes Kapitel.

Geschichte des Sklaven.

Castilien nicht, Leon ist mein Vaterland, in dessen Gebirgen der Ort liegt, wo ich geboren wurde. Die Natur war gegen meine Familie günstiger gewesen, als das Glück. Zwar hieß mein Vater, da er unter so armen Leuten lebte, immer reich und wäre es wohl auch gewesen, wenn er sich so viele Mühe gegeben hätte, das Seinige beisammen zu halten, als er sich gab, es los zu werden. Seine Freigebigkeit, die fast ein Hang zum Verschwenden war, rührte daher, daß er in seiner Jugend Soldat gewesen; denn leicht wird man bei diesem Stande aus einem Geizigen ein Freigebiger und aus einem Freigebigen ein Verschwender, ein geiziger Soldat aber ist wie ein Wunder, also eine sehr seltne Erscheinung. Meines Vaters Freigebigkeit überschritt die Grenzen und streifte oft nahe an Verschwendung hin,

da er doch Kinder hatte, die er versorgen mußte; denn es waren unsrer drei, lauter Söhne und alle in dem Alter, sich eine Bestimmung wählen zu müssen. Da mein Vater nun sah, daß kein Mittel gegen seinen Hang half, wollte er sich selbst die Gelegenheit dazu benehmen und sich seines Vermögens entschlagen; denn wo Nichts ist, hat auch der Kaiser Nichts zu verschenken. Er rief uns also eines Tags in sein Zimmer und hub folgendergestalt an: „Meine Söhne, schon



dieser Name muß Euch sagen, daß Ihr meinem Herzen theuer seyd. Sollte ich Euch aber meine Unfähigkeit, das väterliche Gut beisammen zu halten, auf den Argwohn gebracht haben, als ob ich es nicht gut mit Euch meinte, so sehet jetzt, daß ich als rechter Vater an Euch handle; denn ich will Euch einen Entschluß entdecken, den ich gefaßt und viele Tage her reiflich überlegt habe. Ihr seyd jetzt in dem Alter, da Ihr Eure Bestimmung antreten, oder Euch wenigstens eine Lebensart wählen sollt, die Euch ehrt und nährt. Mein Entschluß ist also, mein sämmtliches Vermögen in vier Theile zu theilen: drei sollt Ihr haben und von dem vierten will ich mich noch die übrigen Tage meines Lebens erhalten. Dabei aber fordre ich, daß Jeder, wenn er abgefunden ist, einen von den Wegen erwähle, die ich Euch vorschlagen will. Wir haben in unserm Spanien ein Sprichwort, das, wie die meisten, mir sehr wahr dünkt, denn sie sind das kurzgefaßte Ergebniß langer und reifer Erfahrung; jenes Sprüchwort heißt: Kirche, Meer oder Königshaus, wähl dir eins, so kommst du aus. Was will das anders sagen, als Einer, der in der Welt etwas vor sich bringen will, muß entweder eine geistliche Pfründe suchen, oder zur See Handel treiben, oder an den Hof gehen; denn freilich heißts auch: des Königs Brod ist besser als helf dir Gott! Nun wollt ich gerne, lieben Kinder, daß Einer von Euch studierte, der Andre ein Kaufmann würde und der Dritte dem König im Kriege diente; denn es ist jetzt so schwer Hofdienste zu bekommen, und macht auch der Krieg nicht reich, so macht er doch tapfer und berühmt. Innerhalb acht Tagen soll Jeder seinen Theil baar haben; sagt mir nun, ob ihr meinem Vorschlage folgen wollt. „Was willst du wählen?“ sprach er zu mir, „du bist der Aelteste.“ Ich antwortete ihm, er solle doch sein Vermögen behalten und brauchen, wie es ihm beliebe, weil wir junge Leute seyen, die in die Welt gehen könnten, und daß mein Vorsatz sey, Soldat zu werden und Gott und dem Könige zu dienen. Mein zweiter Bruder sagte ihm eben dies und beschloß, nach Indien zu gehen und etwas von seinem Vermögen in Waaren zu stecken. Der Jüngste, und ich glaube noch immer der Klügste von uns, sagte, er wolle der Kirche folgen und seine angefangnen Studien zu Salamanca vollenden.“

„Da wir unsre Wahl getroffen hatten, umarmte uns der Vater sämmtlich, und gab uns in der versprochnen Zeit unser Geld, welches,

so viel ich mich erinnre, auf eines Jeden Theil 3000 Dukaten Silbermünze betrug. Denn ein Verwandter kaufte das ganze Gut und zahlte es baar, damit es nicht von der Familie komme. Denselben Tag noch nahmen wir Abschied von dem guten Vater, und da es mir hart schien, den alten Mann mit so wenig Vermögen zu verlassen,

so bewog ich ihn, 2000 Dukaten von meinem Antheile zurückzunehmen, weil ich an einem Tausend zu meiner Einrichtung als Soldat genug habe. Durch mein Beispiel angetrieben, gaben meine Brüder ihm auch noch jeder tausend Dukaten, so daß er viertausend Dukaten baares Geld erhielt, außer den dreitausend, die ihm an liegenden Gründen geblieben waren. Wir nahmen von ihm und unserm Oheim den zärtlichsten Abschied, und mußten versprechen, ihnen, so oft wir könnten, Nachricht von Allem zu geben, was uns Gutes oder Böses begegnete."

„Nachdem sie uns umarmt und uns ihren Segen gegeben hatten, reisten meine Brüder, der eine nach Salamanca, der andre nach Sevilla und ich gieng nach Alicante, woselbst, wie ich vernommen hatte, ein Schiff nach Genua segelfertig lag. Es werden jetzt ungefähr 22 Jahre seyn, seitdem ich das väterliche Haus verließ, und indeß habe ich niemals Nachricht von meinem Vater oder meinen Brüdern erhalten, obwohl ich ihnen verschiedne Briefe geschrieben. Was mir während dieser Zeit begegnet ist, will ich Euch in der Kürze erzählen."

„Ich ging in Alicante an Bord, kam nach glücklicher Ueberfahrt in Genua an, reiste von dort nach Mailand, wo ich mich mit Waffen und Kleidung versorgte, und wollte in Piemont Dienste nehmen; wie ich aber auf dem Wege war, um nach Alessandria della Paglia zu gehen, erfuhr ich, daß der Herzog von Alba nach Flandern ziehe. Ich änderte hierauf meinen Vorsatz, zog mit ihm, diente in den meisten Feldzügen, die er machte, war bei dem Tode des Grafen Egmont und Horn gegenwärtig, und erhielt eine Fahne unter dem berühmten Hauptmann Don Diego de Urbina von Quadalaxara. Wie ich einige Zeit in Flandern gewesen war, kam die Nachricht von dem Bündnisse, welches Seine Heiligkeit, Pabst Pius V., glücklichen Gedächtnisses, mit Venedig und Spanien gegen den gemeinschaftlichen Feind, den Türken schloß, dessen Flotte sich um diese Zeit, zu großem Verluste der Venetianer, der Insel Cypern bemeistert hatte. Man sagte für gewiß, daß der erlauchte Don Juan von Oesterreich,

der natürliche Bruder unsres guten Königs Philipp, den Oberbefehl über die verbündete Streitmacht erhalten werde; man erzählte von ungeheuern Zurüstungen zu diesem Kriege, und das Alles trieb und spornte mich an, dem Feldzuge mit beizuwohnen, und obwohl ich bereits Hoffnung und gewissermaßen Zusage hatte, bei der ersten Gelegenheit eine Compagnie zu bekommen, so ließ ich doch alles im Stiche,

um nach Italien zu gehen, und mein gutes Glück wollte, daß Don Juan von Oesterreich eben in Genua angekommen war, und nach Neapel gehen wollte, um sich mit der venetianischen Flotte zu vereinigen, welches hernach zu Messina geschah. Kurz, ich sah mich in diesem rühmlichen Feldzuge, mehr durch mein Glück, als durch mein Verdienst, bereits zum Hauptmann von der Infanterie erhoben, und in so ehrenvollem Range diente ich an jenem berühmten Tage, welcher für die ganze Christenheit so glorreich ausfiel, indem er allen Völkern die bisher gehabte irrige Meinung benahm, daß die Türken zur See unüberwindlich seyen. An jenem Tage, der den Stolz und Uebermuth der Moslemin zu Boden schlug und so viele Christen glücklich machte, — denn glücklicher noch waren, die in der Schlacht blieben, als diejenigen, welche siegten, — war ich der einzige Unglückliche; denn statt eine Schiffskrone zu erlangen, die mir gewiß zu Theil geworden wäre, hätte ich in den Zeiten des alten Roms gelebt, fand ich mich am Abende des ruhmvollen Tags an Händen und Füßen mit Fesseln beladen, und damit gieng es folgendermaßen zu.

„Uschali, Dey von Algier, ein kühner und tapfrer Korsar, hatte die maltesische Hauptgaleere angegriffen, und ihr so heftig zugesetzt, daß nur noch drei Ritter lebendig am Bord, und auch diese schwer verwundet waren. Die Hauptgaleere des Don Giovanni Andrea, auf welcher ich mit meiner Compagnie mich befand, eilte der maltesischen Flotte zu Hilfe, ich that, was bei solcher Gelegenheit meine Pflicht war, und sprang in die feindliche Galeere, die aber in demselben Augenblick vor der unsrigen die Flucht nahm, so daß meine Soldaten mir nicht folgen konnten, und so befand ich mich allein unter den Feinden, welchen ich nicht widerstehen konnte. Bedeckt mit

Wunden, ward ich gefangen, und wie Euch, meine Herrn, vermuthlich bekannt ist, so rettete sich Uschali damals mit seinem ganzen Geschwader; ich blieb demnach in seiner Gewalt, und war unter so vielen

Fröhlichen der einzige Betrübte und der Einzige, welcher in Gefangenschaft gerieth, während so Viele ihre Freiheit erlangten, denn nicht weniger als fünfzehntausend Christen, die auf der türkischen Flotte als Ruderknechte hatten dienen müssen, wurden an diesem Tage aus der Sklaverei erlöst."

„Ich ward nach Constantinopel geführt, woselbst der Sultan Selim meinen Herrn zum Großadmiral machte, weil er sich in der Schlacht so gut gehalten, und die Hauptstandarte der Malteser als ein Zeichen seiner Tapferkeit davon getragen hatte. Im folgenden Jahre 1572 war ich an Bord der türkischen Admiralsgaleere zu Navarino: ich sah und bemerkte die Gelegenheit, die man damals versäumte, die ganze türkische Flotte im Hafen wegzunehmen; denn die Seesoldaten und Janitscharen erwarteten, daß man sie daselbst angreifen werde, und unsre Flotte hatte ihnen so viel Furcht eingejagt, daß sie insgesammt schon ihre Bündel geschnürt und ihre Passamaken, wie sie die Schuhe nennen, gewichst hatten, um sich ohne Gefecht ans Land zu retten. Allein der Himmel fügte es anders, und es lag nicht an dem Verfahren oder an der Unachtsamkeit unsers Admirals, sondern die Sünden der Christenheit waren Schuld daran, daß der Wille und die Zulassung Gottes uns diese Geißel zu beständiger Züchtigung bestimmte. Genug, Uschali zog sich zurück nach Modon, einer Insel bei Navarino, setzte seine Leute ans Land, befestigte die Einfahrt des Hafens und hielt sich still, bis Don Juan zurückgieng. Auf dieser Rückfahrt ward die Galeere la Presa genommen, welche ein Sohn des berühmten Korsaren Barbarossa führte; die neapolitanische Hauptgaleere la Loba that diesen Fang unter dem Befehl des glücklichen und unüberwindlichen Don Alvaro de Bazan, Marquis von Santa Cruz, dieses Sohns des Kriegsgottes und Vaters der Soldaten. Ich kann mich nicht enthalten, Euch einen Umstand zu erzählen, der hiebei vorfiel. Barbarossas Sohn war so grausam und behandelte seine Sklaven so unmenschlich, daß diese, sobald sie sahen, daß die Loba Jagd auf sie machte und im Begriff war zu entern, insgesammt auf einmal die Ruder gehen ließen, ihren Befehlshaber, der auf dem Vorderkastell stand und sie mit Geschrei zum Rudern antrieb, beim Kopf nahmen und ihn einander von einer Bank

zur andern zuwarfen, wobei sie ihn dergestalt bearbeiteten, daß seine schwarze Seele zum Teufel fuhr, als er kaum bei dem Mastbaum vorbeigekommen war. Dies war die Frucht seiner Grausamkeit gegen sie und ihres Hasses gegen ihn."

„Wir kehrten zurück nach Constantinopel, und im folgenden Jahre 1573 erfuhr man daselbst, daß Don Juan Tunis erobert, den Muley Hamed in Besitz dieser Stadt gesetzt und dadurch dem Muley Hamidah, dem grausamsten und tapfersten Mauren von der Welt, alle Hoffnung benommen habe, wieder auf den Thron zu gelangen. Dieser Verlust war für den Groß-Sultan sehr empfindlich, und vermöge der Schlauheit, die seinem ganzen Hause eigen ist, schloß er mit den Venetianern einen Frieden,

welchen diese noch mehr wünschten als er selbst; worauf er 1574 Goletta und die Citadelle bei Tunis angriff, die Don Juan angelegt, aber noch nicht vollendet hatte.“

„Während aller dieser Begebenheiten saß ich auf der Ruderbank und hatte keine Aussicht, meine Freiheit zu erlangen, wenigstens nicht für ein Lösegeld, weil ich entschlossen war, meinem Vater nichts von meinem Unglück zu melden. Goletta und die Citadelle wurden von den Türken erobert, welche mit 75,000 Mann regelmäßiger Truppen und mit mehr als 400,000 Mauren und andern afrikanischen Söldnern davor lagen, und so viel Kriegsgeräth und Munition bei sich hatten, auch außerdem einen solchen Troß mit sich führten, daß sie im Stande gewesen wären, Goletta und die Citadelle mit Erdwürfen zu verschütten.“

„Goletta, welches man bisher für unüberwindlich gehalten hatte, fiel zuerst, jedoch nicht aus Mangel tapfrer Vertheidigung, vielmehr that die Besatzung Wunder der Tapferkeit; allein die Erfahrung zeigte, wie leicht man in diesem sandigen Lande mit den Belagerungsarbeiten fertig werden kann; denn, wenn man sonst Wasser antrifft, sobald man einige Spannen tief gegraben hat, so konnten die Türken zwei Klafter tief graben, ohne Wasser zu finden. Sie konnten demnach ihre Schanzen vermittelst aufgethürmter Sandsäcke so hoch bringen, daß sie die Mauern der Festung von obenher zu beschießen waren, und daß es der Besatzung nicht möglich gewesen, in den Werken Stand zu halten. Viele meinten, die unsrigen hätten sich nicht in Goletta einsperren, sondern dem Feinde bei der Landung im Freien die Spitze bieten sollen; allein so urtheilen nur Leute, die nicht dabei gewesen sind und nichts von der Sache verstehen; denn da sich in Goletta und in der Citadelle kaum siebentausend Mann befanden, wie hätte denn diese Handvoll Menschen, wenn sie auch noch so tapfer waren, dem zahllosen Heer der Feinde auf freiem Felde Widerstand leisten können? und wie konnte überhaupt eine Festung sich halten, welcher man keine Verstärkung zuschickte? zumal da sie von einem so zahlreichen und entschloßnen Feinde in dessen eignem Lande angegriffen ward. Manche glaubten hingegen (und dieser Meinung bin ich selbst),

der Himmel habe aus besondrer Gnade und Güte gegen Spanien es zugelassen, daß diese Mördergrube voll Bosheit und Uebelthaten zerstört ward, dieser Schlund und Schwamm, der alle Schätze der Nation verschlang und in sich zog, welche man zu keinem andern Endzweck verschwendete, als um das Andenken festzubehalten, daß der siegreiche Karl V. dieses Nest einst erobert habe, als hätte es dieses Steinhaufens bedurft, um seinen Namen zu verewigen."

„Die Citadelle gieng ebenfalls verloren; doch jeder Schritt wurd den Türken streitig gemacht, und die Besatzung vertheidigte sich mit solchem Muth und mit solcher Beharrlichkeit, daß in zweiundzwanzig Hauptstürmen 25,000 Türken auf dem Platze blieben. Nur dreihundert Mann geriethen lebendig in Gefangenschaft, und unter diesen war nicht ein Unverwundeter, woraus man abnehmen kann, wie tapfer jeder seinen Platz behauptet hatte."

„Ein kleines Schloß oder ein Thurm, welcher mitten im See stand, und von Don Juan Zanuguera, einem valencianischen Edelmann, vertheidigt war, mußte noch besonders erobert werden. Unter den Gefangnen befand sich Don Pedro Puertocarrero, Befehlshaber von Goletta, welcher, nachdem er sich aufs äußerste vertheidigt hatte, den Verlust des Platzes so sehr zu Herzen nahm, daß er auf der Fahrt nach Constantinopel in der Gefangenschaft den Geist aufgab. Der Commandant der Citadelle, Gabriel Cerbelloni, ein mailändischer Edelmann, trefflicher Ingenieur und tapfrer Krieger, ward ebenfalls gefangen. Unter den Getödteten in beiden Plätzen waren sehr viele bedeutende Männer und unter Andern Pagano Doria, Ritter vom Orden des heiligen Johannes, ein Mann von vortrefflichem Herzen, welches er durch seine außerordentliche Freigebigkeit gegen seinen Bruder, den berühmten Giovanni Andrea Doria, bewiesen hatte. Sein Tod war desto bedauernswürdiger, weil er von einigen Eingebornen ermordet ward, denen er sich anvertraut hatte, als die Festung nicht mehr zu retten war, und die sich erboten hatten, ihn in maurischer Kleidung nach Tabarka, einem kleinen genuesischen Hafen, oder einer Factorei zu bringen, woselbst

Perlen gefischt werden. Statt dessen hieben sie ihm den Kopf ab, und brachten ihn dem türkischen Befehlshaber, der aber an ihnen das Sprichwort wahr machte, daß man den Verrath zwar benützt, den Verräther aber haßt; denn man sagt, er habe die Meuchelmörder hängen lassen, weil sie ihm den Ritter nicht lebendig überliefert hätten. Unter den Gefangnen befand sich auch ein gewisser Don Pedro de Aguilar, gebürtig aus einem mir nicht erinnerlichen Orte in Andalusien. Er stand als Fähndrich im Dienst, war ein tapfrer Soldat, ein verständiger Mann und ein guter Dichter. Ich erwähnte seiner, weil es der Zufall so fügte, daß er auf unsre Galeere kam, mit mir unter einem Herrn diente, und auf derselben Ruderbank saß. Ehe wir von jenem Hafen ausliefen, machte dieser Cavalier ein Paar Sonette, als Denkgedichte auf Goletta und die Citadelle, die ich Euch wohl noch hersagen kann, weil ich sie auswendig weiß, und ich glaube, sie werden Euch eher Vergnügen, als Langeweile machen." — Indem der

Sklave den Namen Don Pedro de Aguilar nannte, sah Fernando seine Begleiter an, die alle drei lächelten; und wie der Sklave im Begriffe war, die Sonette herzusagen, sprach einer von ihnen zu ihm: „Ehe Ihr weiter fortfahrt, mein Herr, sagt mir doch, was aus diesem Don Pedro de Aguilar, dessen Ihr erwähnt, geworden ist.“

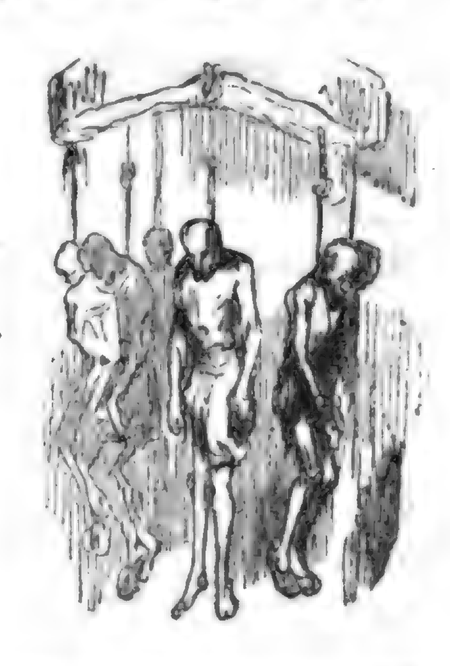
„Alles, was ich Euch von ihm sagen kann,“ erwiderte der Sklave, „ist, daß er nach Verlauf von zwei Jahren, die er in Constantinopel zubrachte, in arnautischer Kleidung mit einem griechischen Spion entwischte. Ich weiß zwar nicht, ob er glücklich entkommen ist; allein ich hoffe es, weil ich ein Jahr nachher den Griechen wieder in Constantinopel gesehen habe; ich hatte aber nicht Gelegenheit, ihn zu fragen, wie seine Reise abgelaufen sey.“

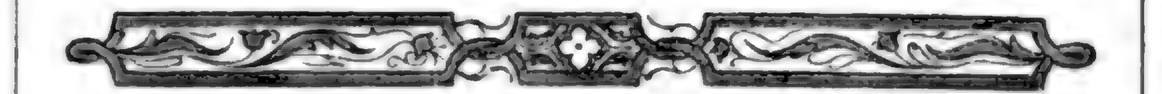
„So kann ich es Euch sagen,“ sprach der Cavalier; „denn dieser Don Pedro ist mein Bruder und lebt jetzt in unserer Stadt gesund und vermögend, ist verheirathet, und Vater von drei Kindern.“

„Gott sey gelobt!“ antwortete der Sklave, „daß er ihm so große Wohlthat erzeigt hat, denn ich glaube nicht, daß es ein größeres Glück auf Erden gibt, als die verlorne Freiheit wieder zu erlangen.“

„Was noch mehr ist,“ versetzte der Cavalier, „ich kenne auch die Sonette, die mein Bruder gedichtet hat.“

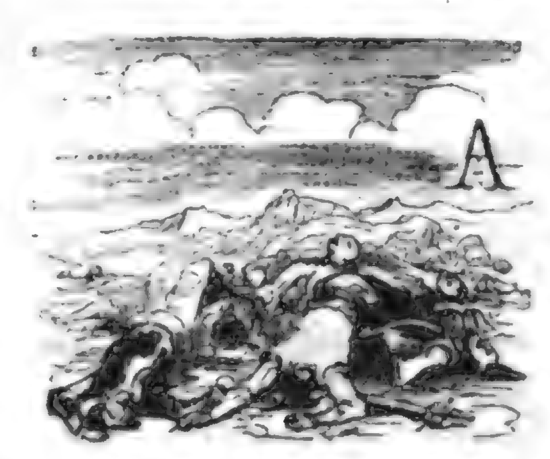
„So bitt ich Euch, sie uns mitzutheilen,“ sagte der Sklave, „denn Ihr könnt sie gewiß besser vortragen als ich.“





Vierzigstes Kapitel.

Sonett auf Goletta. Der Sklave setzt seine Erzählung fort



Also," sprach der Cavalier, „lautete das Sonnet auf Goletta:

„Ihr Heldengeister, die ihr aufgeflogen
Vom Staub, wo modernd eure Hülle ruht,
Die ihr befreit, dort unter Gottes Huth,
Im Frieden wohnt, am blauen Himmelsbogen!

Von edelm Thatendurste fortgezogen,
Die Kraft zu prüfen und den kühnen Muth,
Habt ihr mit eignem und mit Feindes Blut
Den Sand am Meer geröthet und die Wogen.

Es schwand die Lebenskraft aus euern Sehnen;
Auch da noch blieb euch Gott und Ehre theuer,
Besiegt erranget ihr die Siegeskrone.

Ihr sanket, starbt: euch fließen unsre Thränen;
Dort fielt ihr, zwischen Speeren und Gemäuer,
Und Preis und Glorie ward euch zum Lohne."

„Eben so habe ich es auch gehört," sprach der Sklave.

„Und das andre auf die Citadelle," sagte der Cavalier, „lautete, wo ich nicht irre, folgendermaßen:

Hier, wo der Pflug nicht geht, nicht Früchte prangen,
Wo Trümmer rings mit Trümmern sich vermählen,
Hier sind dreitausend wackre Männerseelen
Zu einer bessern Heimath eingegangen.

Hier fochten sie den Streit, den blutig langen:
Nicht Einer will sich feig von hinnen stehlen:
Gefallen sind, die ihrer Reihe fehlen,
Und Jeder will den Todesstreich empfangen.

Seitdem der Boden, wo Karthago stand,
Der gluthverbrannte, sich in giergen Zügen
Von Heldenblut und Thränen satt getrunken,

Sind hier, an diesem öden, harten Strand,
Nie Seelen Edlerer emporgestiegen,
Nie Leiber Tapfrerer ins Grab gesunken."

Man fand die Sonette nicht übel, und der Sklave freute sich über die Nachricht, die er von seinem Mitgefangnen erhielt, worauf er seine Erzählung folgendermaßen fortsetzte:

„Wie Goletta und die Citadelle übergegangen waren, machten die Türken Anstalt Goletta zu schleifen; denn die Citadelle war schon so zugerichtet, daß nichts zu schleifen daselbst übrig blieb. Um nicht zu viel Zeit und Arbeit aufzuwenden, untergruben sie die Werke an drei Stellen, aber keine Mine war hinreichend, die alten Mauern, die man für den schwächsten Theil hielt, zu zerstören, da hingegen Alles, was von Fratino neu angelegten Werken noch übrig geblieben war, mit leichter Mühe gesprengt ward. Die Flotte kehrte siegprangend nach Constantinopel zurück, und nach einigen Monaten starb mein Herr Uschali, den man gewöhnlich Uschali Fartach, den krätzigen Renegaten, nannte; denn er war wirklich krätzig, und es ist eine alte Gewohnheit bei den Türken, daß man den Leuten Beinamen giebt von Fehlern, die sie an sich haben, oder von Tugenden, die sie besitzen, denn eigentliche Geschlechtsnamen giebt es bei ihnen nicht mehr als vier, welche an Adel mit dem Hause Osmans wetteifern; und alle übrigen bekommen Namen und Beinamen entweder von Gebrechen oder von Vorzügen des Geistes, oder des Leibs. Dieser Krätzige diente dem Großsultan vierzehn Jahre als Ruderknecht, und wie er bereits über vier und dreißig Jahre alt war, nahm er aus Erbitterung

über einen Türken, der ihm auf der Ruderbank eine Ohrfeige gegeben, den türkischen Glauben an, und verließ die Religion seiner Väter, um sich an Jenem rächen zu können. Er war so tapfer, daß er, ohne sich der erniedrigenden Mittel zu bedienen, wodurch die meisten Günstlinge der Sultane emporsteigen, Dey von Algier und hernach Großadmiral ward, und demnach die dritte Ehrenstelle im türkischen Reiche erhielt. Er war aus Calabrien gebürtig und ein rechtschaffner Mann, der seine Sklaven, deren er über drei Tausend hatte, sehr menschlich behandelte. Diese wurden sämmtlich nach seinem Tode, vermöge seines letzten Willens, zwischen dem Großsultan und den Renegaten, die unter ihm gedient hatten, vertheilt; denn der Großsultan erbt von jedem seiner Unterthanen, und geht mit dessen hinterlaßnen Kindern zu gleichen Theilen. Ich ward einem venetianischen Renegaten zu Theil, welchen Uschali als Schiffsjungen zum Gefangnen gemacht hatte und so lieb gewann, daß er ihn unter allen seinen Leuten am besten hielt; er ward aber einer von den grausamsten Renegaten, die man je gesehen hat. Er hieß Hassan Aga [1] und ward sehr reich und endlich Dey von Algier. Ich gieng gewissermaßen gerne mit ihm von Constantinopel ab, weil ich Spanien um so viel näher kam; denn ich hatte zwar nicht die Absicht, Jemanden in meinem Vaterlande Nachricht von meinem unglücklichen Schicksale zu geben, allein ich hoffte, das Glück werde mir vielleicht in Algier günstiger seyn, als in Constantinopel, woselbst ich ohne Erfolg unzählige Versuche gemacht hatte zu entkommen; und ich nahm mir vor, in Algier auf neue Mittel zu sinnen, um dasjenige zu erlangen, wornach ich mich so sehr sehnte; denn nie verließ mich die Hoffnung, endlich wieder die Freiheit zu erlangen, und wenn mir auch noch so viele Maßregeln, Anstalten und Entwürfe fehl schlugen, so sann ich doch augenblicklich wieder auf neue Plane, die meine Hoffnung nährten, wenn sie auch noch so schwach und gering war. Damit vertrieb ich mir die Zeit in dem Gefängnisse, welches die Türken Bagno nennen, und woselbst man die Christensklaven einschließt, welche dem Dey und auch wohl bisweilen Privatpersonen gehören, ingleichen diejenigen, die man Almagen oder Gefangne des Stadtraths nennt. Diese letztern

[1] Cervantes schreibt Azanaga.

werden vom Divan zu öffentlichen Arbeiten gebraucht, und ihnen wird es besonders schwer, ihre Freiheit zu erlangen, weil sie dem Gemeinwesen gehören und keinen bestimmten Herrn haben, mit welchem sie sich wegen ihres Lösegelds abfinden könnten, wenn sie auch im Stande wären, es anzuschaffen. In diese Bagnos pflegen, wie ich gesagt habe, einige Privatpersonen ihre Sklaven zu schicken, besonders wenn sie ihre Auslösung erwarten, weil sie dort so lange sicher aufbewahrt werden, bis das Lösegeld ankommt. Die Sklaven des Dey, deren Auslösung erwartet wird, gehen auch nicht mit zur Arbeit, es wäre denn, daß ihr Lösegeld lang ausbliebe, in welchem Falle man sie mit den andern nach Holz gehen läßt, welches eine schwere Arbeit ist, damit sie desto dringender um Geld schreiben. Mich rechnete man mit unter diese Zahl; denn weil man wußte, daß ich Hauptmann war, so half es mir nichts, daß ich mein Unvermögen und meine Armuth betheuerte, sondern man setzte mich mit unter die Zahl der Edelleute und andrer Personen, auf deren Auslösung man rechnete. Man legte mir Ketten an, oder mehr zum Zeichen der erwarteten Auslösung, als um mich damit zu fesseln; und so lebte ich in diesem Bagno auf gleichem Fuße mit vielen Cavalieren und andern angesehenen Leuten, deren Loskaufung man entgegen sah.

„Obwohl wir nun selbst manchmal und fast beständig von Hunger und Blöße Vieles ausstanden, so schmerzte uns doch Alles nicht so sehr, als wenn wir hören und sehen mußten, mit welcher unerhörten Grausamkeit mein Herr den Christen begegnete. Kein Tag vergieng, an dem er nicht einen oder den andern hängen, spießen oder ihm die Ohren abschneiden ließ, und zwar oft entweder ohne alle Ursache, oder um so geringfügiger Dinge willen, daß die Türken selbst sagten, er thue es bloß, weil es ihm Vergnügen mache, ein Henker des ganzen Menschengeschlechts zu seyn. Ein einziger spanischer Soldat, ein gewisser Saavedra [1], konnte mit ihm fertig werden; denn obgleich dieser, um sich in Freiheit zu setzen, schon mancherlei Dinge unternommen hatte, die man zu Algier in vielen Jahren nicht vergessen wird, so ließ er ihm doch nie einen Schlag geben und sagte ihm nicht einmal ein hartes Wort, und doch fürchteten wir, daß er für den

[1] Siehe die Einleitung.

geringsten von den vielen Streichen, die er versuchte, würde gespießt werden, und wäre die Zeit nicht zu kurz, so erzählte ich einige von den Wagestücken dieses Soldaten, die Euch vielleicht besser unterhalten und mehr in Verwunderung setzen würden, als meine eigne Geschichte.

„Ich muß bemerken, daß die Fenster oben im Hause eines gewissen reichen und vornehmen Mauren in den Hof unsers Gefängnisses hinausgiengen. Nach maurischer Bauart waren diese nicht größer noch besser als ein paar Löcher und überdies waren sie mit dichten und starken Gittern versehen. Einst traf es sich, indem ich mit dreien meiner Kameraden mich auf einem Platz im Hofe dieses Gefängnisses befand, woselbst wir zum Zeitvertreib mit unsern Ketten herumzuspringen versuchten, während die übrigen Christen auf die Arbeit gegangen waren, daß ich von ungefähr in die Höhe sah und an dem

vergitterten Fenster einen Stock gewahr ward, woran ein Tuch hieng, und daß man mit dem Stock eine Bewegung machte, als wenn man uns näher zu kommen und ihn in Empfang zu nehmen winkte. Wir bemerkten dies, und einer von meinen Kameraden trat hinzu, um zu versuchen, ob man ihm den Stock zuwerfen würde; allein wie er sich näherte, ward der Stock zurückgezogen und hin und her bewegt, wie man den Kopf zu schütteln pflegt, um ein verneinendes Zeichen zu geben. Mein Kamerad trat zurück, der Stock ward wieder heruntergehalten und man winkte wie vorhin. Ein andrer von uns trat hinzu und es gieng ihm wie dem ersten; auch der dritte machte den Versuch und ward abgewiesen wie die beiden andern. Wie ich dies sah, wollte ich nicht unterlassen, mein Glück gleichfalls zu versuchen, und kaum hatte ich mich unter das Fenster gestellt, so ließ man den Stock in das Bagno herunterfallen, und er fiel mir gerade vor die Füße. Ich nahm das Tuch ab und fand in einem Knoten zehn Cianis eingebunden, kleine maurische Goldmünzen, deren

jede zehn Realen werth ist. Ob mir der Fund erfreulich war, brauche ich wohl nicht zu sagen; er verursachte mir jedoch nicht weniger Verwunderung als Freude, indem ich mir nicht erklären konnte, woher

uns dieser Schatz käme und zwar mir insbesondre, weil man dadurch, daß der Stock nur für mich herunterfiel, zu erkennen gab, die Wohlthat sey ausschließlich mir zugedacht. Ich nahm das Geld, zerbrach den Stock und gieng nach dem Rasenplatze zurück, und indem ich nach dem Fenster blickte, sah ich, daß eine sehr weiße Hand es öffnete

und wieder verschloß. Wir merkten daraus, oder vermutheten wenigstens, daß ein Frauenzimmer in diesem Hause unsre Wohlthäterin sey, und zum Zeichen unsrer Dankbarkeit machten wir nach maurischer

Art unsre Verbeugungen mit dem Kopf und Oberleibe und mit kreuzweise auf die Brust gelegten Händen. Bald nachher ward aus demselben Fenster ein kleines Kreuz von Stäbchen herausgehalten und wieder zurückgezogen. Dies veranlaßte uns zu vermuthen, daß eine christliche Sklavin sich in dem Haus befände, die sich so wohlthätig gegen uns bezeigte, obgleich das blendende Weiß der Hand und die Armbänder, die wir an derselben bemerkt hatten, dieser Vermuthung widersprachen und uns auf den Gedanken brachten, eine christlich geborne Renegatin im Hause zu vermuthen, welche die Mauren gerne zu ihren Gemahlinnen wählen und sie den Weibern ihrer eignen Nation vorziehen. Wir trafen jedoch mit allen diesen Vermuthungen weit vom Ziele; inzwischen waren von der Zeit an unsre Augen beständig auf das Fenster gerichtet, an welchem uns der Stock wie ein Glücksstern erschienen war. Es vergiengen aber wohl vierzehn Tage, ohne daß der Stock, die Hand, oder irgend ein andres Zeichen sich wieder sehen ließ, und obwohl wir indeß uns alle Mühe gaben, zu erfahren, wer in dem Hause wohne, so brachten wir doch weiter nichts heraus, als daß der Herr dieses Hauses ein reicher Maure Namens Hadschi Murat sey, gewesener Alkaide von la Pota, welches ein Amt von großer Auszeichnung ist. Wie wir aber am wenigsten daran dachten, daß es wieder Cianis regnen werde, kam unvermuthet der Stock mit einem dem Ansehen nach noch besser gefüllten Tuche zum Vorschein, und zwar ebenso wie das vorigemal, zu einer Zeit, da kein Fremder in unserm Hofe zugegen war. Wir wiederholten unsern vorigen Versuch, indem jeder meiner drei Kameraden vor mir unter das Fenster trat, und auch diesmal ward der Stock für keinen andern als für mich heruntergelassen. Ich öffnete das Tuch und fand vierzig spanische halbe Dublonen darin und einen Brief, der in arabischer Sprache geschrieben und am Ende mit einem großen Kreuze bezeichnet war. Ich küßte das Kreuz, nahm die Goldstücke und gieng nach dem Platze zurück; wir machten unsre Verbeugungen, die Hand ließ sich wieder sehen, ich gab ein Zeichen, daß ich den Brief lesen werde, und das Fenster ward wieder zugemacht.

„Wir alle waren voll Verwunderung und Freude über diesen Vorfall; weil aber keiner von uns arabisch verstand, so quälte uns die

Neugier zu erfahren, was in dem Brief stehe, und wir waren nicht wenig verlegen, Jemand zu finden, der ihn uns lesen könnte. Endlich wagte ich es, mich einem aus Murcia gebürtigen Renegaten anzuvertrauen, der sich sehr freundschaftlich gegen mich betragen und mir auch manche Dinge im Vertrauen entdeckt hatte, die ihn nöthigen mußten, auch mein Geheimniß zu bewahren; denn einige Renegaten pflegen, wenn sie die Absicht haben, nach den christlichen Ländern zurückzukehren, sich von vornehmen christlichen Gefangnen Scheine geben zu lassen, worin diese in der bündigsten Form bezeugen, daß der Vorzeiger derselben ein rechtschaffner Mann sey, der sich stets der Christen angenommen habe, und daß er bei erster Gelegenheit zu entweichen wünsche. Einige lassen sich diese Scheine aus redlicher Absicht geben, andre aber mißbrauchen sie zu Streifzügen auf christlichem Boden. Wenn sie nämlich von Ungefähr Schiffbruch leiden oder gefangen werden, so zeigen sie ihre Scheine vor, und berufen sich darin auf ihren beurkundeten Vorsatz, im Lande der Christen zu bleiben, indem sie vorgeben, daß sie nur in dieser Absicht die Türken auf ihrem Streifzuge begleitet hätten. Damit schützen sie sich vor der ersten Gefahr, versöhnen sich zum Scheine mit der Kirche, wobei sie nichts verlieren, gehen aber, sobald sie ihre Gelegenheit absehen, wieder nach der Berberei, und bleiben, was sie waren. Andre hingegen verschaffen sich jene Papiere, um sie zu guten Endzwecken zu gebrauchen, und bleiben bei den Christen. Mein Freund war einer der gutgesinnten Renegaten und besaß Zeugnisse von allen unsren Kameraden, daher wir zu ihm das beste Vertrauen hatten; denn wenn die Mauren diese Papiere bei ihm gefunden hätten, so würden sie ihn lebendig verbrannt haben. Ich wußte, daß er das Arabische sehr gut verstand und nicht nur sprechen, sondern auch schreiben konnte. Ehe ich jedoch mich ihm völlig entdeckte, bat ich ihn bloß, mir dieses Papier zu lesen, welches ich zufällig in einem Winkel meines Gefängnisses gefunden hätte. Er öffnete den Brief und las ihn bedächtlich und mit halblauter Stimme durch. Ich fragte, ob er ihn verstehe, und er antwortete mir: Sehr gut, und wenn Ihr den Inhalt von Wort zu Wort wissen wollt, so gebt mir nur Feder und Dinte. Diese verschafften wir ihm, und wie er mit seiner Uebersetzung fertig war, sagte

er: „Hier ist Alles wörtlich ins Spanische übersetzt, was das maurische Papier enthält; merkt Euch nur, daß überall, wo Lela Maria genannt wird, von der heiligen Jungfrau die Rede ist.“ Wir lasen den Brief, der Folgendes enthielt:

„Wie ich noch ein Kind war, hatte mein Vater eine Sklavin, die mich den Segensgruß der Christen in meiner Muttersprache lehrte und mir viel Gutes von der Lela Maria sagte. Die Christin starb und ich bin versichert, daß sie nicht ins Feuer, sondern zu Allah gekommen ist, denn sie ist mir seitdem zweimal erschienen, und hat mir gesagt, ich solle ins Land der Christen ziehn, um Lela Maria zu sehen, die mir sehr gut sey. Ich weiß nicht, wie ich dahin kommen soll. Viele Christen habe ich aus diesem Fenster schon gesehen, aber keiner ist mir so sehr als du wie ein Edelmann vorgekommen. Ich bin schön und jung und habe viel Geld, das ich mitnehmen kann. Sieh zu, ob du Anstalt machen kannst, daß wir entfliehen, so sollst du dort mein Gemahl werden, wenn du willst; oder wenn du das nicht willst, so liegt mir auch nicht viel daran, weil mir Lela Maria wohl einen andern Gemahl geben wird.“

„Sieh dich vor, wem du meinen Brief zu lesen giebst: vertraue dich keinem Mauren, denn sie sind alle Betrüger. Ich bin ängstlich besorgt, daß du dich nicht Verräthern anvertraust; denn wenn mein Vater etwas erführe, er würde mich in einen Brunnen stürzen und mit Steinen verschütten. Ich werde einen Faden an diesen Stock knüpfen; binde deine Antwort daran, oder wenn du Niemand hast, der arabisch schreiben kann, so antworte mir durch Zeichen: Lela Maria wird geben, daß ich dich verstehe. Mögen Allah und sie dich beschützen und dieses Kreuz, welches ich tausendmal küsse, wie mir die Christin gelehrt hat."

„Denkt, meine Herrn, welche Freude und Verwundrung dieser Brief uns verursachen mußte. Beide stiegen in uns zu einer solchen Höhe, daß der Renegat wohl merkte, das Papier sey nicht durch Zufall gefunden, sondern wirklich an einen von uns geschrieben worden. Er bat demnach, wir möchten uns ihm anvertrauen, wenn er in seiner Meinung sich nicht irrte, und ihm Alles entdecken, weil er gerne sein Leben für uns wagen wolle, um uns die Freiheit zu verschaffen. Mit diesen Worten zog er ein Crucifix aus dem Busen, und schwur mit vielen Thränen bei dem Göttlichen, den dieses Bild vorstelle, und an welchen er, ungeachtet seiner Sünde und Verirrung treulich und aufrichtig glaube, daß er in allen Angelegenheiten, die wir ihm anvertrauen würden, Treue und Verschwiegenheit beobachten wolle, weil es ihm ahne, daß diejenige, die diesen Brief geschrieben, die Vermittlerin unsrer Freiheit werden, und zugleich auch ihm Gelegenheit verschaffen werde, sich mit der Kirche zu versöhnen, von welcher Unwissenheit und Sünde ihn als ein faules Glied getrennt habe. Der Renegat sagte dies mit so vielen Thränen und Zeichen ernstlicher Reue, daß wir uns einmüthig entschlossen, ihm ohne Zurückhaltung Alles zu entdecken; wir zeigten ihm das Fenster, an welchem der Stock zu erscheinen pflegte, und er versprach, sich alle Mühe zu geben, um zu erfahren, wer in dem Hause wohne. Wir hielten es auch für nöthig, den Brief der Maurin unverzüglich zu beantworten, und da wir an dem Renegaten einen guten Schreiber zur Hand hatten, so setzte er ohne Zeitverlust alles auf, was ich ihm in die Feder sagte, und was ich Euch noch wörtlich wiederholen kann, weil ich von Allem, was damals vorfiel, nicht den kleinsten Umstand vergessen habe, und auch in

meinem Leben nicht vergessen werde. Wir antworteten der Maurin in folgenden Ausdrücken:

„Der wahre Allah sey dein Beschützer, edle Jungfrau, und die heilige Maria, welche die wahre Mutter Gottes ist und dir ins Herz gegeben hat, in das Land der Christen zu ziehen, weil sie dich lieb hat. Bitte sie, dir die Mittel anzuzeigen, wie du ihren Befehl ausführen kannst, denn sie ist so liebreich, daß sie es gewiß thun wird. Ich und alle Christen, die bei mir sind, versprechen dir, Alles für dich zu thun, was wir können und unser Leben daran zu wagen. Unterlasse nicht, mir zu schreiben und mir Nachricht zu geben, wie du deine Maßregeln nehmen willst. Ich werde dir immer antworten, denn der große Allah hat, wie du aus diesem Briefe siehst, uns einen Christen zugeführt, welcher deine Sprache sehr gut lesen und schreiben kann. Du kannst uns demnach ohne Furcht, von Allem, was du willst, Nachricht geben. Auf deine Aeußerung, daß du mich, so bald du auf christlichem Boden ankömmst, zum Gemahl annehmen wollest, antworte ich dir als ein guter Christ, daß ich der Deinige seyn will, und du kannst versichert seyn, daß die Christen ihr Wort besser halten als die Mauren. Allah und Maria seine Mutter seyen deine Beschützer, edle Jungfrau!"

„Wie der Brief fertig war, wartete ich nach meiner Gewohnheit, bis nach zwei Tagen das Bagno einmal wieder leer war, und begab mich alsdann nach dem gewöhnlichen Platze, um zu versuchen, ob sich der Stock sehen ließe, welcher auch bald zum Vorscheine kam. Sobald ich ihn erblickte, ohne jedoch unterscheiden zu können, wer ihn heraushielt, zeigte ich den Brief, um anzudeuten, daß man den Faden anknüpfen möchte; doch dies war bereits geschehen, und ich band meinen Brief daran. Bald darauf erschien unser Glücksstern wieder mit der weißen Friedensfahne des Bündelchens, welches man herunterfallen ließ. Ich öffnete es und fand darin an Gold und Silbermünze über fünfzig Thaler, wodurch unsre Freude fünfzigmal vermehrt und die Hoffnung, unsre Freiheit zu erlangen, verstärkt ward. Denselben Abend kam unser Renegat wieder und sagte uns, was er erfahren, nämlich, daß Hadschi Murat, der Maure, den man uns schon genannt hatte, in diesem Haus wohne, daß er ein überaus reicher Mann sey und eine einzige Tochter habe, die dereinst sein ganzes Vermögen erben werde; man halte sie in der ganzen Stadt für

das schönste Frauenzimmer der Berberei, und mancher Vornehme habe sich bereits um ihre Hand beworben, sie aber dieselben sämmtlich ausgeschlagen; auch habe sie, wie man ihm gesagt, eine Christensklavin gehabt, die aber schon gestorben sey. Dies alles stimmte mit dem Inhalt des Briefes überein, wir berathschlagten uns demnach mit dem Renegaten über die Mittel, die Maurin zu entführen, und mit ihr nach einem christlichen Lande zu entkommen, und wurden einig, vor der Hand auf neue Nachrichten von Zoraiden zu warten (so hieß diejenige, welche jetzt wünscht Maria genannt zu werden); denn wir sahen wohl ein, daß sie die Einzige sey, die uns aus der Verlegenheit ziehen könne.

„Sofort bat der Renegat, daß wir uns unbedingt auf ihn verlassen sollten, denn er werde sein Leben daran wagen, uns die Freiheit zu verschaffen. Während der nächsten vier Tage waren immer Leute im Bagno; am fünften aber, da es wieder leer war, erschien auch der Stock (der sich unterdessen nicht hatte sehen lassen), und zwar mit einem wohlgefüllten Bündel, das eine reiche Ausbeute versprach. Stock und Tuch neigten sich zu mir herab, und ich fand einen zweiten Brief nebst hundert Thalern in Gold darin und keine kleine Münze dabei. Da der Renegat eben bei uns war, gaben wir ihm den Brief in unsrer Baracke zu lesen, und er übersetzte ihn wie folgt:

„Ich weiß dir keine Mittel anzugeben, mein Herr, wie wir nach Spanien kommen können, und Lela Maria hat mir auch nichts gesagt, obwohl ich sie darum gebeten habe. Ich kann weiter nichts thun, als dir aus diesem Fenster große Summen Geldes zuwerfen. Kaufe dich und deine Freunde damit los und lasse einen von Euch nach dem Christenlande reisen, um ein Schiff zu kaufen und die Andern abzuholen. Ihr werdet mich auf meines Vaters Landhause, vor dem Thore Bab Asson, dicht bei dem Hafen finden, wo ich den Sommer mit meinem Vater und unserm Gesinde zubringen soll und wo Ihr bei Nacht mich ohne Gefahr abholen und an Bord bringen könnt. Vergiß nicht, daß du versprochen hast, mein Gemahl zu werden, sonst werde ich Lela Maria bitten, dich zu strafen. Wenn du dich auf keinen Andern verlassen kannst, so kaufe dich selbst los und reise hin, um ein Schiff zu holen; denn ich weiß, daß du eher als ein Andrer wiederkommen wirst, weil du ein Christ bist und ein Edelmann. Erkundige dich genau nach dem Gartenhause, und wenn du hier

wieder auf- und abgehst, so werde ich daraus abnehmen, daß das Bagno leer ist und werde dir viel Geld geben. Allah behüte dich mein Herr!"

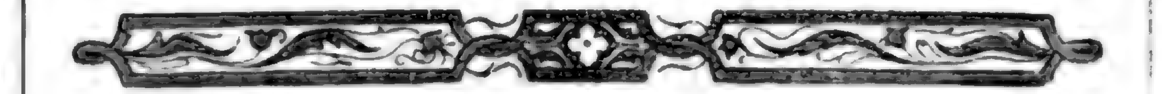
„Dies war der Inhalt des zweiten Briefs. Wie wir ihn gelesen hatten, wollte Jeder der Erste seyn, der sich loskaufte, mit dem Versprechen pünktlich abzureisen und wieder zu kommen. Ich selbst erbot mich dazu, allein der Renegat wollte nicht einwilligen, und sagte, er werde nie zugeben, daß Einer vor den Uebrigen seine Freiheit erhalte, bis wir alle auf einmal loskämen; denn die Erfahrung habe ihn gelehrt, daß manche nach der Befreiung das während der Gefangenschaft gegebene Wort nicht halten, und oft schon hätten vornehme Gefangne Jemand losgekauft und ihm nach Valencia oder nach Mallorca Geld mitgegeben, um ein Schiff zu kaufen und seine Befreier abzuholen, aber nie seyen sie wiedergekommen, weil die Erlangung der Freiheit und die Furcht, dieselbe wieder zu verlieren, jede Erinnerung an die Pflicht aus ihrem Gedächtnisse vertilgt habe. Zum Beweise, daß er uns die Wahrheit sage, erzählte er eine Geschichte, die sich erst kürzlich mit einigen christlichen Cavalieren zugetragen hatte, eine von den sonderbarsten, die jemals in einem Lande vorgefallen, wo sich täglich die unglaublichsten Begebenheiten ereignen. Statt dessen schlug er uns vor, wir sollten ihm selbst so viel Geld geben, als die Loskaufung eines Christen betragen würde, dann wolle er in Algier unter dem Vorwande des Küstenhandels nach Tetuan ein Schiff kaufen, und als Eigenthümer desselben bald Mittel finden, uns alle aus dem Bagno abzuholen und einzuschiffen, zumal wenn die Maurin ihrem Versprechen gemäß uns so viel Geld gebe, daß wir alle uns loskaufen könnten; denn sobald wir alle frei seyen, könne man sogar am hellen Tage uns an Bord kommen lassen. Die einzige Schwierigkeit werde darin bestehen, daß die Mauren den Renegaten keine andre Schiffe auszurüsten gestatten, als große bewaffnete zum Kreuzen, aus Furcht, diejenigen, welche leichte Schiffe kaufen, zumal wenn sie Spanier seyen, möchten mit denselben nach einem christlichen Lande entweichen. Diese Schwierigkeit hoffte er jedoch dadurch zu heben, daß er mit einem tagarinischen Mauren ein Schiff kaufe und denselben am Handel Theil nehmen lasse. Unter diesem Vorwand

wolle er sich in den Besitz des Schiffes setzen, und das Uebrige würde sich dann von selbst finden. Ich und meine Kameraden hielten es zwar für besser, ein Schiff von Mallorca kommen zu lassen, wie die Maurin vorgeschlagen hatte, allein wir wagten es nicht dem Renegaten zu widersprechen, damit er, wenn wir ihm nicht folgten, uns nicht verriethe und in Lebensgefahr brächte, wenn er unser Verständniß mit Zoraiden bekannt machte, für deren Leben wir sämmtlich das unsrige willig würden hingegeben haben. Wir entschlossen uns demnach, Alles Gott und dem Renegaten zu überlassen, und gaben Zoraiden auf der Stelle zur Antwort, daß wir in allen Stücken ihren Rath befolgen werden, weil er so vernünftig sey, als wenn ihn Lela Maria selbst gegeben hätte, und es solle von ihr allein abhängen, wie früh oder wie spät wir ihn in Ausführung bringen würden. Ich versicherte ihr zugleich auf's neue, daß ich ihr Gemahl werden wolle, und da ich mich am folgenden Tage zufällig allein im Bagno befand, so gab sie mir vermittelst des Stocks und des Tuchs 2000 Goldstücke, wobei sich ein Zettel befand, in welchem sie mir sagte, daß sie am nächsten Freitage nach ihres Vaters Garten gehen werde; ehe sie dahin abgienge, wolle sie uns noch mehr Geld geben, und wenn auch dieses noch nicht hinreiche, möchten wir sie es nur wissen lassen, denn sie könne uns so viel geben, als wir brauchten, weil ihr Vater so reich sey, daß er den Abgang nicht merken werde; zumal da sie die Schlüssel zu Allem in ihren Händen habe.

„Wir gaben sogleich dem Renegaten 500 Goldstücke, um ein Schiff zu kaufen, und mit 800 kaufte ich mich selbst los, indem ich das Geld bei einem Kaufman aus Valencia niederlegte, der sich eben in Algier befand, und sich bei dem Dey für mich verbürgen mußte, daß er nach Ankunft des ersten Schiffs aus Valencia das Lösegeld für mich bezahlen wolle; denn wenn er ihm das Geld gleich baar gegeben hätte, so würde ihn der Dey im Verdacht gehabt haben, daß es schon längst in Algier angekommen sey, und daß der Kaufmann den Empfang verschwiegen habe, um damit zu wuchern. Mein Herr war überhaupt so voll von Ränken, daß ich es keineswegs wagen durfte, ihm das Geld gleich auszahlen zu lassen. Am Donnerstag, bevor die schöne Zoraide sich nach ihrem Landhause begab, erhielten wir von

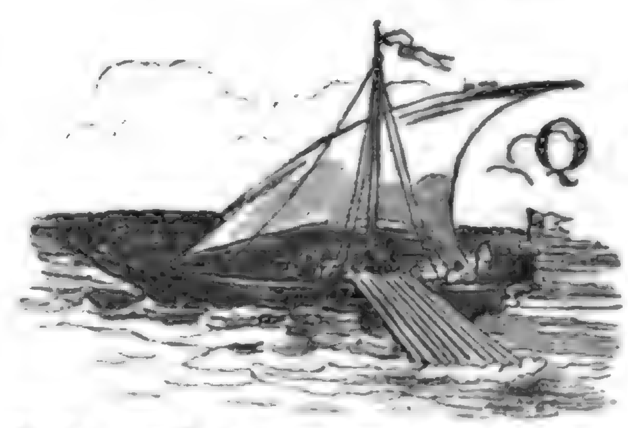
ihr noch tausend Goldstücke und die Nachricht, daß sie im Begriff sey, abzugehen, mit der Bitte ich möchte, sobald ich mich losgekauft hätte, den Garten ihres Vaters aufsuchen, und Gelegenheit nehmen, sie dort zu sprechen. Ich erwiderte mit wenigen Worten, daß ich Alles erfüllen werde und sie bitte, sich und uns alle der Lela Maria durch die Gebete zu empfehlen, welche sie von der Christin gelernt habe.

„Hierauf ward Verfügung getroffen, meine drei Kameraden gleichfalls loszukaufen, damit auch sie das Bagno verlassen könnten und nicht aus Ungeduld sich vom Teufel verblenden ließen, etwas zu Zoraidens Nachtheile vorzunehmen, wenn sie mich in Freiheit gesehen und sich selbst noch in der Sklaverei befunden hätten; denn obwohl sie Männer waren, deren Stand und Denkungsart dergleichen nicht von ihnen befürchten ließ, so wollte ich doch nichts dem Zufall anheimgeben, und veranstaltete deßwegen ihre Auslösung auf dieselbe Art wie die meinige und ließ alles Geld bei dem Kaufmanne niederlegen, damit er sicher und ruhig die nöthige Bürgschaft für uns leisten könne. Von unserm Plan und Geheimnisse ließen wir ihn jedoch nie etwas merken, um uns keiner Gefahr auszusetzen.



Einundvierzigstes Kapitel.

Beschluß der Geschichte des Sklaven.



Qualvoll war die Spannung, worin stetes Warten uns hielt; indeß hatte unser Renegat bereits nach 14 Tagen ein sehr gutes Fahrzeug ausgerüstet, worin sich für mehr als 30 Personen Raum fand, und um seiner Sache gewiß zu seyn und ihr einen Schein zu geben, machte er eine Reise nach Sargel, welches 30 Meilen von Algier nach der Seite von Oran zu liegt und wo starker Handel mit trocknen Feigen getrieben wird. Zwei- oder dreimal wiederholte er diese Reise in Gesellschaft des schon erwähnten Tagariners. Tagariner nennt man nämlich in der Berberei die Mauren aus Aragon; die aus Granada werden Mudachares genannt; in Fes nennt man die Letztern auch Eltsches, und die Kaiser daselbst bedienen sich ihrer besonders gern im Kriege. So oft der Renegat mit seinem Schiffe zurückkam, landete er immer in einer kleinen Bucht, die kaum ein paar Bogenschüsse von dem Garten entfernt war, woselbst uns Zoraide erwartete, ließ dort seine Mannschaft bald ihr Gebet verrichten, bald Uebungen anstellen, um sich spielend auf die Rolle vorzubereiten, die er nächstens im Ernst ausführen wollte. Er gieng deßwegen auch oft nach Zoraidens Garten und bat um einige Früchte, die ihm ihr Vater,

obwohl er ihn nicht kannte, gerne gab. Er hätte zwar, wie er hernach äußerte, Zoraiden gerne gesprochen, um ihr zu sagen, daß er derjenige sey, der sie vermöge meines Auftrags nach dem Christenlande führen solle, und daß sie sich getrost auf ihn verlassen könne; allein es war ihm noch nie gelungen, weil die maurischen Frauenzimmer sich nie vor Mauren oder Türken sehen lassen, wenn ihr Ehemann oder ihr Vater es nicht ausdrücklich befielt, da sie hingegen mit den Christensklaven frei reden und umgehen, vielleicht mehr, als sich geziemt. Es wäre mir auch wirklich nicht lieb gewesen, wenn er Zoraiden gesprochen hätte; denn es würde sie vielleicht sehr befremdet haben, wenn sie gesehen, daß ein Renegat um ihre Angelegenheiten

wüßte; allein Gott lenkte es anders und gab nicht zu, daß er seine wohlgemeinte Absicht erreichte.

„Weil er nun fand, daß man ihn frei und ungehindert nach Sargel und zurück fahren ließ, daß er vor Anker gehen konnte, wann, wo und wie er wollte, daß sein Kamerad, der Tagariner, ihm in allen Stücken den Willen ließ, daß ich mich losgekauft hatte und uns nichts mehr fehlte, als eine Anzahl Christensklaven zum Rudern, so bat er mich, diejenigen selbst auszusuchen, die ich außer den Losgekauften mitzunehmen wünsche, und mit ihnen Abrede zu nehmen, daß sie sich auf nächsten Freitag zur Abreise fertig halten könnten. Ich sprach demnach mit zwölf Spaniern, lauter rüstigen und gewandten Ruderern, und zwar mit solchen, die am freiesten aus der Stadt gehen konnten. Es war kein geringes Glück, daß ich um diese Zeit noch so viele antraf, weil eben zwanzig Schiffe in der See kreuzten, welche alles tüchtige Rudervolk mitgenommen hatten, und ich würde auch diese nicht bekommen haben, wenn nicht zum Glück ihr Herr diesen Sommer zu Hause geblieben wäre, um eine Galione auszurüsten, die auf der Werfte lag. Ich sagte ihnen weiter nichts, als daß sie sich nächsten Freitag Abends einzeln, ohne Aufsehen zu erregen, aus der Stadt schleichen und hinter Hadschi Murats Garten mich erwarten möchten. Diesen Wink gab ich jedem von ihnen besonders, und bedeutete ihm dabei, wenn er an dem verabredeten Orte mehr andre Christen anträfe, so möchte er ihnen nichts weiter sagen, als daß ich ihn dahin beschieden habe.

„Nun blieb mir noch das Wichtigste übrig, nämlich Zoraiden zu benachrichtigen, damit sie wachsam und bereit sey und nicht erschrecke, wenn wir sie unvermuthet früher überraschten, als sie die Ankunft eines Schiffs aus einem christlichen Lande erwarten konnte. Ich entschloß mich demnach, in den Garten zu gehen und zu versuchen, ob ich sie sprechen könnte. Indem ich unter dem Vorwand, einige Kräuter zu sammeln, hineintrat, war Zoraidens Vater der Erste, der mir begegnete. Er fragte mich in der Frankensprache, die in der ganzen Berberei und selbst in Konstantinopel zwischen den Türken und Christen gesprochen wird, und die weder türkisch, noch spanisch, noch sonst eine bestimmte Sprache, sondern eine

Mischung von allen ist, was ich in seinem Garten wolle und wem ich gehöre. Ich antwortete, daß ich ein Sklave des Arnauten Mami sey, welcher, wie ich wußte, sein Freund war, und daß ich für meinen Herrn einige Kräuter holen möchte. Er fragte mich hierauf, ob ich Hoffnung habe, mich loszukaufen, wie viel Lösegeld mein Herr für mich fordere und dergleichen mehr. Während dieses Gesprächs trat die schöne Zoraide, die mich bereits gewahr worden war, aus dem Gartenhause, und weil die Maurinnen, wie ich schon gesagt habe, sich ohne Scheu vor Christensklaven sehen lassen und diese durchaus nicht zu vermeiden suchen, so trug sie kein Bedenken, sich mir und ihrem Vater zu nähern; vielmehr rief ihr Vater selbst sie zu sich, wie sie langsam gegangen kam, und befahl ihr, näher zu kommen. Ich würde umsonst versuchen, Euch die Schönheit, die Anmuth und den reichen, prachtvollen Schmuck zu beschreiben, womit meine geliebte Zoraide damals meinen Augen erschien. Ich will Euch nur sagen, daß allein die Perlen, die sie am Halse, in den Ohren und an ihrem Kopfschmucke trug, zahlloser waren, als das Haar auf ihrem Haupte. Um die Knöchel, welche nach der Landessitte unbedeckt waren, trug sie ein paar Ringe vom feinsten Golde, die so reich mit Diamanten besetzt waren, daß ihr Vater, wie sie mir gesagt hat, dieselben über 10,000 Dublonen schätzte, und gleichen Werth hatten die Armbänder, die sie an den Händen trug. Die Perlen waren bei ihrer großen Menge zugleich sehr schön, denn in einem reichen Perlenschmucke suchen die maurischen Weiber ihre meiste Pracht, daher man auch bei den Mauren mehr große und kleine Perlen antrifft, als bei allen übrigen Völkern, und von Zoraidens Vater sagte man, daß er in ganz Algier die meisten und besten Perlen besitze und überdies ein Vermögen von mehr als 100,000 Dublonen, über welches alles diejenige allein zu gebieten hatte, die jetzt die meinige ist. Ihr könnt Euch vorstellen, wie reizend Zoraide war, in allem diesem Schmuck und in den Tagen ihres Wohlstandes, wenn Ihr die Reize betrachtet, welche ihr noch jetzt nach ausgestandenen unzähligen Leiden übrig geblieben sind; denn bekanntlich pflegt die Schönheit bei den Frauenzimmern bisweilen abzuwechseln und nach Zeit oder Umständen zu- oder abzunehmen, und die Bewegungen des Gemüths müssen sie natürlich

bald erhöhen, bald schwächen, manchmal sogar völlig zerstören. Zoraide zeigte sich mir damals in dem prächtigen Schmuck und in der größten Fülle der Schönheit; mir zum wenigsten schien sie die Schönste zu seyn, die ich bis dahin gesehen hatte. Da ich nun überdies die große Verbindlichkeit empfand, die sie mir aufgelegt, so glaubte ich in ihr eine Göttin des Himmels zu erblicken, die zur Erde gekommen sey, um mir Heil und Wonne zu bringen. Wie sie zu uns kam, sagte ihr Vater in seiner Sprache zu ihr, ich sey ein Sklave des Arnauten Mami, und wolle Salat holen. Sie nahm sogleich das Wort und fragte mich in der Frankensprache, ob ich ein Edelmann sey und warum ich mich nicht loskaufe. Ich antwortete ihr, ich habe mich bereits losgekauft und sie könne aus dem Betrag meines Lösegelds abnehmen, welchen Werth mein Herr auf mich setzte, da ich ihm 1500 Sultaninnen hätte bezahlen müssen.

„Wenn du meinem Vater gehörtest,“ sagte sie, „so würde ich ihm wahrlich rathen, dich für zweimal so viel nicht loszugeben; denn ihr Christen sagt uns Mauren immer Unwahrheiten und stellt euch arm, um uns zu hintergehen.“

„Das mag wohl bisweilen der Fall seyn,“ antwortete ich; „mit meinem Herrn bin ich aber aufrichtig umgegangen, und werde mich stets gegen Jedermann aufrichtig betragen.“

„Wann wirst du denn abreisen?“ fragte sie.

„Ich glaube morgen, denn es ist ein französisches Schiff hier, welches morgen abgehen wird, und auf diesem denke ich mich einzuschiffen.“

„Wäre es nicht besser,“ sagte sie, „ein Schiff aus Spanien abzuwarten, als dich den Franzosen anzuvertrauen, die euch nicht gewogen sind?“

„Nein,“ erwiderte ich; „denn wenn es auch gewiß wäre, daß ein spanisches Schiff, wie man sagt, unterwegs sich befindet, so mag ich doch nicht darauf warten, weil es sichrer ist, morgen abzureisen. Mein Verlangen, wieder in mein Vaterland und in die Arme derjenigen, die mir theuer sind, zu eilen, ist so groß, daß ich eine spätere Gelegenheit nicht abwarten möchte, wenn sie auch noch so einladend wäre.“

„Du bist also vermuthlich in deinem Vaterlande verheirathet,“ sprach Zoraide, „und sehnst dich, deine Gattin wieder zu sehen?“

„Nein,“ erwiderte ich; „allein ich habe mein Wort gegeben, gleich nach meiner Ankunft mich zu verheirathen.“

„Ist das Frauenzimmer schön,“ fragte sie, „welcher du dein Wort gegeben hast?“

„So schön, daß ich weder mehr zu ihrem Lobe sagen, noch sie treuer schildern kann, als wenn ich sage, daß sie dir sehr ähnlich ist.“

„Ihr Vater lachte darüber herzlich und sagte: „Wahrlich, Christ, dann muß sie sehr schön seyn; denn schöner ist wohl keine im Lande, als meine Tochter. Betrachte sie nur recht, so wirst du gestehen müssen, daß ich nicht zuviel sage.“

„Während dieser Unterredung war Zoraidens Vater fast beständig unser Dolmetscher, weil ihm die Frankensprache geläufiger war, als seiner Tochter; denn obwohl sie diese Zwittersprache ebenfalls verstand, so mußte sie sich doch mehr durch Zeichen, als durch Worte verständlich machen. Indem wir noch von diesen und andern Dingen sprachen, kam ein Maure mit Geschrei gelaufen, um seinem Herrn zu sagen, daß vier Türken über die Gartenmauer gesprungen seyen und reife Früchte abrissen. Der Alte stutzte und Zoraide erschrack; denn die Mauren fürchten sich sehr vor den Türken und besonders vor den Soldaten, die unverschämt sind und sich gegen ihre maurischen Schutzgenossen so anmaßend betragen, als wenn diese ihre Leibeignen wären. „Geh in dein Zimmer, meine Tochter,“ sagte der Alte, „bis ich diese Hunde abgefertigt habe, und du, Christ, suche deine Kräuter und gehe mit Gott; Allah geleite dich glücklich in dein Vaterland.“

„Ich neigte mich vor ihm, und er gieng hin, die Türken wegzujagen, und ließ mich mit Zoraiden allein. Diese stellte sich zwar, als ob sie dahin gienge, wohin ihr Vater ihr zu gehen befahl, aber kaum verbargen sie die Gebüsche des Gartens vor seinen Augen, so kam sie zu mir zurück, und fragte mich mit Thränen in ihren Blicken: „Gehst du fort, Christ? gehst du wirklich fort?“

„Ja, ich gehe,“ gab ich ihr zur Antwort, „aber nicht ohne dich. Erwarte mich am nächsten Freitag und erschrick nicht, wenn du uns kommen siehst, denn wir gehen gewiß nach dem Lande der Christen.“ Ich suchte mich so auszudrücken, daß sie mich vollkommen verstehen

mußte, und sie schlang ihren Arm um meinen Hals und gieng mit wankenden Schritten nach dem Hause zu. Durch einen Zufall, welcher sehr unglücklich hätte für uns ablaufen können, wenn es der Himmel nicht verhütet, kam ihr Vater zurück, nachdem er die Türken fortgeschickt hatte, und überraschte uns in dieser Stellung.

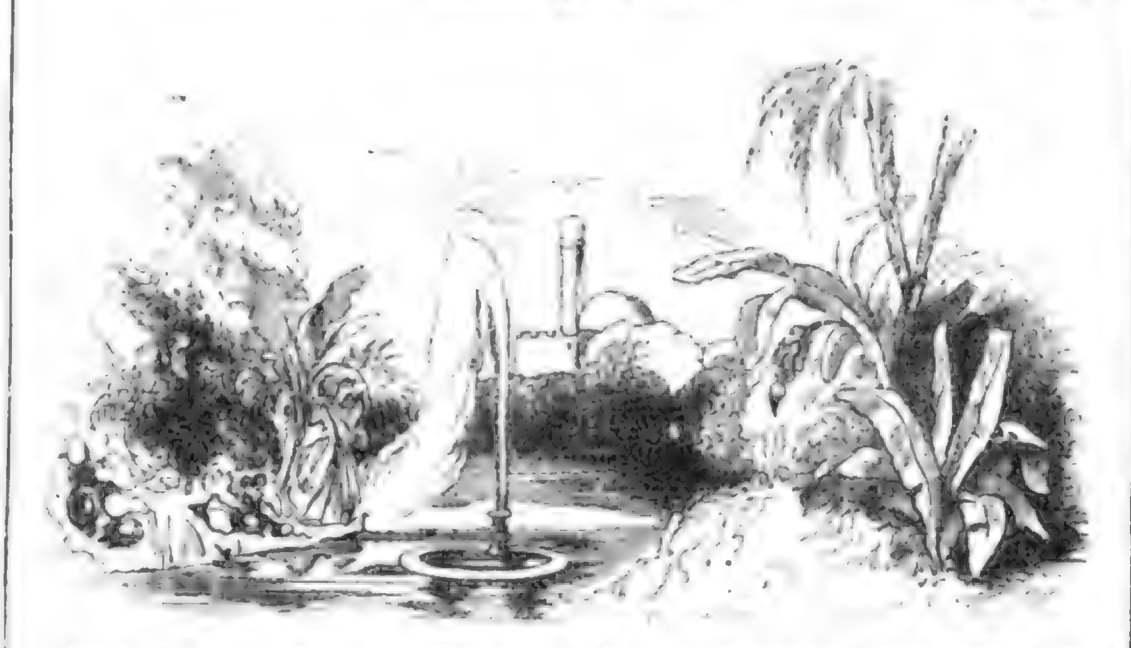
Wir wurden jedoch zeitig genug gewahr, daß er uns bereits gesehen, und Zoraide hatte die Gegenwart des Geistes, daß sie ihren Arm, der noch um meinen Hals geschlungen war, nicht zurückzog, sondern sich vielmehr noch fester an mich schmiegte, ihr Haupt an meine Brust lehnte und die Knie sinken ließ, als wenn sie ohnmächtig würde, wobei ich mich gleichfalls stellte, als ob ich nur durch die Umstände genöthigt würde, sie in meinen Armen zu halten. Ihr Vater kam eilig gelaufen, und wie er seine Tochter in diesem Zustand erblickte, fragte er, was ihr fehle. Wie sie ihm keine Antwort gab, sagte er: „Ganz gewiß ist sie vor Schrecken über das Einsteigen dieser Hunde ohnmächtig geworden.“ Er nahm sie hierauf aus meinen Armen und drückte sie an seine Brust. Mit einem Seufzer öffnete Zoraide ihre Augen, in welcher noch eine Thräne schwamm, und sagte: „Geh fort, Christ, geh fort!“

„Warum soll er gehen?“ sprach ihr Vater, „er hat dir ja nichts zu Leide gethan, und die Türken sind schon fort. Du brauchst nicht bange zu haben, denn hier hast du dich vor Niemand zu fürchten, und die Türken sind in der Güte wieder davongegangen, wie sie gekommen waren.“

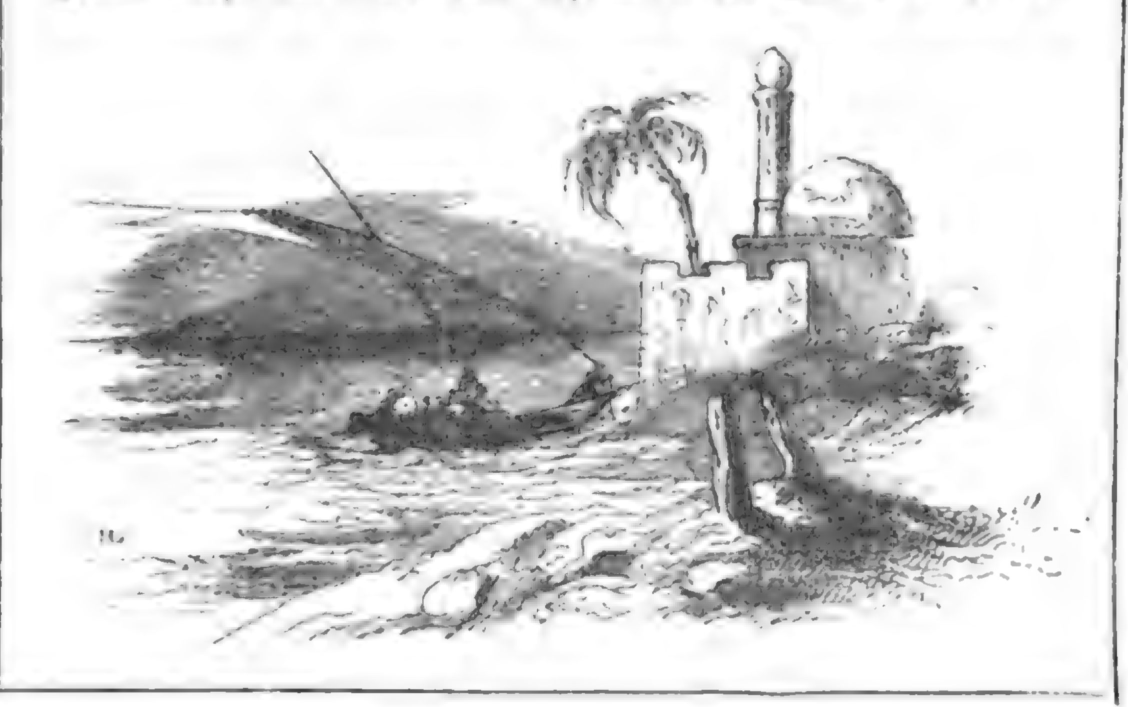
„Diese haben sie gewiß erschreckt, mein Herr, wie du vermuthest,“ sagte ich zu ihrem Vater; „weil sie aber sagt, daß ich gehen soll, so will ich sie nicht beschweren. Lebe wohl, und mit deiner Erlaubniß komme ich gelegentlich wieder, um Kräuter zu holen. Denn, wie mein Herr sagt, giebts nirgends so gute Kräuter zum Salat, wie hier.“

„Komm so oft du willst,“ erwiderte Hadschi Murat; „denn meine Tochter hat gegen dich und deine Glaubensgenossen keinen Widerwillen zeigen wollen, sondern sie hat dich entweder um der Türken willen gehen heißen oder damit du deinen Salat sammeln sollest.“

„Ich nahm hierauf von Beiden Abschied; Zoraide folgte, wie es schien, mit schwerem Herzen ihrem Vater, und ich durchstrich unter dem Vorwande, Kräuter zu sammeln, den ganzen Garten nach meinem Gefallen, und bemerkte mir jeden Aus- und Eingang, die Zugänge zum Hause und Alles, was uns die Ausführung unsers Vorhabens erleichtern konnte. Hierauf entfernte ich mich und gab dem Renegaten und meinen Kameraden Bericht von allem Vorgefallnen, und kaum



konnte ich die Stunde erwarten, die mich in den ruhigen Besitz des Schatzes setzen sollte, welchen das Glück mir in der Person der schönen und liebenswürdigen Zoraide bescherte. Die Zeit vergieng, und endlich kam der Tag und die Stunde, wornach wir sämmtlich uns sehnten, und da Jeder die Maßregeln genau befolgte, die wir mit kluger Vorsicht und reifer Ueberlegung genommen hatten, so gelang uns Alles nach Wunsch. Nächsten Freitag nach meiner Unterredung mit Zoraiden legte sich Morenago (so hieß der Renegat) bei anbrechender Nacht mit seiner Barke fest neben den Garten, welchen die



schöne Zoraide bewohnte, vor Anker. Die Christen, welche die Ruder bedienen sollten, hatten sich bereits eingefunden und da und dort in der Nähe versteckt. Alle warteten mit Ungeduld auf meine Ankunft und brannten vor Begierde, das vor ihnen liegende Schiff zu entern, weil sie nicht wußten, daß der Renegat mit uns einverstanden war, sondern sich einbildeten, daß sie das Schiff mit Gewalt nehmen, die Mannschaft niedermetzeln und durch diese That die Freiheit erlangen sollten. Indem ich mich meinen Kameraden zeigte, kamen auch die Andern, wie sie uns erblickten, aus ihren Schlupfwinkeln hervor und gesellten sich zu uns. Das Stadtthor war um diese Zeit schon geschlossen und in der Gegend umher kein Mensch mehr zu sehen. Sobald wir versammelt waren, wurde überlegt, ob wir sogleich Zoraiden abholen, oder vorher die tagarinischen Mauren, die als Schiffsleute auf der Barke dienten, überwältigen sollten. Indem wir noch darüber rathschlagten, kam unser Renegat und fragte, warum wir zauderten und den Augenblick nicht benützten, da die meisten seiner Leute schliefen und die Uebrigen sich keines Bösen versähen. Wir sagten ihm, woran wir Anstand nähmen, und er antwortete, wir müßten vor allen Dingen uns zuerst des Schiffes bemeistern, welches wir mit der größten Leichtigkeit und ohne Gefahr ausführen und hernach Zoraide abholen könnten. Sein Rath gefiel uns, und ohne länger Zeit zu verlieren, begaben wir uns unter seiner Anführung nach dem Schiffe; er selbst sprang zuerst mit dem Säbel in der Faust an Bord, und gebot den Mauren auf dem Verdeck, sich nicht zu rühren, wenn sie nicht den Augenblick des Todes seyn wollten. Unterdessen waren fast alle Christen an Bord gekommen; die Mauren, die nie viel Herz hatten und ihren Schiffsherrn eine solche Sprache führen hörten, dachten vor Schrecken nicht daran, zu den Waffen zu greifen, womit sie ohnehin schlecht oder gar nicht versehen waren, sondern ließen sich ohne Widerstand von den Christen binden, welches in der Geschwindigkeit geschah und wobei man ihnen drohte, sie insgesammt über die Klinge springen zu lassen, wenn sie nur einen Laut von sich gäben.

„Sobald wir uns ihrer versichert und die Hälfte der Unsrigen als Wache bei ihnen gelassen hatten, giengen wir Uebrigen, den Renegaten an der Spitze, nach dem Garten des Hadschi Murat.

Wir waren so glücklich, die Gartenthüre mit leichter Mühe zu öffnen, und kamen in aller Stille bis an das Haus, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Die schöne Zoraide wartete auf uns an einem Fenster, und sobald sie Menschentritte vernahm, fragte sie mit leiser Stimme, ob wir Nasarani (Christen) seyen. Ich bejahte es, und bat sie herunter zu kommen. Wie sie mich erkannte, verweilte sie nicht einen Augenblick, sondern eilte, ohne mir zu antworten, herab, öffnete die Thüre, und zeigte sich uns Allen in unbeschreiblicher Schönheit und Pracht. Sobald ich sie erblickte, ergriff ich eine ihrer Hände und küßte sie, welches der Renegat und meine Kameraden gleichfalls

thaten, und die Uebrigen, welche nicht um unser Geheimniß wußten, folgten unserm Beispiele, wodurch wir ihr zu huldigen, und sie für unsre Befreierin zu erkennen schienen. Der Renegat fragte sie, ob ihr Vater auch im Garten sey.

„Ja," sagte sie, „er schläft."

„Sollen wir ihn nicht wecken," fragte der Renegat, „und ihn und Alles, was er an Sachen von Werth in diesem schönen Garten hat, mitnehmen?"

„Nein," sagte sie, „meinen Vater muß Niemand antasten, und in diesem Hause ist weiter nichts, als was ich mitnehme, und was wohl hinreichen wird, um Euch alle reich und zufrieden zu machen. Wartet nur ein wenig, so werdet Ihr es selbst sehen."

Sie gieng hierauf wieder hinein und bat uns, kein Geräusch zu machen, bis sie in wenigen Minuten wiederkomme. Indeß fragte ich den Renegaten, was er mit ihr gesprochen, und nachdem er mirs gesagt hatte, bat ich ihn, ja nichts vorzunehmen, was ihr mißfällig seyn könnte. Sie kam wieder mit einem Kästchen voll Gold, welches so schwer war, daß sie es kaum tragen konnte. Unglücklicherweise erwachte in der Zwischenzeit Zoraidens Vater und hörte das

Geräusch im Garten, das wir nicht gänzlich vermeiden konnten, und wie er ans Fenster kam, ward er bald gewahr, daß viele Christen in seinem Garten waren, und fieng an, aus vollem Halse zu rufen: „Christen, Christen, Diebe, Diebe!" Sein Geschrei versetzte uns alle in Schrecken und Verlegenheit; allein der Renegat, der die Gefahr sah, worin wir schwebten, und wie nothwendig es war, mit unsrer Unternehmung zu eilen, ehe Lärm entstand, sprang geschwind mit einigen der Unsrigen die Treppe hinauf, während dessen ich Zoraiden nicht verlassen durfte, die mir ohnmächtig in die Arme gesunken. Der Renegat und seine Gehilfen giengen so hurtig zu Werke, daß sie in wenigen Minuten mit dem Hadschi Murat herunterkamen, dem sie die Hände gebunden und ein Tuch in den Mund gestopft hatten, so daß er kein Wort reden konnte; wobei sie ihm drohten, beim ersten Laut, den er von sich gäbe, ihn umzubringen. Wie seine Tochter ihn gewahr ward, bedeckte sie ihre Augen, um ihn nicht zu sehen, und ihr Vater erschrack, wie er sie erblickte, weil er nicht wußte, daß sie sich uns freiwillig in die Arme geworfen.

Wir durften jetzt keine Zeit mehr verlieren, sondern eilten, so schnell wir konnten, nach der Barke, woselbst unsre Kameraden schon mit Ungeduld auf uns warteten, weil sie befürchteten, es sey uns etwas Widriges begegnet. Es war kaum zwei Uhr nach Mitternacht, als wir schon sämmtlich an Bord waren. Zoraidens Vater wurden augenblicklich die Bande von den Händen und das Tuch aus dem Munde genommen, nachdem ihn der Renegat nochmals gewarnt hatte, kein Wort von sich hören zu lassen, so lieb ihm sein Leben sey. Wie er seine Tochter an Bord sah, fieng er an wehmüthig zu seufzen, zumal als er fand, daß ich sie in meine Arme schloß und daß sie es geschehen ließ, ohne sich mit Worten oder Geberden dagegen zu sträuben; er schwieg jedoch still, aus Furcht, der Renegat möchte seine wiederholte Drohung erfüllen. Als Zoraide sah, daß wir im Begriffe standen, die Ruder zu lösen, daß nicht nur sie, sondern auch ihr Vater sich bei uns an Bord befand, und daß die maurischen Seeleute gebunden waren, ließ sie mich durch den Renegaten bitten, ihr zu Liebe die Bande der Mauren zu lösen, und ihrem Vater die Freiheit zu

schenken, weil sie lieber sich selbst ins Meer stürzen, als zugeben würde, daß man vor ihren Augen und durch ihr Verschulden ihren Vater, der sie stets zärtlich geliebt, in die Gefangenschaft schleppe. Der Renegat sagte mir dieses und ich hatte nichts dawider; allein er wandte dagegen ein, daß es nicht rathsam sey, weil jene, wenn wir sie ans Land setzten, sogleich Alles auf dem Lande und in der Stadt in Bewegung bringen und Anstalt machen würden, daß man uns mit einigen leichten Fregatten nachsetze, und landwärts und seewärts den Weg verlege, und es uns unmöglich mache zu entkommen. Dagegen schlug er vor, den Mauren die Freiheit zu schenken, sobald wir wieder christlichen Boden beträten. Diesen Vorschlag billigten wir Alle, und auch Zoraide gab sich zufrieden, wie man ihr die Ursache erklärte, warum man ihren Wunsch nicht sogleich erfüllen könne. Unsre rüstigen Jünglinge griffen hierauf in der Stille mit Freuden und Munterkeit zu den Rudern, und wir empfahlen uns Gott von ganzem Herzen, und steuerten nach Mallorca, weil die balearischen Inseln uns zunächst lagen. Da jedoch der Wind ein wenig nördlich lief und die See ziemlich hohl gieng, so konnten wir diesen Strich nicht halten, sondern mußten längs der Küste nach der Gegend von Oran steuern. Dies war uns sehr unangenehm, weil wir befürchteten, zu Sargel entdeckt zu werden, welches an dieser Küste dreißig Meilen von Algier liegt, oder einem von den Schiffen zu begegnen, die gewöhnlich mit Waaren von Tetuan kommen; doch hätten wirs mit den Letztern, wenn nur keine bewaffneten Kaperschiffe darunter waren, allenfalls aufgenommen, weil wir uns für stark genug hielten, nicht nur mit ihnen zu fechten, sondern wohl gar ein Schiff zu erobern, worauf wir unsre Fahrt bequemer und sichrer fortsetzen könnten. Zoraide lehnte unterwegs ihr Gesicht an mich, weil sie den Anblick ihres Vaters nicht ertragen konnte, und ich hörte sie oft Lela Marien zu Hilfe rufen.

Wir mochten ungefähr dreißig Meilen gerudert haben, als wir uns bei anbrechendem Tage kaum drei Büchsenschüsse vom Lande entfernt fanden. Wir sahen zwar eine wüste Gegend vor uns, wo Niemand war, der uns entdecken konnte; nichts desto weniger hielten

wir, weil die See etwas ruhiger geworden war, aus allen Kräften vom Lande ab. Nachdem wir ungefähr zwei Meilen in die See gestochen hatten, wollten wir unsre Mannschaft einander wechselsweise im Rudern ablösen lassen, damit jeder Zeit hätte, etwas zu essen, indem wir mit Lebensmitteln reichlich versehen waren; doch keiner von ihnen wollte die Ruder verlassen, sondern sie sagten, man möchte nur denen zu essen geben, die nicht ruderten, weil sie jetzt keine Zeit verlieren dürften, um auszuruhen. Wir ließen ihnen demnach ihren Willen; doch bald darauf erhob sich ein frischer Wind, wir setzten die Segel bei, nahmen die Ruder ein, und steuerten, weil wir nicht anders konnten, nach Oran. Wir segelten so schnell, daß wir in einer Stunde vier Meilen zurücklegten, und fürchteten uns vor keiner andern Gefahr als vor Seeräubern. Unsern tagariner Mauren gaben wir zu essen, und der Renegat versprach ihnen, daß wir sie nicht als Sklaven behandeln, sondern bei der ersten Gelegenheit in Freiheit setzen wollten. Eben dieses versicherten wir auch dem Vater Zoraidens, allein er gab uns zur Antwort: „Wenn ich Euch Christen auch sonst irgend eine großmüthige oder wohlthätige Handlung zutraue, so müßt Ihr mich doch nicht für so einfältig halten, daß ich mir einbilden könnte, Ihr würdet mir die Freiheit schenken; denn Ihr hättet Euch gewiß nicht so vieler Gefahr ausgesetzt, um sie mir zu rauben, wenn Ihr Willens wäret, sie mir so großmüthig wieder zu geben, zumal da Ihr wißt, wer ich bin, und wie theuer Ihr mir meine Freiheit verkaufen könnt. Ja, wenn Ihr nur den Preis dafür bestimmen wolltet, so würde ich Euch gerne Alles geben, was Ihr verlangtet, um mich und diese meine unglückliche Tochter auszulösen, oder auch nur sie allein, die mir lieber ist als meine Seele."

Indem er dies sagte, vergoß er so bittre Thränen, daß wir Alle Mitleid mit ihm hatten, und Zoraide sich nicht enthalten konnte, zu ihm aufzuschauen. Von seinen Thränen so gerührt, entwand sie sich meinen Armen, sank in die Arme ihres Vaters, und vermischte ihre Thränen so zärtlich mit den seinigen, daß manche von uns mit ihr weinen mußten. Wie aber ihr Vater sie so festlich

geschmückt sah, fragte er: „Was bedeutet dies, meine Tochter? Gestern Abend, eh' uns dieses schreckliche Unglück begegnete, verließest

Digitized by Google

du mich in deiner häuslichen Kleidung, und jetzt sehe ich dich in dem köstlichsten Schmucke, den ich dir in glücklichern Tagen geben konnte. Ich begreife nicht, wann du Zeit hattest, dich so zu schmücken, oder welche fröhliche Veranlassung du dazu finden konntest. Erkläre mir dies; denn ich bin darüber mehr erstaunt, als über das Unglück, worin ich mich gestürzt sehe."

Der Renegat verdolmetschte uns alles, was der Maure zu seiner Tochter sagte, die nicht im Stande war, ihm ein Wort zu erwidern. Wie er aber vollends in einem Winkel das Käſtchen gewahr ward, in welchem er seine Schätze zu verwahren pflegte, und wie er sich erinnerte, daß er es in der Stadt gelassen und nicht mit nach seinem Landhause genommen hatte, ward er noch bestürzter, und fragte seine Tochter, wie es in unsre Hände gekommen und was darin sey.

Der Renegat überhob sie der Mühe, ihm zu antworten: „Bemüht Euch nicht, mein Herr," sprach er, „Eure Tochter so Vieles zu fragen; denn eine einzige Antwort, die ich Euch geben kann, wird Alles auf einmal erklären. Wisset demnach, daß Zoraide eine Christin, und daß sie es ist, die unsre Fesseln zerbrochen und unsre Gefangenschaft in Freiheit verwandelt hat. Aus freiem Willen begleitet sie uns jetzt und freut sich, wie ich glaube, über die Veränderung ihres Zustands, wie eine Person, die aus der Finsterniß ans Licht, aus dem Grabe zur Auferstehung und aus der Marter zur Wonne gelangt."

„Ist das wahr, was dieser Mann spricht, meine Tochter?" fragte der Alte.

„Ja, es ist wahr," anwortete Zoraide.

„Also bist du wirklich eine Christin, und hast deinen Vater in die Hände seiner Feinde überliefert?"

„Eine Christin bin ich," erwiderte sie; „allein ich bin nicht Schuld daran, daß du hier bist, denn nie war es meine Absicht, dich aus Muthwillen zu verlassen, oder dir wehe zu thun, sondern nur mein eignes Glück zu befördern."

„Und welches Glück hast du denn gefunden, meine Tochter?"

„Das mußt du Lela Marien fragen," antwortete Zoraide: „Sie wird es dir besser erklären können, als ich."

Kaum hatte der Maure dies gehört, so stürzte er sich plötzlich ins Meer und wäre gewiß ertrunken, wenn ihn nicht seine langen, weiten Kleider eine Zeitlang über dem Wasser gehalten hätten. Zoraide jammerte um Hilfe, und wir Alle eilten hinzu, packten ihn beim Kleide und zogen ihn halb todt und besinnungslos aus dem

Wasser, während Zoraide sich so sehr grämte und ihn so herzlich und wehmüthig beklagte, als ob er wirklich todt gewesen wäre. Wir legten ihn mit dem Gesicht auf den Boden, er gab viel Wasser von sich, und erst nach zwei Stunden konnte er sich völlig wieder erholen.

Indessen setzte der Wind um, und trieb uns wieder nach der Küste. Zum Glück erreichten wir eine kleine Bucht hinter einem kleinen Vorgebirge, welches die Mauren das Vorgebirg der Cavia Rumia, oder des bösen Christenweibes, nennen, weil bei ihnen die Sage geht, daß dort das unglückliche Weib begraben liege, um dessen willen einst Spanien verloren ging [1]; denn Cavia heißt in ihrer Sprache ein böses Weib, und Rumia eine Christin, und sie halten es für ein schlimmes Zeichen, wenn man bei diesem Vorgebirge ankern muß, was daher auch nie ohne Noth von ihnen geschieht. Wir aber bargen uns hier bei keinem bösen Weibe, sondern fanden einen sichern Ankerplatz, woselbst wir vor dem stürmischen Meere geschützt waren; wir stellten am Lande Schildwachen aus, ließen die Ruder nicht aus den Händen, während wir von dem Vorrathe des Renegaten zehrten, und baten Gott und die heilige Jungfrau um Hilfe und Beistand, um die glücklich angefangne Unternehmung eben so glücklich zu Ende zu bringen.

Auf Zoraidens Bitte ward zugleich Anstalt getroffen, ihren Vater und die maurischen Gefangnen an's Land zu setzen. Wir versprachen ihr, sie insgesammt frei zu geben, sobald wir im Begriff wären, wieder abzufahren, weil wir an diesem unbewohnten Orte nichts zu befürchten hatten. Der Himmel erhörte unser Gebet; der Wind war uns bald wieder günstig, das Meer wurde ruhig und erlaubte uns, die Reise fröhlich anzutreten. Wir lösten demnach den Mauren ihre Bande und setzten sie einzeln nacheinander zu ihrer großen Verwunderung an's Land. Indem wir nun auch Zoraidens Vater an's Land setzen wollten, der sich völlig wieder erholt hatte, sagte er: „Weßwegen denkt ihr wohl, ihr Christen, daß dieses böse Weibsbild es gerne sieht, wenn ihr mir die Freiheit gebt? Meint ihr, es geschehe aus Mitleiden mit mir? Nein, wahrhaftig nicht, sondern sie scheut sich nur, bei der Ausführung ihrer sträflichen Absicht mich zum Zeugen zu haben. Glaubt nur nicht, daß sie darum ihre Religion ändern will, weil sie die eurige für besser hält, sondern weil sie weiß, daß man in eurem Lande sich mehr Ausschweifungen erlaubt, als in dem unsrigen."

[1] Bezieht sich auf Florinde, Tochter des Grafen Julian von Ceuta, die durch Roderich, den letzten westgothischen König Spaniens, verführt wurde, und deren Vater daher aus Rachsucht die Saracenen in's Land rief.

daß ein gewisser glücklicher Zufall die angenehmste Veränderung in meinem Schicksale gemacht hat, aber dadurch höre ich durchaus nicht auf zu seyn, was ich vorher war, habe auch nicht deßhalb den Gedanken aufgegeben, den ich zuvor hatte, mich Eures tapfern unüberwindlichen Arms zu bedienen. Laßt also ja, werther Ritter, die Ehre meines Vaters unangetastet und glaubt gewiß, daß er ein kluger und weiser Mann war, weil er vermöge seiner Wissenschaft den leichtesten und sichersten Weg, mich wiederum glücklich zu machen, fand; denn gewiß glaube ich, wärs nicht durch Euch geschehen, nie wär ich wieder so glücklich geworden, als ich jetzt bin. Alle diese Herren, welche gegenwärtig sind, werden mir bezeugen, daß dies wahr ist. Nichts ist nun übrig, als daß wir uns morgen frühe auf den Weg machen; denn für heute ist es schon zu spät. Wegen des übrigen guten Ausgangs meiner Sache verlasse ich mich gänzlich auf den Himmel und Euern tapfern Arm."

So sprach die kluge Dorothea und Don Quixote kehrte sich mit ziemlich finsterem Gesicht zu seinem Sancho: „Nun, mein feiner Sancho," sprach er, „bist du nicht der größte Schurke, den es in Spanien giebt? Gesteh, gottloser Landstreicher, hast du mir nicht diesen Augenblick noch gesagt, daß diese Prinzessin sich in ein gemeines Mädchen, Namens Dorothea, verwandelt habe? und daß der Riesenkopf, den ich abgehauen, die Hure sey, die dich gebar, sammt tausend andern Tollheiten, die mich so verwirrt machten, als ich in meinem Leben noch nicht gewesen bin? Ich schwör bei Gott" — hier blickte er gen Himmel und biß die Zähne zusammen — „ich will ein Beispiel an dir statuiren, das allen andern lügnerischen Schildknappen fahrender Ritter von jetzt bis an der Welt Ende den Kopf zurechtsetzen soll."

„Seyd doch nicht so böse, gestrenger Herr," versetzte Sancho, „es kann ja leicht seyn, daß ich mich wegen der Verwandlung der Prinzessin Micomicona geirrt habe, aber wegen des Riesenkopfs oder wenigstens darin, daß Ihr die Schläuche zerhackt habt und daß das Blut rother Wein ist, hab ich, weiß Gott im

Himmel, Recht. Die Schläuche liegen ja noch, so wie Ihr sie zugerichtet habt, bei Euer Gestrengen Bette; der rothe Wein hat ein ganzes Meer in die Kammer gemacht und Ihr werdet schon sehen, was Ihr Euch eingebrockt habt; bei der Rechnung wird sichs ausweisen. Daß aber die gnädige Prinzessin noch das, was sie war, ist, freut mich von Herzen, denn ich finde meinen Vortheil so gut dabei als sonst Einer."

„Höre Sancho," sprach Don Quixote; „laß dir was sagen: du bist ein Schafskopf! vergieb mir und damit gut!"

„Ja gewiß," sagte Don Fernando; „nun kein Wort mehr davon. Die Prinzessin will, wie gesagt, ihre Reise bis morgen aufschieben, weil es jetzt schon zu spät ist. Indeß wollen wir die Nacht vergnügt unter uns zubringen und morgen insgesammt den Herrn Ritter Don Quixote begleiten, um Zeugen der großen und unerhörten Thaten zu seyn, welche er bei seinem schweren Unternehmen vollbringen wird."

„Die Ehre wird auf meiner Seite seyn, Euch zu dienen und zu begleiten," versetzte Don Quixote. „Zugleich danke ich Euch für die gute Meinung, die Ihr von mir habt, welche ich zu bestätigen suchen werde, sollte es auch mein Leben und, falls dies möglich wäre, mehr als mein Leben kosten." Hierauf fielen noch viele Höflichkeiten und Freundschaftsversicherungen zwischen Don Quixote und Don Fernando vor; aber die Ankunft eines Fremden in der Schenke, der gerade so, wie ein eben aus der Berberei zurückkommender Christensklave aussah, unterbrach sie. Er trug ein knappes Wamms von blauem Tuch mit halben Aermeln und ohne Kragen; die Hosen waren ebenfalls von blauer Leinwand, und auf dem Kopf hatte er eine dergleichen Mütze, außerdem trug er maurische Halbstiefeln und einen Säbel in einem Wehrgehäng, das ihm queer über die Brust gieng. Hinter ihm kam ein maurisch gekleidetes Frauenzimmer auf einem Maulthiere, das Gesicht mit einem Schleier bedeckt und mit einer kleinen brocatenen Haube von Goldstoff; darüber trug

sie einen weiten türkischen Mantel, der ihr von den Schultern bis zu den Füßen reichte. Die Mannsperson war stark, wohl gewachsen, nicht viel über vierzig Jahre alt, ein wenig braun im Gesichte und trug einen großen Schnurrbart, sowie einen Backenbart, der ihm trefflich stand. Kurz, man sah, daß er, wenn er gut gekleidet wäre, einen Mann von Stande vorstellen könnte. Er verlangte ein Zimmer, und schien es ungern zu hören, als man ihm sagte, daß in der ganzen Schenke weiter keines als das allgemeine sey. Indessen gieng er hin und hob die anscheinende Maurin von ihrem Thiere herab. Lucinde, Dorothea, die Wirthin, ihre Tochter und Maritornes, für welche diese Tracht was ganz Neues war, umringten und betrachteten die Maurin. Dorothea, welche ohnedies von Natur

Digitized by Google

besonders freundlich und leutselig war, sah, daß die Fremde sich in Verlegenheit befand, weil sie kein besondres Zimmer bekam und sprach zu ihr: „Aergert Euch nicht, liebe Sennora, über den Mangel an Bequemlichkeiten, den Ihr hier findet, dies ist in den Schenken was ganz Gewöhnliches. Indeß, wenn Ihr Euch zu uns halten und in unsrer Gesellschaft die Nacht zubringen wollt," — sie deutete zugleich auf Lucinde — „so werdet Ihrs hier vielleicht erträglicher finden als anderswo." Die Verschleierte antwortete nichts darauf, sondern stand nur auf, legte die Hände kreuzweise auf die Brust, und beugte den Kopf und Leib zum Zeichen ihrer Dankbarkeit. Aus ihrem Schweigen schlossen sie sogleich, daß sie eine Maurin sey und nicht spanisch sprechen könne.

Indeß kam der Sklave, welcher sich anderswo beschäftigt hatte, hinzu, und da er sah, daß sie seine Gefährtin umringt hatten und anredeten, sprach er: „Meine Damen, dies Frauenzimmer weiß kaum ein paar Worte spanisch und spricht bloß ihre Muttersprache, daher kann sie auch nicht beantworten, was man sie fragt." — „Wir haben sie nichts gefragt," versetzte Lucinde, „sondern ihr nur für diese Nacht unsre Gesellschaft und Kammer angeboten, welche wir herzlich gern mit ihr theilen wollen und wo sie so viel Bequemlichkeit haben soll, als der Ort erlaubt da es in unserm Wunsche liegt, jedem Fremden und besonders Frauenzimmern gefällig zu seyn." — „Ich küsse Euch in ihrem und meinem Namen dankbar die Hände, und schätze Euer gütiges Erbieten um so höher, da es von so angesehnen Personen ausgeht," sprach der Sklave. — „Sagt mir doch, lieber Herr," versetzte Dorothea, „ist dies Frauenzimmer eine Christin oder Maurin? Ihr Schweigen und ihre Tracht läßt uns vermuthen, daß leider das Letztere der Fall seyn werde." — „Ihrer Geburt und Tracht nach ist sie eine Maurin," antwortete der Sklave, „aber im Herzen ist sie eine gute Christin; denn sie verlangt von ganzem Herzen darnach, es zu werden." — „Sie ist also noch nicht getauft?" fragte Lucinde. — „Nein," sprach der Sklave, „wir haben, seit sie aus ihrem Vaterlande Algier weg ist, noch keine Gelegenheit dazu gehabt, und bisher ist sie noch nicht in so dringender Todesgefahr gewesen, daß ich sie ohne die Vorbereitungen, welche unsre

heilige Kirche erfordert, hatte taufen müssen. Aber so Gott will, soll sie bald mit aller der Würde getauft werden, welche ihr Stand erfordert; denn wir sind Beide mehr, als unsre Kleidung verräth."

Diese Rede machte alle neugierig zu erfahren, wer diese beiden Leute wohl seyn möchten; aber Niemand wagte es, sie jetzt darum zu fragen, weil es schien, daß sie lieber ausruhn als erzählen wollten. Dorothea nahm die Maurin bei der Hand, zog sie neben sich auf einen Stuhl nieder und bat sie, ihren Schleier abzulegen. Sie sah den Sklaven an, als wollte sie ihn fragen: was spricht sie zu mir? oder, was soll ich thun? Er sagte ihr auf Aisrabch, warum man sie bitte und daß sie es nur thun könne. Sie nahm darauf den Schleier ab und zeigte ein so schönes Gesicht, daß Dorothea sie schöner fand

Digitized by Google

als Lucinden und Lucinde sie schöner als Dorothea, und alle Umstehenden bekannten, wenn Jemand ihren beiden Damen an Schönheit gleich komme, so sey es die Maurin, und Einige hielten diese sogar für noch schöner. Auch hier zeigte die Schönheit ihre Allgewalt, die Seelen zu fesseln und sich Liebe zu erwerben; denn Jedermann wollte sogleich der schönen Maurin dienen und ihr Höflichkeit bezeigen. Don Fernando fragte den Sklaven nach ihrem Namen. „Sie heißt Lela Zoraide,“ antwortete dieser. Sobald sie hörte, daß man den Christen um ihren Namen gefragt hatte, sagte sie sehr hastig und mit liebenswürdiger Verwirrung: „No, no, Zoraide: Maria, Maria!“ und zeigte dadurch, sie wolle nicht mehr Zoraide, sondern Maria heißen. Diese Worte und das Feuer der Leidenschaft, mit welcher die Maurin es sagte, lockte den Umstehenden, sonderlich den Frauenzimmern, die von Natur weichherzig sind, mehr als eine Thräne ab. Lucinde umarmte sie voll Liebe und sprach: „Ja, ja, Maria, Maria!“ und sogleich antwortete die Maurin wieder: „Ja, ja, Maria! nicht Zoraide.“

Indeß war es schon spät geworden und der Wirth hatte auf Veranstaltung der Freunde Don Fernandos das Beste, was er konnte, zum Abendessen angeschafft. Da nun aufgetragen war, setzten sie sich alle an einen großen langen Schenktisch; denn in der ganzen Schenke war kein andrer, weder runder noch viereckiger zu finden. Obenan setzte man den Ritter, so sehr er auch diese Ehre verbat. Da er aber diesen Platz dennoch einnehmen mußte, verlangte er die Prinzessin Micomicona an seine Seite, weil er ihr Beschützer sey. Neben diese setzten sich Lucinde und Zoraide, ihnen gegenüber Don Fernando, Cardenio, der Sklave und die übrigen Ritter. Der Pfarrer und Barbier nahmen ihren Platz neben den Frauenzimmern. So speisten sie äußerst vergnügt, und was ihre Lust bei Tisch noch vermehrte, war die Stimmung, welche Don Quixoten anwandelte; denn derselbe Geist der Rede, der ihn ehedem beim Eichelmale der Ziegenhirten ergriffen hatte, kam jetzt wieder über ihn; er hörte plötzlich auf zu essen und begann folgendergestalt: „Gewiß, meine Herrn, wenn mans wohl überlegt, so muß man bekennen, daß fahrende Ritter in der Welt manche große und unerhörte

Dinge zu sehen bekommen. Welcher Sterbliche unter der Sonne würde, wenn er jetzt herein in dieses Kastell träte und uns so beisammen sähe, uns wohl für das halten, was wir sind? Wer würde wohl diese Dame hier mir zur Seite, für die große Königin, als welche wir sie Alle kennen, und mich für den Ritter von der traurigen Gestalt halten, von dem der Mund der Fama so viel erzählt? Wer zweifelt nun noch, daß diese Kunst und das Werk, so ich treibe, jede Kunst und jedes Werk, das Menschen jemals erfunden haben, weit übertreffe und in desto größern Ehren zu halten sey, je größern Gefahren es unterworfen ist? Hinweg mit denen, welche behaupten, Gelehrsamkeit gehe über Waffen! Wer dies spricht, sey er, wer er wolle, dem sag ich ins Gesicht, er weiß nicht, was er redet. Diese Schwätzer führen gemeiniglich zu ihrem Behufe an, daß die Arbeiten des Geistes weit größer und edler seyen als die Arbeiten des Körpers, und daß das Waffenhandwerk ein bloßes Werk des Leibes sey, gleich als ob der Kriegsmann weiter nichts wäre als ein Taglöhner und

Digitized by Google

Lastträger, der nur Knochen braucht, und als ob uns in unserm Stande nicht so manche Fälle vorkämen, in welchen nur Klugheit und Einsicht zum Ziele führen. Was arbeitet bei dem Helden, der ein Heer zu befehligen, oder eine belagerte Stadt zu vertheidigen hat? Leib oder Geist? sind Leibeskräfte allein hinreichend, des Feindes Plan und Kriegslisten zu entdecken und seinen Absichten zuvor zu kommen und sie zu vereiteln? sind dies nicht lauter Dinge, die sein Verstand allein thun muß und woran sein Leib fast gar keinen Theil nimmt? Da es nun ausgemacht ist, daß der Gelehrte sowohl als der Krieger Verstand haben muß, so wollen wir doch untersuchen, wessen Geist am meisten und vorzüglichsten arbeitet. Dies können wir nur aus dem mehr oder weniger edeln Zwecke beurtheilen, den sich Jeder vorgesetzt hat, als wornach eigentlich seine Würde zu schätzen ist. Der Zweck des Gelehrten — ich rede hier nicht von dem, der sich mit göttlichen Dingen und der Seligkeit unsrer Seele beschäftigt, weil dieser ohnehin den Vorzug vor allen Andern hat, sondern nur von dem, der sich mit menschlichen Wissenschaften, als mit Verwaltung der Gerechtigkeit, mit Beobachtung der Gesetze und Anderm dergleichen abgiebt, — der Zweck dieses Gelehrten sage ich, ist unstreitig edel, gut und lobenswürdig; aber bei weitem noch nicht so erhaben, als der Zweck des Kriegers — der Friede, welcher das größte Gut ist, das wir in diesem Leben genießen können. War nicht die erste frohe Nachricht, welche in jener Nacht des Heils Engel in den Lüften der Welt und den Menschen zusangen: Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen? War nicht der Gruß, den der beste Meister im Himmel und auf Erden seine Lieblinge und Jünger lehrte, daß sie beim Eintritte in ein Haus sagen sollten: Friede sey in diesem Hause? und sprach er nicht selbst so vielmal: meinen Frieden geb ich Euch; meinen Frieden laß ich Euch; Friede sey mit Euch! als wenn er ihnen einen Schatz und Juwel gäbe, ohne welchen für sie im Himmel und auf Erden keine Glückseligkeit wäre? Dieser Friede ist der wahre Zweck des Kriegs; denn Krieg und Waffen sind einerlei. Da wir nun gefunden haben, daß Friede der Zweck des Kriegs und dieser Zweck weit erhabner als der Zweck der Wissenschaften ist, so wollen wir auch das Andre

untersuchen: wessen Leibeskräfte mehr arbeiten, die des Kriegers oder die des Gelehrten?"

Wer unsern Ritter so gut und vernünftig reden hörte, konnte ihn gewiß nicht für einen Narren halten; alle Anwesenden vergaßen es wenigstens in diesem Augenblicke, und da die meisten ohnedies Soldaten waren, hörten sie ihm mit vielem Vergnügen die ganze Rede hindurch zu.

Don Quixote fuhr also fort: „Die Noth des Gelehrten ist meistens Armuth. Ich sage darum nicht, daß alle Gelehrten arm sind, sondern setze hier nur den schlimmsten Fall. Wenn ich vom Gelehrten sage, er ist arm, so darf ich seine Leiden weiter nicht zergliedern; denn einem Armen gehts gewiß nicht wohl: er leidet von allen Seiten, bald Hunger, bald Kälte, bald Blöße, bald trifft dies Alles zusammen. Doch geht es ihm nie so übel, daß er gar nichts zu essen hätte; er findet doch immer noch sein tägliches Brod, wär es auch ein paar Stunden später, als andre Leute essen, und von den übrigen Brocken der Reichen. Das größte Elend des Studirenden besteht darin, daß er der Klostersuppe nachgehen muß. Es fehlt ihm auch nie an andrer Leute Kohlpfanne oder Kamin, woran er sich, wenn auch nicht wärmen, doch ein wenig aufthauen kann und Nachts schläft er doch immer noch unter einem Dache. Andre Kleinigkeiten, die man unter seine Uebel rechnen könnte, will ich hier nicht erwähnen; denn daß er zuweilen kein Hemd anzuziehen hat, daß an seinen Schuhen kein Stich mehr hält, daß sein Rock kein Härchen Wolle mehr hat und daß er sich bei jedem Schmause, den ihm das gute Glück in den Wurf bringt, gleich eine Unverdaulichkeit an den Hals ißt, sind Sachen von zu geringer Erheblichkeit, als daß sie hier in Anschlag kommen könnten. Auf diesem obgleich rauhen und beschwerlichen Wege, auf dem er bald hier strauchelt, bald dort fällt, bald wieder aufsteht, bald auf die Seite gestoßen wird, gelangt er doch endlich, wohin er will, und wie viele haben wir ihrer gesehen, die, nachdem sie ein günstiger Wind des Glücks durch diese Klippen geführt hatte, auf den Gipfel der Ehre erhoben worden sind? Sie saßen auf einem Stuhle und regierten die Welt; ihr Hunger verwandelte sich in Sättigung, ihr Frost in sanfte Wärme, ihre Nacktheit

Digitized by Google

in Feierkleider, und statt der harten Erde, auf welcher sie sonst schliefen, liegen sie jetzt auf holländischer Leinwand und Damast — eine Belohnung, welche ihre Tugend wohl verdient hatte. Aber vergleichen wir ihre Leiden einmal mit den Leiden des Kriegers, und gleich sollt ihr sehen, meine Herrn, daß dieselben gegen diese fast ganz verschwinden."

Achtunddreißigstes Kapitel.

Merkwürdige Rede des Ritters Don Quixote, enthaltend eine Vergleichung zwischen den Waffen und Wissenschaften.

Don Quixote fuhr fort: „Wir haben den Gelehrten in seiner Armuth betrachtet, sehen wir nun, ob der Soldat reicher ist. Bei Gott, kein ärmeres Geschöpf ist unter der Sonne, als er. Von dem schlechten Solde, den er oft spät, zuweilen gar nicht bekommt, soll er leben, und wagt er etwas zu rauben, so läuft dabei sein Gewissen und sein Leben Gefahr. Wie oft ist er so nackt, daß sein zerhackter Koller ihm Hemde, Rock, Feierkleid und Alles ist. Muß er sich nicht oft mitten im Winter unter offnem Himmel und bei der strengsten Kälte bloß an seinem eignen Athem wärmen, der, da er aus leerem Leibe kommt, wider den Lauf der Natur selbst kalt ist? Nun bricht die Nacht ein, und er hofft sich vielleicht im Bette von allen Uebeln des Tags zu erholen? Gut! wenn er sich es nicht selbst zu eng macht, so hat er ein ziemlich geräumiges Bett und kann sich auf der Erde nach Herzenslust ausstrecken und hin- und herwälzen, ohne Furcht, sich in die Betttücher zu verwickeln. Nun kommt der Tag und die Stunde, da er graduirt werden soll, ich meine, der Tag der Schlacht, und siehe, da setzt man ihm ein Baret von Pflastern auf den Kopf, um

damit ein Loch zu verstopfen, das ihm eine Kugel in den Schädel geschlagen hat, oder schneidet ihm einen Arm, ein Bein ab. Und ist dies nicht der Fall, sondern bringt ihn der gute Himmel frisch und gesund davon, so bleibt er zum mindesten so arm, als er war. Muß er nicht manchem Treffen und Scharmützel beigewohnt haben und aus allen glücklich durchgekommen seyn, wenn ers zu etwas bringen und sich emporschwingen will? Aber wie selten sind diese Wunder! Habt Ihr wohl je bedacht, meine Herrn, wie klein die Zahl der durch den Krieg glücklich Gewordnen gegen die Zahl derjenigen ist, welche der Krieg weggerafft hat? Habt Ihrs, so müßt Ihr bekennen, daß zwischen beiden Theilen gar kein Verhältniß statt findet, daß man für die Letztern kaum Ziffern genug hat, Jene aber an den

Digitized by Google

Fingern herzählen kann. Ganz anders verhält sichs mit den Gelehrten, die auf die eine oder andre Art ihr Unterkommen finden, während den Soldaten bei größern Mühseligkeiten kleinere Belohnung erwartet. Hierauf könnte man zwar antworten, es sey leichter, zweitausend Gelehrte, als dreißigtausend Soldaten zu belohnen, weil jene durch Aemter, die man ohnedies Niemand anders geben kann, diese aber schlechterdings aus dem Beutel des Herrn, dem sie dienen, belohnt werden müssen. Allein dies bestätigt meinen Satz nur noch mehr."

„Doch lassen wir dies bei Seite, um uns nicht in ein Labyrinth zu verwickeln, und kommen wir auf den Vorzug der Waffen vor den Wissenschaften zurück. Dies ist der streitige Punkt, den ich noch auszumachen habe, und zwar eben durch die Gründe, welche jeder Theil für seine Sache anführt. Der Gelehrte sagt: die Waffen können ohne Wissenschaft nicht bestehen, denn der Krieg habe auch seine Gesetze, denen er unterworfen sey; Gesetze aber gehören für die Gelehrten. Die Vertheidiger der Waffen sagen: ohne diese können keine Gesetze bestehen; denn die Waffen müssen Republiken und Königreiche aufrecht erhalten, Städte vertheidigen, Heerstraßen sicher machen und die Meere von Seeräubern reinigen; kurz, ohne sie würden Staaten und Reiche, Städte und Wege, Wasser und Land fortwährend den gewaltsamen Zerrüttungen des Kriegs ausgesetzt seyn. Es ist eine ausgemachte Sache, daß man, jemehr ein Ding kostet, dasselbe desto höher schätzt. Nun kostet zwar, berühmt und ein großer Mann zu werden, einem Gelehrten viele Zeit, Nachtwachen, Hunger, Blöße, Kopfweh, Unverdaulichkeiten und andre damit verknüpfte Unannehmlichkeiten, die ich zum Theil schon erwähnt habe. Aber ein braver Soldat zu werden, kostet alles dies und noch ohne Vergleich mehr, weil man keine Stunde seines Lebens sicher ist. Und welche Mühseligkeit kann wohl ein Gelehrter dem Elende eines Soldaten entgegensetzen, der in einer Festung belagert wird? Da steht er auf einer Schanze oder auf einem Bollwerke Schildwache und fühlt, daß die Feinde unter seinen Füßen eine Mine angelegt haben; keinen Fingerbreit darf er seinem Posten und der Todesgefahr entweichen, die ihn so nahe bedroht. Alles, was er

thun kann, ist, seinem Hauptmann Nachricht von dem, was vorgeht, zu geben, damit man durch Gegenminen helfen könne; er selbst aber muß stehen bleiben, in steter Furcht, ohne Flügel in die Wolken zu fliegen und ohne Fallschirm herunterzustürzen. Oder scheint Euch diese Gefahr noch nicht schrecklich genug, so wollen wir sehen, wie Euch die andere scheint, wenn auf dem weiten Meere zwei Galeeren sich angreifen. Mit den Vordertheilen hängen sie bereits zusammen, und der Soldat hat nicht mehr Platz, als zwei Fuß breit auf dem Verdecke, nichts sieht er vor sich, als drohende Werkzeuge des Todes; kaum eine Lanze lang vor ihm stehen die offnen Schlünde der Kanonen, und beim nächsten Fehltritte, den er thut, stürzt er in Neptuns Abgründe hinab. Dennoch tritt er unverzagten Sinnes hin, bietet seine Brust allen feindlichen Gewehren zum Ziele dar und dringt durch diesen

engen Weg hinüber in das feindliche Schiff. Und was am wunderbarsten ist, kaum stürzt einer für immer todt dahin, so steht schon ein Andrer auf eben dem Platze, wo jener fiel, und stürzt auch dieser ins Meer, welches wie ein Feind auf ihn lauert, so rückt ein Dritter und ein Vierter ohne Zagen und Zögern dem gleichen Tod entgegen.

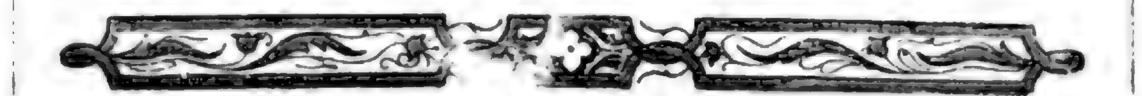
Gewiß ein Heldenmuth, wovon man nirgends sonst im Kriege glänzendere Proben finden kann. Glückselig waren die Zeiten, welche die schreckliche Wuth der großen und kleinen Feuergewehre noch nicht kannten! Gewiß muß der Erfinder für das fluchwürdige Geschenk, welches er der Welt gab, in der Hölle büßen, weil er machte, daß nun der feigherzigste Schurke dem tapfersten Ritter das Leben rauben kann. Denn mitten im Feuer des Muths, das seine edle Brust entzündet, kommt eine heillose Kugel, ohne daß man weiß, wie oder woher? und

wirst einen Mann darnieder, der Jahrhunderte zu leben verdient hätte. Wenn ich dies bedenke, so ärgerts mich in der Seele, daß ich in einem so abscheulichen Zeitalter, als das unsrige ist, ein fahrender Ritter geworden bin; denn ungeachtet mir schlechterdings keine Gefahr Furcht einjagen kann, so schlägt mich doch der Gedanke nieder, daß ein wenig Pulver und Blei dem Laufe meiner Thaten ein Ziel setzen und mir die Gelegenheit rauben könnte, mich durch die Stärke meines Arms und die Schneide meines Schwerts in der ganzen entdeckten Welt berühmt zu machen. Aber füge es der Himmel, wie er will; je größern Gefahren ich mich unterwerfe und um wie viel mehr ich unternehme, als die fahrenden Ritter voriger Zeiten, desto größer wird auch mein Ruhm seyn."

Diese lange Rede hielt Don Quixote, indeß die Andern speisten, und vergaß darüber, einen Bissen zu sich zu nehmen, ob ihn gleich Sancho etlichemale daran erinnert und gesagt hatte, er könne ja nach dem Essen reden, soviel er wolle. Alle, die ihm zugehört hatten, beklagten aufs Neue, daß ein so guter und über alle andre Dinge richtig denkender Kopf den Verstand verliere, sobald er auf sein verwünschtes Ritterhandwerk komme. Der Pfarrer billigte vollkommen, was er zum Lobe der Waffen gesagt hatte, und versicherte ihm, daß er, obwohl selbst Gelehrter und Graduirter, dennoch völlig seiner Meinung sey. Endlich hatte man abgespeist, das Tischtuch ward weggenommen, und die Wirthin, deren Tochter und Maritornes machten Don Quixotens Kammer zum Nachtlager für die Frauenzimmer zurecht. Während dies geschah, bat Don Fernando den Sklaven um die Erzählung seiner Geschichte, denn diese konnte, nach dem, was man gleich bei seiner Ankunft mit Zoraide bemerkt, nicht anders als merkwürdig und unterhaltend seyn. „Herzlich gern will ich Euch den Gefallen thun," sagte der Sklave, „nur befürchte ich, meine Erzählung möchte Euch das gehoffte Vergnügen nicht gewähren; indeß will ich, um nicht ungehorsam zu seyn, sie beginnen." Der Pfarrer und alle Uebrigen dankten ihm unter Wiederholung ihrer Bitte, und da er von so Vielen aufgefordert wurde, sagte er: „Wer mit bestem Rechte befehlen kann, hat nicht nöthig zu bitten. So schenkt mir denn Eure Aufmerksamkeit, und hört meine

wahrhafte Geschichte an, die vielleicht mehr Eure Theilnahme verdient, als manche künstlich ersonnene." Mit diesen Worten bewog er Alle, sich zu setzen und ihm stille zuzuhören, und hob sodann mit klarer Stimme folgendermaßen an.

Digitized by Google



Neununddreißigstes Kapitel.

Geschichte des Sklaven.

Castilien nicht, Leon ist mein Vaterland, in dessen Gebirgen der Ort liegt, wo ich geboren wurde. Die Natur war gegen meine Familie günstiger gewesen, als das Glück. Zwar hieß mein Vater, da er unter so armen Leuten lebte, immer reich und wäre es wohl auch gewesen, wenn er sich so viele Mühe gegeben hätte, das Seinige beisammen zu halten, als er sich gab, es los zu werden. Seine Freigebigkeit, die fast ein Hang zum Verschwenden war, rührte daher, daß er in seiner Jugend Soldat gewesen; denn leicht wird man bei diesem Stande aus einem Geizigen ein Freigebiger und aus einem Freigebigen ein Verschwender, ein geiziger Soldat aber ist wie ein Wunder, also eine sehr seltne Erscheinung. Meines Vaters Freigebigkeit überschritt die Grenzen und streifte oft nahe an Verschwendung hin,

da er doch Kinder hatte, die er versorgen mußte; denn es waren unsrer drei, lauter Söhne und alle in dem Alter, sich eine Bestimmung wählen zu müssen. Da mein Vater nun sah, daß kein Mittel gegen seinen Hang half, wollte er sich selbst die Gelegenheit dazu benehmen und sich seines Vermögens entschlagen; denn wo Nichts ist, hat auch der Kaiser Nichts zu verschenken. Er rief uns also eines Tags in sein Zimmer und hub folgendergestalt an: „Meine Söhne, schon

dieser Name muß Euch sagen, daß Ihr meinem Herzen theuer seyd. Sollte ich Euch aber meine Unfähigkeit, das väterliche Gut beisammen zu halten, auf den Argwohn gebracht haben, als ob ich es nicht gut mit Euch meinte, so sehet jetzt, daß ich als rechter Vater an Euch handle; denn ich will Euch einen Entschluß entdecken, den ich gefaßt und viele Tage her reiflich überlegt habe. Ihr seyd jetzt in dem Alter, da Ihr Eure Bestimmung antreten, oder Euch wenigstens eine Lebensart wählen sollt, die Euch ehrt und nährt. Mein Entschluß ist also, mein sämmtliches Vermögen in vier Theile zu theilen: drei sollt Ihr haben und von dem vierten will ich mich noch die übrigen Tage meines Lebens erhalten. Dabei aber fordre ich, daß Jeder, wenn er abgefunden ist, einen von den Wegen erwähle, die ich Euch vorschlagen will. Wir haben in unserm Spanien ein Sprichwort, das, wie die meisten, mir sehr wahr dünkt, denn sie sind das kurzgefaßte Ergebniß langer und reifer Erfahrung; jenes Sprüchwort heißt: Kirche, Meer oder Königshaus, wähl dir eins, so kommst du aus. Was will das anders sagen, als Einer, der in der Welt etwas vor sich bringen will, muß entweder eine geistliche Pfründe suchen, oder zur See Handel treiben, oder an den Hof gehen; denn freilich heißts auch: des Königs Brod ist besser als helf dir Gott! Nun wollt ich gerne, lieben Kinder, daß Einer von Euch studierte, der Andre ein Kaufmann würde und der Dritte dem König im Kriege diente; denn es ist jetzt so schwer Hofdienste zu bekommen, und macht auch der Krieg nicht reich, so macht er doch tapfer und berühmt. Innerhalb acht Tagen soll Jeder seinen Theil baar haben; sagt mir nun, ob ihr meinem Vorschlage folgen wollt. „Was willst du wählen?“ sprach er zu mir, „du bist der Aelteste.“ Ich antwortete ihm, er solle doch sein Vermögen behalten und brauchen, wie es ihm beliebe, weil wir junge Leute seyen, die in die Welt gehen könnten, und daß mein Vorsatz sey, Soldat zu werden und Gott und dem Könige zu dienen. Mein zweiter Bruder sagte ihm eben dies und beschloß, nach Indien zu gehen und etwas von seinem Vermögen in Waaren zu stecken. Der Jüngste, und ich glaube noch immer der Klügste von uns, sagte, er wolle der Kirche folgen und seine angefangnen Studien zu Salamanca vollenden.“

„Da wir unsre Wahl getroffen hatten, umarmte uns der Vater sämmtlich, und gab uns in der versprochnen Zeit unser Geld, welches,

so viel ich mich erinnre, auf eines Jeden Theil 3000 Dukaten Silbermünze betrug. Denn ein Verwandter kaufte das ganze Gut und zahlte es baar, damit es nicht von der Familie komme. Denselben Tag noch nahmen wir Abschied von dem guten Vater, und da es mir hart schien, den alten Mann mit so wenig Vermögen zu verlassen,

Digitized by Google

so bewog ich ihn, 2000 Dukaten von meinem Antheile zurückzunehmen, weil ich an einem Tausend zu meiner Einrichtung als Soldat genug habe. Durch mein Beispiel angetrieben, gaben meine Brüder ihm auch noch jeder tausend Dukaten, so daß er viertausend Dukaten baares Geld erhielt, außer den dreitausend, die ihm an liegenden Gründen geblieben waren. Wir nahmen von ihm und unserm Oheim den zärtlichsten Abschied, und mußten versprechen, ihnen, so oft wir könnten, Nachricht von Allem zu geben, was uns Gutes oder Böses begegnete."

„Nachdem sie uns umarmt und uns ihren Segen gegeben hatten, reisten meine Brüder, der eine nach Salamanca, der andre nach Sevilla und ich gieng nach Alicante, woselbst, wie ich vernommen hatte, ein Schiff nach Genua segelfertig lag. Es werden jetzt ungefähr 22 Jahre seyn, seitdem ich das väterliche Haus verließ, und indeß habe ich niemals Nachricht von meinem Vater oder meinen Brüdern erhalten, obwohl ich ihnen verschiedne Briefe geschrieben. Was mir während dieser Zeit begegnet ist, will ich Euch in der Kürze erzählen."

„Ich ging in Alicante an Bord, kam nach glücklicher Ueberfahrt in Genua an, reiste von dort nach Mailand, wo ich mich mit Waffen und Kleidung versorgte, und wollte in Piemont Dienste nehmen; wie ich aber auf dem Wege war, um nach Alessandria della Paglia zu gehen, erfuhr ich, daß der Herzog von Alba nach Flandern ziehe. Ich änderte hierauf meinen Vorsatz, zog mit ihm, diente in den meisten Feldzügen, die er machte, war bei dem Tode des Grafen Egmont und Horn gegenwärtig, und erhielt eine Fahne unter dem berühmten Hauptmann Don Diego de Urbina von Guadalaxara. Wie ich einige Zeit in Flandern gewesen war, kam die Nachricht von dem Bündnisse, welches Seine Heiligkeit, Pabst Pius V., glücklichen Gedächtnisses, mit Venedig und Spanien gegen den gemeinschaftlichen Feind, den Türken schloß, dessen Flotte sich um diese Zeit, zu großem Verluste der Venetianer, der Insel Cypern bemeistert hatte. Man sagte für gewiß, daß der erlauchte Don Juan von Oesterreich,

der natürliche Bruder unsres guten Königs Philipp, den Oberbefehl über die verbündete Streitmacht erhalten werde; man erzählte von ungeheuern Zurüstungen zu diesem Kriege, und das Alles trieb und spornte mich an, dem Feldzuge mit beizuwohnen, und obwohl ich bereits Hoffnung und gewissermaßen Zusage hatte, bei der ersten Gelegenheit eine Compagnie zu bekommen, so ließ ich doch alles im Stiche,

Digitized by Google

um nach Italien zu gehen, und mein gutes Glück wollte, daß Don Juan von Oesterreich eben in Genua angekommen war, und nach Neapel gehen wollte, um sich mit der venetianischen Flotte zu vereinigen, welches hernach zu Messina geschah. Kurz, ich sah mich in diesem rühmlichen Feldzuge, mehr durch mein Glück, als durch mein Verdienst, bereits zum Hauptmann von der Infanterie erhoben, und in so ehrenvollem Range diente ich an jenem berühmten Tage, welcher für die ganze Christenheit so glorreich ausfiel, indem er allen Völkern die bisher gehabte irrige Meinung benahm, daß die Türken zur See unüberwindlich seyen. An jenem Tage, der den Stolz und Uebermuth der Moslemin zu Boden schlug und so viele Christen glücklich machte, — denn glücklicher noch waren, die in der Schlacht blieben, als diejenigen, welche siegten, — war ich der einzige Unglückliche; denn statt eine Schiffskrone zu erlangen, die mir gewiß zu Theil geworden wäre, hätte ich in den Zeiten des alten Roms gelebt, fand ich mich am Abende des ruhmvollen Tags an Händen und Füßen mit Fesseln beladen, und damit gieng es folgendermaßen zu.

„Uschali, Dey von Algier, ein kühner und tapfrer Korsar, hatte die maltesische Hauptgaleere angegriffen, und ihr so heftig zugesetzt, daß nur noch drei Ritter lebendig am Bord, und auch diese schwer verwundet waren. Die Hauptgaleere des Don Giovanni Andrea, auf welcher ich mit meiner Compagnie mich befand, eilte der maltesischen Flotte zu Hilfe, ich that, was bei solcher Gelegenheit meine Pflicht war, und sprang in die feindliche Galeere, die aber in demselben Augenblick vor der unsrigen die Flucht nahm, so daß meine Soldaten mir nicht folgen konnten, und se befand ich mich allein unter den Feinden, welchen ich nicht widerstehen konnte. Bedeckt mit

Wunden, ward ich gefangen, und wie Euch, meine Herrn, vermuthlich bekannt ist, so rettete sich Uschali damals mit seinem ganzen Geschwader; ich blieb demnach in seiner Gewalt, und war unter so vielen

Digitized by Google

Fröhlichen der einzige Betrübte und der Einzige, welcher in Gefangenschaft gerieth, während so Viele ihre Freiheit erlangten, denn nicht weniger als fünfzehntausend Christen, die auf der türkischen Flotte als Ruderknechte hatten dienen müssen, wurden an diesem Tage aus der Sklaverei erlöst."

„Ich ward nach Constantinopel geführt, woselbst der Sultan Selim meinen Herrn zum Großadmiral machte, weil er sich in der Schlacht so gut gehalten, und die Hauptstandarte der Malteser als ein Zeichen seiner Tapferkeit davon getragen hatte. Im folgenden Jahre 1572 war ich an Bord der türkischen Admiralsgaleere zu Navarino: ich sah und bemerkte die Gelegenheit, die man damals versäumte, die ganze türkische Flotte im Hafen wegzunehmen; denn die Seesoldaten und Janitscharen erwarteten, daß man sie daselbst angreifen werde, und unsre Flotte hatte ihnen so viel Furcht eingejagt, daß sie insgesammt schon ihre Bündel geschnürt und ihre Passamaken, wie sie die Schuhe nennen, gewichst hatten, um sich ohne Gefecht ans Land zu retten. Allein der Himmel fügte es anders, und es lag nicht an dem Verfahren oder an der Unachtsamkeit unsers Admirals, sondern die Sünden der Christenheit waren Schuld daran, daß der Wille und die Zulassung Gottes uns diese Geißel zu beständiger Züchtigung bestimmte. Genug, Uschali zog sich zurück nach Modon, einer Insel bei Navarino, setzte seine Leute ans Land, befestigte die Einfahrt des Hafens und hielt sich still, bis Don Juan zurückgieng. Auf dieser Rückfahrt ward die Galeere la Presa genommen, welche ein Sohn des berühmten Korsaren Barbarossa führte; die neapolitanische Hauptgaleere la Loba that diesen Fang unter dem Befehl des glücklichen und unüberwindlichen Don Alvaro de Bazan, Marquis von Santa Cruz, dieses Sohns des Kriegsgottes und Vaters der Soldaten. Ich kann mich nicht enthalten, Euch einen Umstand zu erzählen, der hiebei vorfiel. Barbarossas Sohn war so grausam und behandelte seine Sklaven so unmenschlich, daß diese, sobald sie sahen, daß die Loba Jagd auf sie machte und im Begriff war zu entern, insgesammt auf einmal die Ruder gehen ließen, ihren Befehlshaber, der auf dem Vorderkastell stand und sie mit Geschrei zum Rudern antrieb, beim Kopf nahmen und ihn einander von einer Bank

zur andern zuwarfen, wobei sie ihn dergestalt bearbeiteten, daß seine schwarze Seele zum Teufel fuhr, als er kaum bei dem Mastbaum vorbeigekommen war. Dies war die Frucht seiner Grausamkeit gegen sie und ihres Hasses gegen ihn."

„Wir kehrten zurück nach Constantinopel, und im folgenden Jahre 1573 erfuhr man daselbst, daß Don Juan Tunis erobert, den Muley Hamed in Besitz dieser Stadt gesetzt und dadurch dem Muley Hamidah, dem grausamsten und tapfersten Mauren von der Welt, alle Hoffnung benommen habe, wieder auf den Thron zu gelangen. Dieser Verlust war für den Groß-Sultan sehr empfindlich, und vermöge der Schlauheit, die seinem ganzen Hause eigen ist, schloß er mit den Venetianern einen Frieden,

welchen diese noch mehr wünschten als er selbst; worauf er 1574 Goletta und die Citadelle bei Tunis angriff, die Don Juan angelegt, aber noch nicht vollendet hatte."

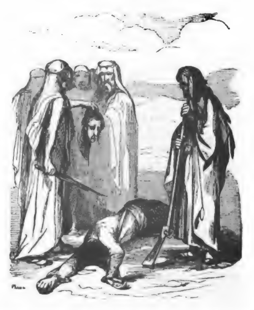
„Während aller dieser Begebenheiten saß ich auf der Ruderbank und hatte keine Aussicht, meine Freiheit zu erlangen, wenigstens nicht für ein Lösegeld, weil ich entschlossen war, meinem Vater nichts von meinem Unglück zu melden. Goletta und die Citadelle wurden von den Türken erobert, welche mit 75,000 Mann regelmäßiger Truppen und mit mehr als 400,000 Mauren und andern afrikanischen Söldnern davor lagen, und so viel Kriegsgeräth und Munition bei sich hatten, auch außerdem einen solchen Troß mit sich führten, daß sie im Stande gewesen wären, Goletta und die Citadelle mit Erdwürfen zu verschütten."

„Goletta, welches man bisher für unüberwindlich gehalten hatte, fiel zuerst, jedoch nicht aus Mangel tapfrer Vertheidigung, vielmehr that die Besatzung Wunder der Tapferkeit; allein die Erfahrung zeigte, wie leicht man in diesem sandigen Lande mit den Belagerungsarbeiten fertig werden kann; denn, wenn man sonst Wasser antrifft, sobald man einige Spannen tief gegraben hat, so konnten die Türken zwei Klafter tief graben, ohne Wasser zu finden. Sie konnten demnach ihre Schanzen vermittelst aufgethürmter Sandsäcke so hoch bringen, daß sie die Mauern der Festung von obenher zu beschießen waren, und daß es der Besatzung nicht möglich gewesen, in den Werken Stand zu halten. Viele meinten, die unsrigen hätten sich nicht in Goletta einsperren, sondern dem Feinde bei der Landung im Freien die Spitze bieten sollen; allein so urtheilen nur Leute, die nicht dabei gewesen sind und nichts von der Sache verstehen; denn da sich in Goletta und in der Citadelle kaum siebentausend Mann befanden, wie hätte denn diese Handvoll Menschen, wenn sie auch noch so tapfer waren, dem zahllosen Heer der Feinde auf freiem Felde Widerstand leisten können? und wie konnte überhaupt eine Festung sich halten, welcher man keine Verstärkung zuschickte? zumal da sie von einem so zahlreichen und entschloßnen Feinde in dessen eignem Lande angegriffen ward. Manche glaubten hingegen (und dieser Meinung bin ich selbst),

der Himmel habe aus besondrer Gnade und Güte gegen Spanien es zugelassen, daß diese Mördergrube voll Bosheit und Uebelthaten zerstört ward, dieser Schlund und Schwamm, der alle Schätze der Nation verschlang und in sich zog, welche man zu keinem andern Endzweck verschwendete, als um das Andenken festzubehalten, daß der siegreiche Karl V. dieses Nest einst erobert habe, als hätte es dieses Steinhaufens bedurft, um seinen Namen zu verewigen."

„Die Citadelle gieng ebenfalls verloren; doch jeder Schritt ward den Türken streitig gemacht, und die Besatzung vertheidigte sich mit solchem Muth und mit solcher Beharrlichkeit, daß in zweiundzwanzig Hauptstürmen 25,000 Türken auf dem Platze blieben. Nur dreihundert Mann geriethen lebendig in Gefangenschaft, und unter diesen war nicht ein Unverwundeter, woraus man abnehmen kann, wie tapfer jeder seinen Platz behauptet hatte."

„Ein kleines Schloß oder ein Thurm, welcher mitten im See stand, und von Don Juan Zanuguera, einem valencianischen Edelmann, vertheidigt war, mußte noch besonders erobert werden. Unter den Gefangnen befand sich Don Pedro Puertocarrero, Befehlshaber von Goletta, welcher, nachdem er sich aufs äußerste vertheidigt hatte, den Verlust des Platzes so sehr zu Herzen nahm, daß er auf der Fahrt nach Constantinopel in der Gefangenschaft den Geist aufgab. Der Commandant der Citadelle, Gabriel Cerbelloni, ein mailändischer Edelmann, trefflicher Ingenieur und tapfrer Krieger, ward ebenfalls gefangen. Unter den Getödteten in beiden Plätzen waren sehr viele bedeutende Männer und unter Andern Pagano Doria, Ritter vom Orden des heiligen Johannes, ein Mann von vortrefflichem Herzen, welches er durch seine außerordentliche Freigebigkeit gegen seinen Bruder, den berühmten Giovanni Andrea Doria, bewiesen hatte. Sein Tod war desto bedauernswürdiger, weil er von einigen Eingebornen ermordet ward, denen er sich anvertraut hatte, als die Festung nicht mehr zu retten war, und die sich erboten hatten, ihn in maurischer Kleidung nach Tabarka, einem kleinen genuesischen Hafen, oder einer Factorei zu bringen, woselbst



Perlen gefischt werden. Statt dessen hieben sie ihm den Kopf ab, und brachten ihn dem türkischen Befehlshaber, der aber an ihnen das Sprichwort wahr machte, daß man den Verrath zwar benützt, den Verräther aber haßt; denn man sagt, er habe die Meuchelmörder hängen lassen, weil sie ihm den Ritter nicht lebendig überliefert hätten. Unter den Gefangnen befand sich auch ein gewisser Don Pedro de Aguilar, gebürtig aus einem mir nicht erinnerlichen Orte in Andalusien. Er stand als Fähndrich im Dienst, war ein tapfrer Soldat, ein verständiger Mann und ein guter Dichter. Ich erwähnte seiner, weil es der Zufall so fügte, daß er auf unsre Galeere kam, mit mir unter einem Herrn diente, und auf derselben Ruderbank saß. Ehe wir von jenem Hafen ausliefen, machte dieser Cavalier ein Paar Sonette, als Denkgedichte auf Goletta und die Citadelle, die ich Euch wohl noch hersagen kann, weil ich sie auswendig weiß, und ich glaube, sie werden Euch eher Vergnügen, als Langeweile machen." — Indem der

Sklave den Namen Don Pedro de Aguilar nannte, sah Fernando seine Begleiter an, die alle drei lächelten; und wie der Sklave im Begriffe war, die Sonette herzusagen, sprach einer von ihnen zu ihm: „Ehe Ihr weiter fortfahrt, mein Herr, sagt mir doch, was aus diesem Don Pedro de Aguilar, dessen Ihr erwähnt, geworden ist.“

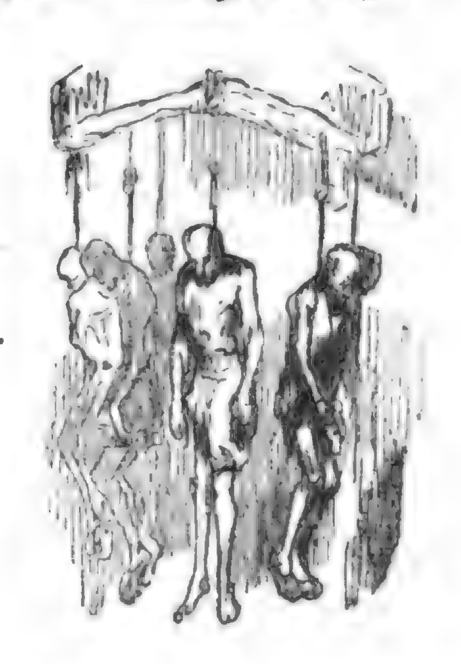
„Alles, was ich Euch von ihm sagen kann,“ erwiderte der Sklave, „ist, daß er nach Verlauf von zwei Jahren, die er in Constantinopel zubrachte, in arnautischer Kleidung mit einem griechischen Spion entwischte. Ich weiß zwar nicht, ob er glücklich entkommen ist; allein ich hoffe es, weil ich ein Jahr nachher den Griechen wieder in Constantinopel gesehen habe; ich hatte aber nicht Gelegenheit, ihn zu fragen, wie seine Reise abgelaufen sey.“

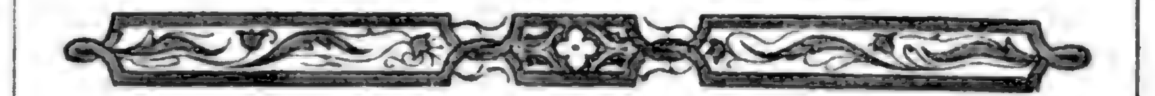
„So kann ich es Euch sagen,“ sprach der Cavalier; „denn dieser Don Pedro ist mein Bruder und lebt jetzt in unserer Stadt gesund und vermögend, ist verheirathet, und Vater von drei Kindern.“

„Gott sey gelobt!“ antwortete der Sklave, „daß er ihm so große Wohlthat erzeigt hat, denn ich glaube nicht, daß es ein größeres Glück auf Erden gibt, als die verlorne Freiheit wieder zu erlangen.“

„Was noch mehr ist,“ versetzte der Cavalier, „ich kenne auch die Sonette, die mein Bruder gedichtet hat.“

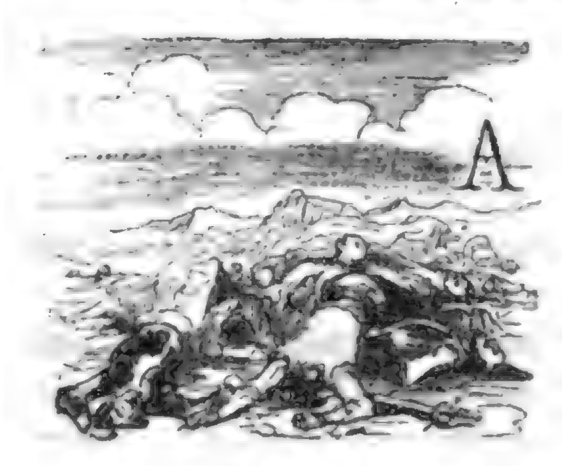
„So bitt ich Euch, sie uns mitzutheilen,“ sagte der Sklave, „denn Ihr könnt sie gewiß besser vortragen als ich.“





Vierzigstes Kapitel.

Sonett auf Goletta. Der Sklave setzt seine Erzählung fort



Also," sprach der Cavalier, „lautete das Sonnet auf Goletta:

„Ihr Heldengeister, die ihr aufgeflogen
Vom Staub, wo modernd eure Hülle ruht,
Die ihr befreit, dort unter Gottes Huth,
Im Frieden wohnt, am blauen Himmelsbogen!

Von edelm Thatendurste fortgezogen,
Die Kraft zu prüfen und den kühnen Muth,
Habt ihr mit eignem und mit Feindes Blut
Den Sand am Meer geröthet und die Wogen.

Es schwand die Lebenskraft aus euern Sehnen;
Auch da noch blieb euch Gott und Ehre theuer,
Besiegt erranget ihr die Siegeskrone.

Ihr sanket, starbt: euch fließen unsre Thränen;
Dort fielt ihr, zwischen Speeren und Gemäuer,
Und Preis und Glorie ward euch zum Lohne."

„Eben so habe ich es auch gehört," sprach der Sklave.

„Und das andre auf die Citadelle," sagte der Cavalier, „lautete, wo ich nicht irre, folgendermaßen:

Hier, wo der Pflug nicht geht, nicht Früchte prangen,
Wo Trümmer rings mit Trümmern sich vermählen,
Hier sind dreitausend wackre Männerseelen
Zu einer bessern Heimath eingegangen.

Hier fochten sie den Streit, den blutig langen:
Nicht Einer will sich feig von hinnen stehlen:
Gefallen sind, die ihrer Reihe fehlen,
Und Jeder will den Todesstreich empfangen.

Seitdem der Boden, wo Karthago stand,
Der gluthverbrannte, sich in giergen Zügen
Von Heldenblut und Thränen satt getrunken,

Sind hier, an diesem öden, harten Strand,
Nie Seelen Edlerer emporgestiegen,
Nie Leiber Tapfrerer ins Grab gesunken."

Man fand die Sonette nicht übel, und der Sklave freute sich über die Nachricht, die er von seinem Mitgefangnen erhielt, worauf er seine Erzählung folgendermaßen fortsetzte:

„Wie Goletta und die Citadelle übergegangen waren, machten die Türken Anstalt Goletta zu schleifen; denn die Citadelle war schon so zugerichtet, daß nichts zu schleifen daselbst übrig blieb. Um nicht zu viel Zeit und Arbeit aufzuwenden, untergruben sie die Werke an drei Stellen, aber keine Mine war hinreichend, die alten Mauern, die man für den schwächsten Theil hielt, zu zerstören, da hingegen Alles, was von Fratins neu angelegten Werken noch übrig geblieben war, mit leichter Mühe gesprengt ward. Die Flotte kehrte siegprangend nach Constantinopel zurück, und nach einigen Monaten starb mein Herr Uschali, den man gewöhnlich Uschali Fartach, den krätzigen Renegaten, nannte; denn er war wirklich krätzig, und es ist eine alte Gewohnheit bei den Türken, daß man den Leuten Beinamen giebt von Fehlern, die sie an sich haben, oder von Tugenden, die sie besitzen, denn eigentliche Geschlechtsnamen giebt es bei ihnen nicht mehr als vier, welche an Adel mit dem Hause Osmans wetteifern; und alle übrigen bekommen Namen und Beinamen entweder von Gebrechen oder von Vorzügen des Geistes, oder des Leibs. Dieser Krätzige diente dem Großsultan vierzehn Jahre als Ruderknecht, und wie er bereits über vier und dreißig Jahre alt war, nahm er aus Erbitterung

über einen Türken, der ihm auf der Ruderbank eine Ohrfeige gegeben, den türkischen Glauben an, und verließ die Religion seiner Väter, um sich an Jenem rächen zu können. Er war so tapfer, daß er, ohne sich der erniedrigenden Mittel zu bedienen, wodurch die meisten Günstlinge der Sultane emporsteigen, Dey von Algier und hernach Großadmiral ward, und demnach die dritte Ehrenstelle im türkischen Reiche erhielt. Er war aus Calabrien gebürtig und ein rechtschaffner Mann, der seine Sklaven, deren er über drei Tausend hatte, sehr menschlich behandelte. Diese wurden sämmtlich nach seinem Tode, vermöge seines letzten Willens, zwischen dem Großsultan und den Renegaten, die unter ihm gedient hatten, vertheilt; denn der Großsultan erbt von jedem seiner Unterthanen, und geht mit dessen hinterlaßnen Kindern zu gleichen Theilen. Ich ward einem venetianischen Renegaten zu Theil, welchen Uschali als Schiffsjungen zum Gefangnen gemacht hatte und so lieb gewann, daß er ihn unter allen seinen Leuten am besten hielt; er ward aber einer von den grausamsten Renegaten, die man je gesehen hat. Er hieß Hassan Aga [1] und ward sehr reich und endlich Dey von Algier. Ich gieng gewissermaßen gerne mit ihm von Constantinopel ab, weil ich Spanien um so viel näher kam; denn ich hatte zwar nicht die Absicht, Jemanden in meinem Vaterlande Nachricht von meinem unglücklichen Schicksale zu geben, allein ich hoffte, das Glück werde mir vielleicht in Algier günstiger seyn, als in Constantinopel, woselbst ich ohne Erfolg unzählige Versuche gemacht hatte zu entkommen; und ich nahm mir vor, in Algier auf neue Mittel zu sinnen, um dasjenige zu erlangen, wornach ich mich so sehr sehnte; denn nie verließ mich die Hoffnung, endlich wieder die Freiheit zu erlangen, und wenn mir auch noch so viele Maßregeln, Anstalten und Entwürfe fehl schlugen, so sann ich doch augenblicklich wieder auf neue Plane, die meine Hoffnung nährten, wenn sie auch noch so schwach und gering war. Damit vertrieb ich mir die Zeit in dem Gefängnisse, welches die Türken Bagno nennen, und woselbst man die Christensklaven einschließt, welche dem Dey und auch wohl bisweilen Privatpersonen gehören, ingleichen diejenigen, die man Almagen oder Gefangne des Stadtraths nennt. Diese letztern

[1] Cervantes schreibt Azanaga.

werden vom Divan zu öffentlichen Arbeiten gebraucht, und ihnen wird es besonders schwer, ihre Freiheit zu erlangen, weil sie dem Gemeinwesen gehören und keinen bestimmten Herrn haben, mit welchem sie sich wegen ihres Lösegelds abfinden könnten, wenn sie auch im Stande wären, es anzuschaffen. In diese Bagnos pflegen, wie ich gesagt habe, einige Privatpersonen ihre Sklaven zu schicken, besonders wenn sie ihre Auslösung erwarten, weil sie dort so lange sicher aufbewahrt werden, bis das Lösegeld ankommt. Die Sklaven des Dey, deren Auslösung erwartet wird, gehen auch nicht mit zur Arbeit, es wäre denn, daß ihr Lösegeld lang ausbliebe, in welchem Falle man sie mit den andern nach Holz gehen läßt, welches eine schwere Arbeit ist, damit sie desto dringender um Geld schreiben. Mich rechnete man mit unter diese Zahl; denn weil man wußte, daß ich Hauptmann war, so half es mir nichts, daß ich mein Unvermögen und meine Armuth betheuerte, sondern man setzte mich mit unter die Zahl der Edelleute und andrer Personen, auf deren Auslösung man rechnete. Man legte mir Ketten an, eher mehr zum Zeichen der erwarteten Auslösung, als um mich damit zu fesseln; und so lebte ich in diesem Bagno auf gleichem Fuße mit vielen Cavalieren und andern angesehenen Leuten, deren Loskaufung man entgegen sah.

„Obwohl wir nun selbst manchmal und fast beständig von Hunger und Blöße Vieles ausstanden, so schmerzte uns doch Alles nicht so sehr, als wenn wir hören und sehen mußten, mit welcher unerhörten Grausamkeit mein Herr den Christen begegnete. Kein Tag vergieng, an dem er nicht einen oder den andern hängen, spießen oder ihm die Ohren abschneiden ließ, und zwar oft entweder ohne alle Ursache, oder um so geringfügiger Dinge willen, daß die Türken selbst sagten, er thue es bloß, weil es ihm Vergnügen mache, ein Henker des ganzen Menschengeschlechts zu seyn. Ein einziger spanischer Soldat, ein gewisser Saavedra [1], konnte mit ihm fertig werden; denn obgleich dieser, um sich in Freiheit zu setzen, schon mancherlei Dinge unternommen hatte, die man zu Algier in vielen Jahren nicht vergessen wird, so ließ er ihm doch nie einen Schlag geben und sagte ihm nicht einmal ein hartes Wort, und doch fürchteten wir, daß er für den

[1] Siehe die Einleitung.

geringsten von den vielen Streichen, die er versuchte, würde gespießt werden, und wäre die Zeit nicht zu kurz, so erzählte ich einige von den Wagestücken dieses Soldaten, die Euch vielleicht besser unterhalten und mehr in Verwunderung setzen würden, als meine eigne Geschichte.

„Ich muß bemerken, daß die Fenster oben im Hause eines gewissen reichen und vornehmen Mauren in den Hof unsers Gefängnisses hinausgiengen. Nach maurischer Bauart waren diese nicht größer noch besser als ein paar Löcher und überdies waren sie mit dichten und starken Gittern versehen. Einst traf es sich, indem ich mit dreien meiner Kameraden mich auf einem Platz im Hofe dieses Gefängnisses befand, woselbst wir zum Zeitvertreib mit unsern Ketten herumzuspringen versuchten, während die übrigen Christen auf die Arbeit gegangen waren, daß ich von ungefähr in die Höhe sah und an dem

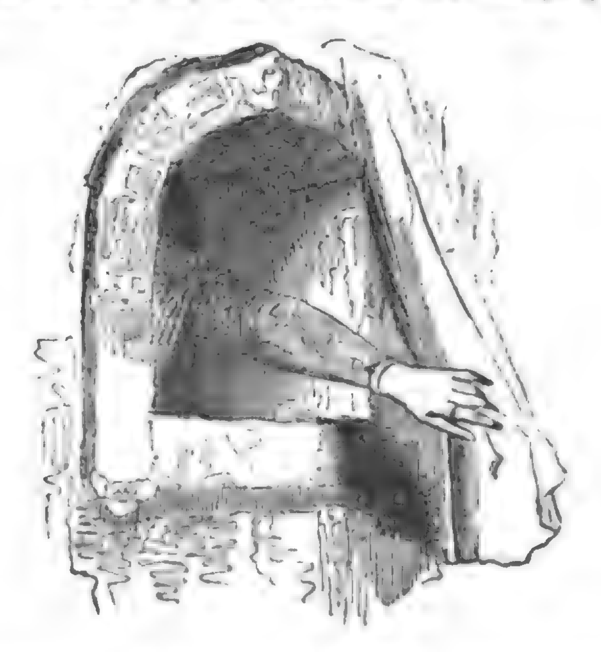
Digitized by Google

vergitterten Fenster einen Stock gewahr ward, woran ein Tuch hieng, und daß man mit dem Stock eine Bewegung machte, als wenn man uns näher zu kommen und ihn in Empfang zu nehmen winkte. Wir bemerkten dies, und einer von meinen Kameraden trat hinzu, um zu versuchen, ob man ihm den Stock zuwerfen würde; allein wie er sich näherte, ward der Stock zurückgezogen und hin und her bewegt, wie man den Kopf zu schütteln pflegt, um ein verneinendes Zeichen zu geben. Mein Kamerad trat zurück, der Stock ward wieder heruntergehalten und man winkte wie vorhin. Ein andrer von uns trat hinzu und es gieng ihm wie dem ersten; auch der dritte machte den Versuch und ward abgewiesen wie die beiden andern. Wie ich dies sah, wollte ich nicht unterlassen, mein Glück gleichfalls zu versuchen, und kaum hatte ich mich unter das Fenster gestellt, so ließ man den Stock in das Bagno herunterfallen, und er fiel mir gerade vor die Füße. Ich nahm das Tuch ab und fand in einem Knoten zehn Cianis eingebunden, kleine maurische Goldmünzen, deren

jede zehn Realen werth ist. Ob mir der Fund erfreulich war, brauche ich wohl nicht zu sagen; er verursachte mir jedoch nicht weniger Verwunderung als Freude, indem ich mir nicht erklären konnte, woher

Digitized by Google

und dieser Schatz käme und zwar mir insbesondre, weil man dadurch, daß der Stock nur für mich herunterfiel, zu erkennen gab, die Wohlthat sey ausschließlich mir zugedacht. Ich nahm das Geld, zerbrach den Stock und gieng nach dem Rasenplatze zurück, und indem ich nach dem Fenster blickte, sah ich, daß eine sehr weiße Hand es öffnete



und wieder verschloß. Wir merkten daraus, oder vermutheten wenigstens, daß ein Frauenzimmer in diesem Hause unsre Wohlthäterin sey, und zum Zeichen unsrer Dankbarkeit machten wir nach maurischer

Art unsre Verbeugungen mit dem Kopf und Oberleibe und mit kreuzweise auf die Brust gelegten Händen. Bald nachher ward aus demselben Fenster ein kleines Kreuz von Stäbchen herausgehalten und wieder zurückgezogen. Dies veranlaßte uns zu vermuthen, daß eine christliche Sklavin sich in dem Haus befände, die sich so wohlthätig gegen uns bezeigte, obgleich das blendende Weiß der Hand und die Armbänder, die wir an derselben bemerkt hatten, dieser Vermuthung widersprachen und uns auf den Gedanken brachten, eine christlich geborne Renegatin im Hause zu vermuthen, welche die Mauren gerne zu ihren Gemahlinnen wählen und sie den Weibern ihrer eignen Nation vorziehen. Wir trafen jedoch mit allen diesen Vermuthungen weit vom Ziele; inzwischen waren von der Zeit an unsre Augen beständig auf das Fenster gerichtet, an welchem uns der Stock wie ein Glücksstern erschienen war. Es vergiengen aber wohl vierzehn Tage, ohne daß der Stock, die Hand, oder irgend ein andres Zeichen sich wieder sehen ließ, und obwohl wir indeß uns alle Mühe gaben, zu erfahren, wer in dem Hause wohne, so brachten wir doch weiter nichts heraus, als daß der Herr dieses Hauses ein reicher Maure Namens Hadschi Murat sey, gewesener Alkaide von la Pota, welches ein Amt von großer Auszeichnung ist. Wie wir aber am wenigsten daran dachten, daß es wieder Cianis regnen werde, kam unvermuthet der Stock mit einem dem Ansehen nach noch besser gefüllten Tuche zum Vorschein, und zwar ebenso wie das vorigemal, zu einer Zeit, da kein Fremder in unserm Hofe zugegen war. Wir wiederholten unsern vorigen Versuch, indem jeder meiner drei Kameraden vor mir unter das Fenster trat, und auch diesmal ward der Stock für keinen andern als für mich heruntergelassen. Ich öffnete das Tuch und fand vierzig spanische halbe Dublonen darin und einen Brief, der in arabischer Sprache geschrieben und am Ende mit einem großen Kreuze bezeichnet war. Ich küßte das Kreuz, nahm die Goldstücke und gieng nach dem Platze zurück; wir machten unsre Verbeugungen, die Hand ließ sich wieder sehen, ich gab ein Zeichen, daß ich den Brief lesen werde, und das Fenster ward wieder zugemacht.

„Wir alle waren voll Verwunderung und Freude über diesen Vorfall; weil aber keiner von uns arabisch verstand, so quälte uns die

Neugier zu erfahren, was in dem Brief stehe, und wir waren nicht wenig verlegen, Jemand zu finden, der ihn uns lesen könnte. Endlich wagte ich es, mich einem aus Murcia gebürtigen Renegaten anzuvertrauen, der sich sehr freundschaftlich gegen mich betragen und mir auch manche Dinge im Vertrauen entdeckt hatte, die ihn nöthigen mußten, auch mein Geheimniß zu bewahren; denn einige Renegaten pflegen, wenn sie die Absicht haben, nach den christlichen Ländern zurückzukehren, sich von vornehmen christlichen Gefangnen Scheine geben zu lassen, worin diese in der bündigsten Form bezeugen, daß der Vorzeiger derselben ein rechtschaffner Mann sey, der sich stets der Christen angenommen habe, und daß er bei erster Gelegenheit zu entweichen wünsche. Einige lassen sich diese Scheine aus redlicher Absicht geben, andre aber mißbrauchen sie zu Streifzügen auf christlichem Boden. Wenn sie nämlich von Ungefähr Schiffbruch leiden oder gefangen werden, so zeigen sie ihre Scheine vor, und berufen sich darin auf ihren beurkundeten Vorsatz, im Lande der Christen zu bleiben, indem sie vorgeben, daß sie nur in dieser Absicht die Türken auf ihrem Streifzuge begleitet hätten. Damit schützen sie sich vor der ersten Gefahr, versöhnen sich zum Scheine mit der Kirche, wobei sie nichts verlieren, gehen aber, sobald sie ihre Gelegenheit absehen, wieder nach der Berberei, und bleiben, was sie waren. Andre hingegen verschaffen sich jene Papiere, um sie zu guten Endzwecken zu gebrauchen, und bleiben bei den Christen. Mein Freund war einer der gutgesinnten Renegaten und besaß Zeugnisse von allen unsren Kameraden, daher wir zu ihm das beste Vertrauen hatten; denn wenn die Mauren diese Papiere bei ihm gefunden hätten, so würden sie ihn lebendig verbrannt haben. Ich wußte, daß er das Arabische sehr gut verstand und nicht nur sprechen, sondern auch schreiben konnte. Ehe ich jedoch mich ihm völlig entdeckte, bat ich ihn bloß, mir dieses Papier zu lesen, welches ich zufällig in einem Winkel meines Gefängnisses gefunden hätte. Er öffnete den Brief und las ihn bedächtlich und mit halblauter Stimme durch. Ich fragte, ob er ihn verstehe, und er antwortete mir: Sehr gut, und wenn Ihr den Inhalt von Wort zu Wort wissen wollt, so gebt mir nur Feder und Dinte. Diese verschafften wir ihm, und wie er mit seiner Uebersetzung fertig war, sagte

er: „Hier ist Alles wörtlich ins Spanische übersetzt, was das maurische Papier enthält; merkt Euch nur, daß überall, wo Lela Maria genannt wird, von der heiligen Jungfrau die Rede ist.“ Wir lasen den Brief, der Folgendes enthielt:

„Wie ich noch ein Kind war, hatte mein Vater eine Sklavin, die mich den Segensgruß der Christen in meiner Muttersprache lehrte und mir viel Gutes von der Lela Maria sagte. Die Christin starb und ich bin versichert, daß sie nicht ins Feuer, sondern zu Allah gekommen ist, denn sie ist mir seitdem zweimal erschienen, und hat mir gesagt, ich solle ins Land der Christen ziehn, um Lela Maria zu sehen, die mir sehr gut sey. Ich weiß nicht, wie ich dahin kommen soll. Viele Christen habe ich aus diesem Fenster schon gesehen, aber keiner ist mir so sehr als du wie ein Edelmann vorgekommen. Ich bin schön und jung und habe viel Geld, das ich mitnehmen kann. Sieh zu, ob du Anstalt machen kannst, daß wir entfliehen, so sollst du dort mein Gemahl werden, wenn du willst; oder wenn du das nicht willst, so liegt mir auch nicht viel daran, weil mir Lela Maria wohl einen andern Gemahl geben wird.“

„Sieh dich vor, wem du meinen Brief zu lesen giebst: vertraue dich keinem Mauren, denn sie sind alle Betrüger. Ich bin ängstlich besorgt, daß du dich nicht Verräthern anvertraust; denn wenn mein Vater etwas erführe, er würde mich in einen Brunnen stürzen und mit Steinen verschütten. Ich werde einen Faden an diesen Stock knüpfen; binde deine Antwort daran, oder wenn du Niemand hast, der arabisch schreiben kann, so antworte mir durch Zeichen: Lela Maria wird geben, daß ich dich verstehe. Mögen Allah und sie dich beschützen und dieses Kreuz, welches ich tausendmal küsse, wie mir die Christin gelehrt hat."

„Denkt, meine Herrn, welche Freude und Verwundrung dieser Brief uns verursachen mußte. Beide stiegen in uns zu einer solchen Höhe, daß der Renegat wohl merkte, das Papier sey nicht durch Zufall gefunden, sondern wirklich an einen von uns geschrieben worden. Er bat demnach, wir möchten uns ihm anvertrauen, wenn er in seiner Meinung sich nicht irrte, und ihm Alles entdecken, weil er gerne sein Leben für uns wagen wolle, um uns die Freiheit zu verschaffen. Mit diesen Worten zog er ein Crucifix aus dem Busen, und schwur mit vielen Thränen bei dem Göttlichen, den dieses Bild vorstelle, und an welchen er, ungeachtet seiner Sünde und Verirrung treulich und aufrichtig glaube, daß er in allen Angelegenheiten, die wir ihm anvertrauen würden, Treue und Verschwiegenheit beobachten wolle, weil es ihm ahne, daß diejenige, die diesen Brief geschrieben, die Vermittlerin unsrer Freiheit werden, und zugleich auch ihm Gelegenheit verschaffen werde, sich mit der Kirche zu versöhnen, von welcher Unwissenheit und Sünde ihn als ein faules Glied getrennt habe. Der Renegat sagte dies mit so vielen Thränen und Zeichen ernstlicher Reue, daß wir uns einmüthig entschlossen, ihm ohne Zurückhaltung Alles zu entdecken; wir zeigten ihm das Fenster, an welchem der Stock zu erscheinen pflegte, und er versprach, sich alle Mühe zu geben, um zu erfahren, wer in dem Hause wohne. Wir hielten es auch für nöthig, den Brief der Maurin unverzüglich zu beantworten, und da wir an dem Renegaten einen guten Schreiber zur Hand hatten, so setzte er ohne Zeitverlust alles auf, was ich ihm in die Feder sagte, und was ich Euch noch wörtlich wiederholen kann, weil ich von Allem, was damals vorfiel, nicht den kleinsten Umstand vergessen habe, und auch in

meinem Leben nicht vergessen werde. Wir antworteten der Maurin in folgenden Ausdrücken:

„Der wahre Allah sey dein Beschützer, edle Jungfrau, und die heilige Maria, welche die wahre Mutter Gottes ist und dir ins Herz gegeben hat, in das Land der Christen zu ziehen, weil sie dich lieb hat. Bitte sie, dir die Mittel anzuzeigen, wie du ihren Befehl ausführen kannst, denn sie ist so liebreich, daß sie es gewiß thun wird. Ich und alle Christen, die bei mir sind, versprechen dir, Alles für dich zu thun, was wir können und unser Leben daran zu wagen. Unterlasse nicht, mir zu schreiben und mir Nachricht zu geben, wie du deine Maßregeln nehmen willst. Ich werde dir immer antworten, denn der große Allah hat, wie du aus diesem Briefe siehst, uns einen Christen zugeführt, welcher deine Sprache sehr gut lesen und schreiben kann. Du kannst uns demnach ohne Furcht, von Allem, was du willst, Nachricht geben. Auf deine Aeußerung, daß du mich, so bald du auf christlichem Boden ankömmst, zum Gemahl annehmen wollest, antworte ich dir als ein guter Christ, daß ich der Deinige seyn will, und du kannst versichert seyn, daß die Christen ihr Wort besser halten als die Mauren. Allah und Maria seine Mutter seyen deine Beschützer, edle Jungfrau!“

„Wie der Brief fertig war, wartete ich nach meiner Gewohnheit, bis nach zwei Tagen das Bagno einmal wieder leer war, und begab mich alsdann nach dem gewöhnlichen Platze, um zu versuchen, ob sich der Stock sehen ließe, welcher auch bald zum Vorscheine kam. Sobald ich ihn erblickte, ohne jedoch unterscheiden zu können, wer ihn heraushielt, zeigte ich den Brief, um anzudeuten, daß man den Faden anknüpfen möchte; doch dies war bereits geschehen, und ich band meinen Brief daran. Bald darauf erschien unser Glücksstern wieder mit der weißen Friedensfahne des Bündelchens, welches man herunterfallen ließ. Ich öffnete es und fand darin an Gold und Silbermünze über fünfzig Thaler, wodurch unsre Freude fünfzigmal vermehrt und die Hoffnung, unsre Freiheit zu erlangen, verstärkt ward. Denselben Abend kam unser Renegat wieder und sagte uns, was er erfahren, nämlich, daß Hadschi Murat, der Maure, den man uns schon genannt hatte, in diesem Haus wohne, daß er ein überaus reicher Mann sey und eine einzige Tochter habe, die dereinst sein ganzes Vermögen erben werde; man halte sie in der ganzen Stadt für

Digitized by Google

das schönste Frauenzimmer der Berberei, und mancher Vornehme habe sich bereits um ihre Hand beworben, sie aber dieselben sämmtlich ausgeschlagen; auch habe sie, wie man ihm gesagt, eine Christensklavin gehabt, die aber schon gestorben sey. Dies alles stimmte mit dem Inhalt des Briefes überein, wir berathschlagten uns demnach mit dem Renegaten über die Mittel, die Maurin zu entführen, und mit ihr nach einem christlichen Lande zu entkommen, und wurden einig, vor der Hand auf neue Nachrichten von Zoraiden zu warten (so hieß diejenige, welche jetzt wünscht Maria genannt zu werden); denn wir sahen wohl ein, daß sie die Einzige sey, die uns aus der Verlegenheit ziehen könne.

„Sofort bat der Renegat, daß wir uns unbedingt auf ihn verlassen sollten, denn er werde sein Leben daran wagen, uns die Freiheit zu verschaffen. Während der nächsten vier Tage waren immer Leute im Bagno; am fünften aber, da es wieder leer war, erschien auch der Stock (der sich unterdessen nicht hatte sehen lassen), und zwar mit einem wohlgefüllten Bündel, das eine reiche Ausbeute versprach. Stock und Tuch neigten sich zu mir herab, und ich fand einen zweiten Brief nebst hundert Thalern in Gold darin und keine kleine Münze dabei. Da der Renegat eben bei uns war, gaben wir ihm den Brief in unsrer Baracke zu lesen, und er übersetzte ihn wie folgt:

„Ich weiß dir keine Mittel anzugeben, mein Herr, wie wir nach Spanien kommen können, und Lela Maria hat mir auch nichts gesagt, obwohl ich sie darum gebeten habe. Ich kann weiter nichts thun, als dir aus diesem Fenster große Summen Geldes zuwerfen. Kaufe dich und deine Freunde damit los und lasse einen von Euch nach dem Christenlande reisen, um ein Schiff zu kaufen und die Andern abzuholen. Ihr werdet mich auf meines Vaters Landhause, vor dem Thore Bab Asson, dicht bei dem Hafen finden, wo ich den Sommer mit meinem Vater und unserm Gesinde zubringen soll und wo Ihr bei Nacht mich ohne Gefahr abholen und an Bord bringen könnt. Vergiß nicht, daß du versprochen hast, mein Gemahl zu werden, sonst werde ich Lela Maria bitten, dich zu strafen. Wenn du dich auf keinen Andern verlassen kannst, so kaufe dich selbst los und reise hin, um ein Schiff zu holen; denn ich weiß, daß du eher als ein Andrer wiederkommen wirst, weil du ein Christ bist und ein Edelmann. Erkundige dich genau nach dem Gartenhause, und wenn du hier

wieder auf- und abgeht, so werde ich daraus abnehmen, daß das Bagno leer ist und werde dir viel Geld geben. Allah behüte dich mein Herr!"

„Dies war der Inhalt des zweiten Briefs. Wie wir ihn gelesen hatten, wollte Jeder der Erste seyn, der sich loskaufte, mit dem Versprechen pünktlich abzureisen und wieder zu kommen. Ich selbst erbot mich dazu, allein der Renegat wollte nicht einwilligen, und sagte, er werde nie zugeben, daß Einer vor den Uebrigen seine Freiheit erhalte, bis wir alle auf einmal loskämen; denn die Erfahrung habe ihn gelehrt, daß manche nach der Befreiung das während der Gefangenschaft gegebene Wort nicht halten, und oft schon hätten vornehme Gefangne Jemand losgekauft und ihm nach Valencia oder nach Mallorca Geld mitgegeben, um ein Schiff zu kaufen und seine Befreier abzuholen, aber nie seyen sie wiedergekommen, weil die Erlangung der Freiheit und die Furcht, dieselbe wieder zu verlieren, jede Erinnerung an die Pflicht aus ihrem Gedächtnisse vertilgt habe. Zum Beweise, daß er uns die Wahrheit sage, erzählte er eine Geschichte, die sich erst kürzlich mit einigen christlichen Cavalieren zugetragen hatte, eine von den sonderbarsten, die jemals in einem Lande vorgefallen, wo sich täglich die unglaublichsten Begebenheiten ereignen. Statt dessen schlug er uns vor, wir sollten ihm selbst so viel Geld geben, als die Loskaufung eines Christen betragen würde, dann wolle er in Algier unter dem Vorwande des Küstenhandels nach Tetuan ein Schiff kaufen, und als Eigenthümer desselben bald Mittel finden, uns alle aus dem Bagno abzuholen und einzuschiffen, zumal wenn die Maurin ihrem Versprechen gemäß uns so viel Geld gebe, daß wir alle uns loskaufen könnten; denn sobald wir alle frei seyen, könne man sogar am hellen Tage uns an Bord kommen lassen. Die einzige Schwierigkeit werde darin bestehen, daß die Mauren den Renegaten keine andre Schiffe auszurüsten gestatten, als große bewaffnete zum Kreuzen, aus Furcht, diejenigen, welche leichte Schiffe kaufen, zumal wenn sie Spanier seyen, möchten mit denselben nach einem christlichen Lande entweichen. Diese Schwierigkeit hoffte er jedoch dadurch zu heben, daß er mit einem tagarinischen Mauren ein Schiff kaufe und denselben am Handel Theil nehmen lasse. Unter diesem Vorwand

Digitized by Google

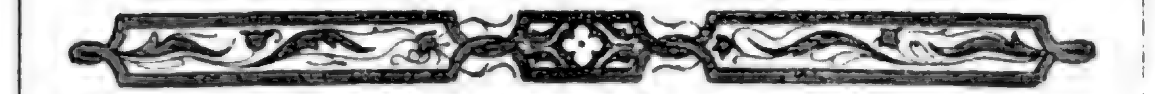
wolle er sich in den Besitz des Schiffes setzen, und das Uebrige würde sich dann von selbst finden. Ich und meine Kameraden hielten es zwar für besser, ein Schiff von Mallorca kommen zu lassen, wie die Maurin vorgeschlagen hatte, allein wir wagten es nicht dem Renegaten zu widersprechen, damit er, wenn wir ihm nicht folgten, uns nicht verriethe und in Lebensgefahr brächte, wenn er unser Verständniß mit Zoraiden bekannt machte, für deren Leben wir sämmtlich das unsrige willig würden hingegeben haben. Wir entschlossen uns demnach, Alles Gott und dem Renegaten zu überlassen, und gaben Zoraiden auf der Stelle zur Antwort, daß wir in allen Stücken ihren Rath befolgen werden, weil er so vernünftig sey, als wenn ihn Lela Maria selbst gegeben hätte, und es solle von ihr allein abhängen, wie früh oder wie spät wir ihn in Ausführung bringen würden. Ich versicherte ihr zugleich auf's neue, daß ich ihr Gemahl werden wolle, und da ich mich am folgenden Tage zufällig allein im Bagno befand, so gab sie mir vermittelst des Stocks und des Tuchs 2000 Goldstücke, wobei sich ein Zettel befand, in welchem sie mir sagte, daß sie am nächsten Freitage nach ihres Vaters Garten gehen werde; ehe sie dahin abgienge, wolle sie uns noch mehr Geld geben, und wenn auch dieses noch nicht hinreiche, möchten wir sie es nur wissen lassen, denn sie könne uns so viel geben, als wir brauchten, weil ihr Vater so reich sey, daß er den Abgang nicht merken werde; zumal da sie die Schlüssel zu Allem in ihren Händen habe.

„Wir gaben sogleich dem Renegaten 500 Goldstücke, um ein Schiff zu kaufen, und mit 800 kaufte ich mich selbst los, indem ich das Geld bei einem Kaufman aus Valencia niederlegte, der sich eben in Algier befand, und sich bei dem Dey für mich verbürgen mußte, daß er nach Ankunft des ersten Schiffs aus Valencia das Lösegeld für mich bezahlen wolle; denn wenn er ihm das Geld gleich baar gegeben hätte, so würde ihn der Dey im Verdacht gehabt haben, daß es schon längst in Algier angekommen sey, und daß der Kaufmann den Empfang verschwiegen habe, um damit zu wuchern. Mein Herr war überhaupt so voll von Ränken, daß ich es keineswegs wagen durfte, ihm das Geld gleich auszahlen zu lassen. Am Donnerstag, bevor die schöne Zoraide sich nach ihrem Landhause begab, erhielten wir von

ihr noch tausend Goldstücke und die Nachricht, daß sie im Begriff sey, abzugehen, mit der Bitte ich möchte, sobald ich mich losgekauft hätte, den Garten ihres Vaters aufsuchen, und Gelegenheit nehmen, sie dort zu sprechen. Ich erwiderte mit wenigen Worten, daß ich Alles erfüllen werde und sie bitte, sich und uns alle der Lela Maria durch die Gebete zu empfehlen, welche sie von der Christin gelernt habe.

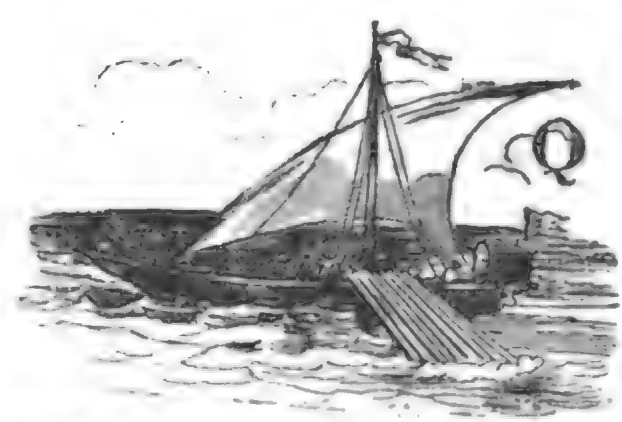
„Hierauf ward Verfügung getroffen, meine drei Kameraden gleichfalls loszukaufen, damit auch sie das Bagno verlassen könnten und nicht aus Ungeduld sich vom Teufel verblenden ließen, etwas zu Zoraidens Nachtheile vorzunehmen, wenn sie mich in Freiheit gesehen und sich selbst noch in der Sklaverei befunden hätten; denn obwohl sie Männer waren, deren Stand und Denkungsart dergleichen nicht von ihnen befürchten ließ, so wollte ich doch nichts dem Zufall anheimgeben, und veranstaltete deßwegen ihre Auslösung auf dieselbe Art wie die meinige und ließ alles Geld bei dem Kaufmanne niederlegen, damit er sicher und ruhig die nöthige Bürgschaft für uns leisten könne. Von unserm Plan und Geheimnisse ließen wir ihn jedoch nie etwas merken, um uns keiner Gefahr auszusetzen.

Digitized by Google



Einundvierzigstes Kapitel.

Beschluß der Geschichte des Sklaven.



Qualvoll war die Spannung, worin stetes Warten uns hielt; indeß hatte unser Renegat bereits nach 14 Tagen ein sehr gutes Fahrzeug ausgerüstet, worin sich für mehr als 30 Personen Raum fand, und um seiner Sache gewiß zu seyn und ihr einen Schein zu geben, machte er eine Reise nach Sargel, welches 30 Meilen von Algier nach der Seite von Oran zu liegt und wo starker Handel mit trocknen Feigen getrieben wird. Zwei- oder dreimal wiederholte er diese Reise in Gesellschaft des schon erwähnten Tagariners. Tagariner nennt man nämlich in der Berberei die Mauren aus Aragon; die aus Granada werden Mudachares genannt; in Fes nennt man die Letztern auch Eltsches, und die Kaiser daselbst bedienen sich ihrer besonders gern im Kriege. So oft der Renegat mit seinem Schiffe zurückkam, landete er immer in einer kleinen Bucht, die kaum ein paar Bogenschüsse von dem Garten entfernt war, woselbst uns Zoraide erwartete, ließ dort seine Mannschaft bald ihr Gebet verrichten, bald Uebungen anstellen, um sich spielend auf die Rolle vorzubereiten, die er nächstens im Ernst ausführen wollte. Er gieng deßwegen auch oft nach Zoraidens Garten und bat um einige Früchte, die ihm ihr Vater,

obwohl er ihn nicht kannte, gerne gab. Er hätte zwar, wie er hernach äußerte, Zoraiden gerne gesprochen, um ihr zu sagen, daß er derjenige sey, der sie vermöge meines Auftrags nach dem Christenlande führen solle, und daß sie sich getrost auf ihn verlassen könne; allein es war ihm noch nie gelungen, weil die maurischen Frauenzimmer sich nie vor Mauren oder Türken sehen lassen, wenn ihr Ehemann oder ihr Vater es nicht ausdrücklich befielt, da sie hingegen mit den Christensklaven frei reden und umgehen, vielleicht mehr, als sich geziemt. Es wäre mir auch wirklich nicht lieb gewesen, wenn er Zoraiden gesprochen hätte; denn es würde sie vielleicht sehr befremdet haben, wenn sie gesehen, daß ein Renegat um ihre Angelegenheiten

Digitized by Google

wüßte; allein Gott lenkte es anders und gab nicht zu, daß er seine wohlgemeinte Absicht erreichte.

„Weil er nun fand, daß man ihn frei und ungehindert nach Sargel und zurück fahren ließ, daß er vor Anker gehen konnte, wann, wo und wie er wollte, daß sein Kamerad, der Tagariner, ihm in allen Stücken den Willen ließ, daß ich mich losgekauft hatte und uns nichts mehr fehlte, als eine Anzahl Christensklaven zum Rudern, so bat er mich, diejenigen selbst auszusuchen, die ich außer den Losgekauften mitzunehmen wünsche, und mit ihnen Abrede zu nehmen, daß sie sich auf nächsten Freitag zur Abreise fertig halten könnten. Ich sprach demnach mit zwölf Spaniern, lauter rüstigen und gewandten Ruderern, und zwar mit solchen, die am freiesten aus der Stadt gehen konnten. Es war kein geringes Glück, daß ich um diese Zeit noch so viele antraf, weil eben zwanzig Schiffe in der See kreuzten, welche alles tüchtige Rudervolk mitgenommen hatten, und ich würde auch diese nicht bekommen haben, wenn nicht zum Glück ihr Herr diesen Sommer zu Hause geblieben wäre, um eine Galione auszurüsten, die auf der Werfte lag. Ich sagte ihnen weiter nichts, als daß sie sich nächsten Freitag Abends einzeln, ohne Aufsehen zu erregen, aus der Stadt schleichen und hinter Hadschi Murats Garten mich erwarten möchten. Diesen Wink gab ich jedem von ihnen besonders, und bedeutete ihm dabei, wenn er an dem verabredeten Orte mehr andre Christen anträfe, so möchte er ihnen nichts weiter sagen, als daß ich ihn dahin beschieden habe.

„Nun blieb mir noch das Wichtigste übrig, nämlich Zoraiden zu benachrichtigen, damit sie wachsam und bereit sey und nicht erschrecke, wenn wir sie unvermuthet früher überraschten, als sie die Ankunft eines Schiffs aus einem christlichen Lande erwarten konnte. Ich entschloß mich demnach, in den Garten zu gehen und zu versuchen, ob ich sie sprechen könnte. Indem ich unter dem Vorwand, einige Kräuter zu sammeln, hineintrat, war Zoraidens Vater der Erste, der mir begegnete. Er fragte mich in der Frankensprache, die in der ganzen Berberei und selbst in Konstantinopel zwischen den Türken und Christen gesprochen wird, und die weder türkisch, noch spanisch, noch sonst eine bestimmte Sprache, sondern eine

Mischung von allen ist, was ich in seinem Garten wolle und wem ich gehöre. Ich antwortete, daß ich ein Sklave des Arnauten Mami sey, welcher, wie ich wußte, sein Freund war, und daß ich für meinen Herrn einige Kräuter holen möchte. Er fragte mich hierauf, ob ich Hoffnung habe, mich loszukaufen, wie viel Lösegeld mein Herr für mich fordre und dergleichen mehr. Während dieses Gesprächs trat die schöne Zoraide, die mich bereits gewahr worden war, aus dem Gartenhause, und weil die Maurinnen, wie ich schon gesagt habe, sich ohne Scheu vor Christensklaven sehen lassen und diese durchaus nicht zu vermeiden suchen, so trug sie kein Bedenken, sich mir und ihrem Vater zu nähern; vielmehr rief ihr Vater selbst sie zu sich, wie sie langsam gegangen kam, und befahl ihr, näher zu kommen. Ich würde umsonst versuchen, Euch die Schönheit, die Anmuth und den reichen, prachtvollen Schmuck zu beschreiben, womit meine geliebte Zoraide damals meinen Augen erschien. Ich will Euch nur sagen, daß allein die Perlen, die sie am Halse, in den Ohren und an ihrem Kopfschmucke trug, zahlloser waren, als das Haar auf ihrem Haupte. Um die Knöchel, welche nach der Landessitte unbedeckt waren, trug sie ein paar Ringe vom feinsten Golde, die so reich mit Diamanten besetzt waren, daß ihr Vater, wie sie mir gesagt hat, dieselben über 10,000 Dublonen schätzte, und gleichen Werth hatten die Armbänder, die sie an den Händen trug. Die Perlen waren bei ihrer großen Menge zugleich sehr schön, denn in einem reichen Perlenschmucke suchen die maurischen Weiber ihre meiste Pracht, daher man auch bei den Mauren mehr große und kleine Perlen antrifft, als bei allen übrigen Völkern, und von Zoraidens Vater sagte man, daß er in ganz Algier die meisten und besten Perlen besitze und überdies ein Vermögen von mehr als 100,000 Dublonen, über welches alles diejenige allein zu gebieten hatte, die jetzt die meinige ist. Ihr könnt Euch vorstellen, wie reizend Zoraide war, in allem diesem Schmuck und in den Tagen ihres Wohlstandes, wenn Ihr die Reize betrachtet, welche ihr noch jetzt nach ausgestandenen unzähligen Leiden übrig geblieben sind; denn bekanntlich pflegt die Schönheit bei den Frauenzimmern bisweilen abzuwechseln und nach Zeit oder Umständen zu- oder abzunehmen, und die Bewegungen des Gemüths müssen sie natürlich

Digitized by Google

bald erhöhen, bald schwächen, manchmal sogar völlig zerstören. Zoraide zeigte sich mir damals in dem prächtigen Schmuck und in der größten Fülle der Schönheit; mir zum wenigsten schien sie die Schönste zu seyn, die ich bis dahin gesehen hatte. Da ich nun überdies die große Verbindlichkeit empfand, die sie mir aufgelegt, so glaubte ich in ihr eine Göttin des Himmels zu erblicken, die zur Erde gekommen sey, um mir Heil und Wonne zu bringen. Wie sie zu uns kam, sagte ihr Vater in seiner Sprache zu ihr, ich sey ein Sklave des Arnauten Mami, und wolle Salat holen. Sie nahm sogleich das Wort und fragte mich in der Frankensprache, ob ich ein Edelmann sey und warum ich mich nicht loskaufe. Ich antwortete ihr, ich habe mich bereits losgekauft und sie könne aus dem Betrag meines Lösegelds abnehmen, welchen Werth mein Herr auf mich setzte, da ich ihm 1500 Sultaninnen hätte bezahlen müssen.

„Wenn du meinem Vater gehörtest," sagte sie, „so würde ich ihm wahrlich rathen, dich für zweimal so viel nicht loszugeben; denn ihr Christen sagt uns Mauren immer Unwahrheiten und stellt euch arm, um uns zu hintergehen."

„Das mag wohl bisweilen der Fall seyn," antwortete ich; „mit meinem Herrn bin ich aber aufrichtig umgegangen, und werde mich stets gegen Jedermann aufrichtig betragen."

„Wann wirst du denn abreisen?" fragte sie.

„Ich glaube morgen, denn es ist ein französisches Schiff hier, welches morgen abgehen wird, und auf diesem denke ich mich einzuschiffen."

„Wäre es nicht besser," sagte sie, „ein Schiff aus Spanien abzuwarten, als dich den Franzosen anzuvertrauen, die euch nicht gewogen sind?"

„Nein," erwiderte ich; „denn wenn es auch gewiß wäre, daß ein spanisches Schiff, wie man sagt, unterwegs sich befindet, so mag ich doch nicht darauf warten, weil es sichrer ist, morgen abzureisen. Mein Verlangen, wieder in mein Vaterland und in die Arme derjenigen, die mir theuer sind, zu eilen, ist so groß, daß ich eine spätere Gelegenheit nicht abwarten möchte, wenn sie auch noch so einladend wäre."

„Du bist also vermuthlich in deinem Vaterlande verheirathet," sprach Zoraide, „und sehnst dich, deine Gattin wieder zu sehen?"

„Nein," erwiderte ich; „allein ich habe mein Wort gegeben, gleich nach meiner Ankunft mich zu verheirathen."

„Ist das Frauenzimmer schön," fragte sie, „welcher du dein Wort gegeben hast?"

„So schön, daß ich weder mehr zu ihrem Lobe sagen, noch sie treuer schildern kann, als wenn ich sage, daß sie dir sehr ähnlich ist."

„Ihr Vater lachte darüber herzlich und sagte: „Wahrlich, Christ, dann muß sie sehr schön seyn; denn schöner ist wohl keine im Lande, als meine Tochter. Betrachte sie nur recht, so wirst du gestehen müssen, daß ich nicht zuviel sage."

„Während dieser Unterredung war Zoraidens Vater fast beständig unser Dolmetscher, weil ihm die Frankensprache geläufiger war, als seiner Tochter; denn obwohl sie diese Zwittersprache ebenfalls verstand, so mußte sie sich doch mehr durch Zeichen, als durch Worte verständlich machen. Indem wir noch von diesen und andern Dingen sprachen, kam ein Maure mit Geschrei gelaufen, um seinem Herrn zu sagen, daß vier Türken über die Gartenmauer gesprungen seyen und reife Früchte abrissen. Der Alte stutzte und Zoraide erschrack; denn die Mauren fürchten sich sehr vor den Türken und besonders vor den Soldaten, die unverschämt sind und sich gegen ihre maurischen Schutzgenossen so anmaßend betragen, als wenn diese ihre Leibeignen wären. „Geh in dein Zimmer, meine Tochter," sagte der Alte, „bis ich diese Hunde abgefertigt habe, und du, Christ, suche deine Kräuter und gehe mit Gott; Allah geleite dich glücklich in dein Vaterland."

„Ich neigte mich vor ihm, und er gieng hin, die Türken wegzujagen, und ließ mich mit Zoraiden allein. Diese stellte sich zwar, als ob sie dahin gienge, wohin ihr Vater ihr zu gehen befahl, aber kaum verbargen sie die Gebüsche des Gartens vor seinen Augen, so kam sie zu mir zurück, und fragte mich mit Thränen in ihren Blicken: „Gehst du fort, Christ? gehst du wirklich fort?"

„Ja, ich gehe," gab ich ihr zur Antwort, „aber nicht ohne dich. Erwarte mich am nächsten Freitag und erschrick nicht, wenn du uns kommen siehst, denn wir gehen gewiß nach dem Lande der Christen." Ich suchte mich so auszudrücken, daß sie mich vollkommen verstehen

mußte, und sie schlang ihren Arm um meinen Hals und gieng mit wankenden Schritten nach dem Hause zu. Durch einen Zufall, welcher sehr unglücklich hätte für uns ablaufen können, wenn es der Himmel nicht verhütet, kam ihr Vater zurück, nachdem er die Türken fortgeschickt hatte, und überraschte uns in dieser Stellung.

Digitized by Google

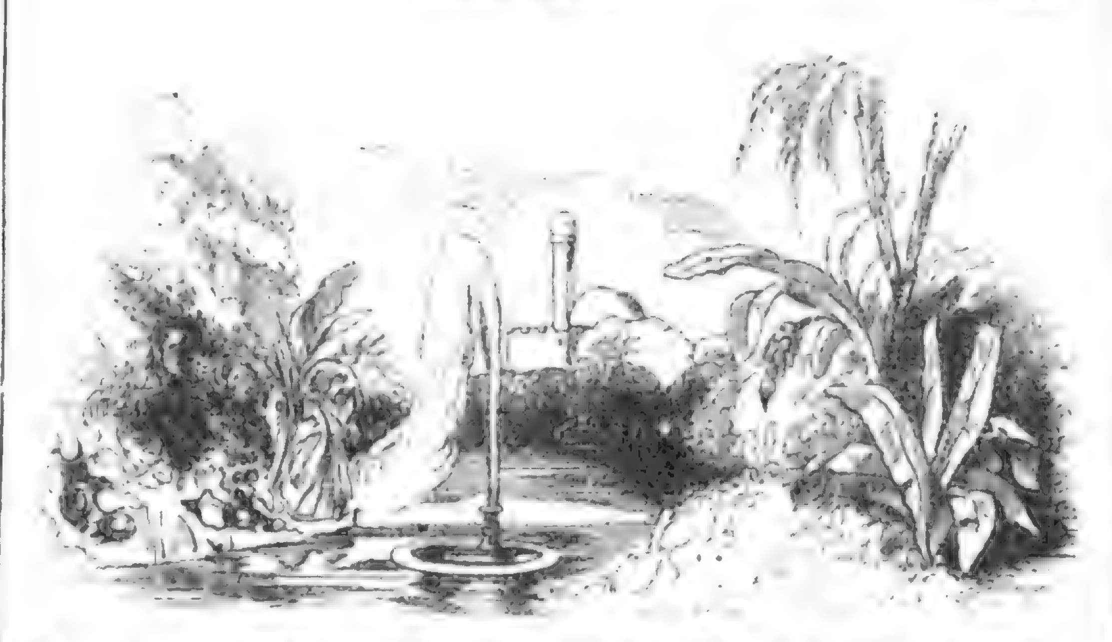
Wir wurden jedoch zeitig genug gewahr, daß er uns bereits gesehen, und Zoraide hatte die Gegenwart des Geistes, daß sie ihren Arm, der noch um meinen Hals geschlungen war, nicht zurückzog, sondern sich vielmehr noch fester an mich schmiegte, ihr Haupt an meine Brust lehnte und die Knie sinken ließ, als wenn sie ohnmächtig würde, wobei ich mich gleichfalls stellte, als ob ich nur durch die Umstände genöthigt würde, sie in meinen Armen zu halten. Ihr Vater kam eilig gelaufen, und wie er seine Tochter in diesem Zustand erblickte, fragte er, was ihr fehle. Wie sie ihm keine Antwort gab, sagte er: „Ganz gewiß ist sie vor Schrecken über das Einsteigen dieser Hunde ohnmächtig geworden." Er nahm sie hierauf aus meinen Armen und drückte sie an seine Brust. Mit einem Seufzer öffnete Zoraide ihre Augen, in welcher noch eine Thräne schwamm, und sagte: „Geh fort, Christ, geh fort!"

„Warum soll er gehen?" sprach ihr Vater, „er hat dir ja nichts zu Leide gethan, und die Türken sind schon fort. Du brauchst nicht bange zu haben, denn hier hast du dich vor Niemand zu fürchten, und die Türken sind in der Güte wieder davongegangen, wie sie gekommen waren."

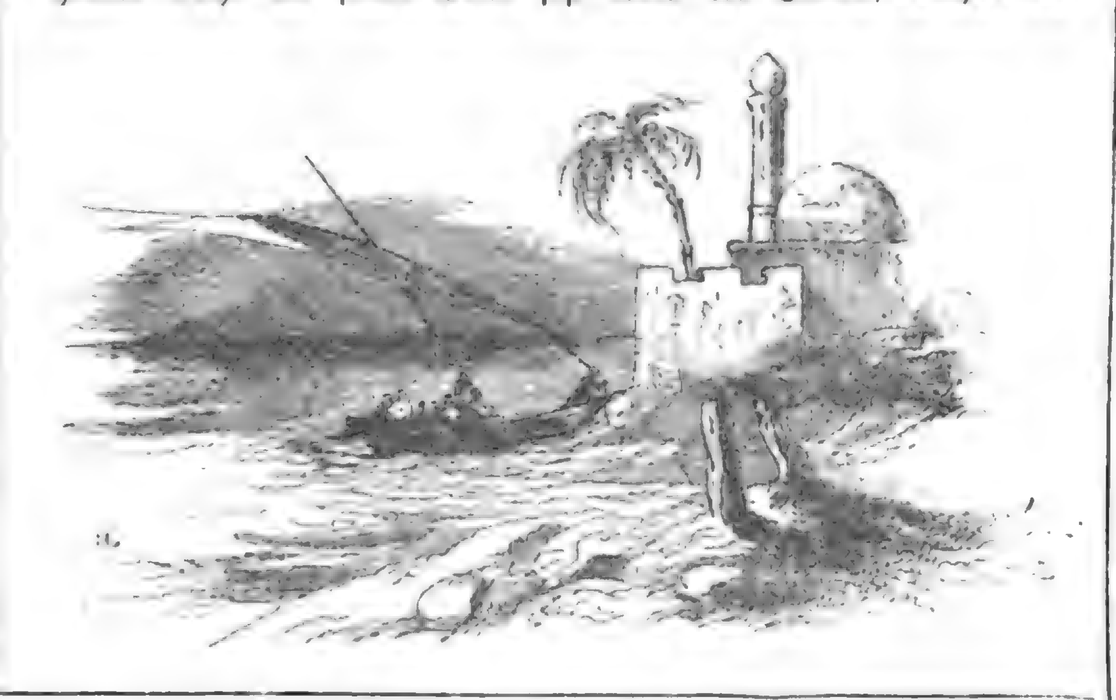
„Diese haben sie gewiß erschreckt, mein Herr, wie du vermuthest," sagte ich zu ihrem Vater; „weil sie aber sagt, daß ich gehen soll, so will ich sie nicht beschweren. Lebe wohl, und mit deiner Erlaubniß komme ich gelegentlich wieder, um Kräuter zu holen. Denn, wie mein Herr sagt, giebts nirgends so gute Kräuter zum Salat, wie hier."

„Komm so oft du willst," erwiderte Hadschi Murat; „denn meine Tochter hat gegen dich und deine Glaubensgenossen keinen Widerwillen zeigen wollen, sondern sie hat dich entweder um der Türken willen gehen heißen oder damit du deinen Salat sammeln sollest."

„Ich nahm hierauf von Beiden Abschied; Zoraide folgte, wie es schien, mit schwerem Herzen ihrem Vater, und ich durchstrich unter dem Vorwande, Kräuter zu sammeln, den ganzen Garten nach meinem Gefallen, und bemerkte mir jeden Aus- und Eingang, die Zugänge zum Hause und Alles, was uns die Ausführung unsers Vorhabens erleichtern konnte. Hierauf entfernte ich mich und gab dem Renegaten und meinen Kameraden Bericht von allem Vorgefallnen, und kaum



konnte ich die Stunde erwarten, die mich in den ruhigen Besitz des Schatzes setzen sollte, welchen das Glück mir in der Person der schönen und liebenswürdigen Zoraide bescherte. Die Zeit vergieng, und endlich kam der Tag und die Stunde, wornach wir sämmtlich uns sehnten, und da Jeder die Maßregeln genau befolgte, die wir mit kluger Vorsicht und reifer Ueberlegung genommen hatten, so gelang uns Alles nach Wunsch. Nächsten Freitag nach meiner Unterredung mit Zoraiden legte sich Morenago (so hieß der Renegat) bei anbrechender Nacht mit seiner Barke fest neben den Garten, welchen die



schöne Zoraide bewohnte, vor Anker. Die Christen, welche die Ruder bedienen sollten, hatten sich bereits eingefunden und da und dort in der Nähe versteckt. Alle warteten mit Ungeduld auf meine Ankunft und brannten vor Begierde, das vor ihnen liegende Schiff zu entern, weil sie nicht wußten, daß der Renegat mit uns einverstanden war, sondern sich einbildeten, daß sie das Schiff mit Gewalt nehmen, die Mannschaft niedermetzeln und durch diese That die Freiheit erlangen sollten. Indem ich mich meinen Kameraden zeigte, kamen auch die Andern, wie sie uns erblickten, aus ihren Schlupfwinkeln hervor und gesellten sich zu uns. Das Stadtthor war um diese Zeit schon geschlossen und in der Gegend umher kein Mensch mehr zu sehen. Sobald wir versammelt waren, wurde überlegt, ob wir sogleich Zoraiden abholen, oder vorher die tagarinischen Mauren, die als Schiffsleute auf der Barke dienten, überwältigen sollten. Indem wir noch darüber rathschlagten, kam unser Renegat und fragte, warum wir zauderten und den Augenblick nicht benützten, da die meisten seiner Leute schliefen und die Uebrigen sich keines Bösen versähen. Wir sagten ihm, woran wir Anstand nähmen, und er antwortete, wir müßten vor allen Dingen uns zuerst des Schiffes bemeistern, welches wir mit der größten Leichtigkeit und ohne Gefahr ausführen und hernach Zoraide abholen könnten. Sein Rath gefiel uns, und ohne länger Zeit zu verlieren, begaben wir uns unter seiner Anführung nach dem Schiffe; er selbst sprang zuerst mit dem Säbel in der Faust an Bord, und gebot den Mauren auf dem Verdeck, sich nicht zu rühren, wenn sie nicht den Augenblick des Todes seyn wollten. Unterdessen waren fast alle Christen an Bord gekommen; die Mauren, die nie viel Herz hatten und ihren Schiffsherrn eine solche Sprache führen hörten, dachten vor Schrecken nicht daran, zu den Waffen zu greifen, womit sie ohnehin schlecht oder gar nicht versehen waren, sondern ließen sich ohne Widerstand von den Christen binden, welches in der Geschwindigkeit geschah und wobei man ihnen drohte, sie insgesammt über die Klinge springen zu lassen, wenn sie nur einen Laut von sich gäben.

„Sobald wir uns ihrer versichert und die Hälfte der Unsrigen als Wache bei ihnen gelassen hatten, giengen wir Uebrigen, den Renegaten an der Spitze, nach dem Garten des Hadschi Murat.

Wir waren so glücklich, die Gartenthüre mit leichter Mühe zu öffnen, und kamen in aller Stille bis an das Haus, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Die schöne Zoraide wartete auf uns an einem Fenster, und sobald sie Menschentritte vernahm, fragte sie mit leiser Stimme, ob wir Nasarani (Christen) seyen. Ich bejahte es, und bat sie herunter zu kommen. Wie sie mich erkannte, verweilte sie nicht einen Augenblick, sondern eilte, ohne mir zu antworten, herab, öffnete die Thüre, und zeigte sich uns Allen in unbeschreiblicher Schönheit und Pracht. Sobald ich sie erblickte, ergriff ich eine ihrer Hände und küßte sie, welches der Renegat und meine Kameraden gleichfalls

thaten, und die Uebrigen, welche nicht um unser Geheimniß wußten, folgten unserm Beispiele, wodurch wir ihr zu huldigen, und sie für unsre Befreierin zu erkennen schienen. Der Renegat fragte sie, ob ihr Vater auch im Garten sey.

„Ja," sagte sie, „er schläft."

„Sollen wir ihn nicht wecken,“ fragte der Renegat, „und ihn und Alles, was er an Sachen von Werth in diesem schönen Garten hat, mitnehmen?“

„Nein,“ sagte sie, „meinen Vater muß Niemand antasten, und in diesem Hause ist weiter nichts, als was ich mitnehme, und was wohl hinreichen wird, um Euch alle reich und zufrieden zu machen. Wartet nur ein wenig, so werdet Ihr es selbst sehen.“

Sie gieng hierauf wieder hinein und bat uns, kein Geräusch zu machen, bis sie in wenigen Minuten wiederkomme. Indeß fragte ich den Renegaten, was er mit ihr gesprochen, und nachdem er mirs gesagt hatte, bat ich ihn, ja nichts vorzunehmen, was ihr mißfällig seyn könnte. Sie kam wieder mit einem Kästchen voll Gold, welches so schwer war, daß sie es kaum tragen konnte. Unglücklicherweise erwachte in der Zwischenzeit Zoraidens Vater und hörte das

Digitized by Google

Geräusch im Garten, das wir nicht gänzlich vermeiden konnten, und wie er ans Fenster kam, ward er bald gewahr, daß viele Christen in seinem Garten waren, und fieng an, aus vollem Halse zu rufen: „Christen, Christen, Diebe, Diebe!“ Sein Geschrei versetzte uns alle in Schrecken und Verlegenheit; allein der Renegat, der die Gefahr sah, worin wir schwebten, und wie nothwendig es war, mit unsrer Unternehmung zu eilen, ehe Lärm entstand, sprang geschwind mit einigen der Unsrigen die Treppe hinauf, während dessen ich Zoraiden nicht verlassen durfte, die mir ohnmächtig in die Arme gesunken. Der Renegat und seine Gehilfen giengen so hurtig zu Werke, daß sie in wenigen Minuten mit dem Hadschi Murat herunterkamen, dem sie die Hände gebunden und ein Tuch in den Mund gestopft hatten, so daß er kein Wort reden konnte; wobei sie ihm drohten, beim ersten Laut, den er von sich gäbe, ihn umzubringen. Wie seine Tochter ihn gewahr ward, bedeckte sie ihre Augen, um ihn nicht zu sehen, und ihr Vater erschrack, wie er sie erblickte, weil er nicht wußte, daß sie sich uns freiwillig in die Arme geworfen.

Wir durften jetzt keine Zeit mehr verlieren, sondern eilten, so schnell wir konnten, nach der Barke, woselbst unsre Kameraden schon mit Ungeduld auf uns warteten, weil sie befürchteten, es sey uns etwas Widriges begegnet. Es war kaum zwei Uhr nach Mitternacht, als wir schon sämmtlich an Bord waren. Zoraidens Vater wurden augenblicklich die Bande von den Händen und das Tuch aus dem Munde genommen, nachdem ihn der Renegat nochmals gewarnt hatte, kein Wort von sich hören zu lassen, so lieb ihm sein Leben sey. Wie er seine Tochter an Bord sah, fieng er an wehmüthig zu seufzen, zumal als er fand, daß ich sie in meine Arme schloß und daß sie es geschehen ließ, ohne sich mit Worten oder Geberden dagegen zu sträuben; er schwieg jedoch still, aus Furcht, der Renegat möchte seine wiederholte Drohung erfüllen. Als Zoraide sah, daß wir im Begriffe standen, die Ruder zu lösen, daß nicht nur sie, sondern auch ihr Vater sich bei uns an Bord befand, und daß die maurischen Seeleute gebunden waren, ließ sie mich durch den Renegaten bitten, ihr zu Liebe die Bande der Mauren zu lösen, und ihrem Vater die Freiheit zu

schenken, weil sie lieber sich selbst ins Meer stürzen, als zugeben würde, daß man vor ihren Augen und durch ihr Verschulden ihren Vater, der sie stets zärtlich geliebt, in die Gefangenschaft schleppe. Der Renegat sagte mir dieses und ich hatte nichts dawider; allein er wandte dagegen ein, daß es nicht rathsam sey, weil jene, wenn wir sie ans Land setzten, sogleich Alles auf dem Lande und in der Stadt in Bewegung bringen und Anstalt machen würden, daß man uns mit einigen leichten Fregatten nachsetze, und landwärts und seewärts den Weg verlege, und es uns unmöglich mache zu entkommen. Dagegen schlug er vor, den Mauren die Freiheit zu schenken, sobald wir wieder christlichen Boden beträten. Diesen Vorschlag billigten wir Alle, und auch Zoraide gab sich zufrieden, wie man ihr die Ursache erklärte, warum man ihren Wunsch nicht sogleich erfüllen könne. Unsre rüstigen Jünglinge griffen hierauf in der Stille mit Freuden und Munterkeit zu den Rudern, und wir empfahlen uns Gott von ganzem Herzen, und steuerten nach Mallorca, weil die balearischen Inseln uns zunächst lagen. Da jedoch der Wind ein wenig nördlich lief und die See ziemlich hohl gieng, so konnten wir diesen Strich nicht halten, sondern mußten längs der Küste nach der Gegend von Oran steuern. Dies war uns sehr unangenehm, weil wir befürchteten, zu Sargel entdeckt zu werden, welches an dieser Küste dreißig Meilen von Algier liegt, oder einem von den Schiffen zu begegnen, die gewöhnlich mit Waaren von Tetuan kommen; doch hätten wirs mit den Letztern, wenn nur keine bewaffneten Kaperschiffe darunter waren, allenfalls aufgenommen, weil wir uns für stark genug hielten, nicht nur mit ihnen zu fechten, sondern wohl gar ein Schiff zu erobern, worauf wir unsre Fahrt bequemer und sichrer fortsetzen könnten. Zoraide lehnte unterwegs ihr Gesicht an mich, weil sie den Anblick ihres Vaters nicht ertragen konnte, und ich hörte sie oft Lela Marien zu Hilfe rufen.

Wir mochten ungefähr dreißig Meilen gerudert haben, als wir uns bei anbrechendem Tage kaum drei Büchsenschüsse vom Lande entfernt fanden. Wir sahen zwar eine wüste Gegend vor uns, wo Niemand war, der uns entdecken konnte; nichts desto weniger hielten

wir, weil die See etwas ruhiger geworden war, aus allen Kräften vom Lande ab. Nachdem wir ungefähr zwei Meilen in die See gestochen hatten, wollten wir unsre Mannschaft einander wechselsweise im Rudern ablösen lassen, damit jeder Zeit hätte, etwas zu essen, indem wir mit Lebensmitteln reichlich versehen waren; doch keiner von ihnen wollte die Ruder verlassen, sondern sie sagten, man möchte nur denen zu essen geben, die nicht ruderten, weil sie jetzt keine Zeit verlieren dürften, um auszuruhen. Wir ließen ihnen demnach ihren Willen; doch bald darauf erhob sich ein frischer Wind, wir setzten die Segel bei, nahmen die Ruder ein, und steuerten, weil wir nicht anders konnten, nach Oran. Wir segelten so schnell, daß wir in einer Stunde vier Meilen zurücklegten, und fürchteten uns vor keiner andern Gefahr als vor Seeräubern. Unsern tagariner Mauren gaben wir zu essen, und der Renegat versprach ihnen, daß wir sie nicht als Sklaven behandeln, sondern bei der ersten Gelegenheit in Freiheit setzen wollten. Eben dieses versicherten wir auch dem Vater Zoraidens, allein er gab uns zur Antwort: „Wenn ich Euch Christen auch sonst irgend eine großmüthige oder wohlthätige Handlung zutraue, so müßt Ihr mich doch nicht für so einfältig halten, daß ich mir einbilden könnte, Ihr würdet mir die Freiheit schenken; denn Ihr hättet Euch gewiß nicht so vieler Gefahr ausgesetzt, um sie mir zu rauben, wenn Ihr Willens wäret, sie mir so großmüthig wieder zu geben, zumal da Ihr wißt, wer ich bin, und wie theuer Ihr mir meine Freiheit verkaufen könnt. Ja, wenn Ihr nur den Preis dafür bestimmen wolltet, so würde ich Euch gerne Alles geben, was Ihr verlangtet, um mich und diese meine unglückliche Tochter auszulösen, oder auch nur sie allein, die mir lieber ist als meine Seele.“

Indem er dies sagte, vergoß er so bittre Thränen, daß wir Alle Mitleid mit ihm hatten, und Zoraide sich nicht enthalten konnte, zu ihm aufzuschauen. Von seinen Thränen so gerührt, entwand sie sich meinen Armen, sank in die Arme ihres Vaters, und vermischte ihre Thränen so zärtlich mit den seinigen, daß manche von uns mit ihr weinen mußten. Wie aber ihr Vater sie so festlich

geschmückt sah, fragte er: „Was bedeutet dies, meine Tochter? Gestern Abend, eh' uns dieses schreckliche Unglück begegnete, verließest

Digitized by Google

du mich in deiner häuslichen Kleidung, und jetzt sehe ich dich in dem köstlichsten Schmucke, den ich dir in glücklichern Tagen geben konnte. Ich begreife nicht, wann du Zeit hattest, dich so zu schmücken, oder welche fröhliche Veranlassung du dazu finden konntest. Erkläre mir dies; denn ich bin darüber mehr erstaunt, als über das Unglück, worin ich mich gestürzt sehe."

Der Renegat verdolmetschte uns alles, was der Maure zu seiner Tochter sagte, die nicht im Stande war, ihm ein Wort zu erwidern. Wie er aber vollends in einem Winkel das Kästchen gewahr ward, in welchem er seine Schätze zu verwahren pflegte, und wie er sich erinnerte, daß er es in der Stadt gelassen und nicht mit nach seinem Landhause genommen hatte, ward er noch bestürzter, und fragte seine Tochter, wie es in unsre Hände gekommen und was darin sey.

Der Renegat überhob sie der Mühe, ihm zu antworten: „Bemüht Euch nicht, mein Herr," sprach er, „Eure Tochter so Vieles zu fragen; denn eine einzige Antwort, die ich Euch geben kann, wird Alles auf einmal erklären. Wisset demnach, daß Zoraide eine Christin, und daß sie es ist, die unsre Fesseln zerbrochen und unsre Gefangenschaft in Freiheit verwandelt hat. Aus freiem Willen begleitet sie uns jetzt und freut sich, wie ich glaube, über die Veränderung ihres Zustands, wie eine Person, die aus der Finsterniß ans Licht, aus dem Grabe zur Auferstehung und aus der Marter zur Wonne gelangt."

„Ist das wahr, was dieser Mann spricht, meine Tochter?" fragte der Alte.

„Ja, es ist wahr," anwortete Zoraide.

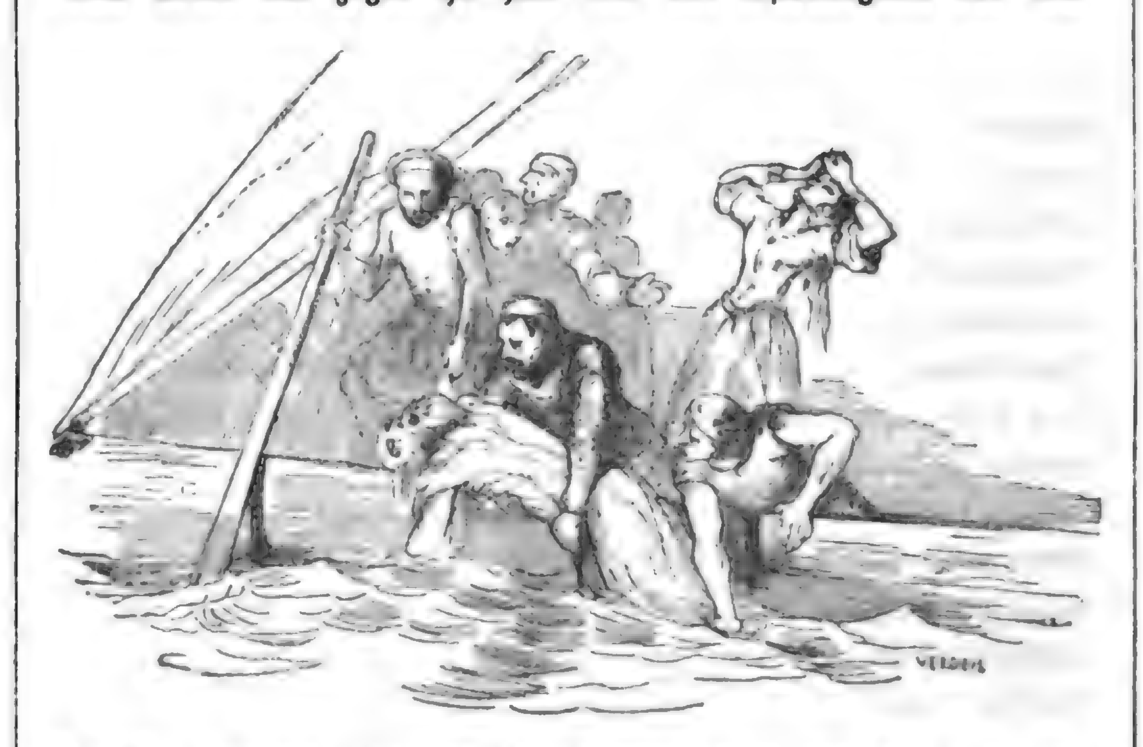
„Also bist du wirklich eine Christin, und hast deinen Vater in die Hände seiner Feinde überliefert?"

„Eine Christin bin ich," erwiderte sie; „allein ich bin nicht Schuld daran, daß du hier bist, denn nie war es meine Absicht, dich aus Muthwillen zu verlassen, oder dir wehe zu thun, sondern nur mein eignes Glück zu befördern."

„Und welches Glück hast du denn gefunden, meine Tochter?"

„Das mußt du Lela Marien fragen," antwortete Zoraide: „Sie wird es dir besser erklären können, als ich."

Kaum hatte der Maure dies gehört, so stürzte er sich plötzlich ins Meer und wäre gewiß ertrunken, wenn ihn nicht seine langen, weiten Kleider eine Zeitlang über dem Wasser gehalten hätten. Zoraide jammerte um Hilfe, und wir Alle eilten hinzu, packten ihn beim Kleide und zogen ihn halb todt und besinnungslos aus dem



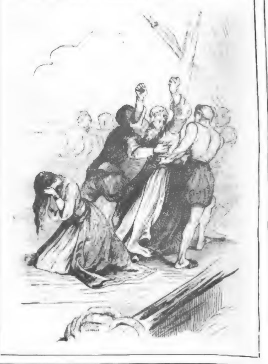
Wasser, während Zoraide sich so sehr grämte und ihn so herzlich und wehmüthig beklagte, als ob er wirklich todt gewesen wäre. Wir legten ihn mit dem Gesicht auf den Boden, er gab viel Wasser von sich, und erst nach zwei Stunden konnte er sich völlig wieder erholen.

Indessen setzte der Wind um, und trieb uns wieder nach der Küste. Zum Glück erreichten wir eine kleine Bucht hinter einem kleinen Vorgebirge, welches die Mauren das Vorgebirg der Cavia Rumia, oder des bösen Christenweibes, nennen, weil bei ihnen die Sage geht, daß dort das unglückliche Weib begraben liege, um dessen willen einst Spanien verloren ging [1]; denn Cavia heißt in ihrer Sprache ein böses Weib, und Rumia eine Christin, und sie halten es für ein schlimmes Zeichen, wenn man bei diesem Vorgebirge ankern muß, was daher auch nie ohne Noth von ihnen geschieht. Wir aber bargen uns hier bei keinem bösen Weibe, sondern fanden einen sichern Ankerplatz, woselbst wir vor dem stürmischen Meere geschützt waren; wir stellten am Lande Schildwachen aus, ließen die Ruder nicht aus den Händen, während wir von dem Vorrathe des Renegaten zehrten, und baten Gott und die heilige Jungfrau um Hilfe und Beistand, um die glücklich angefangne Unternehmung eben so glücklich zu Ende zu bringen.

Auf Zoraidens Bitte ward zugleich Anstalt getroffen, ihren Vater und die maurischen Gefangnen an's Land zu setzen. Wir versprachen ihr, sie insgesammt frei zu geben, sobald wir im Begriff wären, wieder abzufahren, weil wir an diesem unbewohnten Orte nichts zu befürchten hatten. Der Himmel erhörte unser Gebet; der Wind war uns bald wieder günstig, das Meer wurde ruhig und erlaubte uns, die Reise fröhlich anzutreten. Wir lösten demnach den Mauren ihre Bande und setzten sie einzeln nacheinander zu ihrer großen Verwunderung an's Land. Indem wir nun auch Zoraidens Vater an's Land setzen wollten, der sich völlig wieder erholt hatte, sagte er: „Weßwegen denkt ihr wohl, ihr Christen, daß dieses böse Weibsbild es gerne sieht, wenn ihr mir die Freiheit gebt? Meint ihr, es geschehe aus Mitleiden mit mir? Nein, wahrhaftig nicht, sondern sie scheut sich nur, bei der Ausführung ihrer sträflichen Absicht mich zum Zeugen zu haben. Glaubt nur nicht, daß sie darum ihre Religion ändern will, weil sie die eurige für besser hält, sondern weil sie weiß, daß man in eurem Lande sich mehr Ausschweifungen erlaubt, als in dem unsrigen."

[1] Bezieht sich auf Florinde, Tochter des Grafen Julian von Ceuta, die durch Roderich, den letzten westgothischen König Spaniens, verführt wurde, und deren Vater daher aus Rachsucht die Saracenen in's Land rief.

Hierauf wandte er sich gegen Zoraiden, und ich mußte ihn mit einem meiner Kameraden bei beiden Armen festhalten, damit er sich nicht an ihr vergriffe, indem er sie anschrie: „Du ehrvergeßnes,



Digitized by Google

leichtfertiges Mädchen, wohin lässest du dich führen in deiner Verblendung und Verkehrtheit von diesen Hunden, unsern gebornen Feinden? Verflucht sey die Stunde, da ich dich zeugte, verflucht sey die Sorgfalt und Zärtlichkeit, womit ich dich erzog."

Da ich merkte, daß er vielleicht noch lange nicht aufhören würde, ließ ich ihn eiligst an's Land bringen; er fuhr aber noch immer fort uns nachzufluchen, zu jammern und seinen Propheten anzurufen, er solle Gott bitten, uns zu zerschmettern und zu vernichten. Als wir uns schon so weit entfernt hatten, daß wir seine Worte nicht mehr verstehen konnten, sahen wir noch, wie er sich den Bart ausraufte und auf der Erde wälzte. Noch einmal erhob er jedoch seine Stimme so laut, daß wir hören konnten, wie er ausrief: „Kehre wieder, geliebte Tochter, komm' wieder an's Land: ich verzeihe dir Alles. Laß diesen Leuten das Geld, das sie in Händen haben, und komme wieder, deinen bekümmerten Vater zu trösten, der hier in der öden Sandwüste sein Leben lassen muß, wenn du ihn verlässest."

Alle diese Worte hörte Zoraide mit Schmerzen und Thränen, konnte ihm aber nur antworten: „Lieber Vater! Allah gebe, daß Lela Maria, die mich bewogen hat, eine Christin zu werden, dich in deiner Bekümmerniß tröste. Allah weiß, daß ich nicht anders handeln konnte und daß diese Christen meiner besondern Zuneigung nichts zu danken haben; denn es wäre mir unmöglich gewesen, zu Hause zu bleiben und nicht mit ihnen zu gehen, wenn ich es auch gewollt hätte: so groß war der Drang meines Herzens, ein Werk auszuführen, das ich für eben so verdienstlich halte, als es dir, mein Vater, sträflich scheint."

Von diesen Ausrufungen konnte ihr Vater nichts mehr hören, weil wir ihn bereits aus dem Gesichte verloren hatten. Ich suchte demnach Zoraiden zu trösten, und wir setzten unsre Fahrt mit so günstigem Winde fort, daß wir alle Hoffnung hatten, die spanische Küste am folgenden Morgen zu erreichen. Weil aber das Gute selten oder niemals ohne Beimischung des Bösen kommt, sondern gemeiniglich von schlimmen Zufällen begleitet oder unterbrochen wird, die es trüben und verbittern, so fügte es auch unser Schicksal anders mit uns, oder waren vielleicht die Flüche des Mauren Schuld, denn Flüche der

Eltern, mögen die Eltern seyn wer sie wollen, sind immer furchtbar für ihre Kinder. Ich sage, es fügte sich etwa um die dritte Stunde der Nacht, als wir nicht weit vom Lande und unter vollen Segeln waren und alle Ruder festgebunden hatten, weil wir sie nicht brauchten, daß wir bei hellem Mondlicht ein andres rund gebautes Schiff gewahr wurden, welches alle Segel beigesetzt hatte, mit vollem Winde fuhr und an uns grade vorübersteuerte, und zwar so nahe, daß wir, um nicht an dasselbe zu stoßen, den Lauf unsers Schiffes mäßigen mußten, während auch jene anhielten, um uns vorbei zu lassen. Die Mannschaft am Bord rief uns zu und fragte, wer wir seyen, wohin wir schiffen, und woher wir kommen? Weil sie uns aber in französischer Sprache anredeten, sagte der Renegat, wir sollten ja nicht antworten, da sie gewiß französische Seeräuber seyen, die Jedermann plünderten. Wir schwiegen demnach still, allein sobald wir an ihnen vorbeigekommen waren, feuerten sie plötzlich zwei Stücke auf uns ab, welche vermuthlich mit Kettenkugeln geladen waren; denn der eine Schuß nahm uns Mast und Segel weg, daß beide über Bord fielen, und der andre traf uns dermaßen zwischen Wind und Wasser, daß wir sahen, wir müßten sinken, und die Andern mit lautem Geschrei baten, sie möchten uns retten und in ihr Schiff aufnehmen, weil wir Gefahr liefen zu ertrinken. Sie drehten hierauf bei und setzten ihr Boot aus, worein ein Dutzend Franzosen mit geladnen Flinten und brennenden Lunten stiegen und zu uns an Bord kamen. Wie sie fanden, daß unsrer so Wenige waren und daß unser Schiff sinken müßte, nahmen sie uns an Bord und sagten: wir hätten unser Unglück blos der Unhöflichkeit beizumessen, ihnen nicht geantwortet zu haben. Unser Renegat nahm unterdessen das Kistchen, worin sich Zoraidens Schätze befanden, und warf es unbemerkt in's Meer. Genug, wir wurden sämmtlich zu den Franzosen an Bord gebracht, die uns zuerst Alles abfragten, was sie wissen wollten, und hierauf so rein ausplünderten, als ob wir ihre ärgsten Feinde wären. Zoraiden nahmen sie sogar die Ringe, die sie an den Knöcheln trug; doch schmerzte mich dies nicht so sehr, als die Besorgniß, daß man ihr, nachdem man sie aller Kostbarkeiten beraubt hatte, auch noch das köstlichste Kleinod entreißen würde, worauf

sie und ich den größten Werth setzte. Doch die Begierden dieses Gesindels gehen nur auf Geld und Geldeswerth, dessen sie nie genug bekommen können, und hierin trieben sie es so weit, daß sie uns sogar die Sklavenkittel genommen hätten, wären diese ihnen zu irgend etwas nütze gewesen. Einige von ihnen meinten sogar, man sollte uns alle in ein Segel wickeln und in's Meer werfen, weil sie Willens waren, unter dem Namen von Bretagnern in einigen spanischen Häfen zu handeln, woselbst sie befürchten mußten, bestraft zu werden, wenn sie uns lebendig mitbrächten und ihre Räuberei durch uns an's Licht käme. Allein der Hauptmann, welcher meine Zoraide beraubt hatte, erklärte, daß er mit dem Fang sich begnüge, und in keinem spanischen Hafen einlaufen, sondern in der Nacht, oder wann er sonst könne, durch die Meerenge und nach Rochelle segeln wolle, woselbst er zu Hause war. Demzufolge entschlossen sie sich, uns ihr Boot zu geben, nebst den nöthigsten Dingen, die wir auf unsrer kurzen Fahrt brauchen würden. Dieses thaten sie auch am folgenden Tage, wie sie sich bereits im Gesicht der spanischen Küste befanden. Bei dem Anblicke derselben vergaßen wir allen Kummer und unsre Armuth so vollkommen, als wenn wir sie nie empfunden hätten: so groß ist die Freude über Wiedererlangung der verlornen Freiheit. Es war ungefähr um Mittagszeit, als sie uns in das Boot steigen ließen: sie gaben uns ein paar Fäßchen Wasser und etwas Schiffszwieback auf den Weg, und ich weiß nicht, welche Anwandlung von Mitleiden den Hauptmann bewog, daß er Zoraiden beim Einsteigen in's Boot noch vierzig Dukaten mitgab und seinen Leuten nicht erlaubte, ihr die Kleider zu nehmen, die sie noch jetzt trägt.

Wir stiegen in's Boot, ohne uns zu beklagen, sondern dankten ihnen vielmehr für das erwiesene Gute. Sie steuerten der Meerenge, wir dem vor uns liegenden Lande, wohin unsre Blicke unverwandt gerichtet waren, so eifrig zu, daß wir mit Sonnenuntergang nahe genug waren, um nach unsrer Rechnung vor dem völligen Eintritt der Nacht die Küste zu erreichen. Weil aber der Mond nicht schien, der Himmel bedeckt war und wir jenen Theil der Küste nicht kannten, so hielten es Einige von uns für unsicher zu landen, Andre hingegen waren der Meinung, daß dies auf jeden Fall geschehen müsse, wenn

auch auf einem kahlen Felsen und fern von einem bewohnten Orte; denn nur so vermieden wir die Gefahr, vor der wir uns mit Recht fürchteten, nämlich Seeräubern von Tetuan in die Hände zu fallen, welche oft vor der Morgendämmerung auslaufen, des Morgens an der spanischen Küste rauben und vor dem Abend mit ihrer Beute schon wieder zu Hause sind. Endlich vereinigten sich die Meinungen dahin, daß wir uns langsam der Küste nähern und, wenn wir am Ufer keine Brandung fänden, landen sollten, wo wir könnten. Dies thaten wir und kamen kurz vor Mitternacht an den Fuß eines finstern und hohen Berges, der jedoch nicht so schroff aus dem Wasser emporstieg, daß wir nicht einen kleinen Platz gefunden hätten, wo wir bequem aussteigen konnten. Wir setzten unser Boot auf den sandigen Strand, sprangen sämmtlich an's Ufer und küßten den Boden, indem wir mit Freudethränen Gott unserm Herrn für die unschätzbare Wohlthat dankten, daß er uns die Reise glücklich hatte zurücklegen lassen. Wir nahmen unsern Vorrath aus dem Boote, zogen es vollends auf den Strand und stiegen eine große Strecke den Berg hinan; denn noch wußten wir nicht, wie uns war, und konnten uns kaum überreden, daß wir bereits christlichen Boden beträten. Der Morgen schien uns später anzubrechen, als wir wünschten, und nun erstiegen wir vollends den Gipfel des Bergs, um zu sehen, ob wir nicht ein Dorf oder wenigstens einige Schäferhütten entdecken könnten; allein troß aller Anstrengung wurden wir weder Dörfer, noch Menschen, weder Wege, noch Stege gewahr. Nichtsdestoweniger entschlossen wir uns, weiter in's Land hinein zu gehen, weil wir nicht zweifelten, bald Jemand zu finden, der uns sagen könnte, wo wir seyen. Nichts schmerzte mich dabei so sehr, als daß Zoraide diesen beschwerlichen Weg zu Fuß machen mußte; denn wenn ich sie bisweilen auch eine Strecke weit auf den Armen trug, so litt sie doch mehr bei dem Gedanken, mir beschwerlich zu fallen, als sie sich durch das Ausruhen erleichtert fand, und wollte mir daher die Mühe durchaus nicht wieder anmuthen, sondern wanderte fröhlich und unverdrossen an meiner Hand fort. Als wir ungefähr eine halbe Stunde gegangen waren, hörten wir, zum deutlichen Zeichen, daß unweit eine Heerde seyn müsse, das Geklingel einer Schelle, und indem wir uns umsahen, fanden wir

Digitized by Google

unter einem Korkbaum einen Schäferknaben, der sorglos und ruhig mit seinem Messer an einem Stecken schnitzelte. Wir riefen ihm; er sah

sich um, lief aber sogleich davon, weil er (wie wir hernach erfuhren) Zoraiden und den Renegaten zuerst gewahr ward, denn weil diese maurisch gekleidet waren, meinte er, alle Mauren aus der Berberei seyen ihm schon auf den Fersen. Er lief demnach in der größten Eile durch den Wald und schrie aus vollem Halse: „Mauren im Lande, Mauren, Mauren! in's Gewehr, in's Gewehr!" Sein Geschrei setzte uns in einige Verlegenheit, und wir wußten nicht recht, wie wir uns verhalten sollten; weil wir jedoch erwarten mußten, daß der Lärm des Hirten die Landleute in Bewegung bringen, und daß die Strandreiterei bald ausrücken würde, um zu sehen, was es gäbe, so beschlossen wir, der Renegat solle seine maurische Kleidung ablegen und eine Sklavenjacke

anziehen, die ihm einer von unsern Kameraden lieh, obgleich er selbst deßwegen in bloßem Hemde gehen mußte. Hierauf empfahlen wir uns Gott und gingen denselben Weg, den der Hirte genommen hatte, in beständiger Erwartung, der Reiterei zu begegnen. Wir irrten auch nicht, denn nach Verlauf von zwei Stunden, wie wir aus dem Gehölz auf eine Ebene kamen, erblickten wir ungefähr fünfzig Reiter, die im kurzen Galopp uns entgegen kamen. Sobald wir sie gewahr

wurden, machten wir Halt, um sie zu erwarten. Wie sie aber näher kamen und statt der Mauren, die sie aufsuchten, einen Trupp armer Christensklaven vor sich sahen, verwunderten sie sich sehr und fragten uns, ob wir vielleicht diejenigen seyen, um derentwillen der Hirte zum Gewehr gerufen habe.

„Ja wohl sind wir's," antwortete ich und wollte eben anfangen, ihm unsre Schicksale zu erzählen und woher wir kämen; aber einer von unsern Kameraden, welcher den Reiter erkannte, fiel mir in die Rede und rief: „Gott sey Dank, meine Herren, daß er uns so glücklich geführt hat; denn wenn ich nicht irre, so gehört der Boden, den wir betreten, zu Velez Malaga, und wenn mich, nach einer vierjährigen

Gefangenschaft meine Erinnerung nicht täuscht, so seyd Ihr, mein Herr, der uns fragt, mein Oheim Pedro de Bustamente."

Kaum hatte der Christensklave dies gesagt, so sprang der Reiter vom Pferde, umarmte den Jüngling und sagte: „Lieber, bester Neffe, ja wohl kenne ich dich wieder. Ich und meine Schwester, deine Mutter, hatten dich schon als todt beweint, und nun läßt Gott uns die Freude erleben, dich wieder zu sehen. Daß du in Algier seyst, hatten wir schon gehört, und nach deiner Kleidung und der Kleidung aller deiner Kameraden zu urtheilen, müßt ihr auf eine wunderbare Art die Freiheit erlangt haben."

„Gewiß," erwiderte der Jüngling; „und es wird uns nicht an Zeit fehlen, Euch dies Alles zu erzählen."

Als die Reiter fanden, daß wir Christensklaven waren, stiegen sie ab, und jeder bot uns sein Pferd nach Velez Malaga an, das noch anderthalb Meilen entfernt war. Einige gingen hin, um das Boot, dessen Stelle wir ihnen bezeichnet hatten, nach der Stadt zu bringen; die Andern nahmen uns zum Theil hinter sich auf ihre Pferde, und Zoraide nahm Platz hinter dem Oheim unsers Kameraden. Alle Menschen aus der Stadt kamen uns entgegen, weil sie durch einen Vorausgegangnen schon von unsrer Ankunft gehört hatten. Sie wunderten sich zwar nicht, Christensklaven in Freiheit oder Mauren in Banden zu sehen, weil beide in diesen Gegenden nichts Neues sind; allein Jeder verwunderte sich über Zoraidens Schönheit, welche durch die Bewegung auf ihrer Fußreise und durch die Freude, sich in einem christlichen Lande zu befinden, ungemein erhöht war. Das frohe Gefühl, alle Gefahr nunmehr glücklich überstanden zu haben, verbreitete über ihre Wangen ein so liebliches Roth, daß ich, wenn mich damals meine Liebe nicht getäuscht hat, wohl sagen möchte, es sey nie ein schöneres Frauenzimmer in der Welt gewesen, wenigstens unter allen, die ich in meinem Leben gesehen habe.

Unser Zug ging geraden Wegs nach der Kirche, um Gott für die uns erwiesene Gnade zu danken. Indem Zoraide hineintrat, sagte sie, sie sähe dort Gesichter, welche mit Lela Marien Aehnlichkeit haben. Wir sagten ihr, daß es Abbildungen derselben seyen, und

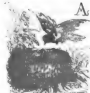
der Renegat erklärte ihr, so gut er konnte, den Zweck derselben, damit sie ihnen ihre Ehrerbietung ebenso beweise, als wenn sie in jedem derselben die wirkliche Lela Maria vor sich sähe, die ihr erschienen sey. Da sie einen feinen Verstand besitzt und leicht etwas begreift, so begriff sie bald Alles, was man ihr von den Bildern sagte. Man vertheilte uns hierauf in der Stadt in verschiedne Quartiere; den Renegaten aber, Zoraiden und mich nahm unser Kamerad mit sich nach dem Hause seiner Eltern, welche im behaglichen Mittelstande lebten und uns so liebreich aufnahmen, wie ihren eignen Sohn. Sechs Tage blieben wir in Velez Malaga, worauf unser Renegat, nachdem er vorläufig seine Maßregeln genommen hatte, nach Granada ging, um sich durch Vermittlung der heiligen Inquisition in den allerheiligsten Schooß der Kirche wieder aufnehmen zu lassen. Die übrigen befreiten Christen zogen ein jeder, wohin es ihm am besten

dünkte. Zoraide und ich blieben zuletzt allein zurück und hatten weiter nichts, als das Geld, welches der Franzose ihr aus Höflichkeit gegeben. Von diesem Gelde kaufte ich das Thier, worauf sie reitet. Bisher habe ich wie ein Vater und Begleiter für sie gesorgt, aber noch nicht die Rechte eines Gemahls bei ihr geltend gemacht. Wir ziehen jetzt hin, um zu sehen, ob mein Vater noch lebe, und ob es einem von meinen Brüdern besser geglückt ist, als mir; doch hat mir der Himmel in Zoraiden einen Schatz geschenkt, welcher nach meinem Gefühl durch kein andres Glück, das mir noch bevorstehen möchte, überwogen werden kann. Die Geduld, mit welcher sie alle Beschwerlichkeiten der Armuth erträgt, und die Begierde, die sie äußert, eine Christin zu werden, verdienen meine ganze Bewunderung und haben mich ihr auf immer zu eigen gemacht. Mein Wunsch, mich mit ihr näher und inniger zu verbinden, findet jedoch bisher noch ein Hinderniß in der Ungewißheit, ob mir auch in meinem Vaterlande ein Plätzchen beschieden ist, woselbst ich mit ihr mich niederlassen kann, und ob nicht die Zeit und der Tod solche Veränderungen in meiner Familie und in den Glücksumständen derselben gemacht haben, daß ich vielleicht weder meinen Vater, noch meine Brüder antreffe, und kein Mensch mehr mich kennt, im Falle jene nicht mehr am Leben sind.

Dieß ist Alles, meine Herrn, was ich Euch von meinen Begebenheiten zu erzählen habe. Euer einsichtsvolles Urtheil mag entscheiden, ob Ihr sie unterhaltend und wundersam genug gefunden habt. Ich kann Euch versichern, daß ich mich gern etwas kürzer gefaßt hätte, und doch habe ich mancher kleinen Umstände nicht erwähnt, um Euch keine Langweile zu verursachen.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Neue Begebenheiten in dem Wirthshause und ander merkwürdige Vorfälle.



Als der Sklave schwieg, sagte Don Fernando: „In der That, Herr Hauptmann, die Art, wie Ihr diese außerordentlichen Begebenheiten erzählt habt, war den seltsamen und wundervollen Umständen ganz angemessen. Alles ist sonderbar und ungewöhnlich und reich an Ereignissen, welche Jeden, der davon hört, in Erstaunen versetzen, und wir haben Euch mit so vielem Vergnügen zugehört, daß, wenn Ihr uns bis an den Morgen erzählet, wir dennoch wünschen würden, Ihr möchtet von vorne wieder anfangen."

Don Fernando und alle Uebrigen erboten sich hierauf dem Hauptmanne zu allen möglichen Diensten mit Rath und That in so liebreichen Ausdrücken und mit so vieler Herzlichkeit, daß er sich von ihrem Wohlwollen vollkommen überzeugte. Don Fernando insbesondre versprach ihm, wenn er mit ihm reisen wolle, seinen Bruder, den Marquis, zu ersuchen, bei Zoraiden Pathenstelle zu vertreten, und er selbst erbot sich, ihn so auszurüsten, daß er seinem Range gemäß

Digitized by Google

mit Bequemlichkeit und Anstand in seine Vaterstadt zurückkehren könne. Der Hauptmann dankte auf's verbindlichste für dies großmüthige Anerbieten, welches er jedoch mit Bescheidenheit ablehnte.

Als es eben Nacht werden wollte, kam noch eine Kutsche in Begleitung einiger Diener zu Pferd vor dem Wirthshause angefahren. Die

Reisenden verlangten Quartier; allein die Wirthin antwortete, es sey im ganzen Hause keine Hand breit Raum mehr übrig.

„Dem sey, wie ihm wolle," sprach einer von den Bedienten; „der Herr Oberrichter ist hier, und für ihn muß Platz gemacht werden."

Als die Wirthin dies hörte, stutzte sie und sagte: „Die Wahrheit zu sagen, mein Herr, so fehlt es uns an Betten. Wenn aber der Herr Oberrichter Bettzeug mitgebracht hat, wie ich nicht zweifle, so soll er willkommen seyn, und ich und mein Mann wollen Seiner Gestrengen gern unser eignes Zimmer einräumen."

„Sehr gut," sprach der Bediente; und es stieg ein Mann aus dem Wagen, dessen Kleidung sein Amt und seine Würde ankündigte, denn sein langes Gewand mit aufgeschlagnen Aermeln bezeichnete hinlänglich den Oberrichter, welchen der Bediente angemeldet hatte. Er führte ein Mädchen in Reisekleidern an der Hand, das dem Aussehen

nach sechzehn bis siebenzehn Jahre alt und von einnehmender Schönheit war, so daß wer Lucinde, Dorothea und Zoraide nicht gesehen hatte, schwerlich geglaubt haben würde, daß es ein schöneres Mädchen geben könne. Don Quixote stand nicht weit von der Thüre, als der Oberrichter mit seiner schönen Gefährtin in die Schenke trat, und sagte zu den Eintretenden: „Euer Gestrengen können ohne Bedenken

Digitized by Google

in dieses Schloß einziehen und in demselben verweilen; denn obwohl es etwas eng und unbequem ist, so kann doch kein Plätzchen in der Welt so klein und besetzt seyn, daß Waffen und Wissenschaften nicht Raum darin fänden, zumal wenn Waffen und Wissenschaften von der Schönheit begleitet und eingeführt werden, so wie die Gelahrtheit Euer Gestrengen von diesem Fräulein begleitet und eingeführt wird, vor welcher nicht nur die Thore der Schlösser sich aufthun, sondern auch Felsen zerspalten und Berge sich zertheilen und ebnen müssen, um ihr Platz zu machen. Ich sage: Euer Gestrengen können füglich hereinkommen in dieses Paradies; denn hier findet Ihr Sonnen und Sterne, welche verdienen, sich zu dem Himmel zu gesellen, den Ihr mitbringt. Hier findet Ihr die Waffen in ihrem vollen Glanz und die Schönheit in ihrem höchsten Uebermaaß."

Der Oberrichter wußte nicht, was er aus Don Quixotes Rede machen sollte; er betrachtete ihn von oben bis unten, und verwunderte sich nicht weniger über seine Gestalt, als über seine Rede. Ehe er Worte finden konnte, um die Anrede zu erwidern, stieg seine Verwunderung noch höher, wie er Lucinden, Dorothea und Zoraide erblickte, welche alle drei herbei eilten, um die neuen Gäste zu sehen und das hübsche Mädchen zu bewillkommnen. Indeß empfingen Don Fernando, Cardenio und der Pfarrer den Oberrichter mit verständlichern und verbindlichern Worten. Genug, der Herr Oberrichter konnte bei seinem Eintritte nicht umhin, zu erstaunen und sich zu verwundern über Alles, was er sah und hörte, während die schönen Damen seine liebenswürdige Begleiterin bewillkommneten. Er sah zwar wohl, daß er von lauter vornehmen Personen umgeben war, aber Don Quixotes Miene, Gestalt und Aufzug konnte er nicht damit reimen.

Wie die ersten Höflichkeitsbezeigungen vorbei waren, und man die wenigen Bequemlichkeiten berechnet hatte, welche das Wirthshaus gewähren konnte, ward beschlossen, daß die Frauenzimmer ihrer Abrede gemäß in dem schon beschriebnen Kämmerchen übernachten, und die Herren auf dem Vorplatze bleiben und ihnen gleichsam zu Beschützern dienen sollten. Der Oberrichter gab es gerne zu, daß seine Tochter (das hübsche Mädchen, welches mit ihm gekommen war) bei

den andern Frauenzimmern bliebe, welches ihr selbst lieb war; und mit dem wenigen Bettzeuge des Wirths und mit der Hälfte desjenigen, welches der Oberrichter mitgebracht hatte, bereitete man für sie Alle ein bequemeres Nachtlager, als sie erwartet hatten.

Der Hauptmann hatte schon im ersten Augenblicke, wie der Oberrichter hereintrat, eine geheime Ahnung empfunden, daß dieser sein Bruder sey, und fragte daher einen Bedienten nach dem Namen desselben und aus welcher Provinz er gebürtig sey; der Bediente antwortete, sein Herr heiße Don Juan Perez de Viedma, und er habe gehört, daß er aus einem Orte in den Gebirgen von Leon stamme. Diese Nachricht, nebst dem, was seine eignen Augen schon bemerkt hatten, überzeugten ihn, daß der Oberrichter derjenige von seinen Brüdern sey, der sich nach des Vaters Rath den Wissenschaften gewidmet hatte. Verwundert und erfreut zog er Don Fernando, Cardenio und den Pfarrer auf die Seite, und erzählte ihnen, was er so eben erfahren, und daß der Oberrichter sein leiblicher Bruder sey. Der Bediente hatte ihm auch gesagt, daß er als Oberrichter nach Mexico gehe, daß das schöne Mädchen seine Tochter und daß die Mutter bei der Geburt derselben gestorben sey, und ihm dies Kind und ein beträchtliches Vermögen hinterlassen habe. Er bat sie demnach, ihm zu rathen, wie er sich ihm zu erkennen geben, oder wie er vorläufig erforschen solle, ob sein Bruder, wenn er sich ihm entdecke, ihn als armen Mann verschmähen oder mit brüderlicher Liebe aufnehmen werde.

„Laßt mich nur machen, Herr Hauptmann,“ sagte der Pfarrer, „ich will ihn bald ausforschen, und zweifle gar nicht, daß Ihr eine gute Aufnahme finden werdet; denn der Verstand und die Würde, die sich in den feinen Manieren Eures Bruders aussprechen, lassen mich weder einen thörichten Stolz, noch Mangel an Gefühl bei ihm erwarten, oder daß er nicht wissen sollte, wie viel von den Launen des Glücks abhängt.“

„Bei dem Allem,“ sagte der Hauptmann, „möchte ich mich doch nicht plötzlich zu erkennen geben, sondern mich nur allmählich ihm entdecken.“

„Ich gebe Euch mein Wort," erwiderte der Pfarrer, „daß es zu Eurer beiderseitigen Zufriedenheit ausfallen soll."

Inzwischen hatte man für den Oberrichter ein Abendessen bereitet, und die Andern leisteten ihm bei Tische Gesellschaft, bis auf den Hauptmann und die Frauenzimmer, welche in ihrer Kammer blieben. Während der Mahlzeit sagte der Pfarrer: „Herr Oberrichter, wie ich einst einige Jahre in Konstantinopel gefangen war, hatte ich einen Kameraden Eures Namens, der einer von den tapfersten Hauptleuten in der ganzen spanischen Infanterie, aber auch eben so unglücklich, als tapfer und unternehmend war."

„Wie hieß der Hauptmann, mein Herr?" fragte der Oberrichter.

„Er hieß Ruy Perez de Viedma," antwortete der Pfarrer, „und war aus einem Orte in den Gebirgen von Leon gebürtig. Einst erzählte er mir einen Auftritt, der zwischen seinem Vater und ihm und seinen Brüdern vorgefallen seyn soll, und den ich, wenn ihn mir nicht ein so glaubwürdiger Mann erzählt hätte, für eines von den Märchen würde gehalten haben, womit sich alte Mütterchen im Winter beim Kamin zu unterhalten pflegen. Er sagte mir nämlich, sein Vater habe sein Vermögen unter drei Söhne vertheilt, und ihnen zu gleicher Zeit besser gerathen, als ein Cato; und ich kann Euch versichern, daß es ihm in dem Soldatenstande, welchem er sich diesem Rathe gemäß gewidmet hatte, so gut geglückt war, daß er sich in wenigen Jahren bloß durch Muth und durch Verdienste bis zum Hauptmann beim Fußvolke aufgedient hatte, und daß er auf dem besten Wege war, Marschall zu werden, hätte ihm das Schicksal nicht so übel gewollt, daß er am Tage der glorreichen Schlacht bei Lepanto, woselbst er ein glücklicheres Loos erwarten durfte, seine Freiheit in demselben Augenblicke verlor, in welchem so Viele sie wieder erlangten. Ich selbst ward in Goletta gefangen, und durch mancherlei Zufälle fügte es sich hernach, daß wir in Konstantinopel Unglücksgefährten wurden. Von dort kam er nach Algier, woselbst er, wie ich höre, eines der wunderbarsten Schicksale von der Welt gehabt hat."

Hier fuhr der Pfarrer fort, in aller Kürze zu erzählen, wie es dem Gefangnen gegangen war, und der Oberrichter hörte aufmerksamer zu, als je bei einem Prozesse. Wie der Pfarrer auf die Begebenheit mit den Seeräubern kam, sagte er bloß, daß die Christen auf jenem Schiffe den Gefangnen, dessen Kameraden und die schöne Maurin ausgeplündert und in die äußerste Noth und Dürftigkeit versetzt haben, verschwieg dann aber, was weiter aus ihnen geworden, ob sie nach Spanien zurückgekommen, oder von den Seeräubern nach Frankreich geschleppt worden seyen.

Der Hauptmann, welcher dicht beim Pfarrer saß und Alles hören konnte, merkte genau auf den Eindruck, den die Erzählung auf seinen Bruder machte. Mit einem tiefen Seufzer und Thränen in den Augen sagte dieser zu dem Pfarrer, als derselbe aufhörte zu erzählen: „Ach, mein Herr, Ihr wißt nicht, wie nahe diese Geschichte mich angeht, so nahe, daß ich mich der Thränen nicht enthalten kann, wie sehr ich mich auch bemühe, dieselben vor Euch zu verbergen. Dieser tapfre Hauptmann, von dem Ihr redet, ist mein ältester Bruder. Weil er kühner und unternehmender war, als mein jüngerer Bruder und ich, so wählte er den ehrenvollen Soldatenstand, als einen von den dreien, die mein Vater uns vorschlug, wie Euer Kamerad in der Erzählung, die Euch so märchenhaft geschienen, gesagt hat. Ich selbst widmete mich den Wissenschaften, welche mich durch Gottes Hilfe und durch meinen Fleiß zu der Würde erhoben haben, womit Ihr mich bekleidet seht. Mein jüngerer Bruder befindet sich in Peru, und hat von seinem Ueberflusse meinem Vater solche Summen herübergeschickt, daß er ihm nicht nur die mitgenommenen Gelder reichlich wieder erstattet, sondern ihn auch in den Stand gesetzt hat, mit seiner angebornen Freigebigkeit zu leben; und auch mir hat er dadurch die Mittel verschafft, mit mehr Anstand und Unabhängigkeit meinen Studien abzuwarten und mich in der Folge zu meinem jetzigen Amte empor zu schwingen. Mein Vater lebt noch, und nichts macht ihm Kummer, als daß er nicht weiß, wie es seinem ältesten Sohne geht, und er bittet Gott täglich und stündlich, ihn nur noch so lange leben zu lassen, bis er seinen Sohn lebendig wieder

Digitized by Google

erblickt. Ich kann nicht begreifen, warum er als ein verständiger Mann während seiner vielen Leiden und Freuden seinem Vater nie die geringste Nachricht von sich gegeben hat; denn wenn dieser oder irgend einer von uns etwas davon erfahren hätte, so wäre das Wunderwerk mit dem Stäbchen nicht nöthig gewesen, um ihm sein Lösegeld zu verschaffen. Jetzt aber quält mich die Ungewißheit, ob die Franzosen ihn losgelassen, oder ob sie ihn ermordet haben, um ihre Räuberei zu verhehlen, und ich werde meine Reise nicht mehr so fröhlich fortsetzen, als ich sie angetreten habe, sondern mit Kummer und Betrübniß im Herzen. O mein guter Bruder! wüßt' ich nur jetzt, wo du bist, so würde ich dich aufsuchen, und nicht ruhen, bis ich deiner Trübsal abgeholfen, wenn ich selbst auch für dich leiden müßte. O wenn doch Jemand unserm alten Vater die Nachricht brächte, daß du noch lebtest! wäre es auch in den finstern Kerkern der Berberei, so

Digitized by Google

würden seine Reichthümer und die Reichthümer deiner Brüder dich daraus erlösen. O liebenswürdige und edelmüthige Zoraide! könnten wir dir doch die Wohlthat vergelten, die du unserm Bruder erzeigt hast! könnten wir doch gegenwärtig seyn, wenn deine Seele wiedergeboren wird, und eine Vermählung feiern, die uns alle so glücklich machen würde!"

Diese und andre Worte des Oberrichters zeugten von so inniger Theilnahme an den Schicksalen seines Bruders, daß alle Anwesenden von seiner Bekümmerniß tief gerührt wurden. Da nun der Pfarrer fand, daß Alles nach seinem und des Hauptmanns Wunsche ging, so wollte er die Gesellschaft nicht lange in dieser wehmüthigen Stimmung lassen, sondern stand vom Tische auf, ging zu Zoraiden hinein, nahm sie bei der Hand, faßte mit der andern den Arm des

Digitized by Google

Hauptmanns, und führte Beide, gefolgt von Lucinden, Dorothea und der Tochter des Oberrichters, heraus zu dem Letztern und zu der übrigen Gesellschaft. „Trocknet Eure Thränen, Herr Oberrichter," sprach er, „und erfreut Euch des Glücks, welches Ihr so sehnlich wünscht. Hier seht Ihr Euren guten Bruder und Eure liebenswürdige Schwägerin. Dieser hier ist der Hauptmann Viedma, und diese die schöne Maurin, welche so viel für ihn gethan hat. Die Franzosen, von denen ich Euch erzählte, versetzten sie beide in die kümmerlichen Umstände, worin sie vor Euch erscheinen, damit Ihr Gelegenheit hättet, ihnen Beweise Eurer großmüthigen Gesinnung zu geben."

Der Hauptmann eilte seinem Bruder in die Arme. Dieser legte ihm beide Hände auf die Brust, um ihn recht zu betrachten, und da er ihn bald an seinen Gesichtszügen erkannte, schloß er ihn mit solcher Innigkeit in die Arme und vergoß so herzliche Freudethränen, daß die meisten Anwesenden mit ihm weinen mußten. Die zärtlichen Gefühle, welche beide Brüder einander durch Worte und Handlungen zu erkennen gaben, lassen sich kaum nachempfinden, geschweige beschreiben. Kurze Mittheilungen der Begebenheiten ihres Lebens wurden beständig unterbrochen durch Aeußerungen ihrer brüderlichen Liebe; bald umarmte der Oberrichter Zoraide und bat sie, über sein Vermögen zu gebieten, bald führte er seine Tochter in ihre Arme, und man sah die schöne Maurin ihre Thränen mit den Thränen der liebenswürdigen Christin vermischen.

Don Quixote verlor sich staunend und schweigend in Betrachtung über diese wunderbaren Ereignisse, und ermangelte nicht, sie insgesammt auf Rechnung des abenteuernden Ritterthums zu setzen.

Man ward einig, der Hauptmann solle mit Zoraide umkehren und in Gesellschaft des Oberrichters nach Sevilla gehen, und dem alten Vater solle ihre Befreiung und ihre Ankunft gemeldet und die Bitte geäußert werden, bei Zoraidens Taufe und Vermählung

gegenwärtig zu seyn; denn der Oberrichter konnte seinen Reiseplan nicht ändern, weil er Nachricht hatte, daß binnen einem Monat eine Flotte von Sevilla nach Neuspanien abgehen werde, welche Gelegenheit er nicht versäumen durfte. Alle Uebrigen vereinigten sich, dem Hauptmanne ihre Freude über die glückliche Veränderung seiner Umstände zu bezeigen; und da nunmehr die Nacht schon bald verstrichen war, so wurde beschlossen, den übrigen Theil derselben der Ruhe zu widmen.

Don Quixote erbot sich, das Schloß zu bewachen, damit nicht irgend ein Riese oder sonst ein umherstreichender Unhold sich's einfallen lasse, den großen Schatz von Schönheit zu stehlen, welchen dasselbe in sich faßte. Diejenigen, die ihn kannten, bezeigten ihm ihre Dankbarkeit, und schilderten gelegentlich dem Oberrichter seine sonderbare Schwärmerei, welche diesen nicht wenig belustigte. Sancho Pansa war der Einzige, der vor Unmuth außer sich war, weil man erst so spät schlafen ging; doch dafür war auch sein Lager das beste von allen, denn er legte sich auf den weichen Saumsattel seines Esels, mußte aber theuer genug dafür bezahlen, wie man in der Folge sehen wird. Nachdem hierauf die Frauenzimmer sich in ihre Kammer begeben, und die Herren sich, so gut sie konnten, gebettet hatten, ging Don Quixote hinaus, um vor dem Schlosse versprochenermaßen Schildwache zu halten.

Nicht lange vor Anbruch der Morgenröthe hörten die Damen eine volltönende und überaus angenehme Stimme, welche sie alle aufmerksam machte, besonders Dorotheen, die noch ganz munter war, und an deren Seite Donna Clara von Viedma, die Tochter des Oberrichters, schlummerte. Niemand konnte errathen, wer der angenehme Sänger sey, dessen Gesang von keiner andern Stimme, noch von einem Instrumente begleitet ward, und der sich, wie es schien, bald im Hofe, bald im Stalle hören ließ. Indem sie mit gespannter Neugier horchten, klopfte Cardenio an die Thüre und rief: „Wer nicht schläft, höre zu, denn ihr werdet einen Maulthiertreiber hören, der bezaubernd schön singt!“

Digitized by Google

„Wir hören schon, mein Herr," sagte Dorothea; und Cardenio entfernte sich wieder. Dorothea horchte mit gespannter Aufmersamkeit und vernahm folgendes Lied.

Digitized by Google

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Die anmuthige Geschichte von dem Eselstreiber, nebst andern seltsamen Auftritten in dem Wirthshause.

Ich schiff' auf tiefem Meere,
Es ist das Meer der Liebe,
Schiff' ohne Rast, ohn' Hoffnung,
Je einen Port zu finden.

Folg' schiffend einem Sterne,
Der fernher lieblich schimmert:
So hell, so rein, so glänzend
Sah Palinurus keinen.

Wohin er führt, nicht weiß ich's,
Ich schiff' nur immer weiter,
Den Blick nach ihm gerichtet,
Bald froh, bald voller Sorgen.

Ein ängstlich sprödes Wesen
Und übertriebne Strenge
Verhüllen mir als Wolken
Die Leuchte meiner Seele.

Digitized by Google

O Stern voll sanfter Klarheit,
Von dessen Licht ich lebe,
Sobald du mir entschwindest,
Schlägt meine letzte Stunde!

Als der Sänger so weit gesungen hatte, wollte Dorothea gerne der Donna Clara das Vergnügen gönnen, die schöne Stimme mit anzuhören, weckte sie demnach und sagte: „Verzeihen Sie, liebes Kind, daß ich Sie wecke, um Sie eine Stimme hören zu lassen, die so angenehm ist, wie Sie vielleicht noch keine in Ihrem Leben gehört haben."

Clara erwachte, allein noch halb schlaftrunken, verstand sie anfänglich nicht, was Dorothea sagte, sondern bat sie, es zu

wiederholen, worauf sie endlich aufmerksam ward; aber kaum hatte sie ein paar Verse von dem Liede gehört, in welchem der Sänger noch fortfuhr, so überfiel sie ein so starkes Zittern, als wenn sie im Fieber läge. Sie schmiegte sich an Dorothea und sagte: „Ach, meine Theuerste, warum haben Sie mich geweckt? Es wäre in diesem Augenblicke das größte Glück für mich, wenn meine Augen und Ohren verschlossen wären, damit ich nur diesen bedauernswürdigen Sänger weder hören, noch sehen möchte."

„Was sagen Sie, mein Kind?" sprach Dorothea. „Es soll ja nur einer von den Eseltreibern seyn, welcher singt."

„Nein, er besitzt Landgüter," erwiderte Donna Clara, „und überdies einen Platz in meinem Herzen, den ihm, falls er nicht selbst drauf verzichtet, in Ewigkeit Niemand entreißen wird."

Dorothea verwunderte sich über die Wärme, mit welcher das junge Mädchen sich ausdrückte, da jene weit über ihr zartes Alter hinauszugehen schien. „Sie reden in Räthseln, liebe Donna Clara," sagte sie, „die ich nicht verstehe; erklären Sie sich deutlicher; was meinen Sie mit dem Herrn, der Gewalt über Landgüter und Herzen hat, und mit dem Sänger, dessen Stimme Sie so sehr beunruhigt? Doch warten Sie lieber noch ein wenig, so gern ich Ihnen auch Ihre Unruhe benehmen möchte, so ungern möchte ich doch das Vergnügen entbehren, den Sänger zu vernehmen, der, wie mir dünkt, sich eben anschickt, ein neues Lied zu singen."

„In Gottes Namen!" sprach Donna Clara, und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu, worüber Dorothea sich noch mehr verwunderte. Diese hörte indessen dem Sänger zu, wie er das folgende Lied sang:

O Hoffnung, die mich leitet
Auf steiler, dornenvoller Bahn,
Die rastlos weit und weiter schreitet
Zum selbstgewählten Ziel hinan,
Harr' aus! du wirst mir's noch erwerben,
Siehst du gleich vor dir nur Verderben.

Digitized by Google

Dem wird kein Kranz zu Theile,
Der träger Ruhe nur sich weiht,
Und fern ist noch von seinem Heile,
Wer nicht die Stirn dem Schicksal beut:
Sich bettend auf dem Sinnenpfühle,
Erliegt er trügrischem Gefühle.

Daß nur zu hohem Preise
Man Liebe kauft, ist recht und klar:
Das Schönste auf dem Erdenkreise
Wägt Amors Wage ja uns dar:
Was leichten Kaufs davongetragen,
Wird auch gering nur angeschlagen.

Unmögliches vollbringen
Kann, wer von Amors Flammen brennt:
Beharrlich kühn will ich erzwingen
Das Schwerste, was die Liebe kennt;
Sollt' ich den Himmel drob verscherzen,
Nichts reißt dies Ziel mir aus dem Herzen.

Hier schwieg der Sänger, und Donna Clara fing auf's Neue an zu schluchzen. Dorothea ward dadurch noch neugieriger, die Veranlassung eines so lieblichen Gesangs und solcher bittern Thränen zu erfahren. Sie fragte demnach Clara nochmals, was sie mit den vorhin gesagten Worten gemeint habe. Donna Clara schloß sie fest in die Arme, legte ihren Mund an Doretheas Ohr, um nicht von Lucinden gehört zu werden, und flüsterte ihr zu: „Liebe Freundin, dieser Sänger ist der Sohn eines arragonischen Edelmanns, welcher zwei Dörfer besitzt und in Madrid dem Hause meines Vaters gegenüber wohnte. Die Fenster unsrer Häuser waren zwar beständig im Winter mit Vorhängen und Sommers mit Gittern versehen; aber dennoch hatte mich dieser junge Edelmann, ich weiß nicht, wie oder wo? in der Kirche oder an einem andern Orte? gesehen. Genug, er verliebte sich in mich,

und gab mir dies durch so viele zärtliche Geberden und Thränen von seinem Fenster aus zu erkennen, daß ich ihm glauben und auch gut werden mußte, obgleich ich nicht recht wußte, was er von mir verlangte. Unter andern Zeichen, die er mir gab, legte er auch bisweilen die Hände fest ineinander, woraus ich schloß, daß er mich zu

heirathen wünsche. Das wäre mir nun zwar recht gewesen; weil ich aber keine Mutter hatte, mit der ich mich darüber berathschlagen konnte, ließ ich es dabei bewenden, und gab ihm keine andre Aufmunterung, als daß ich, wenn unsre beiden Väter nicht zu Hause waren, den Vorhang oder das Gitter ein wenig aufhob und mich vor ihm sehen ließ, worüber er denn immer eine Freude bezeigte, als ob er närrisch werden wollte. Indeß kam die Abreise meines Vaters heran, und er hörte davon, aber nicht durch mich, denn ich hatte nie Gelegenheit,

es ihm zu sagen. Er ward krank, ich glaube, vor Betrübniß, und folglich bekam ich ihn am Tage unsrer Abreise nicht zu sehen und konnte nicht einmal durch Blicke von ihm Abschied nehmen. Allein ein paar Tage nach unsrer Abfahrt, als wir eine Tagreise von hier in einer Herberge einkehrten, sah ich ihn vor der Hausthüre stehen, natürlich wie ein Saumer gekleidet, so daß ich selbst ihn nicht würde erkannt haben, wenn mir sein Bild nicht so tief in's Herz geprägt wäre. Ich erkannte ihn, wunderte mich und freute mich. Er sah mich nur an, wenn mein Vater es nicht bemerkte, dessen Blicken er immer ausweicht, wenn er unterwegs oder in den Herbergen, wo wir einkehren, an uns vorbeigeht. Da ich nun weiß, wer er ist, und daß er bloß aus Liebe zu mir solche lange Reisen zu Fuß macht, so betrübt mich das sehr, und meine Augen sind immer auf seine Fußstapfen geheftet. Ich weiß nicht, in welcher Absicht er gekommen ist, und wie er seinen Vater so hat verlassen können, der ihn außerordentlich liebt, weil er sein einziger Sohn ist, und weil er es auch verdient, wie Sie selbst gestehen würden, wenn Sie ihn sähen. Und ich kann Ihnen sagen, Alles, was er da singt, das macht er aus seinem eignen Kopf, und man hat mir gesagt, daß er ein sehr geschickter Student und Dichter sey. Was das Schlimmste ist, jedesmal, wenn ich ihn sehe oder ihn singen höre, so zittre und bebe ich immer vor Angst, daß mein Vater ihn erkennen und hinter das Geheimniß unsrer Wünsche kommen werde. Ich habe ihm zwar in meinem Leben noch kein Wort gesagt, aber dennoch habe ich ihn so lieb, daß ich ohne ihn nicht werde leben können. Das ist Alles, was ich Ihnen von diesem Sänger zu sagen weiß, dessen Stimme Ihnen so sehr gefallen hat. Schon diese, allein könnte Sie überzeugen, daß er kein Eselstreiber ist, sondern ein Herr, der über Landgüter und Herzen gebieten kann, wie ich gesagt habe."

„Sagen Sie nun nichts mehr, liebe Donna Clara," sprach Dorothea und küßte sie tausendmal. „Warten Sie nur bis es Tag wird, so hoffe ich mit Gottes Hilfe Ihre Angelegenheiten zu einem so glücklichen Ende zu leiten, als der unschuldige Anfang es verdient."

Digitized by Google

„Ach nein,“ seufzte Donna Clara; „wie kann ich ein glückliches Ende erwarten, da sein Vater so reich und so vornehm ist, daß er meinen wird, ich verdiene kaum, die Magd, vielweniger die Gemahlin seines Sohns zu seyn? Und ohne Wissen und Willen meines Vaters würde ich um Alles in der Welt nicht heirathen. Ich wünschte nur, daß dieser Jüngling von mir abließe und umkehrte; denn wer weiß, ob mir nicht leichter würde, als mir jetzt ist, wenn ich ihn nicht mehr sähe und weit von ihm wegreiste? Und doch muß ich gestehen, daß ich mir auch von diesem Mittel nur wenig Hilfe verspreche. Ich weiß auch gar nicht, wer Teufel es gemacht hat, daß ich ihm so sehr gut geworden bin, da ich noch so jung bin und er ebenfalls; denn ich glaube gewiß, wir sind von gleichem Alter, und ich bin noch nicht volle sechzehn Jahre alt, sondern wie mein Vater sagt, werde ich erst künftigen Michaelistag sechzehn werden.“

Dorothea mußte lächeln über die kindliche Unschuld, mit welcher Donna Clara sich ausdrückte. „Lassen Sie uns nur den kleinen Rest der Nacht verschlafen, meine Liebe!“ sagte sie. „Morgen früh denke ich, so Gott will, Rath zu schaffen, oder es müßte mir schlecht von statten gehen.“

Damit begaben sie sich beide zur Ruhe, und in der Schenke herrschte nunmehr überall die tiefste Stille. Nur die Tochter der Wirthin und Maritornes schliefen nicht, sondern weil sie wußten, von welcher Thorheit der Ritter angesteckt war, und daß er draußen in voller Rüstung zu Pferde Schildwache hielt, so nahmen sie sich vor, ihm einen Streich zu spielen, oder sich wenigstens einstweilen die Zeit zu vertreiben und seine Narrheiten anzuhören.

Im ganzen Hause war auf der Seite gegen das Feld hinaus kein Fenster, sondern nur ein Loch an dem Heuboden, durch welches man das Stroh hinunterwarf. An dieses Loch machten sich die beiden Fräulein von der Schenke, sahen hinaus, erblickten den Ritter zu Pferde, unbeweglich auf seine Lanze gelehnt, und hörten von Zeit zu

Zeit so herzbrechende Seufzer von ihm, als wollte er den Geist aufgeben. Zuweilen brach er mit ungemein zärtlicher und sanfter Stimme aus: „O meine Gebieterin, Fräulein Dulcinea von Toboso, Gipfel aller Schönheit, Schatz aller Klugheit und Vernunft, Inbegriff aller Holdseligkeit und guter Sitte, Ausbund aller Ehrbarkeit und Tugend, höchste Idee alles Ehrbaren, Nützlichen und Angenehmen in der Welt! o, was wirst du jetzt machen? denkst du vielleicht an den liebesgefangnen Ritter dein, der so viele Gefahren, bloß dir zum Dienste, freiwillig übernimmt? O holde Luna, Göttin mit dem dreifachen Gesicht, gib mir doch jetzt einige Nachricht von ihr. Vielleicht blickst du jetzt, ihre Schönheit beneidend, auf sie herab, wie sie in einer Galerie ihres prächtigen Palastes lustwandelt, oder wie

Digitized by Google

sie, mit ihrer schönen Brust halb über das Geländer eines Balkons gelehnt, darauf sinnt, in welcher Weise sie, ihrer Tugend und Keuschheit unbeschadet, die Martern lindern wolle, welche mein kummervolles Herz um ihretwillen leidet, wie glorreich sie meine Schmerzen enden, meinen Kummer stillen, mein Leben vom Tode erretten und meine treuen Dienste belohnen will? Und du, Phöbus, der du gewiß schon deine Pferde anspannest, um früher auszufahren, damit du meine Göttin sehen mögest, sag' ihr, ich bitte dich, sobald du sie erblickst, meinen Gruß; aber hüte dich, sie zu küssen; denn ich würde dann eifersüchtiger auf dich seyn als du auf jene leichtfüßige Undankbare, der du schwitzend und keuchend durch die thessalischen Felder bis an die Ufer des Peneus, oder wohin es sonst war, — denn genau entsinne ich mich des Namens jetzo nicht, — aus Liebe und Eifersucht nachliefest."

So weit war Don Quixote in seiner traurigen Liebesklage gekommen, als die Wirthstochter ihm winkte und ganz leise zurief: „Herr Ritter, seyd doch so gütig und kommt ein wenig näher!" Auf diesen Zuruf kehrte sich Don Quixote um, und sah beim hellen Mondlicht, wie man ihm aus dem Bodenloch zuwinkte, welches ihm wenigstens ein großes Prachtfenster mit goldnen Gittern zu seyn schien, dergleichen für solche Schlösser passen, als in seinen Gedanken die Schenke eines war. Sogleich stellte ihm seine überspannte Phantasie wie ehedem vor, das schöne Fräulein, Tochter des Herrn dieses Schlosses, sey in Liebe zu ihm entbrannt und komme, ihn um Erhörung zu bitten. In diesen Gedanken wendete er den Rozinante, und ritt, um nicht unhöflich zu seyn, hin unter das Bodenloch. Als er nun die beiden Mädchen erblickte, sprach er: „Es thut mir in der Seele leid, schönes und gnädiges Fräulein, daß Ihr Euren verliebten Sinn auf einen Gegenstand gerichtet habt, der Eure Trefflichkeit und Liebreizungen so wenig belohnen kann. Klaget deßhalb ja nicht diesen armen verliebten Ritter an, dem es die Liebe unmöglich macht, seinen Sinn und Willen auf eine Andre, als diejenige zu lenken, welche in dem Augenblicke, da seine Augen zuerst sie sahen, Selbstherrscherin seiner Seele wurde. Verzeiht mir, gnädiges

Fräulein, zieht Euch zurück in Euer Zimmer, zeigt mir Eure Gunst nicht weiter, daß ich nicht noch undankbarer seyn muß. Findet Ihr aber vermöge Eurer Liebe zu mir noch etwas außer Liebe, womit ich Euch dienen kann, so gebietet, und ich schwöre bei dieser meiner abwesenden Feindin, es Euch auf der Stelle zu gewähren, wär es auch ein Zopf vom Schlangenhaare der Medusa, oder die Strahlen der Sonne in einer Flasche."

„Mein gnädiges Fräulein bedarf Alles dessen nicht, Herr Ritter," versetzte Maritornes.

„Und was verlangt sie denn sonst, liebe Frau Oberhofmeisterin?" fragte Don Quixote.

„Nichts als eine von Euren schönen Händen," sprach Maritornes, um ihre Liebesglut zu kühlen, welche sie mit Gefahr ihrer Ehre hieher an dieses Fenster treibt; denn erführe es ihr Herr Vater, gewiß, er schnitte ihr wenigstens die Ohren ab."

„Das wollt' ich doch wohl sehen," versetzte Don Quixote; „er soll es gewiß bleiben lassen, wenn er nicht das schrecklichste Ende nehmen will, so jemals ein Vater unter der Sonne hatte, der seine Hände an die zarten Glieder seiner verliebten Tochter legte."

Maritornes fand den Ritter sehr geneigt, ihre Bitte zu erfüllen und seine Hand herzureichen. Sogleich fiel ihr ein Streich ein, den sie ihm spielen wollte; sie lief daher eiligst hinunter in den Stall, holte die Halfter von Sanchos Esel und sprang wieder hinauf an ihr Bodenloch. Der Ritter war indeß in die Höhe gestiegen und stand mit den Füßen im Sattel seines Rozinante, um hinauf in das Fenster zu langen und dem liebeskranken Fräulein seine Hand zur Linderung ihrer Schmerzen zu reichen. „Hier, schönstes Fräulein," sprach er, indem er sie hinreichte, „nehmt diese Hand, oder besser zu sagen, diese Geißel aller Bösewichter auf Erden. Nehmt, sage ich, diese Hand, in welche noch kein Weib die ihrige gelegt hat.

selbst die nicht, welche doch unumschränkte Besitzerin meines ganzen Leibes ist. Nicht zum Kusse reiche ich sie Euch, sondern damit Ihr das Gewebe ihrer Nerven, die Gedrungenheit ihrer Muskeln, ihre

großen strotzenden Adern bewundern und daraus schließen könnet, was für Stärke der Arm besitze, dem diese Hand zugehört." — „Das wollen wir gleich sehen!" sprach Maritornes, warf ihm damit eine Schlinge, die sie am Halfterstricke gemacht hatte, um die Faust und band den Halfter mit dem andern Ende an einem Riegel der Heubodenthüre fest.

Don Quixote, der den rauhen Strick um seine Hand fühlte, sprach ganz betroffen: „Wie, gnädiges Fräulein, scheint es doch, als wolltet Ihr meine Hand eher wund reiben, als streicheln? Laßt sie die Strenge nicht entgelten, die ich Euch erzeigen muß: sie hat keinen Theil daran, und es wäre ungerecht von Euch, wenn Ihr gegen einen so kleinen Theil meines Leibes Euren ganzen Zorn auslassen wolltet. Wer wahrhaftig liebt, kann sich nie so grausam rächen." Aber keine Seele hörte unsers armen Ritters Klagen; denn sobald ihn Maritornes festgebunden hatte, lief sie mit ihrer Gefährtin davon, ließ den guten Junker hängen, und wollte sich mit der Andern fast todt über den Streich lachen, den sie ihm gespielt.

So stand nun, wie gesagt, Ritter Don Quixote auf seinem Rozinante da, hatte den Arm festgebunden im Bodenloche stecken, und schwebte in schrecklicher Angst, Rozinante möchte unter ihm weggehen und ihn an der Hand in der Luft hängen lassen. Aus dieser Furcht traute er sich nicht, die geringste Bewegung zu machen, ungeachtet er von der Geduld und Sanftmuth des guten Rozinante hätte sicher hoffen können, daß er ein ganzes Jahrhundert hindurch wie ein Stein auf einer Stelle würde gestanden haben. Da sich nun Don Quixote so angebunden und beide Damen verschwunden sah, bildete er sich fest ein, es müsse abermals eine Art von Verzauberung stattfinden, dergleichen er schon mehr in diesem Kastell erfahren hatte, wie z. B. die letzte Prügelsuppe von dem in einen Mohren verzauberten Eselstreiber, und verwünschte daher im Herzen seine Unvorsichtigkeit, daß er's zum zweitenmale gewagt, in ein Kastell zu gehen, woraus er schon das erstemal so übel weggekommen, da es doch Regel der fahrenden Ritter ist, ein Abenteuer, welches ihnen zum erstenmale mißlungen, als für einen Andern aufgehoben zu betrachten, und daher nicht mehr zu bestehen. Trotz dem zerrte er an seinem Arme, ob er

Digitized by Google

sich nicht losmachen könne, aber Maritornes hatte ihn so fest gebunden, daß Alles vergeblich war. Freilich mußte er auch mit Vorsicht ziehen, damit Rozinante sich nicht rühre; sich auf den Sattel niederzulassen, war ihm ganz unmöglich, keine andre Wahl blieb also übrig, als stehen zu bleiben oder sich den Arm auszureißen. Bald ergoß er sich in Klagen über den Verlust, welchen die Welt erleide, weil er so lange verzaubert dastehen müsse; denn daß er verzaubert sey, darüber war er im Reinen; bald rief er seinem getreuen Knappen, der im tiefen Schlaf auf seinem Saumsattel schnarchte und nicht einmal an die Mutter dachte, die ihn geboren, bald bat er den weisen Lirgandeo oder den Alquife um Hilfe, bald ersuchte er seine Freundin Urganda, ihm beizustehen.

So fand ihn endlich die Morgenröthe, und jetzt brüllte er vor Scham und Verzweiflung wie ein Stier, und gab alle Hoffnung auf, daß der anbrechende Tag ihm Erlösung bringen werde. Denn er hielt seine Zauberei für eine ewige, und zwar um so sicherer, weil Rozinante sich im Geringsten nicht bewegte, so daß er des Glaubens ward, er selbst und sein Gaul müßten in dieser Stellung, ohne zu essen und zu trinken, stehen bleiben, bis der Einfluß seines bösen Sterns vorübergehe, oder bis ein geschickter Zauberer den Zauber wieder löse. Er irrte jedoch in seiner Rechnung; denn als es kaum anfing zu tagen, kamen vier wohlgekleidete und wohlberittene, mit Feuerrohren bewaffnete Männer vor dem Wirthshause an. Sie klopften heftig an die noch verschlossene Thüre. Don Quixote, welcher trotz seiner Lage nicht vergaß, daß er auf der Schildwache stand, rief ihnen gebieterisch zu: „Ihr Ritter oder Knappen, oder wer ihr sonst seyd, habt hier nicht an das Thor dieses Kastells zu klopfen; denn ihr selbst müßt wohl wissen, daß um diese Stunde diejenigen, die darin sind, entweder noch schlafen, oder daß es wenigstens nicht Sitte ist, die Thore solcher Festungen zu öffnen, ehe die Sonne den ganzen Weltraum erleuchtet. Weichet zurück und erwartet den hellen Tag, so wollen wir sehen, ob man euch einlassen soll oder nicht!“

„Wo zum Teufel gibt's hier ein Kastell oder eine Festung, wegen deren wir viele Umstände machen sollten?“ fragte einer von den Reitern. „Seyd Ihr der Wirth, so laßt aufmachen. Wir sind

Reisende, und wollen hier nur unsern Pferden ein Futter geben und weiter reiten, denn wir haben Eile."

„Meint Ihr denn, Ritter, daß ich einem Gastwirth ähnlich sehe?" fragte Don Quixote.

„Wem Ihr ähnlich seht, weiß ich nicht," sprach der Reiter; „aber das weiß ich, daß Ihr tolles Zeug schwatzt, wenn Ihr diese Kneipe ein Kastell nennt."

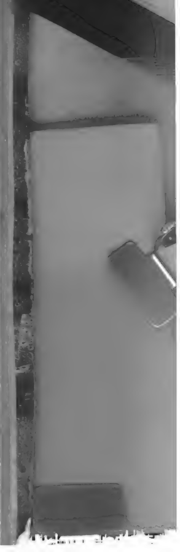
„Ein Kastell ist's," erwiderte Don Quixote, „und eins von den besten in der ganzen Provinz, und es sind Personen darin, die wohl Kronen auf dem Haupte getragen und Scepter in den Händen geführt haben."

„Sage lieber: das Scepter auf dem Kopf und die Krone in der Hand," versetzte der Reiter. „Am Ende liegt hier vermuthlich ein Trupp wandernder Schauspieler, bei denen die Krone und Scepter, wovon Ihr schwatzt, nichts Seltnes sind. In eine winzige Kneipe, wie diese, wo man keinen Laut hört, werden wohl keine Personen einkehren, die Scepter und Kronen verdienen."

„Ihr wißt wenig von der Welt Lauf," sprach Don Quixote, „weil Ihr nicht mit den Begebenheiten bekannt seyd, die fahrenden Rittern zustoßen."

Die Reiter wurden des Schwatzens müde und klopften auf's Neue so laut, daß der Wirth sammt Allen, die in der Schenke waren, aufwachte, und sich erhob, um zu sehen, wer anklopfe. Unterdessen traf es sich, während Rozinante traurig und niedergeschlagen, mit gesenkten Ohren, unbeweglich unter seinem unglücklichen Herrn dastand, daß eine von den Stutten der Reiter sich ihm näherte und ihn beroch. Weil er nun auch von Fleisch und Bein war und nicht von Holz, wie er wohl zu seyn schien, so konnte er nicht umhin, sich zu fühlen, und die Artigkeit derjenigen, die ihn berochen hatte, zu erwidern. Kaum hatte er sich nur ein wenig von der Stelle bewegt, so glitschten Don Quixotes Füße vom Sattel herab, und er würde zur Erde gefallen seyn, wäre er nicht beim Arme hängen geblieben. Dies verursachte ihm jedoch einen so heftigen Schmerz, daß er meinte, die Hand sey ihm abgehauen oder der Arm ausgerissen; denn er kam dem Boden so nahe, daß ihn die Spitzen seiner Zehen

berührten, und dies war für ihn desto schlimmer; denn weil er empfand, wie wenig ihm noch fehlte, um die Füße ganz auf die Erde zu bringen, so gab er sich alle Mühe, sich zu recken und zu strecken, um den Erdboden zu erreichen, so wie einer, den man auf der Folter in die Höhe zieht, seine Marter dadurch vermehrt, daß er vergeblich strebt, seine Füße zur Erde zu bringen, zu welcher sie fast hinabreichen.



Vierundvierzigstes Kapitel.

Verfolg der unerhörten Begebenheiten in der Schenke.

Entsetzlich schrie Don Quixote, so daß der Wirth ganz erschrocken die Thüre öffnete und hinauslief, um zu sehen, wer dieses Geschrei erhebe; und auch diejenigen, welche draußen waren, eilten hinzu. Maritornes, die von dem Lärmen bereits erwacht war, konnte sich die Ursache leicht erklären, lief daher geschwind nach dem Heuboden, ohne daß es Jemand gewahr ward, und machte die Halfter los, woran Don Quixote hing, der hierauf den Augenblick zu Boden fiel. Der Wirth und die Reisenden traten zu ihm und fragten, was ihm fehle, daß er so gewaltig schreie. Ohne ein Wort zu erwidern, streifte er den Strick von der Hand, stand auf, schwang sich auf seinen Rozinante, warf seine Tartsche vor, legte die Lanze ein, ritt eine Strecke in's Feld, kam in kurzem Galopp zurück und rief: „Wer da behauptet, daß ich mit Recht angezaubert gewesen, dem sage ich, daß er lügt und daß ich ihm hiemit Trotz biete und ihn zum Kampf ausfordre, wenn die Prinzessin Micomicona mir es erlaubt!“

Digitized by Google

Die neuen Gäste verwunderten sich über Don Quixotes Reden; der Wirth half ihnen aber aus dem Traume, indem er zu verstehen gab, wen sie vor sich hätten, und sie bat, sich nicht an ihn zu kehren, weil er nicht recht gescheit sey. Sie fragten hierauf den Wirth, ob nicht ein Jüngling von ungefähr fünfzehn Jahren in sein Haus gekommen sey, der sich wie ein Eselstreiber verkleidet habe, und den sie ihm völlig so bezeichneten, wie Donna Claras Liebhaber gekleidet ging. Der Wirth antwortete, es seyen so viele Fremde in seinem Hause, daß er denjenigen, welchen sie ihm beschrieben, nicht bemerkt habe. Unterdeß hatte jedoch Einer von ihnen den Reisewagen gesehen, worin der Oberrichter gekommen war. „Gewiß, er ist hier," sagte dieser zu seinem Kameraden, „denn hier steht der Wagen, dem er immer nachfolgen soll. Laßt Einen von uns an der Thüre bleiben, während die Andern hineingehen und ihn aufsuchen. Es kann auch wohl Einer draußen verweilen, damit er nicht über die Hofmauer entspringt." Zwei von ihnen gingen hierauf in's Haus, Einer blieb an der Thüre, und ein Anderer ging draußen auf und ab, welches Alles dem Wirthe sehr auffiel, weil er nicht wußte, was die Haussuchung bedeuten solle, obwohl er vermuthete, daß sie den Jüngling suchten, welchen sie ihm beschrieben hatten.

Da es nun völlig Tag geworden war, und Don Quixote so großen Lärm gemacht hatte, so wachten bereits Alle und standen auf. Auch Donna Clara und Dorothea verließen ihr Lager, obgleich sie beide wenig geschlafen hatten, die eine vor Unruhe, weil ihr Liebhaber so nahe bei ihr war, und die andere vor Neugier, ihn zu sehen. Da Don Quixote sah, daß keiner von den vier Reisigen sich um ihn bekümmerte oder ihm auch nur antwortete, wollte er vor Zorn und Verdruß rasend werden, und wenn er nur geglaubt hätte, daß nach den Rittergesetzen ein fahrender Ritter sich mit Fug in ein neues Abenteuer einlassen könne, nachdem er versprochen, sich mit keinem andern abzugeben, bis das bereits übernommene bestanden wäre, so würde er sie alle angegriffen und genöthigt haben, ihm auch wider Willen zu antworten. Weil er aber glaubte, es zieme sich nicht für ihn, etwas Neues zu unternehmen, bevor er die Prinzessin Micomicona in ihr Reich eingesetzt, so schwieg er und

verhielt sich ruhig, in Erwartung dessen, was aus den Nachsuchungen der Fremden würde. Einer von diesen fand den Jüngling, den sie suchten, wie er eben neben einem Eselstreiber schlief, ohne sich träumen zu lassen, daß man ihn hier suchen, und noch weniger, daß man ihn finden werde. Der Mensch schüttelte ihn beim Arm und sagte:

„Wahrlich, Don Louis, das Kleid, welches Ihr tragt, schickt sich trefflich für einen jungen Herrn von Eurem Stande, und das Lager, worauf ich Euch treffe, paßt sehr zu der Zärtlichkeit, mit welcher Eure Mutter Euch erzogen hat.“

Der Jüngling rieb sich den Schlaf aus den Augen und sah denjenigen, der ihn beim Arm gefaßt hatte, steif in's Gesicht. Wie er ihn für einen Bedienten seines Vaters erkannte, erschrack er so sehr, daß er ihm geraume Zeit nicht antworten konnte; der Bediente aber fuhr fort und sagte: „Hier ist nichts Anderes zu thun, Don Louis, als Euch geduldig zu ergeben und nach Hause zu kehren, wenn Ihr nicht wollt, daß Euer Vater aus der Welt gehe; denn Geringeres läßt uns sein Gram über Eure Entweichung nicht befürchten.“

„Wie hat denn mein Vater erfahren,“ fragte Don Louis, „daß ich diesen Weg, und zwar in dieser Verkleidung genommen habe?“

„Ein Student," sagte der Bediente, „dem Ihr Eure Absicht entdeckt habt, hat es ihm gesagt, aus Mitleiden mit dem Kummer, den Euer Vater empfand, als er Euch vermißte. Derselbe schickte sogleich vier von seinen Bedienten ab, um Euch aufzusuchen, und wir freuen uns außerordentlich, daß wir so glücklich zurückkehren und Euch demjenigen wieder bringen werden, der so große Sehnsucht nach Euch fühlt."

„Das wird davon abhängen," erwiderte Don Louis, „ob ich es für gut finde, und wie es der Himmel fügt."

„Was anders könnt Ihr für gut finden," versetzte der Bediente, „und was kann der Himmel anders wollen, als daß Ihr Euch bequemt, zurückzukehren, da es durchaus nicht anders seyn kann."

Diese ganze Unterredung hatte der Eseltreiber, welcher neben Don Louis lag, mit angehört. Er stand auf und ging hin zu Don Fernando, Cardenio und den Uebrigen, die sich bereits angekleidet hatten, und erzählte ihnen, was vorgefallen, nämlich, daß der Bediente den Jüngling Don genannt, und daß er ihn wieder nach seinem väterlichen Hause bringen wolle, wozu aber der junge Herr keine Lust bezeige. Diese Nachrichten, und der Eindruck, welchen die schöne Stimme des Jünglings auf sie gemacht hatte, erregten ihre Neugier, zu erfahren, wer er wäre, und sich seiner anzunehmen, falls man Gewalt gegen ihn gebrauchen wollte. Sie gingen demnach miteinander dahin, wo er noch im Wortwechsel mit seinem Bedienten begriffen war. Dorothea kam ebenfalls aus ihrem Zimmer und mit ihr Donna Clara in großer Unruhe. Dorothea zog den Cardenio auf die Seite und erzählte ihm mit wenigen Worten die Begebenheiten des Sängers und der Donna Clara, und er sagte ihr wieder, was mit den Bedienten vorgefallen, die der Vater des Don Louis ausgesandt hätte, um ihn aufzusuchen. Er konnte ihr dies jedoch nicht so leise sagen, daß Donna Clara nicht etwas davon verstanden hätte, welche darüber so bestürzt wurde, daß sie hingesunken wäre, hätte Dorothea sie nicht gehalten. Cardenio bat deßwegen Dorothea, wieder mit ihr in die Kammer zu gehen, und versprach ihr, Alles zu vermitteln, worauf die beiden Frauenzimmer sich zurückbegaben.

Alle vier Bedienten, welche nach Don Louis ausgesandt waren, hatten sich unterdessen um ihn her versammelt und redeten

ihm zu, mit ihnen zu gehen und seinen Vater zu beruhigen. Er antwortete ihnen aber, daß er durchaus nicht eher gehen werde, bis er eine gewisse Sache abgemacht, von welcher sein Leben, seine Ehre und seine Glückseligkeit abhänge. Die Bedienten setzten ihm hierauf noch dringender zu, und erklärten, sie würden auf keinen Fall ohne ihn zurückkehren, und wenn er nicht in der Güte mitgehen wolle, so müßten sie ihn mit Gewalt zurückführen.

„Das sollt Ihr wohl bleiben lassen," sprach Don Louis, „wenn Ihr mich nicht vorher um's Leben bringt; und wenn es Euch auch gelänge, mich auf irgend eine Art fortzuschleppen, so würde es mir dennoch das Leben kosten."

Ueber diesem Gezänke waren bereits alle Gäste in der Schenke zusammengekommen, Cardenio, Don Fernando und seine Begleiter, der Oberrichter, der Pfarrer, der Barbier, und selbst Don Quixote, welcher glaubte, daß das Castell jetzt einer Schildwache nicht länger bedürfe. Cardenio, welcher mit der Geschichte des Jünglings schon bekannt war, fragte die, welche ihn wegführen wollten, warum sie darauf beständen, ihn wider Willen mitzunehmen.

„Weil wir wünschen, seinem Vater das Leben zu fristen," antwortete Einer von ihnen, „welches die Entweichung dieses jungen Herrn in große Gefahr gebracht hat."

„Hier ist nicht der Ort, von meinen Angelegenheiten zu schwatzen," sagte Don Louis. „Ich bin ein freier Mann, und gehe zurück, wenn es mir gefällt, und wenn ich nicht will, so darf Keiner von Euch mich dazu zwingen."

„Die Vernunft muß Euch dazu zwingen," sagte der Bediente; „und wenn sie das nicht kann, so zwingt sie uns, unsern Auftrag und unsere Pflicht zu erfüllen."

„Was soll denn das alles bedeuten?" fragte der Oberrichter.

„Ei, Herr Oberrichter," sprach der Bediente, der ihn als einen Nachbar seines Herrn sehr wohl kannte, „kennen Euer Gnaden diesen jungen Herrn nicht? Er ist ja der Sohn Eures Nachbars, und hat sich in dieser Kleidung, die seinem Stande so wenig angemessen ist, aus dem Hause seines Vaters entfernt."

Digitized by Google

Der Oberrichter betrachtete ihn genauer, und wie er ihn erkannte, umarmte er ihn und sagte: „Was sind das für Jugendstreiche, Don Louis? oder was für wichtige Ursachen konnten Euch bewegen, Euch in einer solchen Kleidung betreten zu lassen, die sich so wenig für Euren Stand schickt?"

Dem Jüngling kamen die Thränen in die Augen, und er konnte dem Oberrichter kein Wort erwidern. Dieser gebot den Bedienten Ruhe und versprach, Alles in Ordnung zu bringen. Hierauf nahm er den Don Louis auf die Seite und fragte ihn, warum er hieher gekommen? Doch indem er ihn hierüber und über andere Dinge befragte, entstand großer Lärm vor der Hausthüre; denn ein paar Gäste, die in der Schenke übernachtet, wurden gewahr, daß Jedermann mit seiner Neugier wegen des Jünglings und mit den vier Bedienten beschäftigt war, und wollten versuchen, sich davon zu machen, ohne ihre Zeche zu bezahlen. Allein der Wirth, mehr um seine eigenen, als um anderer Leute Sachen bekümmert, hielt sie an, wie sie aus der Thüre gehen wollten, forderte sein Geld und verwies ihnen ihre Unrechtlichkeit in solchen Ausdrücken, daß sie ihm mit Faustschlägen antworteten und ihn dermaßen bearbeiteten, daß der arme Wirth genöthigt war, um Hilfe zu schreien. Die Wirthin und ihre Tochter sahen Niemand, der besser Zeit hatte, ihm beizuspringen, als Don Quixote, und die Tochter rief diesem zu: „Helfet, Herr Ritter, um der Tapferkeit willen, die Euch Gott gegeben hat! Steht meinem Vater bei, den ein paar gottlose Menschen zu Brei dreschen!"

Langsam und kaltblütig antwortete Don Quixote: „Schönes Fräulein, Euer Begehr kann dermalen nicht stattfinden, sintemal ich jetzt kein anderes Abenteuer bestehen kann, bevor ich dasjenige ausgeführt, wozu mein gegebenes Wort mich verbunden hält. Ich will Euch aber sagen, was ich für Euch thun kann: lauft und sagt Eurem Vater, er soll sich im Kampf zu halten suchen und den Sieg sich nicht entreißen lassen, derweilen ich die Prinzessin Micomicona um Erlaubniß bitte, ihm in seiner Noth beizustehen, und wenn sie mir diese nicht versagt, so seyd versichert, daß ich ihn daraus erretten werde."

„Gott verzeih' mir!" rief Maritornes; „ehe Euer Gnaden diese Erlaubniß bekommen, kann mein armer Herr schon in der andern Welt seyn."

„Laßt mich die besagte Erlaubniß nur erlangen," erwiderte Don Quixote; „denn wenn ich sie erhalte, so ist wenig daran gelegen, ob er schon in der andern Welt ist, denn ich hole ihn aller Welt zum Trotz von dort zurück, oder räche Euch dermaßen an denen, die ihn dahin geschickt haben, daß Ihr mehr als mittelmäßig mit mir werdet zufrieden seyn."

Ohne Weiteres ließ er sich vor Dorothea auf ein Knie nieder, und bat nach allen Formen fahrenden Ritterthums: „Ihro Hoheit möge geruhen, ihm zu vergönnen, dem Castellan des Schlosses in hartem Kampf und Drangsal zu helfen und beizuspringen."

Die Prinzessin gewährte ihm ohne Schwierigkeit seine Bitte, worauf er stracks den Schild vorwarf, das Schwert ergriff und an die Thüre ging, woselbst die beiden Gäste noch immer weidlich auf den Wirth losschlugen. Wie er aber dahin kam, stutzte er und blieb

Digitized by Google

stehen. Maritornes und die Wirthin riefen ihm zu, warum er zaudere, ihrem Herrn und Ehemann beizustehen?

„Ich zaudere," sprach Don Quixote, „weil es mir nicht ziemt, mein Schwert gegen Knappen zu ziehen. Ruft mir aber nur meinen Knappen Sancho her; denn ihm gebührt es, diese Vertheidigung und Rache zu übernehmen."

Dies alles begab sich vor der Hausthüre, und es regnete Maulschellen und Faustschläge auf Kosten des Wirths, während die Wirthin, ihre Tochter und Maritornes vor Verdruß rasend werden wollten, daß Don Quixote müßig dastand und ihren Ehemann, Vater und Herrn mißhandeln ließ. Wir müssen ihn jedoch vor der Hand hier verlassen, und es wird sich ja wohl Jemand finden, der ihm beisteht; wo nicht, so muß er die Hand auf den Mund legen und sich gedulden, wenn er mehr unternommen, als er ausfechten kann. Wir wollen indeß unsre fünfzig Schritte zurückgehen und hören, was Don Louis dem Oberrichter zur Antwort gab, als wir ihn mit ihm allein ließen, und als dieser ihn fragte, warum er zu Fuß und in so unschicklicher Kleidung eine solche Reise unternommen.

Der Jüngling drückte ihm mit beklommenem Herzen die Hände, und sagte unter Vergießung häufiger Thränen: „Mein Herr, ich muß Euch nur gestehen, von dem ersten Augenblicke an, da der gütige Himmel durch unsre nahe Nachbarschaft mir Gelegenheit gab, Eure liebenswürdige Tochter Donna Clara zu sehen, war sie unumschränkte Gebieterin über mein Herz, und wenn es Euch, mein theurer Herr und Vater, nicht zuwider wäre, so würde sie von dieser Stunde an meine Gemahlin. Um ihretwillen verließ ich das Haus meines Vaters, um ihretwillen zog ich diese Kleider an, um ihr überall nachzufolgen, wie der Pfeil nach dem Ziele strebt und die Nadel nach dem Nordpol. Sie selbst weiß von meiner Liebe weiter nichts, als was meine Augen ihr von ferne bisweilen durch zärtliche Blicke mögen entdeckt haben. Ihr wißt, mein Herr, wie reich und adelich meine Eltern sind, und daß ich ihr einziger Erbe bin. Wenn Ihr meint, daß diese Rücksichten hinlänglich sind, um Euch zu bewegen, mein Glück vollkommen zu machen, so erkennt mich nur auf der Stelle für Euern Sohn; denn gesetzt auch, mein Vater hätte Absichten mit mir, welche dem Glücke, das

ich selbst für mich gefunden, in den Weg träten, so kann doch die Zeit eher alles Andere ändern und zerstören, als die Neigungen des Menschen."

Hier schwieg der verliebte Jüngling, und der Oberrichter war eben so sehr erstaunt über die einnehmende Art, mit welcher Don Louis ihm seine Wünsche entdeckt hatte, als unschlüssig, was er auf einen so überraschenden Antrag erwidern solle. Er bat ihn demnach, sich zu gedulden, und seine Leute dahin zu vermögen, daß sie nicht noch an demselben Tage wieder nach Hause gingen, damit man Zeit hätte, zu überlegen, was zu allerseitigem Besten bei der Sache

Digitized by Google

zu thun sey. Don Louis küßte ihm mit Inbrunst die Hände und benetzte sie mit Thränen, die wohl ein Marmorbild hätten erweichen können, wie vielmehr das Herz des Oberrichters, welchem die Bemerkung nicht entging, daß seine Tochter durch die Heirath ein glänzendes Glück machen würde; er wünschte jedoch, daß es wo möglich mit Genehmigung des Vaters von Don Louis geschehe, der aber, wie er wußte, mit seinem Sohne sehr hoch hinaus wollte.

Indeß hatten die Gäste und der Wirth bereits Friede gemacht, indem Don Quixote die erstern mehr durch Güte und Ueberredung, als durch Drohungen dahin vermochte, daß sie dem Wirthe seine Rechnung bezahlten, und auch die Bedienten des Don Louis warteten nur auf den Ausgang seiner Unterredung mit dem Oberrichter und auf den Entschluß ihres jungen Herrn.

Allein der Teufel, der nie schläft, führte in demselben Augenblicke den Barbier her, welchem Don Quixote jüngst den Helm Mambrins geraubt, und Sancho das Geschirr seines Esels genommen und es gegen das seinige ausgetauscht hatte. Indem dieser Barbier seinen Esel in den Stall zog, ward er den Sancho gewahr, wie er eben am Saumsattel etwas zurecht machte. Kaum erblickte er den Sattel und erkannte ihn für den seinigen, so ging er auf Sancho los und rief: „Hab' ich Dich, Erzspitzbube? Heraus mit meinem Becken und Saumsattel und mit allen Sachen, die Du mir gestohlen hast!“

Sancho, der so unvermuthet angegriffen ward, und die Schimpfwörter hörte, die man gegen ihn ausstieß, hielt mit der einen Hand den Saumsattel fest und gab mit der andern dem Barbier eine so derbe Maulschelle, daß das Blut darnach floß. Dieser ließ aber den Saumsattel nicht los, und rief so laut, daß die ganze Schenke davon erscholl: „Hilfe im Namen des Königs und der Gerechtigkeit! Ein Schelm und Straßenräuber will mich hier todtschlagen, weil ich mein Eigenthum von ihm wieder haben will.“

„Du lügst!“ schrie Sancho; „ich bin kein Straßenräuber. Diese Beute hat mein Herr Don Quixote in ehrlicher Fehde gewonnen.“

Don Quixote war schon dazu gekommen und bemerkte mit Wohlgefallen, wie sein Knappe in Vertheidigung und Angriff sich so tapfer benahm, und von dem Augenblicke an hielt er ihn für einen wackern Kerl und nahm sich vor, ihn bei erster Gelegenheit zum Ritter zu schlagen, weil er meinte, daß er den Ritterschlag wohl verdiene. Unterdessen dauerte der Zank

Digitized by Google

fort, und der Barbier sagte unter Anderm: „Meine Herren, so wahr ich lebe, dieser Saumsattel gehört mir, und ich kenne ihn so gut, als wenn ich selbst ihn gezeugt und geboren hätte. Dort steht mein Esel im Stalle und kann's beweisen. Legt ihm den Saumsattel auf, und wenn er ihm nicht auf den Rücken paßt wie gegossen, so nennt mich einen Schelm. Was noch mehr ist, an demselben Tage, da sie mir ihn abnahmen, raubten sie mir auch ein Bartbecken, das noch nie gebraucht und seinen baaren Thaler werth war."

Jetzt konnte Don Quixote nicht länger anstehen, sich in die Sache zu mischen. Er trat zwischen die beiden Parteien, brachte sie auseinander, legte den Saumsattel auf die Erde, damit Jeder bis nach ausgemachter Sache ihn sehen könne, und sagte: „Damit Euer Gnaden sammt und sonders einsehen, wie sehr dieser ehrliche Knappe im Irrthum steckt, so braucht Ihr nur zu bemerken, wie fälschlich er ein Ding Bartbecken nennt, welches nie etwas Anderes war, ist oder seyn wird, als Mambrins Helm, den ich ihm in ehrlicher, offener Fehde abgenommen, und ihn dadurch zu meinem recht- und gesetzmäßigen Eigenthum erworben habe. Was den Saumsattel betrifft, darauf kann ich mich nicht einlassen, und will weiter nichts davon sagen, als daß mein Schildknappe Sancho, nachdem ich diesen feigen Tropfen überwunden hatte, mich um Erlaubniß bat, das Reitzeug seines Gauls zu nehmen und den seinigen damit auszurüsten. Ich erlaubte es ihm und er nahm es, und wenn es sich aus einem Reitzeuge in einen Saumsattel verwandelt hat, so weiß ich keine andere Ursache davon anzugeben, als daß dergleichen Verwandlungen bei Gegenständen, die den fahrenden Rittern vorkommen, nichts Ungewöhnliches sind. Um dieses zu beweisen, so geh hin, Freund Sancho, und hole mir den Helm, den dieser ehrliche Mensch zum Bartbecken machen will."

„Mein Seel, Herr!" sprach Sancho, „wenn wir keinen bessern Beweis haben, um uns zu rechtfertigen, als Ihr beibringen wollt, so ist Mambrins Helm so gut ein Bartbecken, als das Reitzeug dieses Ehrenmannes ein Saumsattel ist."

„Thu', was ich dir befehle!“ sagte Don Quixote; „es wird ja wohl nicht Alles hier im Hause mit Zauberei zugehen.“

Sancho ging und brachte das Bartbecken, welches Don Quixote in die Hand nahm und sprach: „Urtheilen Euer Gnaden

jetzt selbst, mit welcher Stirne dieser Knappe behaupten darf, dies sey ein Bartbecken, und nicht der Helm, von welchem ich sprach; ich schwöre bei dem Orden der Ritterschaft, zu welchem ich gehöre, daß dies derselbe Helm ist, den ich ihm abnahm, und daß nichts weder dazu gethan, noch davon genommen ward.“

„Das ist gewiß,“ sprach Sancho; „denn seitdem ihn mein Herr gewann, hat er ihn bis diese Stunde nur in einem einzigen

Digitized by Google

Treffen gebraucht, nämlich wie er die unglücklichen Gefangenen befreite, und wenn er diesen Bartbeckenhelm damals nicht gehabt hätte, so wäre es ihm sehr schlimm bekommen, denn bei dem Strauße hat's Steine geregnet."

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Entscheidung des Streits über Mambrins Helm und den Saumsattel, sammt andern Vorfällen der Wahrheit gemäß dargestellt.

Quacksalbert so lange Ihr wollt!" rief der Barbier; „aus einem Bartbecken werdet Ihr keinen Helm machen: nicht wahr, Euer Gnaden?"

„Und wer das Gegentheil behauptet," schrie Don Quixote, „den will ich empfinden lassen, daß er lügt, falls er ein Ritter ist, und ist er ein Knappe, so sage ich ihm, daß er tausendmal lügt und noch einmal lügt."

Unser Meister Niklas, der bei dem ganzen Auftritte gegenwärtig war und Don Quixotes Grillen so gut kannte, hatte seine Lust daran, Oel in's Feuer zu gießen und zum Vergnügen der Uebrigen den Spaß weiter zu treiben. Er sagte demnach zu dem fremden Barbier: „Mein Herr Barbier, oder was Ihr sonst seyn mögt, wisset, daß ich Euer Amtsbruder bin und seit zwanzig Jahren meinen Meisterbrief aufweisen kann und alle Barbier-Instrumente vom größten bis zum kleinsten sehr wohl kenne. Ich bin auch in meiner Jugend

Digitized by Google

einmal Soldat gewesen, so daß ich wohl weiß, was ein Helm, ein Sturmhut oder eine Pickelhaube ist, und was sonst noch zum Kriegsgeräth gehört und zu den Waffen der Soldaten. Aber mit aller Achtung für den, der es besser weiß und versteht, muß ich sagen, daß das Ding, welches dieser gute Herr in der Hand hat, nicht allein kein Bartbecken, sondern so sehr davon verschieden ist, wie Schwarz von Weiß und wie die Wahrheit von der Lüge. Ich muß zugleich sagen, daß es zwar ein Helm ist, aber kein vollständiger Helm."

„Freilich nicht," sagte Don Quixote; „denn es fehlt ihm fast die Hälfte, nämlich die Halsberge."

„Sehr richtig!" sagte der Pfarrer, der in die Absicht seines Freundes, des Barbiers, einging. Cardenio, Don Fernando und seine Kameraden bestätigten den Ausspruch, und selbst der Oberrichter würde den Spaß mit unterstützt haben, wenn nicht die Angelegenheiten des Don Louis seine Gedanken ernsthafter beschäftigt und ihn verhindert hätten, auf diese Possen zu achten.

„Gott sey bei mir!" sagte der geschraubte Barbier; „ist es möglich, daß so viele ehrsame Leute sagen, dies sey kein Bartbecken, sondern ein Helm? So was könnte wohl eine ganze Universität mit aller ihrer Weisheit in Verwunderung setzen. Ei nun, wenn dies Bartbecken ein Helm ist, so wird wohl auch der Saumsattel ein Reitzeug seyn müssen, wie dieser Herr sagt." — „Es scheint mir mehr einem Saumsattel ähnlich," sprach Don Quixote; „allein ich habe schon gesagt, daß ich mich darauf nicht einlasse, zu entscheiden, ob dies ein Pferds- oder Eselssattel sey."

„Ob es ein Saumsattel oder Turnierzeug sey," sprach der Pfarrer, „das kann Niemand besser entscheiden, als Herr Don Quixote, welchem wir in solchen ritterlichen Sachen sammt und sonders unsere Meinungen unterwerfen."

„Bei Gott! meine Herren," erwiderte Don Quixote, „ich bin nun zum zweitenmale in dieses Schloß eingekehrt, und habe schon so viele außerordentliche Dinge hier erlebt, daß ich mir nicht getraue, auf irgend eine Frage über Dinge, die hier geschehen, bestimmt zu antworten, weil mir däucht, daß hier platterdings Alles mit Zauberei zugeht. Das erstemal hat ein verzauberter Mohr, der hier spukt,

mich übel mitgenommen, und Sancho kam unter den Händen seiner Helfershelfer nicht besser weg, und vorige Nacht habe ich wieder ein paar Stunden an diesem Arm in der Luft hängen müssen, ohne begreifen zu können, wie und warum mich dieses Unglück betroffen hat. Es wäre demnach sehr verwegen von mir gehandelt, wenn ich in einer so verwickelten Sache ein entscheidendes Urtheil aussprechen wollte. Was die Behauptung derjenigen betrifft, welche sagen, dieses sey ein Bartbecken und kein Helm, so habe ich solche bereits widerlegt, ob aber jenes dort ein Saumsattel oder ein Reitzeug sey, das getraue ich mir nicht bestimmt zu entscheiden, sondern überlasse es eurem Gutachten. Denn weil ihr nicht zu Rittern geschlagen seyd, so haben vielleicht die Zaubereien, so hier vorgehen, keinen Einfluß auf euch, und lassen euch den richtigen Gebrauch eurer Sinne, so daß ihr die Sachen in diesem Schlosse beurtheilen könnet, wie sie wirklich sind, und nicht wie sie mir scheinen."

„Herr Don Quixote hat allerdings sehr richtig bemerkt," sprach Don Fernando, „daß es diesmal uns Andern zukommt, diesen Fall zu entscheiden, und damit Alles dabei ordentlich zugehe, so will ich insgeheim die Stimmen dieser Herren sammeln, und hernach treulich und deutlich berichten, wie sie ausfallen."

Denjenigen, welche Don Quixotes Grillen bereits kannten, machten diese Auftritte vielen Spaß; die Andern aber, die nichts davon wußten, hielten Alles für ein tolles Narrenspiel, besonders die vier Diener des Don Louis, er selbst gleichfalls und noch drei andere Gäste, welche von ungefähr in der Schenke eingekehrt waren und große Aehnlichkeit mit Schergen hatten, und das waren sie auch in der That. Der Barbier aber wollte vollends aus der Haut fahren, wie ihm sein Bartbecken vor den Augen in einen Helm verwandelt ward, und er jeden Augenblick erwarten mußte, auch den Saumsattel in ein köstliches Reitzeug verwandelt zu sehen. Alle mußten indeß über die Geschäftigkeit lachen, mit welcher Don Fernando die Stimmen sammelte, und sich von Jedem in's Ohr sagen ließ, ob das Kleinod, worüber gestritten ward, ein Saumsattel oder ein Reitzeug sey. Nachdem er von Don Quixotes Bekannten die Stimmen eingesammelt hatte, sagte er zu dem fremden Barbier: „Die Wahrheit

Digitized by Google

zu gestehen, mein guter Freund, so bin ich schon müde, Stimmen zu sammeln, weil ich finde, daß Jeder, den ich frage, mir antwortet, man müsse nicht gescheit seyn, wenn man nicht sehe, daß dies kein Saumsattel für einen Esel sey, sondern ein Reitzeug für ein Pferd, und zwar für ein recht edles Pferd. Ihr müßt demnach Geduld haben, denn es ist nun einmal, troß Euch und Eurem Esel, kein Saumsattel, sondern ein Pferdegeschirr, und Ihr, mein Freund, habt Euern Prozeß verloren."

„Mein Erbtheil im Himmel will ich verlieren," sprach der arme Barbier, „wenn Ihr insgesammt nicht sehr irrt, und ich will nicht zu Gott kommen, wenn ich nicht überzeugt bin, daß dies ein Saumsattel ist und kein Geschirr für ein Kampfroß. Aber Gewalt geht — ich will nicht sagen wovor, und ich bin doch, weiß Gott! nüchtern, und habe diesen Morgen noch gar nichts im Leib, als die leidige Erbsünde."

Diese närrischen Reden des Barbiers lieferten nicht weniger Stoff zum Lachen, als die Thorheiten Don Quixote's, welcher am Ende sagte: „Hier ist weiter nichts zu thun, als daß Jeder das Seinige nehme, und wem Gott es gibt, dem laß es St. Peter gedeihen."

„Wenn dies nicht ein verabredeter Spaß ist," sagte einer von den Dienern des Don Louis, „so weiß ich nicht, wie so viele vernünftige Leute, wie diese sind oder zu seyn scheinen, sagen und behaupten können, dies sey kein Bartbecken und jenes kein Saumsattel. Weil sie aber so fest darauf bestehen, so bilde ich mir ein, daß ein Geheimniß dahinter steckt, da sie so etwas schnurstracks gegen alle Wahrheit und gegen allen Augenschein behaupten. Denn hol' mich" — und er sagte rund heraus, wer — „wenn ich mir weißmachen lasse, daß dies nicht ein Bartbecken ist und jenes ein Saumsattel für einen Esel."

„Oder auch wohl für eine Eselin," sprach der Pfarrer.

„Gleichviel!" sagte der Bediente, „darauf kommt's nicht an, sondern nur, ob's ein Saumsattel ist oder nicht."

Einer von den Schergen, die hereingekommen waren, hatte die Streitfrage mit angehört, und sagte voll Verdruß und Aergerniß: „Allerdings ist's ein Saumsattel, so gewiß ich meines Vaters Sohn

bin, und wer anders spricht oder gesprochen hat, dem muß der Verstand in Wein gefallen seyn."

„Das lügt Ihr, wie ein Schelm!" rief Don Quixote, und erhob die Picke, die er nie aus den Händen ließ, und würde dem Schergen einen solchen Schlag auf den Kopf gegeben haben, daß er ihn niedergeschmettert hätte, wenn er nicht auf die Seite gesprungen wäre. Die Picke zersplitterte zu Trümmern am Boden, und die andern Schergen, die ihren Kameraden mißhandelt sahen, erhoben ihre Stimme und forderten Hilfe für die heilige Brüderschaft. Der Wirth, welcher mit zu der Truppe gehörte, lief geschwind nach Amtsstab und Degen und gesellte sich zu seinen Kameraden, und die Bedienten des Don Louis umringten ihren jungen Herrn, damit er im Getümmel nicht entwischen möchte. Der Barbier, welcher das ganze Haus in Aufruhr sah, wollte wieder nach seinem Saumsattel greifen, allein Sancho ließ ihn nicht fahren. Don Quixote zog das Schwert und ging los auf die Schergen. Don Louis rief seinen Dienern zu, sie sollen sich um ihn nicht

Digitized by Google

bekümmern, sondern Don Quixote beistehen, welchem auch Don Fernando und Cardenio zu Hilfe kamen. Der Pfarrer rief, die Wirthin schrie, ihre Tochter ängstete sich, Maritornes heulte, Dorothea war erstaunt, Lucinde erschrocken und Donna Clara ohnmächtig; der Barbier prügelte Sancho, Sancho drasch den Barbier, Don Louis, welchen einer von seinen Leuten beim Arm fassen wollte, gab dem Kerl eine Maulschelle, daß ihm die Zähne wackelten, der Oberrichter stand dem Don Louis bei, Don Fernando hatte einen von den Schaarwächtern unter sich und trat ihn nach Herzenslust mit Füßen, und der Wirth erhob auf's Neue seine Stimme und forderte Hilfe für die heilige Brüderschaft. Mit einem Worte, in der ganzen Schenke gab es nichts als Lärm, Geheul, Geschrei, Verwirrung, Angst, Schrecken, Unheil, Hiebe, Maulschellen, Prügel, Rippenstöße und blutige Köpfe.

Aber mitten in diesem Chaosgetümmel und Wirrwar der Dinge kam es dem Ritter Don Quixote plötzlich vor, er befinde sich im Handgemenge in dem Lager des Agramante. Er rief deßwegen mit einer Stimme, die das ganze Wirthshaus durchdonnerte: „Jeder halte ein, Jeder stecke sein Schwert in die Scheide, Jeder schweige still und höre mich an, Jeder, dem sein Leben lieb ist!“ Dieser laute Zuruf brachte Alle zum Schweigen, und Don Quixote fuhr fort: „Sagte ich es Euch nicht, meine Herren, dieses Castell sey verzaubert und es müsse eine Legion Teufel darin hausen? Seht nun, wie hier der Augenschein meine Worte bestätigt, wie die Zwietracht, die in dem Lager Agramante's herrschte, hieher gekommen und unter uns getreten ist. Seht, wie man hier um ein Schwert, dort um ein Roß, hier um einen Adler, dort um einen Helm kämpft, und wie wir Alle streiten und Keiner den Andern versteht. Darum kommt her, meine Herren, Herr Oberrichter und Herr Pfarrer, Einer von Euch sey König Agramante, der Andere König Sobrino, und stiftet Frieden zwischen uns; denn beim allmächtigen Gott, es ist doch Schimpf und Schande, daß so viele angesehene Personen, wie wir, einander um nichts und wieder nichts die Hälse brechen.“

Die Schergen, die das Rothwälsch des Ritters nicht verstanden und von Don Fernando und Cardenio übel waren bearbeitet

worden, wollten sich nicht zur Ruhe bequemen, wohl aber der Barbier, der in dem Scharmützel an seinem eigenen Barte und an seinem Saumsattel zu Schaden gekommen war. Sancho gehorchte als ein treuer Diener seinem Herrn auf den ersten Wink, und die vier Bedienten des Don Louis verhielten sich ebenfalls ruhig, weil sie merkten, daß ihnen das Gegentheil schlecht bekommen würde. Nur der Wirth ließ nicht nach, darauf zu dringen, daß man den Narren für seine tollen Streiche züchtigen müsse, wodurch er jeden Augenblick das Haus in Aufruhr bringe. Endlich war der Lärm fur diesmal gestillt: der Saumsattel blieb in der Einbildung des Ritters ein Reitzeug, das Bartbecken ein Helm und die Schenke eine ritterliche Burg, bis zum jüngsten Tage.

Wie nun Alles ruhig war und der Oberrichter und der Pfarrer durch ihr Zureden das gute Vernehmen wieder hergestellt hatten, drangen die Bedienten des Don Louis auf's Neue in ihn mit Bitten, er möchte sogleich mit ihnen nach Hause gehen. Während er mit ihnen unterhandelte, berathschlagte der Oberrichter mit Don Fernando, Cardenio und dem Pfarrer, wie er sich bei der Sache verhalten solle, und erzählte ihnen, was ihm Don Louis entdeckt habe. Man beschloß endlich, Don Fernando solle sich den Bedienten zu erkennen geben, und ihnen sagen, er wünsche Don Louis mit nach Andalusien zu nehmen, woselbst sein Bruder, der Marquis, ihn mit gebührender Achtung aufnehmen werde; denn die Aeußerungen des jungen Herrn geben deutlich zu erkennen, daß man ihn vor der Hand nicht dahin bringen werde, vor seinem Vater zu erscheinen, wenn man ihn auch zerrisse. Da die Bedienten den Rang Don Fernando's erfuhren und wie Don Louis gesinnt war, nahmen sie untereinander Abrede, daß drei von ihnen zu seinem Vater zurückkehren und ihm das Vorgefallene erzählen, der vierte aber so lange bei ihm bleiben solle, bis man ihn abhole oder sehe, was sein Vater weiter verfüge.

So ward demnach dieser verwickelte Handel durch das Ansehen des Königs Agramante und durch die Klugheit des Königs Sobrino glucklich beigelegt. Kaum wurde aber der Störer des Friedens und Feind der Eintracht gewahr, daß seine Absicht vereitelt war und er vergeblich die Gesellschaft in jenen Strudel von Zwistigkeiten

hineingezogen hatte, so entschloß er sich zu einem neuen Versuche, und erregte neuen Zank und neue Unruhen. Die Schergen hatten sich nämlich zwar besänftigen lassen, weil sie merkten, mit welchen vornehmen Leuten sie angebunden, und zogen sich demnach aus dem Handel, denn sie würden ja doch zuletzt den Kürzern gezogen haben; doch einer von ihnen und zwar derjenige, welchen Don Fernando unter den Füßen gehabt hatte, erinnerte sich, daß unter mehrern Verhaftsbefehlen, die er bei sich führte, auch einer befindlich war, welcher Don Quixote betraf, den die heilige Brüderschaft wegen Befreiung der Galeerensklaven aufzuheben befohlen, wie Sancho schon längst mit Recht befürchtet hatte. Sobald ihm dies einfiel, zog

er seine Pergamente aus dem Busen, suchte das rechte heraus und fing an, weil ihm das Lesen eben nicht sehr geläufig war, es bedächtig durchzusehen, und bei jedem Worte die Augen auf Don Quixote zu heften. Er verglich seine Gesichtszüge genau mit der Beschreibung in dem Steckbriefe, und überzeugte sich bald, daß dieser derselbe sey, der in dem Briefe bezeichnet war. Kaum war er dessen versichert, so steckte er seine Pergamente wieder in den Busen, nahm den Steckbrief in die linke Hand, packte Don Quixote mit der rechten so kräftig beim Kragen, daß er kaum athmen konnte, und rief mit lauter Stimme: „Helfet der heiligen Brüderschaft, und damit ihr seht, daß ich berechtigt bin, euch dazu aufzufordern, so leset diesen Steckbrief, worin geschrieben steht, daß dieser Straßenräuber verhaftet werden solle.“

Der Pfarrer nahm den Steckbrief und fand, daß der Scherge die Wahrheit sagte, und daß Don Quixote deutlich und richtig bezeichnet war. Wie sich dieser von einem gemeinen Kerl mißhandelt sah, ward er so wüthend, daß sich ihm das Eingeweide im Leibe umkehrte, und er griff dem Schergen mit beiden Fäusten so kräftig an die Gurgel, daß er ihm eher würde die Seele ausgewürgt, als ihn losgelassen haben, wären dem Schergen nicht seine Kameraden beigesprungen. Der Wirth, welcher seinen Amtsbruder nicht im Stiche lassen durfte, kam ihm ebenfalls zu Hilfe, und die Wirthin, die ihren Mann schon wieder in Händel verwickelt sah, erhob auf's Neue ihre Stimme, deren heller Ton auch die Maritornes und ihre Tochter herbeizog, welche insgesammt Himmel und Erde um Beistand anschrieen.

„Meiner Treu!“ sprach Sancho, wie er sah, daß es wieder losging, „mein Herr mag wohl mit Recht sagen, der Teufel treibe sein Spiel in diesem Castell, denn man hat keine Stunde Ruhe darin.“

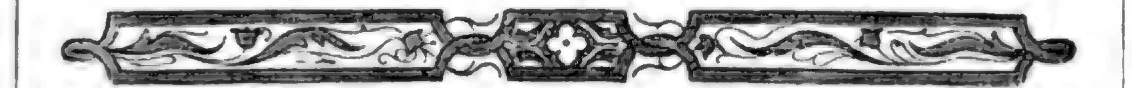
Don Fernando brachte den Schergen und Don Quixote auseinander, und beide waren froh, wie er ihnen die Hände löste,

Digitized by Google

mit welchen sie, der Eine in den Rockkragen, der Andere in die Gurgel seines Gegners, sich eingeklammert hatten. Die Schergen ließen unterdessen nicht ab, zu fordern und zu begehren, daß ihr Gefangener ihnen wohlgebunden überliefert werde, weil der Dienst des Königs und der heiligen Brüderschaft dies erheische, in deren Namen sie nochmals Hilfe und Beistand verlangten, um diesen Landstreicher und Straßenräuber zu verhaften.

Don Quixote lachte über ihre Reden und antwortete ganz kaltblütig: „Was wollt ihr einfältiges, ungeschliffenes Gesindel? Nennt ihr es Straßenraub, wenn man Gefesselten die Freiheit gibt, Gefangene erlöst, Unglücklichen beispringt, Gefallene aufrichtet und den Nothleidenden Hilfe leistet? Ha! ehrloses Geschmeiß, die ihr wegen eurer gemeinen und niederträchtigen Denkart nicht werth seyd, daß euch der Himmel einsehen läßt, welchen hohen Werth die fahrende Ritterschaft in sich schließt, und wie sündlich und unvernünftig ihr handelt, wenn ihr nicht schon den Schatten, wie vielmehr denn die wirkliche Person eines jeden fahrenden Ritters in Demuth verehrt. Kommt her! nicht Landreiter seyd ihr, sondern Landstreicher unter dem Deckmantel der heiligen Brüderschaft; sagt an, wer war der Dummkopf, der den Befehl unterschrieb, einen fahrenden Ritter, wie ich bin, in Verhaft zu nehmen? wer war der Einfältige, der nicht weiß, daß fahrende Ritter keiner Gerichtsbarkeit unterworfen sind, daß ihr Schwert ihr Recht, ihr Wille ihr Gesetz, ihr Wohlgefallen ihre Richtschnur ist? Ich frage nach einmal, wer war der Gimpel, der nicht wußte, daß keine Ahnentafel in der Welt so viele Vorzüge, Gerechtsame und Freiheiten gewähren kann, als ein Ritter empfängt an dem Tage, da er zum Ritter geschlagen wird und sich dem beschwerlichen Orden der Ritterschaft widmet? Welcher fahrende Ritter hat in seinem Leben Schooß, Kopfgeld, Prinzessinsteuer, Zoll, Weggeld oder Geleit bezahlt? wo ist der Schneider, der ihm jemals Macherlohn für seine Kleider abforderte? welcher Burgherr nahm ihn auf in sein Schloß und verlangte von ihm Bezahlung für seine Zeche? welcher König zog ihn nicht an seine Tafel? welche adeliche Maid verliebte sich nicht in ihn und ergab sich nicht gänzlich seinem Willen und Wohlgefallen? mit einem Worte,

wo ist, wo war und wo wird jemals in der Welt ein fahrender Ritter seyn, dem es an Muth fehlt, um mit seinem einzelnen Arme vierhundert Schergen je vierhundert Stockprügel zu geben, wenn sie gegen ihn aufstehen?



Sechsundvierzigstes Kapitel.

Ausgang des denkwürdigen Abenteuers mit den Schergen. Große Strenge des Ritters Don Quixote. Derselbe wird in einen Käfig gezaubert.

Toll genug dünkte den Schergen, was der edle Ritter daherschwatzte, und zwischen hinein gab sich noch überdies der Pfarrer alle Mühe, sie zu überzeugen, daß Don Quixote nicht recht bei Sinnen sey, wie sie aus seinen Reden und Handlungen schließen können, und daß es nicht der Mühe werth wäre, die Sache weiter zu treiben und ihn gefänglich abzuführen, weil man ihn doch als Wahnsinnigen wieder loslassen würde. Derjenige, welcher den Steckbrief bei sich hatte, wandte aber dagegen ein, es sey nicht seine Sache, zu untersuchen, wie es in Don Quixote's Kopf aussehe, sondern er müsse den Befehl seine[r] [O]bern ausführen, und diese möchten ihn hernach seinetwegen dreihundertm[al] loslassen, wenn er ihn einmal gefänglich eingebracht hätte.

„Nichtsdestoweniger,“ sagte der Pfarrer, „solltet ihr ihn doch diesmal nicht aufheben, und er würde sich auch wohl schwerlich von euch aufheben lassen.“

Genug, der Pfarrer wußte so Vieles zu sagen und Don Quixote wußte so viele neue Thorheiten zu begehen, daß die Schergen noch närrischer hätten seyn müssen, als er selbst, wenn sie nicht eingesehen hätten, woran es ihm fehle. Sie ließen sich demnach nicht nur besänftigen, sondern sogar bewegen, zwischen dem fremden Barbier und Sancho Pansa, die noch immer miteinander zankten, den Frieden vollends zu Stande zu bringen. Als Handlanger der Gerechtigkeit schlichteten sie die Sache dergestalt, daß beide Theile zwar nicht völlig, aber doch einigermaßen zufrieden gestellt wurden; denn es ward ausgemacht, daß der Tausch zwar mit den Saumsätteln, aber nicht mit den Gurten und dem übrigen Zugehör stattfinden solle. Was Mambrins Helm betraf, so gab der Pfarrer dem Barbier heimlich, ohne daß Don Quixote etwas davon erfuhr, acht Realen, und der Barbier gab ihm dagegen einen Schein, daß er das Geld empfangen habe und sich aller weitern Ansprüche enthalten wolle, jetzt und in Ewigkeit. Amen.

Nachdem die beiden wichtigsten und schwierigsten Sachen abgethan waren, kam es noch darauf an, die Bedienten des Don Louis dahin zu vermögen, daß ihrer drei zurückgingen und der vierte ihn begleite, wenn er mit Don Fernando abreisen würde, und da einmal das gute Glück der Liebenden angefangen hatte, Lanzen zu brechen und Berge zu ebnen, so wollte es nunmehr sein Werk vollenden und auch das Uebrige zu guter Endschaft gedeihen lassen. Die Bedienten ließen sich Alles gefallen, was Don Louis von ihnen verlangte, und Donna Clara ward darüber so froh, daß Jedermann in ihren Blicken lesen konnte, wie froh sie war.

Zoraide verstand von Allem, was vorging, wenig oder nichts; inzwischen war sie traurig mit den Traurigen und froh mit den Fröhlichen, je nachdem sie die Empfindungen auf dem Gesichte eines Jeden abwechseln sah, und besonders in den Mienen ihres geliebten Spaniers, an dem ihre Blicke und Gedanken beständig hafteten.

Der Wirth hatte indessen bemerkt, daß der Pfarrer sich mit dem Barbier abgefunden; er kam demnach und forderte gleichfalls Bezahlung für die vorige Zeche des Junkers, und Schadenersatz für seine Schläuche und seinen Wein, und schwor, daß weder Rozinante, noch Sancho's Esel aus seinem Stalle kommen sollten, bevor Alles bis auf den letzten Heller bezahlt wäre. Auch dieses brachte der Pfarrer in Ordnung; Don Fernando bezahlte, obwohl der Oberrichter ebenfalls mit vieler Bereitwilligkeit seine Börse anbot.

Ein Jeder wurde demnach so vollkommen zufrieden gestellt, daß die Schenke nicht mehr dem lärmenden Lager Agramante's ähnlich war, mit welchem Don Quixote sie verglichen hatte, sondern daß Ruhe und Friede daselbst herrschten, wie zu den Zeiten Octavians, und Jeder mußte gestehen, daß man Alles der Klugheit und Beredsamkeit des Pfarrers und der großen Freigebigkeit Don Fernando's zu danken habe.

Da nun Don Quixote sah, daß die vielen Händel, worein er selbst und sein Schildknappe verwickelt gewesen, glücklich beendigt waren, so glaubte er, es sey Zeit, seine angetretene Ritterschaft fortzusetzen und das große Abenteuer zu Ende zu bringen, wozu er berufen und auserwählt worden war. Mit diesem festen Vorsatze warf er sich demnach Dorotheen zu Füßen, welche ihm jedoch nicht eher erlauben wollte zu reden, bis er aufstünde. Er gehorchte, richtete sich auf die Beine und sprach: „Es ist ein bekanntes Sprichwort, daß der Fleiß Vater des Glücks ist, und oft hat die Erfahrung gelehrt, daß der Eifer eines guten Sachwalters nicht selten eine mißliche Sache zu guter Endschaft gebracht hat; nirgends aber bestätigt sich die Wahrheit dieses Satzes mehr, als im Kriege, wo man durch Schnelligkeit und Thätigkeit die Anschläge des Feindes am leichtesten vereitelt, und ihn überwindet, wenn man ihm nicht Zeit läßt, sich zur Vertheidigung zu rüsten. Ich sage dieses darum, erhabene und vortreffliche Prinzessin! weil mir dünkt, daß unser Aufenthalt hier in diesem Castelle jetzt von keinem Nutzen mehr seyn, sondern uns im Gegentheile so viel schaden kann, daß wir es dereinst sehr hart empfinden würden. Denn wer weiß, ob Euer Feind, der Riese, nicht vielleicht durch heimliche und geschäftige Spione bereits erfahren hat, daß ich komme,

Hilf Himmel, wie ergrimmte Don Quixote über das ungezogene Geschwätz seines Knappen. Mit kreischender Stimme, stotternder Zunge und funkelnden Augen fuhr er ihn an: „O du niederträchtiger, ungeberdiger, grober, dummer, bäurischer, boshafter und gottsvergessener Verläumder und Lästerer! Wie unterstehst du dich, dergleichen Reden in meiner Gegenwart und im Beiseyn erlauchter Frauen vorzubringen, und solche schändliche und abscheuliche Dinge in deinem verrückten Schädel auszuhecken? Geh' mir aus den Augen, du Scheusal der Natur, du Sack voll Lügen, du Zeughaus der Betrügerei, Abgrund von Schelmenstreichen, Erfinder von Bosheiten, Aussprenger von Narrentheidungen und Erzfeind aller Ehrerbietung, die man königlichen Personen schuldig ist! Geh', und komm' mir nicht wieder zu Gesicht, wenn du nicht meinen Zorn fühlen willst!" Dies sprach er mit gerunzelter Stirne, mit aufgeblasenen Backen und Wildheit im Blicke, und stampfte dabei mit dem rechten Fuße fürchterlich auf den Boden, woraus man abnehmen konnte, welch ein Grimm in seinen Eingeweiden kochte. Sancho ward über diese wüthenden Reden und Geberden so bestürzt, daß er gewünscht hätte, die Erde möchte sich unter seinen Füßen aufthun und ihn verschlingen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als den Rücken zu kehren und sich dem zornigen Blicke seines Herrn zu entziehen. Doch die kluge Dorothea, welche Don Quixote durch und durch kennen gelernt hatte, sagte, um seinen Zorn zu besänftigen: „Zürnet nicht, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, über die einfältigen Dinge, welche Euer ehrlicher Schildknappe gesagt hat; denn wer weiß, wie er dazu ist veranlaßt worden? Sonst wäre es ihm bei seiner gesunden Vernunft und bei seiner christlichen Gesinnung gewiß nicht möglich, Jemand etwas Unrechtes nachzusagen. Es ist demnach kein Zweifel, da Alles in diesem Schlosse, wie Ihr selbst sagt, mit Zauberei zugeht, daß Sancho, vielleicht getäuscht durch solche Teufeleien, wirklich diese Erscheinungen gehabt hat, die meiner Ehre so nachtheilig sind."

„Ich schwöre beim allmächtigen Gott," erwiderte Don Quixote, „daß Eure Hoheit den Nagel auf den Kopf getroffen haben, und daß dem Sünder von Sancho irgend ein leidiges Gesicht erschienen und Sachen vorgespiegelt hat, die ihm ohne Zauberei nimmer

in den Sinn gekommen wären; denn insoweit bin ich von der Gutmüthigkeit und Arglosigkeit des armen Tropfs überzeugt, daß er nie vorsätzlich von Jemand Böses reden wird."

„So ist's und dabei bleibt's!" sagte Don Fernando; „und folglich, Herr Don Quixote, sollten Euer Gnaden ihm verzeihen und ihn wieder in den Schooß Eurer Gewogenheit aufnehmen, sicut erat in principio, ehe diese Erscheinungen ihm den Kopf verrückten."

Don Quixote versprach, ihm zu verzeihen, und der Pfarrer führte ihn wieder herein. Sancho kam demüthig zu seinem Herrn,

Digitized by Google

kniete vor ihm nieder und bat ihn um seine Hand, die er ihm auch zum Kusse darreichte; darauf gab er dem Knappen seinen Segen und sagte: „Nun wirst du doch einsehen, mein Sohn Sancho, daß es wahr ist, was ich dir schon oft gesagt habe, und daß Alles, was in diesem Schlosse vorgeht, durch Hexerei geschieht."

„Das glaub' ich auch," sprach Sancho, „die Prelle ausgenommen, mit welcher es ganz natürlich zuging."

„Denke das nicht," erwiderte Don Quixote; „denn wenn dies gewesen wäre, so hätte ich dich schon damals oder doch jetzt gerächt, aber weder damals, noch jetzt konnte ich es thun, und wußte nicht einmal, an wem ich Rache für deine Beleidigung ausüben sollte."

Jedermann ward neugierig, zu wissen, wie es mit dieser Prelle zugegangen, und der Wirth beschrieb ihnen Sancho's Luftfahrt mit allen Umständen, worüber sie alle recht herzlich lachten, und worüber Sancho sich eben so sehr würde geärgert haben, wenn ihm sein Herr nicht nochmals versichert hätte, daß es lauter Zauberei gewesen sey. Sancho ging jedoch in seiner Einfalt nie so weit, daß er es nicht für wahre, unbezweifelte Wirklichkeit, ohne Beimischung von Betrug, gehalten hätte, durch Menschen von Fleisch und Bein, nicht aber durch Gespenster, wie sein Herr glaubte und behauptete, geprellt worden zu seyn.

Zwei Tage hatte die ansehnliche Gesellschaft in der Schenke bereits zugebracht. Weil man demnach glaubte, es sey nunmehr Zeit, aufzubrechen, so dachte man auf Mittel, wie der Pfarrer und der Barbier ihrem Wunsche gemäß Don Quixote wieder nach seinem Dorfe bringen könnten, um ihn dort von seiner Thorheit, wo möglich, zu heilen, ohne daß Dorothea und Don Fernando nöthig hätten, mit ihnen umzukehren und die Befreiung der Prinzessin Micomicona fortzuspielen.

Während ihrer Berathung ruhte Don Quixote von den Mühen und Anstrengungen, die er hatte durchmachen müssen, auf dem Bette aus, und so beschlossen sie denn einmüthig, den Ochsenkarren eines zufällig angekommenen Fuhrmanns zu miethen, und fügten aus kreuzweise verbundenen Latten eine Art von Käfig zusammen, worin der Ritter Raum zum Sitzen hatte.

Don Fernando und seine Begleiter, die Bedienten des Don Louis, die Schergen und der Wirth verkleideten sich nach Anleitung des Pfarrers, der eine auf diese, der andere auf jene Art, damit Don Quixote sie für lauter neue Personen halten möchte, die er in der Schenke noch nicht gesehen hätte. So näherten sie sich in aller Stille dem Lager, worauf er von seinen Abenteuern ausruhte. Indem er noch ruhig und unbesorgt vor einem solchen Ueberfalle schlief, bemächtigten sie sich seiner und banden ihm Hände und Füße so fest, daß er sich nicht rühren konnte, sondern nur mit Erstaunen nach den Gestalten umherblickte, die ihn umgaben. Doch in dem Augenblicke brachte ihn seine stets rege Einbildung auf den närrischen Gedanken, daß alle diese Gestalten lauter Gespenster des verzauberten Schlosses seyen, und daß man auch ihn selbst verzaubert habe, weil er sich weder rühren, noch vertheidigen konnte, und gerade so hatte der Pfarrer sich Alles gedacht und den Plan seines Possenspiels darnach angelegt. Sancho war der Einzige, der seine eigene Gestalt behalten hatte und bei seinen eigenen Gedanken blieb; denn obwohl er fast eben so närrisch war, wie sein Herr, so wußte er doch recht gut, wer alle diese verkleideten Personen seyen; er wagte es aber nicht, seinen Mund zu öffnen, bis er sähe, wo es mit der Ueberrumpelung und Verhaftung seines Herrn hinauswolle, welcher ebenfalls

kein Wort sprach, sondern mit Geduld das Ende seiner Anfechtung abwartete. Dieses bestand darin, daß man den Käfig hereinbrachte, den Junker hineinsperrte und das Lattenwerk fest genug vernagelte,

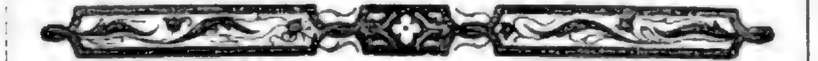
um es auch mit Gewalt nicht erbrechen zu können. Sodann nahmen Einige den Käfig auf ihre Schultern, und indem sie ihn aus dem Zimmer trugen, ließ eine furchtbare Stimme, so laut der Barbier, nämlich nicht der mit dem Eselssattel, sondern Meister Niklas, sie hervorbringen konnte, in folgenden Worten sich vernehmen: „Ritter von der traurigen Gestalt, laß dir dein Gefängniß nicht zu Herzen gehen, denn dieses ist nothwendig, damit du desto geschwinder das große Abenteuer zu Ende bringest, welchem deine Tapferkeit dich unterzogen hat. Alles wird vollendet werden, wenn der grimmige Löwe von der Mancha, vereint mit der weißen Taube von Toboso, seinen stolzen Nacken unter das sanfte Joch des Ehestandes schmiegen wird; aus welcher unerhörten Verbindung tapfre Jungen an das Licht der Welt kommen und mit reißenden Krallen ihrem mächtigen Vater

nachahmen werden: und das alles wird geschehen, ehe denn der Verfolger der flüchtigen Nymphe zweimal die strahlenden Bilder seiner natürlichen Bahn in schnellem Laufe besucht hat. Und du, edelster und folgsamster aller Schildknappen, die jemals ein Schwert an der Seite, Haar im Bart und Witterung in der Nase hatten, werde nicht traurig oder verdrossen, indem du siehst, wie die Krone der fahrenden Ritterschaft vor deinen Augen entführt wird; denn bald, wofern es dem Baumeister der Welt also genehm ist, wirst du dich so hoch und erhaben sehen, daß du selbst dich nicht mehr kennen wirst, und keine von den Verheißungen, welche dein guter Herr dir gegeben hat, wird unerfüllt bleiben. Ich versichere dir auch im Namen der weisen Zauberin Frau Nimmerwahr, daß dein Lohn richtig soll bezahlt werden, wie du thatsächlich sehen wirst, wenn du den Fußstapfen des tapfern verzauberten Ritters folgst, denn es ist nothwendig, daß ihr zusammen dahin kommt, von wannen der Ausgang war. Da es mir nicht erlaubt ist, euch mehr zu sagen, so fahret mit Gott, und ich kehre zurück, ich weiß wohl wohin."

Gegen das Ende dieser Weissagung erhob der Barbier seine Stimme und ließ sie dann allmählich und sanft verklingen, so daß selbst diejenigen, welche den Spaß mit angestellt hatten, sich fast dadurch täuschen ließen. Don Quixote fand sich durch die Weissagung sehr getröstet, weil er den Sinn derselben leicht errieth, daß er nämlich durch ein heiliges Band mit seiner geliebten Dulcinea von Toboso sollte vereinigt werden, und daß aus ihrem gesegneten Schooße die jungen Löwen, seine Söhne, zum ewigen Ruhme von der Mancha entsprießen würden. In dieser festen Ueberzeugung erhob er seine Stimme und sagte mit einem herzbrechenden Seufzer: „O du, wer du auch seyn magst, der du mir so viel Glück verkündigt hast, ich bitte dich, den weisen Zauberer, welcher über meine Angelegenheiten waltet, in meinem Namen zu ersuchen, daß er mich in diesem Gefängnisse, worin man mich jetzt wegführt, nicht umkommen lasse, ehe diese erfreulichen und unvergleichlichen Verheißungen, die man mir jetzt gegeben hat, in Erfüllung gehen; denn geschieht dieses, so werde ich die Drangsale meiner Haft als Wonne, die Ketten, so mich fesseln, als Blumenkränze, und das Lager, worauf man mich

gelegt hat, nicht als den harten Boden eines Schlachtfeldes, sondern als ein weiches, reichbepolstertes Brautbett betrachten. Was die Beruhigung meines Knappen Sancho Pansa betrifft, so verlasse ich mich auf seine Treue und Rechtlichkeit, daß er in guten und bösen Tagen nicht von mir weichen wird, und wenn auch sein oder mein Unglück mich verhindern sollte, ihm die versprochene Insel oder etwas Anderes von gleichem Werthe zu geben, so kann wenigstens sein Lohn ihm nicht entgehen; weil in meinem Testamente, welches ich bereits gemacht habe, ausdrücklich bestimmt ist, wieviel man ihm, nicht nach Maßgabe seiner vielen und guten Dienste, sondern nach Maßgabe meines Vermögens, geben soll."

Sancho Pansa neigte sich sehr demüthig vor ihm und küßte ihm beide Hände; denn eine allein konnte sein Herr ihm nicht reichen, weil sie beide zusammengebunden waren. Hierauf hoben die Gespenster den Käfig auf den Karren und machten ihn fest.



Siebenundvierzigstes Kapitel.

Von Don Quixote's Fahrt auf dem verzauberten Karren und andern merkwürdigen Vorfällen.

Lieber Sancho," sprach Don Quixote, als er sich in den Käfig gesperrt und auf einen Karren gesetzt sah; „viele und mancherlei denkwürdige Geschichten fahrender Ritter sind mir zwar bekannt, allein noch nie habe ich weder gelesen, noch gehört, daß man einen Ritter auf solche Art weggeführt hätte, wie mich, und mit der Langsamkeit, mit welcher diese trägen und schwerfälligen Thiere mich fortschleppen werden; denn immer pflegt man sie mit unglaublicher Geschwindigkeit durch die Lüfte davonzuführen, entweder eingehüllt in eine dicke, finstre Wolke, oder auf einem feurigen Wagen, auf einem Vogel Greif, oder auf einem andern ähnlichen Thier. Aber daß man mich auf einen Ochsenkarren gesetzt hat, bei Gott! das wurmt mir im Kopfe. Wer weiß jedoch, ob nicht das Ritterwesen und die Verzauberungen heutigen Tags einen ganz andern Gang genommen haben, als vormals? Vielleicht kann es demnach seyn, sowie ich ein ganz neuer

Ritter in der heutigen Welt und der Erste bin, welcher den längst vergessenen Orden fahrender Ritterschaft wiederherstellt, daß man auch neue Verzauberungen und neue Arten, die Verzauberten fortzubringen, erfunden hat. Was denkst du davon, Freund Sancho?"

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll," sagte Sancho, „weil ich in den herumfahrenden Büchern nicht so belesen bin, wie Euer Gnaden. Aber ich wollte wohl behaupten und schwören, daß es mit den Gespenstern hier um uns herum nicht so ganz katholisch zugeht."

„Warum nicht gar katholisch?" rief Don Quixote. „Wie könnten sie katholisch seyn, da sie lauter höllische Geister sind, die

sich in luftige Körper gehüllt haben, um hier ihr Wesen zu treiben und mich in diese Lage zu versetzen? Wenn du dich davon überzeugen willst, so rühre sie nur an und betaste sie, so wirst du bald finden, daß sie nichts sind, als bloße Luftgebilde und leere Erscheinungen."

„Bei Gott, Herr!" erwiderte Sancho, „ich habe sie schon angerührt, und dieser Teufel hier, der so geschäftig thut, hat gutes, festes, derbes Fleisch, und sonst noch Manches um und an sich, das ganz anders beschaffen ist, als man mir die Teufel beschrieben hat,

die, wie man sagt, nach lauter Pech und Schwefel riechen sollen, und dieser riecht auf eine halbe Meile weit nach lauter Ambra." Sancho sprach nämlich von Don Fernando, der als vornehmer Cavalier wohl nach dergleichen riechen mochte.

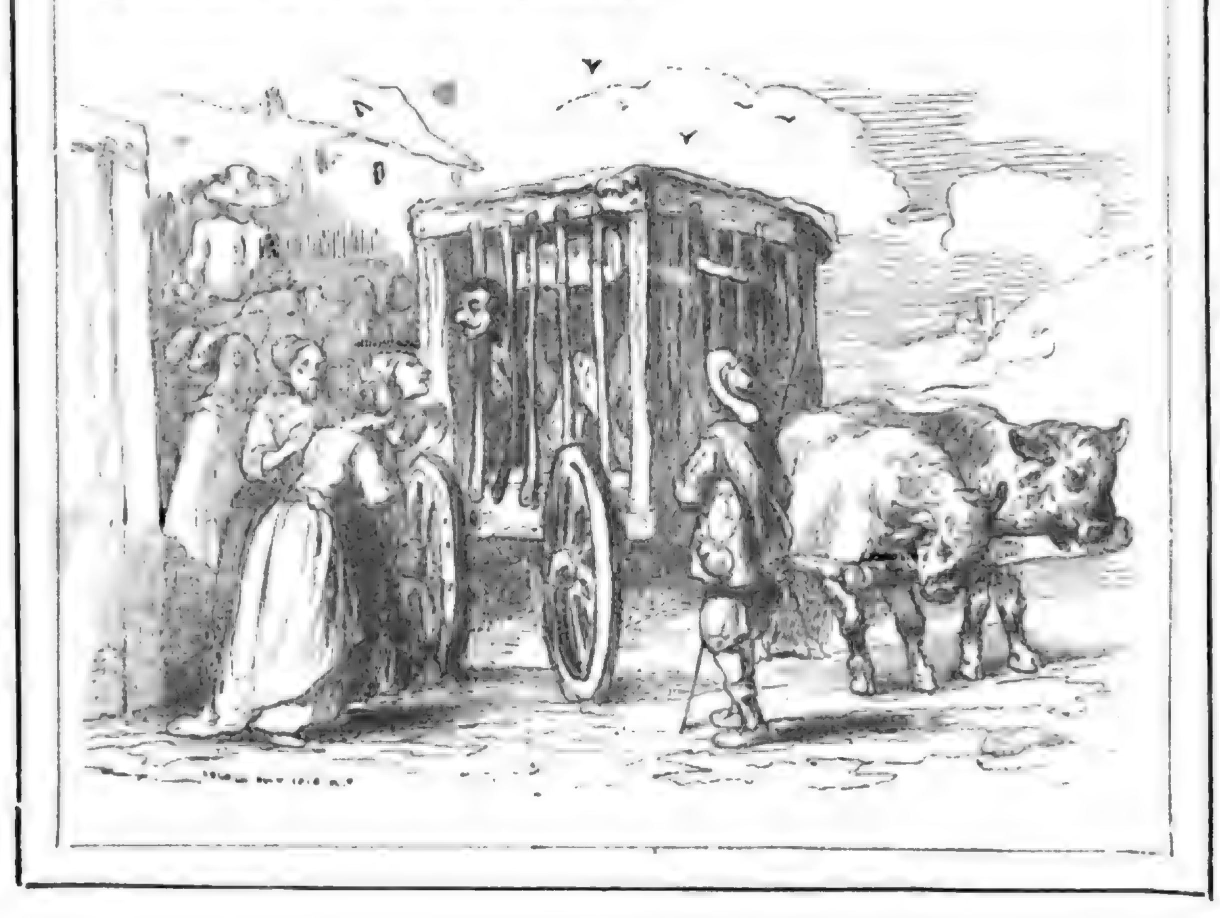
„Laß dich das nicht wundern, Freund Sancho," sprach Don Quixote; „denn du mußt wissen, daß die Teufel viele Künste verstehen, und wenn sie auch Gerüche um sich her verbreiten, so riechen sie doch eigentlich nach nichts, weil sie Geister sind, sonst würden sie freilich nicht gut, sondern übel riechen; warum? weil sie überall die Hölle in ihrem Busen tragen und nirgends Linderung für ihre Pein finden können. Da nun Wohlgerüche etwas Liebliches und Angenehmes sind, so können sie unmöglich gut riechen, sondern, wenn es dir scheint, daß dieser Teufel von Ambra duftet, so irrst du entweder selbst, oder er betrügt dich und will dir weißmachen, daß er kein Teufel sey."

So unterredeten sich der Herr und der Diener miteinander, und weil Don Fernando und Cardenio befürchteten, Sancho möchte am Ende ihre Absicht völlig errathen, wovon er schon Vieles witterte, so beschlossen sie, die Abfahrt zu beschleunigen, riefen den Wirth auf die Seite und sagten ihm, er solle den Rozinante satteln und Sancho's Esel bepacken; welches er auch in aller Eile bewerkstelligte.

Unterdeß hatte der Pfarrer mit den Schergen Abrede genommen, daß sie ihn für einen gewissen täglichen Lohn bis nach seinem Dorfe begleiteten. Cardenio hängte die Lanze an die eine und das Bartbecken an die andere Seite von Rozinante's Sattelbogen, und befahl dem Sancho, seinen Esel zu besteigen und Rozinante als Handpferd zu führen, und die beiden Schergen mußten zu beiden Seiten des Karrens reiten. Ehe dieser abfuhr, kam noch die Wirthin mit ihrer Tochter und mit Maritornes heraus, um von Don Quixote Abschied zu nehmen, wobei sie sich stellten, als ob sie vor Betrübniß über sein Unglück weinten.

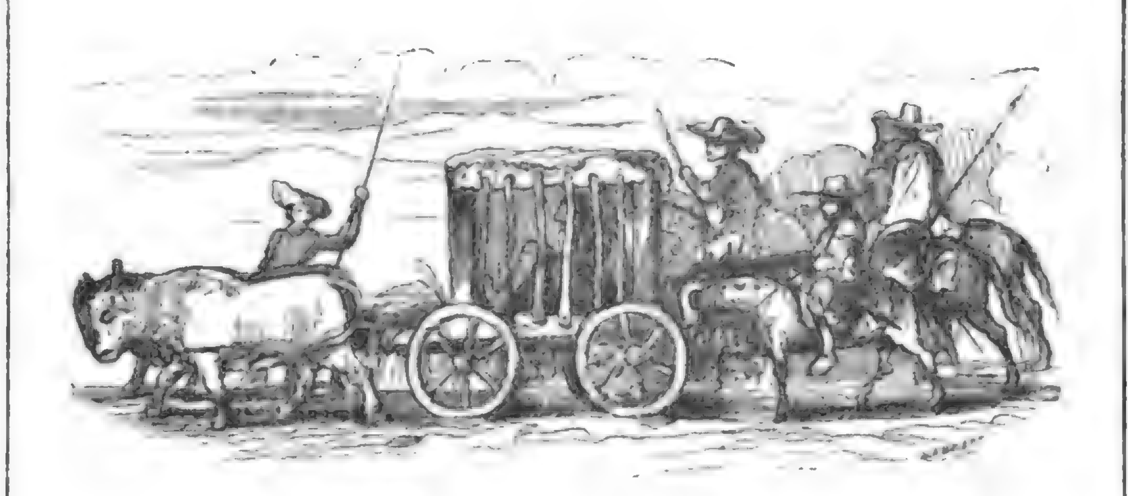
„Weinet nicht, meine guten Frauen," sagte Don Quixote; „denn dergleichen Unglücksfälle verfolgen immer diejenigen, die sich zu meinem Orden bekennen, und wenn solche Trübsale mir nicht begegneten,

so würde ich mich nicht für einen berühmten fahrenden Ritter halten; denn Vorfälle solcher Art treffen niemals Ritter von unbedeutendem Namen und Ruhm, weil Niemand in der Welt sich um diese bekümmert, sondern nur die Tapfern, deren Muth und Verdienste oft von Fürsten und vielen andern Rittern beneidet werden, und diese letztern suchen dann durch unrechtmäßige Mittel die Guten aus dem Wege zu räumen. Bei dem allen ist aber die Tugend so mächtig, daß sie durch sich selbst allein, trotz aller Schwarzkunst, welche Zoroaster zuerst erfand, alle Schwierigkeiten überwinden und mit ihrem Lichte die Welt, wie die Sonne den Himmel, erleuchten wird. Verzeiht mir, schöne Frauen, wenn ich, ohne es zu wollen, euch einiges Mißvergnügen verursacht habe, denn vorsätzlich und wissentlich habe ich Niemand etwas zuwider gethan, und bittet Gott, daß er mich aus dieser Haft erlöse, in welche irgend ein feindseliger Zauberer mich gebracht hat, so werde ich mich, wenn ich daraus befreit bin, gewiß beständig der vielen Gunstbezeigungen erinnern, die ihr mir in diesem Schlosse habt widerfahren lassen, um euch dafür nach Verdienst zu danken, zu dienen und zu lohnen."



Während dieser Auftritte zwischen Don Quixote und den Frauen des Schlosses nahmen der Pfarrer und der Barbier Abschied von Don Fernando und seinen Gefährten, von dem Hauptmanne und seinem Bruder und von den Frauenzimmern, welche sämmtlich, besonders Dorothea und Lucinde, jetzt froh und zufrieden waren. Alle umarmten sich und versprachen, einander Nachricht von ihren fernern Schicksalen zu ertheilen. Don Fernando bat den Pfarrer, ihm Nachricht von Don Quixote zu geben, und fügte bei, wohin er ihm schreiben könne, denn nichts werde ihm mehr Vergnügen machen, als zu hören, wie's mit dem Ritter gehe; dagegen versprach er wiederum, dem Pfarrer Alles zu berichten, wovon er glaubte, daß es ihn interessiren werde, sowohl seine eigene Hochzeitfeier, als Zoraidens Taufe, das Schicksal des Don Louis und Lucindens Rückkehr zu den Ihrigen. Der Pfarrer versprach, Alles pünktlich zu befolgen, was er von ihm verlangte; man umarmte sich auf's Neue und gab einander wiederholte Freundschaftsversicherungen. Zuletzt kam der Wirth zu dem Pfarrer und brachte ihm einige Papiere, die er in einer Seitentasche des Mantelsacks gefunden hatte, worin sich auch die Erzählung von dem unbesonnenen Neugierigen befand. Weil der Eigenthümer sie ihm nie wieder abgefordert hatte und er selbst sich nichts daraus machte, so trug er dem Pfarrer an, dieselben sämmtlich mitzunehmen. Der Pfarrer dankte, schlug das Heft auf und las auf dem Titel: Rinconete und Cortadillo, eine Erzählung.[1] Da ihm nun die Geschichte von dem unbesonnenen Neugierigen gefallen hatte, so hoffte er, daß diese nicht weniger gut seyn werde, weil vielleicht beide von demselben Verfasser herrühren, und nahm sie demnach mit, um sie gelegentlich durchzulesen. Er und sein Freund, der Barbier, bestiegen hierauf ihre Thiere, nahmen ihre Masken vor, damit Don Quixote sie vor der Hand nicht erkenne, und ritten hinter dem Karren her, indem sie folgende Marschordnung beobachteten: voran fuhr der Ochsentreiber mit seinem Karren, welchen auf beiden Seiten die Schergen mit ihren Feuerrohren begleiteten; dann kam Sancho Pansa auf seinem Esel und führte Rozinante am Zügel, und den Zug

[1] Eine von den zwölf Novellen des Cervantes.



beschlossen der Pfarrer und der Barbier mit verlarvten Gesichtern und feierlicher Geberde, auf stattlichen Maulthieren, welche mit dem bedächtlichen Gange der Ochsen Schritt hielten. Don Quixote saß im Käfig mit gebundenen Händen, mit ausgestreckten Füßen und rückwärts an das Gitter gelehnt, so still und geduldig, als wenn er kein Mensch von Fleisch und Bein, sondern ein Marmorbild wäre.

So ging die Reise langsam und in der Stille ungefähr zwei Meilen fort, bis sie in ein Thal kamen, wo der Ochsentreiber Lust bezeugte, auszuruhen und sein Vieh grasen zu lassen. Er sagte dies dem Pfarrer; allein der Barbier schlug vor, noch ein wenig weiter zu gehen, weil er jenseits eines nahe gelegenen Hügels noch ein anderes Thal wisse, wo noch mehr und besseres Gras wachse. Man folgte seinem Rathe und zog weiter. Indeß sah der Pfarrer sich um und bemerkte, daß hinter ihnen sechs bis sieben wohlgekleidete und wohlberittene Männer herkamen, von welchen sie bald eingeholt wurden, weil diese nicht so träge und langsam einherzogen, wie der Ochsenkarren, sondern auf den raschen Maulthieren eines Domherrn, und mit der besten Lust, recht bald in einem Wirthshause Mittag zu halten, welches kaum eine Stunde weit vor ihnen lag. Die Langsamen wurden von den Eilfertigen eingeholt; man grüßte einander höflich,

und indem einer von den Reitern (ein Domherr aus Toledo, den die Uebrigen bedienten) die Marschordnung bemerkte, in welcher der Karren, die Schergen, Sancho, Rozinante, der Pfarrer und Barbier, besonders aber der eingesperrte und gebundene Don Quixote einherzogen, konnte er sich nicht enthalten, zu fragen, was es zu bedeuten habe, daß man diesen Mann auf solche Art gefangen führe; wiewohl die begleitenden Schergen ihn fast vermuthen ließen, daß der Gefangene irgend ein berüchtigter Straßenräuber oder ein anderer Missethäter seyn müsse, welchen die heilige Brüderschaft zur Strafe ziehen wolle. Einer von den Schaarwächtern, an welchen er seine Frage gerichtet, gab zur Antwort: „Mein Herr, dieser Ritter mag Euch selbst sagen, was es zu bedeuten hat, daß man ihn weggeführt; wir wissen es nicht.“

Dies hörte Don Quixote und sagte: „Meine Herren Ritter, sind Eure Gnaden erfahren und belesen in Sachen, welche die fahrende Ritterschaft angehen? Wenn das der Fall ist, so will ich euch kundthun, welche Widerwärtigkeiten mich betroffen haben; wo nicht, so ist es nicht der Mühe werth, euch etwas davon zu erzählen.“

Der Pfarrer und der Barbier waren unterdessen näher gekommen, sobald sie sahen, daß die Reisenden sich mit Don Quixote in ein Gespräch einließen, damit sie zu rechter Zeit das Wort ergreifen und die Entdeckung ihres Plans verhüten könnten. Der Domherr gab Don Quixote zur Antwort: „Wahrlich, mein Freund, ich bin in den Ritterbüchern vielleicht besser bewandert, als in den Compendien des Villapando, [1] und wenn es nur darauf allein ankommt, so könnt Ihr mir Alles erzählen, was Ihr wollt.“

„In Gottes Namen!“ sprach Don Quixote. „Wisset demnach, Herr Ritter, daß der Neid und die Arglist böser Zauberer mich in diesen Käfig hineingebannt hat, weil das Verdienst allezeit mehr von den Bösen verfolgt, als von den Guten geschätzt wird. Ich bin ein fahrender Ritter, und zwar keiner von denen, deren Namen die Göttin des Ruhms nie der Aufmerksamkeit würdigte, sie in ihren

[1] Ein Handbuch der Logik, welches damals in den spanischen Schulen eingeführt war.

Denkschriften zu verewigen, sondern ein solcher, welcher trotz des Neides und der Mißgunst und trotz aller Magier in Persien, aller Braminen in Indien und aller Gymnosophisten in Aethiopien sein Denkmal im Tempel der Unsterblichkeit aufstellen wird, um den künftigen Jahrhunderten ein Beispiel und Muster zu liefern, woran fahrende Ritter sehen können, welche Schritte sie thun müssen, wenn sie die Zinnen und den Gipfel des Waffenruhmes erklimmen wollen."

„Ritter Don Quixote von der Mancha redet die Wahrheit," sprach der Pfarrer, „wenn er sagt, daß man ihn auf diesen Karren gezaubert hat; und zwar keineswegs durch sein Verschulden oder für seine Sünden, sondern aus Bosheit derjenigen, welchen die Tugend eine Thorheit und die Tapferkeit ein Aergerniß ist. Hier, mein Herr, seht Ihr den Ritter von der traurigen Gestalt vor Euch, von welchem Ihr vielleicht schon gehört habt, dessen tapfere Unternehmungen und Großthaten in Erz werden gegraben und in unvergänglichen Marmor gehauen werden, wie sehr auch der Neid sich bestreben mag, sie zu verdunkeln, und die Bosheit, sie zu verhehlen."

Wie der Domherr sowohl den Freien, als den Gefangenen in diesem Tone reden hörte, machte er das Kreuz vor Verwunderung, und weder er, noch seine Begleiter wußten, was sie aus den Leuten machen sollten. Zum Ueberflusse kam auch noch Sancho dazu, der sich herangeschlichen hatte, um das Gespräch anzuhören. „Meine Herren," sprach er, „ihr mögt es mir wohl oder übel nehmen, so muß ich euch sagen, daß mein Herr Don Quixote so wenig verzaubert ist, wie meine Mutter. Er ist bei völligem Verstand, ißt und trinkt und verrichtet seine Nothdurft, wie alle anderen Menschen, und wie er gestern that, ehe sie ihn einsperrten. Wie wollten Sie mir denn bei so bewandten Umständen weißmachen, daß er verhext sey? als wenn ich nicht oft genug gehört hätte, daß verzauberte Leute weder essen, noch trinken, weder schlafen, noch reden; und mein Herr wird euch wohl mehr schwatzen, als ein halb Schock Advokaten zusammen, wenn man ihm nur seinen Willen läßt. Ach, Herr Pfarrer, Herr Pfarrer! denken Euer Ehrwürden, daß ich Euch nicht kenne? und meint Ihr, daß ich nicht merke und errathe, wo Ihr mit diesen wunderlichen

Verzauberungen hinaus wollt? Ihr müßt aber wissen, daß ich trotz Eurer Verkappung recht wohl weiß, wer Ihr seyd, und daß ich Eure Absicht wohl merke, Ihr mögt sie verstecken wie Ihr wollt. Genug, wo der Neid wuchert, da kann das Verdienst nicht aufkommen, und wo der Geiz zu Hause ist, da muß man keine Freigebigkeit suchen. Hol's der Teufel! wenn Euer Ehrwürden nicht gewesen wären, so hätte mein Herr zu dieser Stunde schon die Prinzessin Micomicona geheirathet, und ich wäre zum wenigsten ein Graf; denn weniger könnte ich weder von der Güte meines Herrn von der traurigen Gestalt, noch von meinen wichtigen Diensten erwarten. Aber ich merke wohl, wie wahr es ist, daß das Glücksrad, wie man zu sagen pflegt, sich schneller dreht, als ein Mühlrad, und wer gestern obendrauf war, liegt heut' auf der Nase. Es ist mir nur leid um meine Frau und Kinder, die alle Tage erwarten, daß ich als Statthalter oder Vicekönig von einer Insel oder einem Königreiche nach Hause kommen solle, und nun komme ich viel eher wie ein Stallknecht angezogen. Ich will das alles nur darum gesagt haben, Herr Pfarrer, damit Euer Ehrwürden meinen Herrn nicht so gewissenlos behandle, sondern Ihr Euch in Acht nehmet, damit Euch Gott in jenem Leben für diese Einkerkerung meines Herrn nicht zur Rechenschaft zieht und es Euch nicht entgelten läßt, daß Herr Don Quixote, so lange er gefangen sitzt, so manchen Leuten nicht helfen und ihnen Gutes thun kann."

„Pfeift der Vogel so?" sagte der Barbier; „bist du auch von der Brüderschaft deines Herrn, Sancho? Wahrhaftig, ich hätte bald Lust, dir auch ein Plätzchen in seinem Käfig zu geben und dich mit ihm zu verzaubern, weil du einerlei Ritterspor n mit ihm führst. Zur unrechten Stunde kommen dir seine Versprechungen in den Schädel, zur unrechten Stunde gehst du mit deinen Inseln schwanger." — „Ei was," sprach Sancho, „ich bin von Niemanden schwanger und bin auch nicht der Mann, der sich von Jemanden schwängern läßt, und wenn's der König selbst wäre. Wenn ich auch arm bin, bin ich doch ein alter Christ und bin keinem Menschen was schuldig, und wenn ich auch Inseln begehre, so begehren wohl andere Leute Schlimmeres. Jeder ist Sohn seiner Thaten, und wer ein rechter Kerl ist, kann noch Pabst werden, geschweige denn Statthalter auf einer Insel, und mein

Herr kann deren wohl so viel gewinnen, daß er zuletzt nicht mehr weiß, wem er sie geben soll. Seht ein andermal fein zu, was Ihr redet, Herr Barbier, denn damit ist's noch nicht gethan, daß man einen Bart runter kratzen kann, und mancher Schelm findet seinen Meister. Wir kennen einander alle hinten und vorn, und mich führt man nicht hinter's Licht. Wie's mit der Verzauberung meines Herrn zugegangen ist, weiß Gott am besten. Aber es mag seyn, ich sage nichts; wenn man den Dreck rührt, so stinkt's."

Der Barbier hatte nicht Lust, ihm weiter zu antworten, damit er nicht in seiner Einfalt Alles verriethe, was er und der Pfarrer geheim halten wollten. Aus eben dieser Besorgniß hatte auch der Pfarrer unterdessen den Domherrn gebeten, mit ihm ein wenig voraus zu reiten, weil er ihm das Geheimniß des Gefangenen entdecken und ihm noch andere Sachen erzählen wolle, die ihm Spaß machen würden. Der Domherr war zufrieden, ritt nebst seinen Bedienten mit ihm voraus und hörte mit Aufmerksamkeit an, was ihm der Pfarrer von Don Quixote's Charakter, Lebensweise, Thorheiten und Gewohnheiten erzählte, wie und wodurch er zuerst auf seine Schwärmerei verfallen, und Alles, was ihm begegnet, bis man ihn zuletzt in diesen Käfig gesperrt, und daß man die Absicht habe, ihn nach Hause zu bringen, um zu versuchen, ob man irgend ein Mittel für seine Thorheit finden könne. Der Domherr und seine Leute verwunderten sich jetzt noch mehr, wie sie Don Quixote's sonderbare Begebenheiten hörten, und der Domherr sagte: „In der That, Herr Pfarrer, mir dünkt, die sogenannten Rittergeschichten sind dem Staate sehr schädlich, und obgleich ich mich durch die Langeweile und den verkehrten Geschmack der Zeit habe verleiten lassen, in den meisten, die herausgekommen sind, zu blättern, so habe ich mich doch nie überwinden können, nur eine derselben von Anfang bis zu Ende durchzulesen; denn bis auf wenige Umstände scheinen sie mir alle einerlei Inhalts zu seyn, und man findet in der einen weder mehr, noch weniger, als in der andern. Meiner Meinung nach gehört diese Art Schreiberei in dieselbe Klasse mit den sogenannten milesischen Fabeln, und sie enthält, wie diese, lauter ungereimte Geschichten, die nichts als Zeitvertreib und nicht die geringste

Belehrung gewähren, da hingegen lehrreiche Erzählungen nicht bloß belustigen, sondern auch aufklären. Doch gesetzt auch, daß solche Bücher bloß zur Belustigung dienen sollen, so weiß ich nicht, wie sie nur diesen Endzweck erfüllen können, da so viele sinnlose und übertriebene Sachen darin stehen; denn das Vergnügen, wofür unser Geist empfänglich ist, besteht in der Schönheit und Uebereinstimmung, die er in den Dingen entdeckt, welche ihm entweder die Augen des Leibes oder die Einbildungskraft darstellen; hingegen Alles, was aus Mißverhältniß und Häßlichkeit zusammengesetzt ist, kann unmöglich Vergnügen gewähren. Welche Schönheiten und welches richtige Verhältniß der Theile zum Ganzen und des Ganzen zu seinen Theilen kann man aber in einem Buche oder Gedichte erwarten, worin ein Knabe von sechzehn Jahren einen Riesen, der so groß ist wie ein Thurm, mit einem Hiebe mitten voneinander haut, als wenn er von Teig wäre? Und wie machen sie es, wenn sie uns eine Schlacht beschreiben, in welcher das feindliche Heer angeblich eine Million Menschen stark ist? Der Held des Buchs braucht sich ihm nur entgegen zu stellen, so müssen wir wider unsern Dank und Willen uns überreden lassen, daß er bloß durch die Kraft seines einzelnen Arms den Sieg davontrage. Was sollen wir zu dem Leichtsinne sagen, mit welchem die Erbin eines Königreichs oder Kaiserthums sich einem unbekannten irrenden Ritter in die Arme wirft? Welcher Kopf, der nicht völlig roh und ungebildet ist, kann seinen Widerwillen über den Unsinn unterdrücken, wenn er liest, daß ein großer Thurm voll Ritter über das Meer fährt, wie ein Schiff unter Segel; daß er heute Abend noch fest auf seinem Platze in der Lombardei steht und morgen früh im Lande des Priesters Johannes von Indien, oder in einem andern angekommen ist, das weder Ptolemäus beschrieben, noch Marko Polo gesehen hat? Wollte man einwenden, die Verfasser solcher Bücher geben sie für nichts als Fabeln aus, und seyen folglich nicht verbunden, auf Schicklichkeit und Wahrheit zu achten, so antworte ich, daß eine Erdichtung nur insofern gefallen kann, als sie mit der Wahrheit einige Aehnlichkeit hat, und daß sie sich desto angenehmer lesen läßt, je mehr sie Mögliches und Wahrscheinliches enthält. Fabelhafte Geschichten müssen sich vernünftigen Lesern dadurch empfehlen, daß sie dem

Unmöglichen einen Anschein von Möglichkeit geben, das Erhabene und Wunderbare nicht übertreiben, und wechselsweise Staunen, Schrecken und Vergnügen erregen, jedoch so, daß die Verwunderung des Lesers stets mit angenehmen Gefühlen gepaart ist. Dies alles kann derjenige nicht leisten, der die Wahrscheinlichkeit und Nachahmung des Natürlichen aus den Augen setzt, durch welche der gute Schriftsteller sich als Meister in seiner Kunst zeigt. Ich habe noch keine Rittergeschichte gesehen, in welcher der Körper der Fabel mit allen seinen Gliedern ein zusammenhängendes Ganze ausmachte, so daß die Mitte dem Anfang und das Ende dem Anfang und der Mitte entspräche. Alles ist vielmehr aus solchen fremdartigen Theilen zusammengestoppelt, als hätte man sich mehr bemüht, eine Chimäre oder ein anderes Ungeheuer darzustellen, als ein wohlgestaltetes Bild zu liefern. Ueberdieß ist der Styl der Verfasser gewöhnlich hart und trocken, ihre Begebenheiten sind unglaublich, ihre Liebesgeschichten unzüchtig, ihre Artigkeiten linkisch, ihre Beschreibungen von Schlachten weitschweifig, ihr Dialog ist schal und schleppend, die Reisen ihrer Helden sind immer abenteuerlich; mit einem Worte, es fehlt ihnen durchgängig so sehr an Geschmack und Kunst, daß man sie billig als eitel und unnütz aus der Christenheit verbannen sollte."

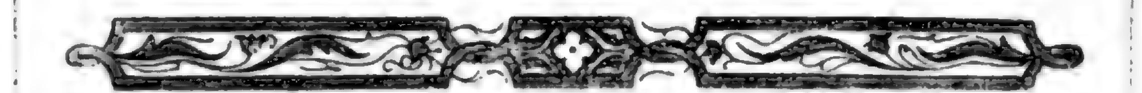
Der Pfarrer hörte sehr aufmerksam zu, und fand an dem Domherrn einen verständigen Mann, der sich über seinen Gegenstand sehr richtig ausdrücke. Er sagte ihm demnach, da er mit ihm einerlei Meinung sey und die Ritterbücher nicht ausstehen könne, so habe er Don Quixote's ganze Sammlung verbrannt, welche nicht wenig zahlreich gewesen. Bei dieser Gelegenheit erzählte er ihm, wie er Gericht über sie gehalten, welche er zum Feuer verdammt, welchen er das Leben geschenkt habe, worüber der Domherr sich nicht wenig ergötzte; doch fügte er bei, so viel Böses er auch von den Ritterbüchern gesagt, so habe er doch eine gute Seite an ihnen gefunden: sie geben nämlich einem scharfsinnigen Kopfe Gelegenheit, sich zu zeigen, indem sie ihm ein weites Feld darböten, um ohne Zwang seiner Feder freien Lauf zu lassen, bald Schiffbrüche, Stürme, Schlachten und Fehden zu beschreiben, bald das Gemälde eines tapfern Feldherrn zu entwerfen und alle erforderlichen Eigenschaften desselben zu schildern,

nämlich Klugheit, um den Absichten des Feindes zuvorzukommen und sie zu vereiteln, Beredsamkeit, um seine Soldaten anzufeuern oder zurückzuhalten, Bedachtsamkeit in seinen Rathschlägen, Schnelligkeit in Ausführung derselben, Beharrlichkeit im Ausdauern, Tapferkeit im Angriffe; bald gäbe es eine rührende oder traurige Geschichte, bald eine angenehme oder überraschende Gelegenheit zu erzählen; hier ein liebenswürdiges Weib, geschmückt mit allen Reizen des Geistes und des Körpers, zu schildern; dort einen tapfern Rittersmann voll Anstand,

Edelmuth und guter Sitten; dort wieder einen wilden, ungestümen Eisenfresser zu beschreiben, oder zu einer andern Zeit einen tapfern,

leutseligen und geliebten Fürsten, treue Unterthanen und erhabene oder wohlthätige Handlungen; bald könne er sich als Sternkundigen, als Welt- und Erdbeschreiber, bald als Kenner der Musik, bald als Staatsmann zeigen; ja, wenn ihn die Lust ankomme, so könne er sich auch als Schwarzkünstler geltend machen, könne die Verschlagenheit des Ulysses, die Tapferkeit des Achilles, die Frömmigkeit des Aeneas, den jähen Tod Hektors, die Falschheit eines Sinon, die Freundschaft des Euryalus, die Freigebigkeit Alexanders, den Muth Cäsars, die Güte und Redlichkeit Trajans, die Treue des Zopyrus oder die Weisheit Cato's darstellen. Alle diese Tugenden, welche einen Mann groß und berühmt machen, könne er nach Belieben bald einem einzelnen Helden beilegen, bald unter viele vertheilen. Weiß er das alles in gefälligem Style vorzutragen," sagte der Domherr, „und mit einer sinnreichen Erfindung, die sich so viel als möglich der Wahrscheinlichkeit nähert, so wird er gewiß ein Gewebe

liefern, welches, aus mancherlei reichhaltigem Stoffe zusammengesetzt, wenn es fertig ist, so viele Vollkommenheit und Schönheit zeigen wird, daß er den löblichsten Endzweck erreicht, welchen ein Schriftsteller sich vorsetzen kann, nämlich, zu gleicher Zeit zu belehren und zu belustigen. Denn der zwanglose Gang solcher Schriften erlaubt dem Verfasser, sich als epischen, lyrischen, tragischen oder komischen Schriftsteller zu zeigen, und sein Werk mit allen Annehmlichkeiten der Dichtkunst und der Beredsamkeit auszustatten, weil das epische Gedicht sich ebensowohl in Prosa, als in Versen vortragen läßt.



Achtundvierzigstes Kapitel.

Der Domherr fährt fort, über Rittergeschichten und andere Gegenstände mit vieler Einsicht zu sprechen.

„Vollkommen Recht haben Euer Hochwürden," sagte der Pfarrer, „und ebendeßwegen verdienen die Verfasser solcher Bücher um desto mehr Tadel, je weniger sie bisher weder auf die gesunde Vernunft, noch auf Kunst und Regeln Rücksicht genommen haben, durch deren Befolgung sie sich mit ihrer Prosa eben so berühmt machen könnten, als die beiden Fürsten unter den griechischen und römischen Dichtern durch ihre Verse."

„Ich selbst," erwiderte der Domherr, „bin wirklich einst in Versuchung gerathen, eine Rittergeschichte zu schreiben und alle Regeln, die ich angeführt habe, dabei zu beobachten. Ich hatte schon ein paar hundert Seiten geschrieben, und um zu versuchen, wie es mir damit gelungen, las ich sie nicht nur einigen gelehrten und verständigen Liebhabern solcher Werke vor, sondern auch unwissenden Leuten, die nur an abenteuerlichen Possen Geschmack finden, und fand Beifall bei Allen. Nichtsdestoweniger legte ich meinen Aufsatz wieder auf die Seite, theils weil es mir schien, daß dergleichen Arbeiten meinem Stande nicht ganz angemessen seyen, theils weil ich bedachte, daß die Zahl unwissender Leser die Zahl der verständigen weit überwiegt; und obwohl das Lob der wenigen Vernünftigen eine reichliche

Entschädigung für den Tadel einer Menge von Narren gewährt, so mochte ich doch dem vielseitigen Urtheile dieser Menge eitler Thoren mich nicht aussetzen, die sich am meisten mit dem Lesen solcher Bücher beschäftigen. Mein Entschluß, die Feder niederzulegen und meinen Plan aufzugeben, ward jedoch hauptsächlich durch eine Betrachtung veranlaßt, welche mir die Lustspiele an die Hand gaben, die man heutigen Tags aufführt. Ich dachte nämlich, die Stücke, die man jetzt gibt, sie mögen eine fabelhafte oder wirkliche Begebenheit zum Gegenstande haben, enthalten durchgängig oder doch größtentheils nichts als handgreiflichen Unsinn und Geschwätz, das weder Hände, noch Füße hat, und man hört sie dennoch mit Vergnügen und lobt sie als vortrefflich. Sie taugen zwar nichts, allein die Verfasser und die Schauspieler sagen, daß sie so seyn müßten, weil das Publikum sie so und nicht anders verlange, und daß diejenigen, welche ihre Fabeln im Zusammenhange und nach Regeln der Kunst durch ihr ganzes Stück durchführen, zwar den Beifall einiger wenigen Kenner einernten, daß aber alle übrigen Zuschauer, welche nichts davon verstehen, von ihrem Gastmahle nüchtern wieder weggehen, und daß sie es daher gerathener finden, vom großen Haufen ihr Brod, als von einigen Wenigen ihren Beifall zu verdienen. So würde es mir auch mit meinem Buche gehen, und am Ende der vielen Nachtwachen, die mir's gekostet, jene Regeln zu beobachten, wäre ich wie jener Schneider in der Bude, der umsonst arbeitete und den Zwirn drein gab. Ich habe zwar bisweilen gesucht, den Schauspielern zu beweisen, daß sie mehr Zulauf haben und mehr Beifall finden würden, wenn sie regelmäßige Schauspiele aufführten, als wenn sie Unsinn auf die Bühne bringen; allein sie bestehen so steif auf ihrem Wahne, daß keine Beweise oder Vernunftgründe sie davon abbringen können. Einst sagte ich zu einem von diesen Narrenköpfen: „Habt Ihr schon vergessen, daß vor einigen Jahren drei Trauerspiele hier in Spanien aufgeführt wurden, die einen berühmten Dichter in diesem Lande zum Verfasser hatten, und die von Jedem, der sie besuchte, gelobt und bewundert wurden, von Gelehrten und Ungelehrten, Kennern und Nichtkennern, und daß diese drei Stücke den Schauspielern mehr Geld einbrachten, als die dreißig besten, die man seitdem auf die Bühne

gebracht hat?" — „Ihr meint ohne Zweifel die Isabella, die Phyllis und die Alexandra," erwiderte der Schauspieler. „Eben diese meine ich," gab ich ihm zur Antwort. „Sagt mir nun selbst, ob die Regeln der Kunst in denselben gehörig beobachtet sind, und ob dies ihnen geschadet oder den allgemeinen Beifall, mit welchem sie aufgenommen wurden, im Geringsten geschwächt hat? Es ist folglich nicht die Schuld des Publikums, welches Unsinn fordert, sondern die Schuld derjenigen, welche ihm nichts Besseres geben. In dem bestraften Undank, in der Numancia, in dem verliebten Kaufmann und in der wohlwollenden Feindin [1] ist ebenfalls kein Unsinn zu finden, so wenig als in manchen andern Stücken, die ihren geschickten Verfassern Ruhm und Ehre und den Schauspielern Geld eingebracht haben. Ich fügte noch andere Gründe hinzu, welche, wie es schien, zwar hinreichten, ihn in Verlegenheit zu setzen, aber nicht, ihn zu überzeugen und ihm seinen irrigen Wahn zu benehmen."

„Herr Domherr," sagte der Pfarrer, „Ihr seyd auf eine Materie gekommen, die bei mir einen alten Unwillen rege macht, den ich gegen die heutigen Schauspieler gefaßt habe, und der nicht geringer ist, als mein Widerwille gegen die Ritterbücher; denn statt daß die Bühne, wie Cicero sagt, ein Spiegel des menschlichen Lebens, ein Muster der Sitten und ein Bild der Wahrheit seyn sollte, so sind die jetzigen Stücke nichts als Spiegel des Tollhauses, Beispiele von Narrheit und Ueppigkeit, und Darstellungen der Unsittlichkeit. Kann man sich in dem Fache, von welchem wir sprechen, etwas Unsinnigeres denken, als wenn man im ersten Auftritte eines Stücks ein Kind in Windeln auf die Bühne bringt und es im zweiten schon als einen bärtigen Kerl auftreten läßt? Kann etwas toller seyn, als wenn man uns einen zitternden Greis als furchtbaren Helden, einen Jüngling als Hasenfuß, einen Lakaien als Redner, einen Pagen als Staatsrath, einen König als Schuhputzer, eine Prinzessin als Küchenmagd vorstellt? Was soll ich von der Beobachtung des Zeitraums sagen, worin auf die Bühne gebrachte Handlungen geschehen können? Ich habe Schauspiele gesehen, in welchen die erste Handlung in Europa, die zweite

[1] Hier lobt Cervantes sich selbst, denn er ist Verfasser der vier genannten Schauspiele.

in Asien und die dritte in Afrika vorging, und wenn noch ein vierter Akt gewesen wäre, so würde das Spiel vermuthlich in Amerika geendet haben, um uns durch alle vier Theile der Welt herumzuführen. Wenn richtige Nachahmung ein wesentliches Erforderniß beim Schauspiele ist, wie kann der mittelmäßigste Kopf es mit Geduld ansehen, wenn man in einer Handlung, welche in die Zeiten Pipins und Karls des Großen fällt, den Kaiser Heraklius, der mit dem Kreuze

nach Jerusalem kam, und den Gottfried von Bouillon, der das heilige Haus eroberte, als Hauptpersonen auftreten läßt, da doch zwischen ihnen eine beträchtliche Reihe von Jahren verflossen ist? oder wenn man in ein Stück, welchem eine Fabel zu Grunde liegt, wirkliche Geschichten und Bruchstücke von andern Begebenheiten miteinmengt, die sich zu verschiedenen Zeiten und mit verschiedenen Personen zugetragen haben, und wenn das Alles ohne den geringsten Grad von Wahrscheinlichkeit durch die unverzeihlichsten Mißgriffe zusammengestoppelt wird? Das Schlimmste dabei ist, daß Dummköpfe genug solche Sachen für vortrefflich, und Alles, was dagegen eingewendet wird, für Krittelei halten. Nehmen wir die geistlichen Vo stellungen: wie viele erdichtete Wunderwerke, wie viele untergeschobene oder mißverstandene Thatsachen werden da aufgetischt, und dem einen Heiligen Wunder zugeschrieben, die der andere verrichtet hat? Man scheut sich nicht, selbst in weltlichen Stücken Wunderwerke einzuflechten, aus keiner andern Ursache, als weil man meint, daß hier oder dort ein Wunderzeichen oder eine Erscheinung Effekt machen werde, wie man es macht, wenn man den Einfältigen etwas zu gaffen gibt, um sie damit anzulocken. Mit allen diesen Dingen versündigt man sich an der Wahrheit, verstümmelt die Geschichte und macht dem Geschmacke der Spanier Schande; denn die Ausländer, welche sich genau nach den Gesetzen der Bühne richten, müssen uns als Barbaren und Unwissende betrachten, wenn sie sehen, wie unsere Stücke mit thörichtem Unsinne vollgepfropft sind. Es gereicht uns auch nicht zu genügender Entschuldigung, wenn wir einwenden: die Erlaubniß, öffentliche Schauspiele aufzuführen, werde hauptsächlich in der Absicht gegeben, dem Volke eine erlaubte Ergötzlichkeit zu verschaffen, um es von Ausschweifungen abzuhalten, welche der Müßiggang zu veranlassen pflegt; da nun dieser Endzweck ebensowohl durch schlechte oder mittelmäßige, als durch gute Schauspiele erreicht werde, so sey es nicht nöthig, die Schriftsteller und Schauspieler an strenge Regeln und Vorschriften zu binden, wie sie schreiben und spielen sollen, indem jedes Stück zu Erreichung dieses Zweckes sich eigne. Darauf würde ich antworten: der Zweck wird ohne alle Vergleichung besser durch gute, als durch schlechte Schauspiele erreicht; denn in einem regelmäßig geordneten, gut

geschriebenen Lustspiele findet der Zuschauer Witz, der ihn belustigt, Wahrheiten, die ihn belehren, unerwartete Ereignisse, die ihn überraschen, er wird durch vernünftige Urtheile aufgeklärt, vor Betrügerei gewarnt und durch Beispiele gewitzigt, er lernt das Laster hassen und die Tugend lieben. Alle diese Wirkungen muß ein gutes Schauspiel unfehlbar bei dem dümmsten und einfältigsten Zuschauer hervorbringen; es ist demnach unmöglich, daß ein solches Schauspiel nicht unendlich mehr Vergnügen, Unterhaltung und Nutzen gewähren sollte, als diejenigen, bei welchen man alle jene Eigenschaften vermißt, was mit den meisten heutigen Stücken der Fall ist. Die Schuld liegt nicht immer an den Verfassern, unter denen es Viele gibt, die sehr wohl wissen, woran es ihren Stücken fehlt, und was sie thun müßten, um sie besser zu machen. Sie beklagen sich aber nicht ohne Grund darüber, daß die Schauspiele zu einer Art von Waare geworden sind, daß die Schauspieler sie nicht nehmen, wenn sie nicht nach dem gewöhnlichen Schnitte gemacht sind, und daß der Dichter sich nach der Laune derjenigen richten müsse, die ihm seine Arbeit bezahlen. Die Wahrheit dieser Behauptung leuchtet aus vielen Schauspielen hervor, die einer der vortrefflichsten Köpfe Spaniens geschrieben hat:[1] Alles darin ist prachtvoll angelegt und sprudelt von Witz, die Verse sind schön, das Gespräch fließt angenehm fort, sinnschwere Gedanken überraschen, Beredsamkeit und ein würdevoller Vortrag fesseln den Hörer, so daß mit Recht die Welt seines Ruhmes voll ist; und dennoch hat auch dieser Dichter nicht in allen Stücken, sondern nur in einigen das höchste Ziel erreichen können, weil er sich nach dem Geschmacke der Schauspieler richten wollte und mußte. Andere hingegen schreiben so keck und unvorsichtig, daß die Schauspieler bisweilen nach der ersten Vorstellung flüchtig werden müssen, um den Strafen zu entgehen, welche sie befürchten müssen, wenn sie anzügliche Sachen gegen die Regierung oder gegen vornehme Familien auf die Bühne bringen. Solcher Unfug und andere Mißbräuche, die ich nicht erwähnen will, könnten vermieden werden, wenn bei Hofe ein einsichtsvoller Mann angestellt würde, der alle Schauspiele, ehe man sie aufführte, vorher

[1] Lope de Vega.

prüfen müßte, und zwar nicht nur diejenigen, welche in der Hauptstadt, sondern alle, die in Spanien zur Aufführung kommen sollen, und ohne seine Genehmigung, ohne sein Siegel und seine Unterschrift dürfte keine Ortsobrigkeit die Vorstellung irgend eines Schauspiels erlauben. Alsdann würden die Schauspieler genöthigt seyn, die neuen Stücke jedesmal zur Beurtheilung einzusenden, und sie würden solche hernach ohne Besorgniß aufführen können, und die Verfasser würden mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf ihre Arbeiten verwenden, weil sie wüßten, daß ihre Werke die strenge Prüfung eines Sachkundigen zu bestehen haben. Auf diese Art bekämen wir gute Schauspiele, und der Zweck, wozu sie dienen sollen, würde glücklich erreicht, das Volk fände sein Vergnügen, der literarische Ruf Spaniens wäre gerettet, die Schauspieler genössen Vortheile und Sicherheit, und die Obrigkeit sähe sich der Mühe überhoben, sie zu züchtigen. Wenn man demselben Manne oder einem Andern auch die Censur der neuen Ritterbücher auftrüge, so könnte man mit Zuversicht hoffen, einige derselben in solcher Vollkommenheit erscheinen zu sehen, wie Euer Hochwürden sie verlangen und wie sie seyn müßten, um unsere Sprache mit den angenehmen und köstlichen Schätzen der Beredsamkeit zu bereichern. Dann würden die alten Ritterbücher durch die Vorzüge der neuen verdrängt werden, und diese würden nicht nur den müßigen Leuten, sondern auch den geschäftigsten Männern zu erlaubtem Zeitvertreibe dienen, denn ein Bogen kann nicht beständig gespannt bleiben und die schwache menschliche Natur kann ohne eine erlaubte Erholung nicht ausdauern."

Hier ward das Gespräch zwischen dem Domherrn und dem Pfarrer durch den Barbier unterbrochen, welcher zu dem Pfarrer kam und sagte: „Hier ist der Platz, Herr Licentiat, wovon ich Euch gesagt habe, daß er für uns am bequemsten sey, um Mittagsruhe zu halten und unsere Ochsen weiden zu lassen."

„So scheint es auch mir," sprach der Pfarrer; und auch der Domherr ließ sich gerne bereden, ihnen Gesellschaft zu leisten, weil ihm der Platz und die Aussicht in ein anmuthiges Thal gefiel. Um dieser und zugleich der Gesellschaft des Pfarrers, die ihm sehr behagte, länger zu genießen und noch etwas mehr von Don Quixote's

Angelegenheiten zu erfahren, befahl er einigen seiner Leute, nach dem nahe gelegenen Wirthshause zu gehen und Essen für die ganze Gesellschaft zu holen, weil er die Nachmittagsstunden hier zubringen wolle.

Einer von den Bedienten antwortete: das Maulthier mit dem Mundvorrathe, welches schon in dem Wirthshause angelangt seyn müsse, sey noch hinlänglich beladen, um sie sämmtlich zu sättigen, und man brauche demnach aus dem Wirthshause nur Futter für die Thiere.

by Google

„Wenn das ist," sprach der Domherr, „so führt nur die anderen Thiere dahin und bringt den Packesel wieder zu uns hieher."

Sancho nahm unterdessen die Gelegenheit wahr, seinem Herrn ein paar Worte zu sagen, ohne daß der Pfarrer und der Barbier, welchen er nicht traute, etwas davon merkten. Er kam an den Käfig und sagte zu seinem Herrn: „Herr Don Quixote, um mein

Digitized by Google

Gewissen zu beruhigen, muß ich Euch nur sagen, wie es mit Eurer Verzauberung beschaffen ist. Die beiden verkappten Gesichter hier sind der Pfarrer und der Barbier aus unserem Dorfe, und ich glaube, sie haben den Plan, Euch wegzuführen, bloß darum angelegt, weil sie neidisch darüber sind, daß Ihr's mit Euren rühmlichen Thaten ihnen so weit zuvor thut. Wenn das seine Richtigkeit hat, so folgt daraus, daß es bei Euch nicht heißt: durch Zauber berückt, sondern in April geschickt und an der Nase herumgeführt. Zum Beweise dessen erlaubt mir eine Frage, und wenn Ihr mir diese so beantwortet, wie ich glaube, daß Ihr mir sie beantworten werdet, so sollt Ihr den Betrug mit Händen greifen und sehen, daß das nicht zugeht mit Hexerei, sondern mit Narrethei."

„Frage, was du willst, Sohn Sancho," sprach Don Quixote, „ich will dir Antwort und Auskunft über Alles geben, was du begehrst. Was aber deine Behauptung betrifft, daß die Beiden, die hier um uns sind, der Pfarrer und der Barbier, unsere Nachbarn und Bekannten, seyn sollen, so mag dir's wohl so scheinen, als wären sie's; daß sie es aber wirklich und in der That sind, das bilde dir ja nicht ein, sondern sey versichert, daß es dir nur so vorkommt, und daß diejenigen, die mich verzaubert haben, sich vermuthlich ihr Ansehen und ihre Gestalt geben, weil es den Zauberern etwas Leichtes ist, jede Gestalt, welche sie wollen, anzunehmen; und sie werden sich wohl in diese unsere Freunde verwandelt haben, bloß um dich zu verleiten, sie wirklich für dieselben zu halten, und um dich in ein Labyrinth von Vermuthungen zu verwickeln, wo kein Faden des Theseus dir wieder heraushelfen würde. Vielleicht wollen sie auch mich selbst dadurch irre machen, damit ich nicht errathe, wer mir diese Streiche spielt. Denn indem du von der einen Seite mir sagst, daß der Pfarrer und der Barbier aus unserem Dorfe mich begleiten, und indem ich von der anderen Seite bedenke, daß ich in diesem Käfig sitze, und überzeugt bin, daß nicht menschliche, sondern nur übernatürliche Kräfte mich hineinbannen konnten: was kann ich denn anders sagen und denken, als daß die Art und Weise meiner Verzauberung Alles übertrifft, was ich in meinem Leben von verzauberten fahrenden Rittern gelesen habe? Du kannst dich also darauf verlassen, daß sie so wenig

dasjenige sind, wofür du sie hältst, als daß ich ein Türke bin. Was übrigens die Fragen betrifft, die du mir vorlegen willst, so frage bis morgen frühe, ich will dir auf Alles antworten."

„Heilige Mutter Gottes!" rief Sancho; „ist's möglich, Herr! ist Euch das Hirn so vernagelt und das Mark so ganz ausgetrocknet, daß Ihr nicht begreift, daß ich Euch die reine Wahrheit sage, und daß Eure Gefangenschaft und Eure Widerwärtigkeiten mehr mit Schelmenstücken, als mit Hexerei zugehen? Weil Ihr aber nun einmal so seyd, so muß ich's Euch nur handgreiflich beweisen, daß Ihr wenigstens nicht verzaubert seyd. Denn sagt mir nur, so wahr, als Ihr wünscht, daß Gott Euch aus dieser Trübsal erlöse und Euch, ehe Ihr's vermuthet, in die Arme unsers gnädigen Fräuleins Dulcinea führe —"

„Hör' auf, mich zu beschwören," sprach Don Quixote, „und rücke heraus mit deinen Fragen. Ich habe dir ja schon ausführlich Antwort versprochen."

„Das bitt' ich mir aus," sprach Sancho. „Saget mir demnach ohne Zusatz und Hinterhalt auf meine Frage die reine Wahrheit, so wie ein Jeder sie sagt und sagen soll, der sich den Waffen, so wie Euer Gnaden, als fahrender Ritter gewidmet hat."

„Ich sage ja, daß ich dir nichts vorlügen will," sprach Don Quixote. „Laß mich endlich hören, was du fragen willst: denn weiß Gott, deine Umschweife, Klauseln und Einleitungen habe ich satt."

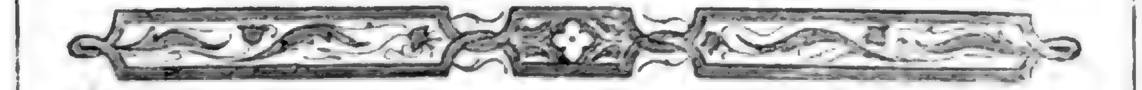
„Ich bin von der Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit meines Herrn überzeugt," erwiderte Sancho. „Um also auf den Grund der Sache zu kommen, so frag' ich mit allem Respekt, ob Euer Gestrengen, seitdem man Euch in diesen Käfig eingesperrt oder, wie Ihr meint, hineingezaubert hat, schon Lust und Neigung verspürt haben, dick oder dünn zu machen, wie man zu sagen pflegt?"

„Ich verstehe nicht, Sancho, was du mit dem dick oder dünn sagen willst. Erkläre dich deutlicher, wenn du willst, daß ich dir richtig antworten soll."

„Ist's möglich," sprach Sancho, „daß Euer Gnaden nicht wissen, was es heißt, dick oder dünn machen? Das sagt man ja den Kindern, sobald sie in die Schule kommen. Ich möchte nur wissen, ob Euch

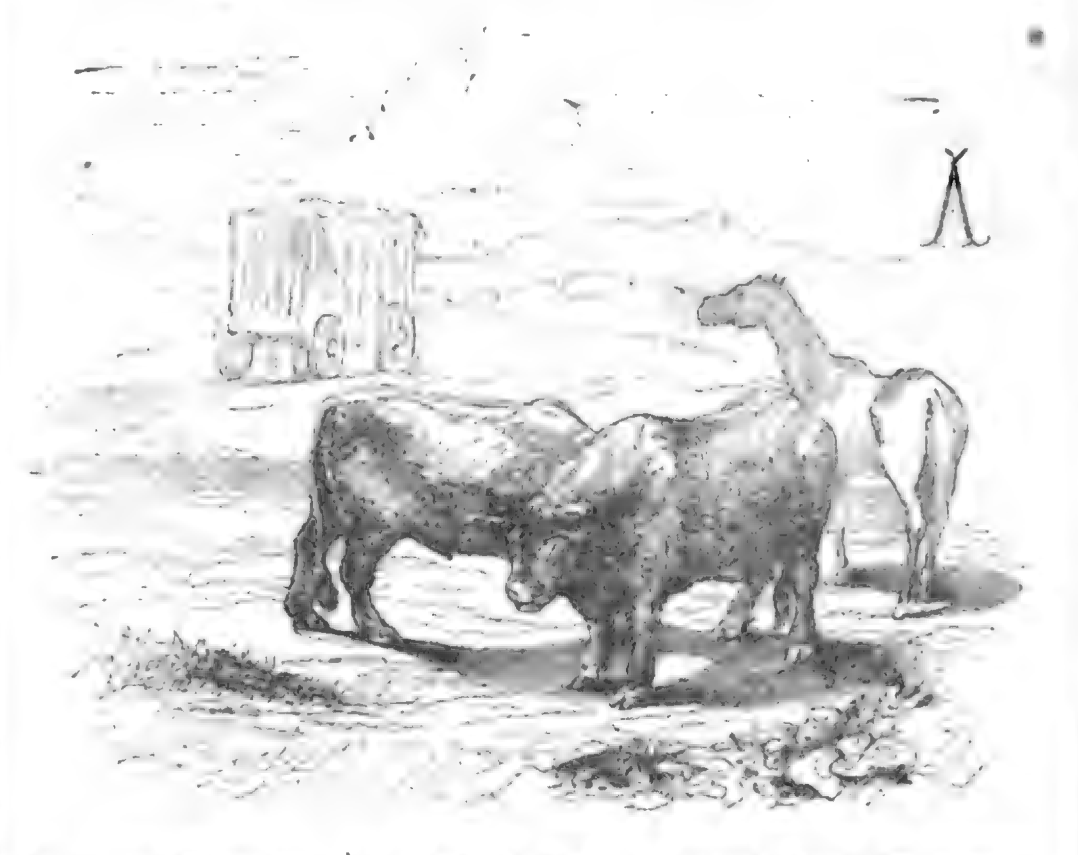
nicht angekommen ist, das zu thun, was auch der Kaiser nicht durch einen Andern thun lassen kann?"

„So, nun versteh' ich dich, Sancho. Ja wohl ist mir's schon längst angekommen, und eben jetzt treibt mich's. Hilf mir aus der Verlegenheit, denn es ist die höchste Noth."



Neunundvierzigstes Kapitel.

Sinnreiches Gespräch zwischen Sancho Pansa und seinem Herrn Don Quixote.



ha!" rief Sancho; „also hab' ich Euch, gestrenger Herr? Das wollt' ich eben für mein Leben gern wissen. Nun kommt einmal her; könnt

Ihr's wohl leugnen, gestrenger Herr, daß man zu Hause bei uns von einem Menschen, der nicht recht bei Troste ist, gemeiniglich spricht: ich weiß nicht, was dem und dem fehlt, er ißt nicht, er trinkt nicht, er schläft nicht, er antwortet links, wenn man ihn fragt; es ist nicht anders, er muß behext seyn! Nun sehet, daraus schließe ich, daß die Behexten weder essen, noch trinken, noch schlafen, noch ihre gewöhnliche Nothdurft verrichten. Nun aber thut ja Euer Gestrengen das Alles: Ihr eßt und trinkt, wenn man Euch etwas gibt, antwortet einem auch recht, wenn man Euch fragt, und es kommt Euch auch an, dick und dünn zu machen!"

„Alles wahr, Sancho!" versetzte Don Quixote; „aber ich habe dir's schon gesagt, daß es vielerlei Arten von Verzauberungen gibt; und kann es nicht seyn, daß sich in der Folge der Zeit einige geändert haben, und daß jetzt die Verzauberten Alles thun, was ich thue und was sie sonst nicht thaten? Wenn dies ist, kann man wider den Lauf der Welt und die Gewohnheit der Zeiten nicht so schließen, noch diese Folgerungen ziehen. Ich weiß und glaube es, daß ich verzaubert bin, und dies ist mir zur Ueberzeugung und Beruhigung meines Gewissens genug. Denn ich würde mir selbst die bittersten Vorwürfe machen, wenn ich wüßte, daß ich unverzaubert so schändlich, feig und faul in diesem Käfige daliegen, und so vielen Nothleidenden, Bedrängten und Hilfsbedürftigen meinen Beistand entziehen sollte, den sie jede Stunde, jeden Augenblick nöthig haben."

„Ich wünschte aber doch, gestrenger Herr," sprach Sancho, „daß Ihr zum Ueberflusse und zu noch größerer Beruhigung Eures Gewissens doch noch versuchtet, aus dem Gefängnisse heraus zu kommen; ich schwör's Euch, ich wollt' Euch treulich dabei helfen. Legt Hand an, und versucht's, vielleicht kommt Ihr wieder auf Euren guten Rozinante. Der arme Bursche geht so traurig und schlappohrig einher, als wenn er auch verzaubert wäre. Sitzt Ihr nur erst wieder im Sattel, dann gehen wir wieder auf's Abenteuersuchen; und geht's damit nicht, je nun, in den Käfig können wir immer zurückkriechen, da kommen

wir um nichts zu spät; ich versprech's Euch als ehrlicher treuer Schildknappe, mich mit Euch einzusperren, im Falle Ihr so unglücklich wäret oder ich so ungeschickt, daß ich mein Wort nicht gut machen könnte."

„Ich will thun, was du sagst, Freund Sancho," antwortete Don Quixote, „und wenn du eine gute Gelegenheit wahrnimmst, mich zu befreien, so will ich dir in allen Stücken überall hinfolgen. Aber du wirst sehen, wie sehr du in der Ursache meiner Widerwärtigkeit dich täuschest."

Diese Gespräche hielten der fahrende Ritter und sein übelfahrender Knappe miteinander, bis sie an den Ort kamen, wo der Pfarrer, der Domherr und der Barbier bereits abgestiegen waren. Der Fuhrmann machte sofort seine Ochsen los und ließ sie in dem schönen Thale weiden, dessen frisches Grün für den verzauberten Don Quixote zwar wenig Reiz hatte, seinem klügern und pfiffigen Knappen aber sehr wohl behagte. Dieser bat nunmehr den Pfarrer, er möchte seinem Herrn erlauben, sich auf einige Augenblicke aus dem Käfige zu entfernen, weil derselbe sonst Gefahr liefe, nicht völlig so sauber zu bleiben, wie es sich für einen solchen Ritter zieme. Der Pfarrer verstand ihn, und sagte, er wolle ihm seine Bitte gerne gewähren, wenn er nicht befürchten müsse, sein Herr möchte, sobald er sich in Freiheit befände, neue Streiche spielen und das Weite suchen.

„Ich stehe dafür, daß er nicht entweicht!" sagte Sancho.

„Und ich auch," sprach der Domherr, „zumal wenn er mir sein ritterliches Wort gibt, ohne unsere Einwilligung sich nicht von uns zu entfernen."

„Ich gebe es," sagte Don Quixote, der Alles gehört hatte, „und zwar um so williger, da ein Verzauberter, wie ich bin, nicht beliebig mit seiner Person schalten kann, indem derjenige, der ihn verzaubert hat, machen kann, daß er sich in Jahrhunderten nicht von der Stelle bewegt, und wenn er auch die Flucht nähme, so

könnte jener ihn doch im Fluge zurückbringen. Bei so bewandten Umständen könnet ihr mich ohne Bedenken loslassen, zumal da es zum allerseitigen Frommen gereicht; denn wenn man mich nicht herauslässt, so muß ich euch erklären, daß die Nasen aller Anwesenden in Verlegenheit gerathen werden, wenn ihr nicht etwa selbst davonlaufen wollet."

Der Domherr ließ sich von ihm seine Hände (gebunden, wie sie waren) darauf geben, und auf sein Ehrenwort ließ man ihn zu seiner großen Freude aus dem Käfig.

Digitized by Google

Sein Erstes war, daß er alle seine Glieder dehnte, und hierauf

ging er stracks an Rozinante, gab ihm ein paar Schläge mit der Hand auf den Rücken und sagte: „Ich hoffe zu Gott und zur heiligen Jungfrau, du Krone und Spiegel aller Rosse, daß wir uns bald wieder in solcher Lage befinden werden, wie wir sie uns wünschen, du mit deinem Herrn auf dem Rücken, und ich im Sattel und in den Bügeln, um dem Berufe nachzugehen, wozu der Himmel mich in die Welt gesandt hat." Mit diesen Worten entfernte er sich mit Sancho und kam bald

darauf zurück, sehr erleichtert und mit dem besten Willen, dasjenige in's Werk zu richten, was ihm sein Schildknappe an die Hand geben würde.

Der Domherr sah ihn an, und wußte nicht, ob er sich mehr über den hohen Grad seiner Verrücktheit wundern sollte, oder über den gesunden Verstand, den er sonst in seinen Reden und Gedanken blicken ließ; denn wie wir schon oft gesagt haben, er kam nur dann aus den Bügeln, wenn man mit ihm von Rittersachen redete. Als sich nun die Gesellschaft im Grase gelagert hatte und auf den Mundvorrath des Domherrn wartete, bewog diesen das Mitleid, zu Don Quixote zu sagen: „Ich weiß nicht, mein guter, edler Junker, wie die eiteln, ungereimten Rittermärchen Euch dermaßen den Kopf verrücken können, daß Ihr Euch einbildet, Ihr wäret verzaubert, und andere dergleichen Dinge, wovon doch nicht das Mindeste wahr ist. Wie ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch sich einbilden kann, die vielen Amadis, der bunte Haufe berühmter Ritter, so mancher Kaiser von Trapezunt und Felix Marte von Hyrkanien, so viele Frauen, die auf Zeltern herumritten, so viele Schlangen, Drachen und Riesen, so mancherlei Abenteuer, Verzauberungen und Schlachten,

so viele unerhörte Kämpfe und Aufzüge, so manche verliebte Prinzessinnen, Knappen, die zu Grafen erhoben wurden, und kurzweilige Zwerge, so viele Liebesbriefe und schmachtende Erklärungen, streitbare Frauenzimmer, und mit Einem Worte, die unendliche Menge ausschweifender Sachen, wovon die Ritterbücher strotzen, wären jemals in der wirklichen Welt vorhanden gewesen? Ich muß gestehen, wenn ich solche Sachen lese, so können sie mich wohl so lange unterhalten, als ich es vor mir selbst verhehle, daß Alles lauter lügenhaftes Geschwätz ist. Sobald ich aber bedenke, was diese Bücher wirklich sind, so werfe ich das beste von ihnen an die Wand, und würde es vollends in's Feuer werfen, wenn eben eines angezündet wäre; denn dieses Schicksal verdienen sie alle, als sinnlose Lügen, die Allem, was Wahres in der Natur ist, zuwiderlaufen, als Keime neuer Sitten und Lebensweisen, und als Lockspeisen, welche den unwissenden Pöbel verleiten, allen ihren Unsinn als Wahrheit anzunehmen. Ja sie drohen sogar, den Verstand scharfsinniger und wohlunterrichteter Biedermänner zu verwirren, so wie es Euch ergangen ist, indem sie Euch so weit gebracht haben, daß man Euch in einen Käfig sperren und auf einem Ochsenkarren wegführen mußte, wie man einen Löwen oder Tiger von einem Orte zum anderen führt, um ihn für Geld sehen zu lassen. Lieber Herr Don Quixote, habt Mitleid mit Euch selbst, kehrt zurück in den Schooß der gesunden Vernunft, und gebraucht den trefflichen Verstand, womit Euch der Himmel beschenkt hat. Wendet die seltenen Geistesgaben, die Ihr besitzt, auf Bücher an, die Eurem Herzen und Verstande zum Nutzen und zur Ehre gereichen, und wenn ja Eure natürliche Neigung Euch einen besonderen Geschmack an ritterlichen Thaten finden läßt, so nehmet die heilige Schrift zur Hand und leset das Buch der Richter, in welchem Ihr erhabene Wahrheiten und so wahre, als tapfere Großthaten beschrieben findet. Lusitanien hatte einen Viriathus, Rom einen Cäsar, Carthago einen Hannibal, Griechenland einen Alexander, Castilien einen Fernando Gonzalez, Valencia einen Cid, Andalusien einen Gonsalvo Fernandez, Estremadura einen Diego Garcia de Paredes, Xerez einen Garcia Perez de Vargas, Toledo einen Garcilaso, Sevilla einen Manuel de Leon, Männer, deren

Geschichten und tapfere Thaten den erhabensten Geist zu unterhalten, zu belehren, zu ergötzen und mit Staunen zu erfüllen vermögen. Solche Bücher, Herr Don Quixote, sind Euren vernünftigen Einsichten angemessen, sie werden Euch mit der wahren Geschichte bekannt machen, und Euch lehren, die Tugend zu lieben, Euch im Guten zu üben, Eure Sitten zu verfeinern, tapfer ohne Verwegenheit, und kühn ohne Troß zu seyn, und das Alles zur Ehre Gottes, zu Eurem eigenen Nutzen und zum Ruhme von der Mancha, wo Ihr, wie ich vernehme, zu Hause seyd."

Don Quixote hörte mit vieler Aufmerksamkeit zu. Wie der Domherr ausgeredet hatte, sah er ihm noch eine Weile in's Gesicht,

Digitized by Google

und sagte endlich: „Mich däucht, edler Herr, Ihr wollet mir mit Eurer Rede zu verstehen geben, daß niemals fahrende Ritter in der Welt gewesen, daß alle Rittergeschichten falsch, lügenhaft, verdammlich und unnütz für den Staat sind, daß ich übel gethan habe, sie zu lesen, noch schlimmer, ihnen zu glauben, am schlimmsten aber, ihnen nachzuahmen, das heißt, mich selbst dem beschwerlichen Orden fahrender Ritterschaft zu widmen, welcher darin beschrieben wird; denn Ihr leugnet ja, daß es jemals einen Amadis von Gallien oder von Griechenland gegeben habe, von welchem diese Bücher so Vieles erzählen."

„Alles verhält sich buchstäblich so, wie Ihr sagt," erwiderte der Domherr.

„Ihr habt ferner behauptet," fuhr Don Quixote fort, „diese Bücher haben mir vielen Schaden gethan, mir den Kopf verrückt, mich in diesen Käfig gebracht, und ich würde wohlthun, mich zu bessern und etwas Anderes zu lesen, was mehr Wahrheit enthielte, und mir mehr Vergnügen und Belehrung gewährte."

„So ist's," sprach der Domherr.

„Wohlan," erwiderte Don Quixote, „so muß ich Euch sagen, daß Euer Hochwürden der Behexte und der Verblendete sind, indem Ihr Euch habt einfallen lassen, so viele Lästerungen gegen eine Sache auszustoßen, die so weltkundig ist und so allgemein für wahr gehalten wird, daß derjenige, der sie leugnet, dieselbe Strafe verdient, welche Ihr über diese Bücher verhängt, wenn Ihr sie leset und Aergerniß an ihnen nehmet. Denn wer mir einbilden will, kein Amadis und keiner von den übrigen fahrenden Rittern, von welchen sie erzählen, sey jemals in der Welt gewesen, der mag mir auch sagen, daß die Sonne nicht leuchtet, daß das Eis nicht kalt ist und daß man auf der Erde nicht feststeht. Welcher vernünftige Mensch in der Welt wird einen Andern überreden wollen, es sey nichts Wahres an der Geschichte der Infantin Floripes und des Ritters Guy von Burgund, oder an dem Abenteuer des Fierabras bei der Brücke von Mantible, welches zur Zeit Karls des Großen vorfiel, Dinge, die doch, beim Himmel! so wahr sind, als es jetzt heller Tag ist? Wenn diese erlogen sind, so ist es auch nicht wahr, daß es einen Hektor, einen Achilles oder einen Trojanerkrieg gegeben hat, auch keine

zwölf Pairs von Frankreich und keinen König Arthur von England, der noch bis auf diesen Tag als Rabe umherfliegt, und in seinem Königreiche täglich und stündlich erwartet wird. Eben so gut könnte man sagen, die Geschichte vom Guarino Mezquino sey nicht wahr, so wenig als die Fehde wegen des heiligen Graals, und die Liebesgeschichten des Don Tristan und der Königin Iseo, so wie der Königin Ginebra und des Lanzelot seyen Fabeln; da es doch Leute gibt, die sich fast erinnern, die Frau Quintannona gesehen zu haben, welche die beste Mundschenkin in ganz England war. Dies ist so gewiß wahr, daß ich selbst mich noch sehr wohl erinnere, wie meine Großmutter väterlicher Seits, wenn sie eine ehrbar verschleierte Duenna sah, zu mir zu sagen pflegte: Sieh' einmal, Enkelchen, die sieht recht so aus wie die leibhaftige Duenna Quintannona,

woraus ich schließe, daß sie dieselbe muß gekannt haben, oder daß sie wenigstens ihr Bildniß irgendwo gesehen hat. Und wer kann die Wahrheit der Geschichte von Peter und der schönen

Magelone leugnen, da man noch heutigen Tages in dem königlichen Zeughause den Zapfen zeigt, womit Peter den hölzernen Gaul lenkte, als er mit ihm durch die Luft ritt, und der wohl noch länger ist, als eine Wagendeichsel? Und neben dem Zapfen hängt der Sattel des Babieça, und in Roncesvalles sieht man noch Rolands Hüfthorn, welches so groß ist wie ein Balken. Daraus folgt offenbar,

daß es zwölf Pairs, einen Peter, eine Magelone, einen Cid und mehrere solcher Ritter gegeben hat, die, wie man es nennt, auf Abenteuer auszogen. Wo nicht, so leugne man mir es auch, daß der tapfere Portugiese Juan de Merlo ein fahrender Ritter war, der nach Burgund zog und sich zu Roß mit dem berühmten Herrn von Charny, genannt Moses Peter, schlug, und hernach in Basel

mit Moses Heinrich von Remestan, und in beiden Kämpfen Sieg und Ruhm davontrug. Oder leugnet mir einmal die Abenteuer und Fehden, die unsere tapferen Landsleute Pedro Barba und Gutierre Quixada, mein Ahnherr in gerader männlicher Linie, in Burgund bestanden, wie sie die Söhne des Grafen von Sankt-Paul überwanden. Sagt mir auch, Don Fernando de Guevara sey nicht nach Deutschland auf Abenteuer gezogen, und habe nicht mit Herrn Görgen, Ritter am Hofe des Herzogs von Oesterreich, gekämpft. Sagt, das Lanzenbrechen des Suero de Quinnones und der Kampf des Moses Luis de Falces mit dem castilianischen Ritter Don Gonzalo de Guzman seyen nur Possenspiele gewesen, und so auch viele andere berühmte Thaten christlicher Ritter in unserem Vaterlande und in anderen fremden Reichen; und doch sind sie alle so weltkundig und wahr, daß ich noch einmal sage, wer sie leugnen wollte, müßte keinen Menschenverstand haben."

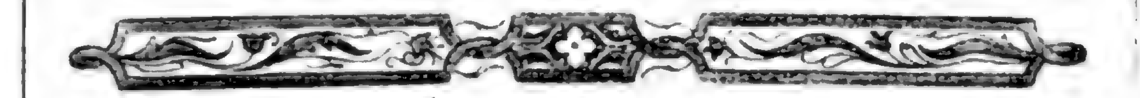
Der Domherr konnte nicht aufhören, sich zu verwundern, wie Don Quixote Wahrheit und Lügen durcheinander mengte, und wie sehr er in allen Geschichten bewandert war, die sich nur einigermaßen auf Ritter und ritterliche Thaten bezogen.

„Ich kann nicht leugnen, Herr Don Quixote," gab er ihm zur Antwort, „daß nicht Manches wahr wäre, was Ihr angeführt habt, besonders von den spanischen Rittern. Ich will auch einräumen, daß es zwölf Pairs von Frankreich gegeben hat; aber darum glaube ich noch nicht, daß sie alle die Thaten verrichtet haben, welche der Erzbischof Turpin ihnen zuschreibt. Das Wahre an der Sache ist, daß sie Ritter waren, welche die Könige von Frankreich besonders auszeichneten, und sie Pairs nannten, weil sie alle gleich bieder, adelich und tapfer waren, oder wenn sie es nicht waren, es doch wenigstens seyn sollten. Diese bildeten einen Orden, wie unsere Ritter von Santiago und von Calatrava, und man setzte voraus, daß die Mitglieder desselben lauter biedere, tapfere und wohlgeborene Rittersleute seyen. So wie man heutigen Tages sagt: ein Ritter von San Juan oder von Alcantara, so sagte man damals: einer von den zwölf Pairs, weil zwölf gleich adeliche Ritter diesen kriegerischen Orden vollzählig machten. Kein Mensch zweifelt daran, daß es einen

Cid und einen Bernardo del Carpio gegeben hat; ob sie aber auch alle Großthaten, die man von ihnen erzählt, wirklich ausgerichtet haben, daran ist, wie ich glaube, noch sehr zu zweifeln. Was den Zapfen des Grafen Peter betrifft, dessen Ihr erwähnt, und der in dem königlichen Zeughause neben dem Sattel des Babieça zu sehen seyn soll, so muß ich meine Schwäche bekennen, daß ich entweder so unkundig oder so kurzsichtig bin, daß ich zwar den Sattel gesehen habe, aber nicht den Zapfen, den Ihr mir doch so groß beschreibt."

„Allerdings ist er da," sprach Don Quixote, „und zum Wahrzeichen soll er in einem ledernen Futteral stecken, damit er nicht vom Schimmel leidet."

„Das kann Alles seyn," erwiderte der Domherr; „allein ich versichere Euch bei der Weihe, die ich empfangen habe, daß ich mich nicht erinnere, ihn gesehen zu haben. Doch gesetzt, er befinde sich dort, so bin ich darum noch nicht verbunden, alle Märchen zu glauben, die man uns von den verschiedenen Amadis und dem zahllosen Schwarm der übrigen Ritter erzählt; und ein so achtbarer, gescheiter und verständiger Mann, wie Ihr seyd, sollte sich deßwegen nicht in den Sinn kommen lassen, solche abenteuerliche Thorheiten, als in den Ritterbüchern beschrieben stehen, für wahr zu halten."



Fünfzigstes Kapitel.

Fortsetzung des scharfsinnigen Wortwechsels zwischen Don Quixote und dem Domherrn, nebst anderen Vorfällen.

„Verdammt wäre das!“ erwiderte Don Quixote; „Bücher, die mit Erlaubniß des Königs und mit Genehmigung der Censur gedruckt sind, und die Jedermann, groß und klein, reich und arm, gelehrt und ungelehrt, Bauer und Edelmann, kurz Leute von allerlei Stand und Würden, mit Vergnügen lesen und bewundern, die will man zu Lügen machen? da sie noch dazu so sehr das Gepräge der Wahrheit tragen, daß sie uns Vater und Mutter, Vaterland, Verwandte und Alter des Ritters oder der Ritter angeben, und Ort und Stelle, Tag vor Tag und Streich vor Streich genau beschreiben, wie und wo sie ihre Thaten vollführten? Schweigt doch, mein guter Herr, redet nicht solche Lästerungen, sondern glaubet mir und folget meinem Rathe. Leset, so werdet Ihr sehen, wie viel Vergnügen sie Euch machen; denn sagt nur, kann man etwas Besseres sehen, als wenn wir z. B. hier einen großen See vor uns hätten, der von lauter siedendem Pech sprudelte, und worin eine Menge Schlangen, Drachen, Salamander und mehr dergleichen grausame und fürchterliche Ungeheuer herumkreuzten und schwämmen, und mitten aus diesem See riefe eine klägliche Stimme: Ritter, wer du auch seyn magst,

der du diesen fürchterlichen See anstaunest, wenn du den Schatz heben willst, der im Grunde dieser schwarzen Fluten verborgen liegt, so zeige die Entschlossenheit deines tapfern Herzens und stürze dich mitten in ihren glühenden Feuerstrom; denn wofern du dieses nicht thust, so bist du nicht würdig, die überschwänglichen Wunder zu erblicken, welche die sieben Schlösser der sieben Feen in sich schließen, die unter diesem schwarzen Pfuhle verborgen liegen. Kaum hat der Ritter diese fürchterliche Stimme gehört, so stürzt er sich, ohne weitere Ueberlegung der großen Gefahr, nachdem er sich nur einen Augenblick zuvor Gott und seiner Dame empfohlen, mit völliger Rüstung mitten in den siedenden See. Eh' er sich versieht, oder weiß, was aus ihm werden wird, ist er in schönen, blühenden Gefilden, mit denen die elyseischen keine Vergleichung aushalten. Hier sieht er einen schönen Himmel; die Sonne glänzt mit neuem, nie gesehenem Lichte; ringsum erblickt er lachende Haine von schön gewachsenen und immer grünen Bäumen; seinen Ohren schmeicheln die süßen Lieder der kleinen bunten Vögel, die in unzähliger Menge durch die verschlungenen Zweige schlüpfen; hier sieht er einen Bach, dessen frisches, krystallhelles Wasser über glänzenden Kies, wie über Goldsand und Perlen hüpfend, dahinrollt; dort zeigt sich ein künstlicher Brunnen von glänzendem Jaspis und blendend weißem Marmor, hier eine kleine Grotte, aus kleinen Muscheln, weißen Schneckenhäusern, bunten Korallen, glänzenden Krystallen und Smaragden in gefällig bunter Verwirrung zusammengesetzt, so daß hier die Natur von der sie nachahmenden Kunst übertroffen scheint.

Plötzlich wird er ein festes Schloß oder einen prächtigen Palast gewahr, dessen Mauern von gediegenem Golde sind, die Zinnen von Diamant und die Pforten von Hyacinth. Mit Einem Worte, er ist in dem herrlichsten Geschmacke gebaut, und wenn seine Bestandtheile nichts Geringeres sind, als Diamanten, Karfunkel, Rubinen, Perlen, Gold und Smaragde, so ist die Kunst noch von größerem Werthe, die in dem Bau desselben herrscht. Aber unendlich angenehmer wird er überrascht, indem eine Schaar der schönsten Jungfrauen aus dem Schlosse kommt, alle so prächtig und geschmackvoll gekleidet, daß des Beschreibens kein Ende wäre, wenn ich Euch Alles erzählen sollte,

wie es in den Rittergeschichten steht. Diejenige, welche die vornehmste unter ihnen zu seyn scheint, ergreift nunmehr den kühnen Ritter, der sich in den Feuerpfuhl stürzte, bei der Hand, führt ihn,

ohne ein Wort zu reden, in den prächtigen Palast oder in das Schloß, läßt ihn so nackt auskleiden, wie ihn seine Mutter geboren hat, und in ein laues Bad bringen, wo man ihn über und über mit köstlichen Specereien salbt; man legt ihm ein Hemd an von der feinsten Leinwand, die von köstlichen Wohlgerüchen duftet, und eine andere Jungfrau kommt und wirft ihm einen Mantel um die Schultern, der, wie man versichert, wenigstens eine Stadt und wohl noch mehr werth ist. Was sagen wir, wenn es weiter heißt: wie er in einen andern Saal geführt wird, wo die Tafel so köstlich und geschmackvoll besetzt ist, daß er sich nicht genug darüber verwundern kann; wie man ihm Wasser auf die Hände gießt, das von lauter

Ambra und wohlriechenden Blumen abgezogen ist; wie man ihn auf einem Throne von Elfenbein Platz nehmen läßt; wie holdselige Jungfrauen in feierlicher Stille ihn bedienen; wie ihm so viele wohlschmeckende Speisen aufgetragen werden, daß sein Mund nicht weiß,

wie er wählen, oder seine Hand, wie sie zulangen soll? Wie muß er sich wundern, wenn während der Mahlzeit die herrlichste Musik ertönt, ohne daß er weiß, wer singt oder wer ihm aufspielt? Und wenn er dann nach aufgehobener Tafel sitzt und sich vielleicht, wie gewöhnlich, die Zähne ausstochert, wie wird es ihm werden, wenn auf einmal durch die Saalthüre eine Jungfrau hereintritt, die noch schöner

ist, als alle vorigen; wenn sie sich neben den Ritter setzt, und anhebt die Geschichte des Schlosses zu erzählen und wie man sie dahin verzaubert hat, und noch hundert andere Sachen, die den Ritter verwundern und den Leser seiner Geschichte in Erstaunen setzen? Ich will mich hierüber nicht weitläufiger auslassen, denn hieraus erhellt schon genugsam, wieviel Wunder und Vergnügen der Leser erwarten darf, wenn er irgend eine Stelle in irgend einem Ritterbuche aufschlägt. Glaubet demnach meinen Worten, leset, wie ich Euch

Digitized by Google

schon gerathen habe, diese Bücher, so sollt Ihr sehen, wie sie Euch die Grillen vertreiben, und wie sie Eure Gemüthsstimmung verbessern werden, wenn sie vielleicht nicht die beste seyn sollte. Ich meines Theils kann Euch versichern, daß ich erst, seitdem ich ein fahrender Ritter bin, gefällig, freigebig, höflich, großmüthig, wohlgesittet, kühn, sanftmüthig, geduldig und gelassen in Trübsalen, Gefängniß und Verzauberungen ward; und obwohl man mich eben erst wie einen Narren in einen Käfig gesperrt hat, so hoffe ich dennoch, wenn mir der Himmel gnädig und das Glück mir nicht zuwider ist, durch die Kraft meines Armes in wenigen Tagen Herr von einem Königreiche zu werden, woselbst ich mein dankbares Herz und meine freigebige Gesinnung gegen Jedermann an den Tag legen kann. Denn wahrlich, mein Herr, der Arme kann seine Neigung zum Wohlthun an Niemand beweisen, und die Dankbarkeit, die sich auf fromme Wünsche einschränken muß, ist nur ein todtes Wesen, wie der Glaube, dem gute Werke fehlen. Deßwegen wünsche ich, daß mir das Glück, je eher, je lieber, eine Gelegenheit in den Weg werfen möchte, Kaiser zu werden, damit ich meine Gesinnung durch Wohlthaten an meinen Freunden beweisen könnte; besonders an diesem armen Sancho Pansa, meinem Knappen, der die ehrlichste Haut von der Welt ist, und dem ich gerne eine Grafschaft geben möchte, die ich ihm schon längst versprochen habe; nur fürchte ich, daß er nicht genug Geschicklichkeit besitzen wird, sein Land zu regieren.

Sancho hörte die letzten Worte seines Herrn und sagte: „Sorget Ihr nur dafür, Herr Don Quixote, mir die versprochene Grafschaft zu geben, auf die ich schon so lange warte. Ich versichere Euch, daß es an mir nicht fehlen soll, sie gut zu regieren. Und wenn's auch nicht recht damit gehen wollte, so habe ich wohl gehört, daß es Leute genug gibt, die den Herren ihre Länder in Pacht nehmen, geben ihnen jährlich ein Gewisses und verwalten die Regierung für sie, und der Herr sitzt ruhig, still und verzehrt seine Renten, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern. So werd' ich's eben auch machen, und, ohne lange zu handeln, dem Ersten Besten Alles zuschlagen und leben von meinen Renten, wie ein Fürst, mag's übrigens gehen, wie's will."

„Ihr scheint Euch nur um's Verzehren der Renten zu bekümmern, Freund Sancho," sprach der Domherr; „der Landesherr muß aber für die Verwaltung der Rechtspflege sorgen, und dazu gehört Verstand und Geschicklichkeit, vorzüglich aber ein aufrichtiger, guter Wille; denn wo diese fehlen, ist's hinten und vornen gefehlt. Deßwegen pflegt Gott auch die gute Absicht des Einfältigen gedeihen, die bösen Anschläge des Klüglers aber scheitern zu lassen."

„Ich verstehe nichts von Eurer Philosophie," antwortete Sancho; „aber das weiß ich, hätte ich nur die Grafschaft so gewiß in Händen, als ich sie zu regieren wüßte, denn ich hab' eine Seele so gut wie ein Anderer, und einen Leib so gut wie der Beste, und werde so gut Herr in meinem Lande seyn, wie ein Anderer; und wenn ich das wäre, so thäte ich, was ich wollte; und wenn ich thäte, was ich wollte, so wär' ich zufrieden; und wenn ich zufrieden wäre, so hätte ich weiter nichts zu wünschen; und wenn ich weiter nichts zu wünschen

hätte, so wär's im Reinen. Also nur her mit der Grafschaft, und Gott befohlen, bis wir uns wieder sehen, sagte jener Blinde zum anderen."

„Deine Philosophie ist so dumm nicht, Sancho," sprach der Domherr; „was aber die Sache wegen der Grafschaft betrifft, so ließe sich darüber noch Vieles sagen."

„Ich wüßte nicht," antwortete Don Quixote, „was sich noch weiter darüber sagen ließe. Ich halte mich an das Beispiel des großen Amadis von Gallien, der seinen Knappen zum Grafen von der Insel machte, die da liegt auf festem Lande; folglich kann ich auch, ohne mein Gewissen zu beschweren, meinen Sancho zum Grafen machen, da er einer von den besten Knappen ist, die jemals ein fahrender Ritter gehabt hat."

Der Domherr verwunderte sich über den planmäßigen Unsinn, den Don Quixote auskramte, über die Fertigkeit, mit welcher er das Abenteuer des Ritters vom brennenden See ausgemalt, über den tiefen Eindruck, welchen die Lügen seiner Bücher in ihm zurückgelassen, und über die Einfalt, mit welcher Sancho nach der versprochenen Grafschaft sich sehnte. Indeß kamen die Bedienten des Domherrn zurück, die den Packesel aus dem Wirthshause geholt hatten, und

breiteten einen Teppich auf das Gras der Wiese, um welchen die Gesellschaft im Schatten einiger Bäume sich lagerte und ihr Mittagsmahl hielt, damit der Ochsentreiber Zeit hätte, sein Vieh grasen zu lassen.

Während des Essens hörten sie plötzlich ein Geräusch und das Geklingel einer Schelle, welches sich aus dichtem Dorngebüsche neben ihnen vernehmen ließ; und in demselben Augenblicke sprang eine schöne, schwarz, weiß und braun gefleckte Ziege aus dem Busch hervor, welcher

ein Ziegenhirte nachsprang und wiederholt zurief, sie solle stillhalten und zur Heerde zurückkehren. Die flüchtige Ziege hörte aber vor Furcht nicht auf, vor ihm zu fliehen, bis sie zu der Gesellschaft kam, bei welcher sie stehen blieb, als ob sie sich unter ihren Schutz begäbe.

Der Hirte kam nach, faßte sie bei den Hörnern und fing an, ihr zuzusprechen, als ob sie seine Worte verstünde: „Ach du Wildfang, Scheckchen, Scheckchen! wie läufst du mir seit einiger Zeit herum? welcher Wolf hat dich gejagt, mein Kind? was soll das bedeuten, mein Liebchen? Doch was kann es anders bedeuten, als daß du ein Weibchen bist und nirgends Ruhe, noch Rast findest, wegen des verdammten Leichtsinns, der dir und deinem ganzen Geschlechte anklebt? Kehr' um, Närrchen, kehr' um; denn wenn es dir in der Hürde oder bei deinen Schwestern auch nicht am besten gefällt, so bist du doch dort wenigstens am sichersten aufgehoben. Aber wenn du, statt sie zu leiten und zu führen, selbst so wild umherläufst, was kann ich dann von den anderen erwarten?"

Diese Worte des Hirten belustigten alle Anwesenden und besonders den Domherrn. „Gemach, mein Freund!" sprach er zu ihm; „ärgert Euch nur nicht, und eilet nicht so sehr, Eure Ziege nach der Hürde zurück zu führen; denn da sie ein Weibchen ist, so wird sie dennoch, wie Ihr selbst sagt, ihrem natürlichen Hange folgen, Ihr mögt es anfangen, wie Ihr wollt, sie davon abzuhalten. Nehmet lieber diesen Bissen und trinkt eins dazu, um Euren Aerger niederzuschlagen, und laßt unterdessen Eure Ziege verschnaufen." Mit diesen Worten reichte er ihm auf der Messerspitze die Keule von einem kalten Kaninchen.

Der Hirte nahm's mit Dank an, trank einmal dazu, sezte sich ruhig hin und sagte: „Es würde mir leid seyn, meine Herren, wenn ihr mich für einen Narren hieltet, weil ich so mit diesem Vieh spreche; aber die Worte, die ich zu ihr sagte, sind in der That nicht ohne guten Sinn. Ich bin zwar nur ein Bauer, aber nicht so ganz bäuerisch, daß ich nicht wüßte, wie man mit Menschen oder mit Thieren umgehen muß."

„Das glaube ich gerne," sprach der Pfarrer; „denn ich weiß aus Erfahrung, daß man auch in Wäldern unterrichtete Leute, und in Schafhürden Philosophen antrifft."

„Zum wenigsten, mein Herr," erwiderte der Hirte, „könnet Ihr bei uns Leute finden, die durch Schaden klüger geworden sind; und um Euch davon einen überzeugenden Beweis zu geben, will ich Euch, obgleich ungebeten, wofern es Euch nicht Langeweile macht, ein wenig zuzuhören, eine wahre Begebenheit erzählen, welche die Worte dieses Herrn (er zeigte auf den Pfarrer) und die meinigen bestätigen wird."

„Da ich merke," sagte Don Quixote, „daß der Vorfall entfernte Aehnlichkeit mit einem ritterlichen Abenteuer hat, mein Freund, so will ich meines Theiles Euch gerne anhören, und das werden alle diese Herren gleichfalls thun, weil sie als verständige Männer Liebhaber von solchen Geschichten sind, die Staunen und Vergnügen erregen; und von dieser Art wird, wie ich nicht zweifle, auch die Eurige seyn. Fangt nur an, mein Freund! wir Alle wollen zuhören."

„Mich müßt ihr ausnehmen," sprach Sancho. „Ich setze mich hier an den Bach mit dieser Pastete, und versorge meinen Magen auf ein paar Tage; denn ich habe von meinem Herrn Don Quixote gehört, daß ein Schildknappe essen muß, wenn er was hat, so lange, bis er nicht mehr kann, weil er zu anderer Zeit so tief in einen Wald gerathen möchte, daß er in sechs Tagen sich nicht wieder herausfindet; und wenn sich dann ein Mensch nicht satt gegessen, so kann er sich abzehren, bis er zur Mumie wird, welches auch oft geschieht."

„Du hast Recht, Sancho," sprach Don Quixote. „Geh' wohin du willst, iß, was du kannst. Ich bin bereits gesättiget, und mir fehlt nichts, als ein wenig Nahrung für meinen Geist, welche ich in der Erzählung dieses guten Mannes zu finden hoffe."

„Und wir Andern ebenfalls," sagte der Domherr, und bat den Hirten, seine Erzählung anzufangen. Dieser nahm die Ziege bei den Hörnern, klopfte ihr ein paarmal mit der Hand auf den Rücken und sagte: „Lege dich hier bei mir nieder, Scheckchen, wir haben noch Zeit genug, nach unserer Hürde zurück zu kehren."

Die Ziege schien ihn zu verstehen, denn indem ihr Herr sich setzte, legte sie sich bei ihm nieder und sah ihn an, als ob sie seine Erzählung mit anhören wollte, die er folgendermaßen begann:

Einundfünfzigstes Kapitel.

Der Ziegenhirte erzählt seine Geschichte.

Also drei Meilen von hier liegt ein Dorf, das zwar klein, aber eines von den reichsten in der Gegend ist. In demselben wohnte ein Landmann, der so bieder war, daß man ihn mehr wegen seines rechtschaffenen Wandels hochschätzte, als wegen seines Reichthums; obgleich der letztere gewöhnlich schon hinreicht, um seinen Besitzer geehrt zu machen.

Am reichsten fühlte er sich jedoch, wie er zu sagen pflegte, im Besitze einer Tochter, die so außerordentlich schön, vernünftig, klug und

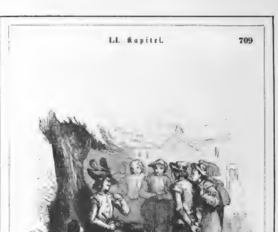
tugendhaft war, daß Jeder, der sie sah und kannte, sich über die seltenen Gaben verwunderte, womit der Himmel und die Natur sie ausgestattet hatten. Schon als Kind war sie sehr schön, und ward

immer schöner, so daß sie im sechzehnten Jahre als ein Wunder von Schönheit galt. Der Ruf von ihren Reizen fing an, in allen umliegenden Dörfern sich zu verbreiten; ja er erstreckte sich bis in die entferntesten Städte, und drang sogar bis in die Paläste der Fürsten, so daß man, um sie zu sehen, zu ihr wallfahrtete, wie zu einer großen Seltenheit oder zu einem wunderthätigen Bilde. Ihr Vater hütete sie mit Sorgfalt, und sie selbst wachte über ihren Wandel; denn weder Hüter, noch Schlösser und Riegel können ein Mädchen so sicher verwahren, als ihre eigene Sittsamkeit. Der Reichthum des Vaters und die Reize der Tochter bewogen Viele, sowohl Fremde, als Einheimische, sich um sie zu bewerben; allein der Vater, der dieses köstliche Kleinod zu vergeben hatte, konnte nicht mit sich einig werden, an wen er's verschenken sollte, da so Viele darnach strebten; und unter diesen Vielen war ich einer von denen, die sich Hoffnung machen konnten, weil ihr Vater mich kannte, und ich aus demselben Dorfe, von guter Sippschaft, in der Blüthe meiner Jahre, reich an Glücksgütern und in der Erziehung nicht vernachläßigt war.

Dieselben Ansprüche hatte jedoch auch ein anderer Jüngling in unserem Dorfe, und deßwegen blieb ihr Vater lange Zeit unschlüssig, weil er dachte, seine Tochter werde bei dem Einen von uns so gut versorgt seyn, wie bei dem Anderen; und um sich die Mühe der Wahl zu ersparen, überließ er's am Ende der Leandra, so hieß die Reiche, die mich arm und elend gemacht hat, selbst ihre Wahl zu treffen. Er sagte ihr, da wir beide einander gleich seyen, so wolle er's seiner geliebten Tochter überlassen, sich nach eigenem Wunsche zu entscheiden; und das sollten alle Väter thun, wenn sie ihre Kinder verheirathen wollen. Ich will damit nicht sagen, daß sie ihnen freie Hand lassen sollen, wohl oder übel zu wählen, sondern sie sollen ihnen gute, anständige Versorgungen vorschlagen, und sie unter diesen nach eigener Neigung wählen lassen. Von Leandra's Neigung kann ich nicht urtheilen; ich kann davon weiter nichts sagen, als daß ihr Vater uns beide mit der Erklärung hinhielt, seine Tochter sey noch sehr jung, und mit anderen dergleichen unbestimmten Reden, die

weder Ja noch Nein enthielten. Mein Nebenbuhler nennt sich Anselmo, und ich heiße Eugenio, damit ihr die Namen der Personen wißt, die in diesem Trauerspiele auftreten, dessen Ausgang noch unentschieden ist, wiewohl zu befürchten steht, daß es ein trauriges Ende nehmen wird.

Während dieser Zeit kam ein gewisser Vicente de la Rosa, Sohn eines armen Taglöhners in unserem Dorfe, als Soldat aus Italien und anderen Ländern zurück. Ein Hauptmann, der mit seiner Compagnie durch unser Dorf gezogen war, hatte ihn einst als zwölfjährigen Knaben mitgenommen, und nach einer Abwesenheit von zwölf Jahren kam er wieder, in Soldatenkleidern, geschmückt mit Farben und behangen mit glitzerndem Zeug von Krystall und Kettchen von Stahl. Heute kleidete er sich so, morgen anders, aber in lauter Flitterstaat ohne Werth und Gewicht. Die Landleute, die von Natur schalkhaft sind, und wenn sie nichts zu thun haben, gern auf lose Streiche sinnen, rechneten ihm bald seinen Putz und sein Geschmeide nach, und machten ausfindig, daß Alles in drei paar Kleidern mit dazu gehörigen Bändern und Strümpfen bestand, die er aber auf so mancherlei Art zu wechseln und zu verändern wußte, daß man meinen sollte, er hätte mehr als zehn Paar Kleider und zwanzig Federbüsche gehabt. Ihr müßt mir's nicht übel nehmen, daß ich so viel Redens von seinen Kleidern mache, denn sie sind nichts weniger als gleichgültig für meine Geschichte. Gewöhnlich setzte er sich auf eine Bank unter einem großen Ulmbaume auf unserem Marktplatze, und dann schwatzte er uns so Vieles vor von seinen Heldenthaten, daß wir alle das Maul aufsperrten. Da war kein Land in der Welt, das er nicht gesehen, und keine Schlacht, in welcher er nicht mitgefochten: er hatte mehr Mauren erschlagen, als in ganz Marokko und Tunis wohnen; er rühmte sich, mehr Zweikämpfe bestanden zu haben, als Gante Luna, Diego Garcia de Paredes und tausend Andere, die er daherzählte, und in allen hatte er gesiegt, ohne daß man ihm einen Tropfen von seinem Blute abgezapft hätte. Dagegen zeigte er wieder Narben, die kaum zu sehen waren, und gab sie aus für lauter Schußwunden, die er in verschiedenen Treffen und Scharmützeln bekommen



habe, und dabei war er so übermüthig, daß er Leute, die so gut oder besser waren, als er, über die Achsel ansah, obgleich sie ihn sehr wohl kannten und wohl wußten, was an ihm war. Sein Arm, sagte er, sey sein Ahnherr, seine Thaten seyen sein Stammbaum, und als Soldat gebe er dem Könige selbst nichts nach. Neben seiner Aufschneiderei verstand er sich auch ein wenig auf Saitenspiel, und limperte bisweilen auf einer Zither, daß manche Leute ihr Wunder

daran hatten. Und das ist noch nicht Alles, womit er sich brüstete, sondern er war auch ein Stück von einem Dichter, und machte auf jede Kinderei, die im Dorfe vorfiel, eine anderthalb Ellen lange Romanze.

Diesen Soldaten, den ich Euch beschrieben habe, diesen Vicente de la Rosa, diesen Eisenfresser, diesen Stutzer, diesen Reimschmied, diesen Fiedler hatte Leandra oft aus ihrem Fenster, welches auf den Markt hinausging, gesehen und betrachtet. Sie verliebte sich in seinen buntscheckigen Flitterstaat, in die Lieder, wovon er die Abschriften bei Dutzenden vertheilte, und in die Heldenthaten, die er von sich erzählte. Genug, der Teufel muß es wohl so gekartet haben, daß

sie bis über die Ohren in ihn vernarrt ward, ehe er sich unterstanden, ihr etwas von Liebe zu sagen. Da nun in der Welt nichts leichter ist, als einen Liebeshandel zu Stande zu bringen, sobald man die Neigung des Frauenzimmers schon auf seiner Seite hat, so wurden auch Leandra und Vicente bald miteinander einig, und bevor Jemand ihrer vielen Anbeter etwas von dieser Neigung argwöhnte, hatte sie ihr bereits den Zügel so weit schießen lassen, daß sie das Haus ihres zärtlichen und geliebten Vaters verließ (eine Mutter hatte sie nicht mehr) und mit dem Soldaten davonging, der in dieser Unternehmung einen vollkommneren Sieg davontrug, als in irgend einer von den vielen anderen, womit er prahlte. Unser ganzes Dorf und Jedermann, der davon hörte, erstaunte über diesen Vorfall: ich war außer mir, Anselmo wie vom Blitze getroffen, der Vater im Jammer, die Polizei in Thätigkeit, die heilige Brüderschaft auf den Beinen, auf allen Landstraßen wurde gestreift und jedes Gebüsche durchsucht. Genug, nach Verlauf von drei Tagen fand man die bethörte Leandra in einer Höhle im Walde, in bloßem Hemde und aller Gelder und

Kostbarkeiten beraubt, die sie aus ihrem Hause mitgenommen hatte. Man brachte sie ihrem bekümmerten Vater zurück, und befragte sie über ihr Unglück: sie gestand, daß Vicente de la Rosa sie betrogen, und sie unter dem Versprechen der Ehe verleitet habe, aus dem väterlichen Hause zu entweichen; er habe versprochen, sie nach der reichsten und lustigsten Stadt in der Welt, nach Neapel, zu bringen; bethört durch Unverstand und Betrügerei, und ihren Vater beraubend, sey sie in der Nacht, da man sie vermißte, mit ihm davongegangen; er habe sie in einen dichten Wald geführt und sie in die Höhle eingesperrt,

in welcher man sie gefunden habe. Sie setzte hinzu, der Soldat habe ihr (ohne sich jedoch an ihrer Ehre zu vergreifen) Alles abgenommen, was sie bei sich gehabt. Jedermann verwunderte sich darüber auf's Neue, und es ist schwer, an die Enthaltsamkeit des Burschen zu glauben. Sie versicherte dies jedoch mit so vielen Betheurungen, daß ihr armer, trostloser Vater sich dadurch beruhigen ließ, und den Verlust seiner Habe verschmerzte, weil seiner Tochter wenigstens das Kleinod nicht geraubt worden, welches man nie hoffen kann, wieder zu erlangen, wenn es einmal verloren ist. Ihr Vater entzog sie unseren Blicken an demselben Tage, an welchem sie wieder zum Vorschein gekommen, und schickte sie in das Kloster einer benachbarten Stadt, in der Hoffnung, daß die nachtheilige Meinung, welche seine Tochter sich zugezogen, mit der Zeit wieder verschwinden werde. Leandra's Jugend könne sie vielleicht einigermaßen entschuldigen, wenigstens bei denen, welchen nicht viel daran liegt, ob sie ihre Tugend bewahrt hat, oder nicht. Diejenigen aber, die ihren Witz und ihren Verstand kannten, schrieben ihren Fehler nicht der Einfalt zu, sondern vielmehr dem Leichtsinne und natürlichen Hange der Weiber zu Thorheiten und Ausschweifungen. Sobald Leandra eingesperrt war, fand Anselmo nichts mehr in der Welt, was ihm Freude machen konnte, und vor meinen Augen sind Licht und Wonne gleichfalls verschwunden, seitdem ich sie nicht mehr sehe. Unsere Traurigkeit nahm täglich zu, unsere Geduld ab, wir verfluchten den Flitterstaat des Soldaten, und verwünschten die Unvorsichtigkeit des Vaters der Leandra. Endlich entschlossen wir uns, Anselmo und ich, unser Dorf zu verlassen und uns in dieses Thal zu begeben, in welchem er eine beträchtliche Menge Schaafe weidet, die ihm gehören, und ich die eben so zahlreiche Heerde meiner Ziegen. So leben wir hier unter diesen Bauern, lassen unserer Leidenschaft den Lauf, singen zusammen das Lob und den Tadel der schönen Leandra, oder seufzen, Jeder für sich allein, und klagen dem Himmel unser Leid in der Einsamkeit. Nach unserem Beispiele sind schon viele von Leandra's Anbetern in diese Wildniß gekommen, und machen es ebenso wie wir. Ihre Anzahl ist bereits so groß, daß wir hier fast ein neues Arkadien gestiftet haben; denn es wimmelt hier überall von Schäfern und

Hirten, und es gibt hier kein Fleckchen, wo der Namen der schönen Leandra nicht gehört wird. Hier verwünscht sie der Eine und schilt sie leichtfertig, unbeständig und lüstern; dort tadelt ein Anderer ihren Leichtsinn und ihre Unbesonnenheit; dort ist Einer, der sie entschuldigt und ihr verzeiht; und dort wieder ein Anderer, der sie richtet und verdammt. Der Eine besingt ihre Schönheit, der Andere verwünscht ihr Betragen, die Meisten schimpfen auf sie, und doch wird sie von Allen angebetet. Die Leutchen gehen so weit in ihrer Thorheit, daß es Manchen gibt, der sich über ihre Sprödigkeit beklagt, ohne jemals ein Wort mit ihr gesprochen zu haben, und Mancher jammert wohl gar über die Qual der Eifersucht, wozu sie doch keinen Anlaß gegeben hat, indem, wie gesagt, ihre Neigung nicht eher bekannt ward, bis sie den Schritt begangen hatte. Hier ist keine Felskluft, kein Ufer eines Baches, kein beschattender Baum, wo nicht irgend ein Schäfer liegt und sein Unglück den Winden klagt. Wo nur ein Echo

zu finden ist, da hört man Leandra's Namen widerhallen. Leandra tönt es im Walde, Leandra murmeln die Bäche; Leandra hält uns alle in beständiger Spannung und Bezauberung, während wir

uns bald mit eiteln Hoffnungen schmeicheln und bald mit Besorgnissen uns quälen, ohne selbst zu wissen, was wir befürchten.

Unter diesen Verrückten zeigt mein Nebenbuhler Anselmo, so gescheit er sonst ist, den wenigsten Verstand; denn so sehr er Ursache hat, sich über andere Dinge zu beschweren, so klagt er doch über nichts, als über seine Trennung von ihr, und singt seine Klagen in Liedern, die vortrefflich gedichtet sind, zu einer Zither, die er sehr gut spielt. Ich habe mir einen leichteren und, wie mir scheint, klügeren Weg erwählt. Ich schimpfe auf den Leichtsinn der Weiber, auf ihren Unbestand, ihre Falschheit, ihre Wortbrüchigkeit, Untreue und Unbesonnenheit, mit welcher sie durchgängig ihre Neigungen verschenken; und dies bewog mich auch, meine Herren, mit meiner Ziege so zu schwatzen, wie ich hierher kam, denn da sie ein Weibchen ist, so mache ich mir nicht viel aus ihr, obwohl sie das schönste Stück Vieh ist, das ich in meiner ganzen Heerde habe.

Dies ist die Geschichte, die ich Euch mitzutheilen versprach. Hätte ich vielleicht die Worte mehr sparen sollen, so werde ich auch meinen Eifer nicht sparen, um Euch zu dienen. Meine Hütte ist nicht weit von hier: dort habe ich frische Milch, vortrefflichen Käse und allerlei schöne reife Früchte, die Euer Auge ergötzen und Euerm Gaumen wohlschmecken sollen.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Kampf des Ritters mit dem Ziegenhirten. Seltsames Abenteuer mit den Büßern, welches er im Schweiße seines Angesichtes bestand.

ieblich schien Allen die Erzählung des Ziegenhirten, besonders dem Domherrn, der mit Verwunderung bemerkte, daß die Manier, womit er sie vortrug, sich mehr der Rede eines feinen Hofmannes näherte, als den Worten eines bäuerischen Hirten; und er gestand, der Pfarrer habe Recht gehabt, zu sagen, daß man auch in den Wäldern unterrichtete Leute finde. Jeder bestrebte sich, dem Eugenio etwas Verbindliches zu sagen; am freigebigsten war Don Quixote mit dem Anerbieten seiner Dienste. „Gewiß, Bruder Ziegenhirt," sprach er zu ihm, „wenn es mir möglich wäre, mich jetzt in irgend ein Abenteuer einzulassen, so würde ich mich den Augenblick auf den Weg machen, um für Euch ein gutes zu bestehen; denn ich würde Leandra, trotz der Aebtissin und Allen,

Digitized by Google

die sich mir widersetzen wollten, aus dem Kloster holen, woselbst sie gewiß wider ihren Willen sitzt, und würde sie Euch überliefern, um mit ihr zu schalten nach Euerm Willen und Begehr, jedoch den Regeln des Ritterthums gemäß, welche verbieten, an irgend einer Jungfrau eine Unbilde zu begehen. Ich hoffe jedoch zu Gott, die Macht eines feindseligen Zauberers werde nicht so weit gehen, daß nicht ein anderer Wohlgesinnter ihn endlich überwinden sollte; und alsdann verspreche ich Euch Hülfe und Beistand, wozu mein Beruf mich verpflichtet, als der lediglich darin besteht, Schwachen und Nothleidenden beizuspringen."

Der Ziegenhirte sah ihn mit großen Augen an, verwunderte sich über seine seltsame Gestalt und seinen Aufzug, und fragte den Barbier, der neben ihm saß: „Wer ist denn dieser Mensch, mein Herr, der so wunderlich aussieht und solche Sachen spricht?"

„Wer anders sollte es seyn," sprach der Barbier, „als der weit berühmte Don Quixote von der Mancha, der alles Unrecht abstellt, Alles recht macht, was krumm ist, alle Jungfrauen beschützt, allen Riesen ein Schrecken und in allen Schlachten Sieger ist."

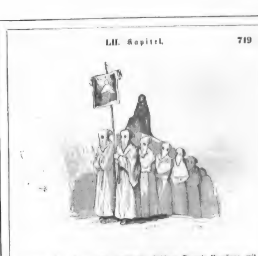
„Das klingt ja beinahe so," erwiderte der Hirte, „wie man's in den Geschichten fahrender Ritter liest, welche das alles thaten, was Ihr von diesem Menschen sagt. Ich glaube aber, Ihr scherzt mit mir, oder in dem Kopfe dieses ehrlichen Mannes sind leere Zimmer zu vermiethen."

„Ihr seyd ein Erzschlingel," rief Don Quixote, „und selbst ein Narr und ein leerer Kopf, und bei mir sieht's voller aus, als bei der Erzmetze, die Euch gebar!" Mit diesen Worten hob er ein Brod auf, das neben ihm lag, und warf's dem Hirten mit solcher Gewalt in's Gesicht, daß er ihm die Nase platt schlug. Allein der Hirte, der keinen Spaß verstand und sich so thätlich mißhandelt fühlte, kehrte sich weder an Teppich, Tischtuch, noch Tischgesellschaft, sondern fiel über Don Quixote her, und griff ihm mit beiden

Fäusten dergestalt nach der Gurgel, daß er ihn gewiß würde erwürgt haben, wäre nicht Sancho Pansa augenblicklich dazu gekommen, der den Hirten bei den Schultern packte und mitten unter das Tafelgeräthe hinwarf, daß Scherben der Teller, Flaschen und Gläser umherstoben, und Wein und Speisen flossen und schwammen. Wie Don Quixote Luft bekam, machte er sich über den Hirten her, und dieser, welchem das Gesicht von Blut strömte, indem ihn Sancho bearbeitete, tappte mit der Hand herum nach einem Messer, um eine blutige Rache auszuüben; was jedoch der Pfarrer und der Domherr verhinderten. Der Barbier machte indeß, daß der Hirte Herrn Don Quixote wieder unter sich bekam, welchem er mit Faustschlägen das Gesicht dermaßen zurichtete, daß es ebenso, wie ihm selbst, von Blut floß. Der Domherr und der Pfarrer wollten vor Lachen bersten, und die Schergen tanzten und sprangen vor Kurzweile, und hetzten die beiden Kämpfer wie ein paar beißende Hunde. Sancho Pansa allein wollte vor Verdruß rasend werden, weil er sich von einem Bedienten des Domherrn nicht losmachen konnte, der ihn festhielt, damit er seinem Herrn nicht zu Hülfe käme.

Indem jetzt Alle, ausgenommen die Faustkämpfer, die aufeinander herumtrommelten, ihre Lust hatten, hörte man plötzlich eine Trompete so traurig erschallen, daß sie sich insgesammt darnach umsahen. Am meisten wirkte dieser Ton auf Don Quixote, und obwohl dieser zu seinem größten Verdruß noch unter dem Hirten lag und Prügel einnahm, so sagte er doch zu ihm: „Bruder Teufel, denn das mußt du wohl seyn, da du Kraft und Tapferkeit genug hast, mich zu überwältigen; ich bitte dich, laß uns nur auf ein Stündchen Waffenstillstand machen, denn der traurige Ton der Trompete, die wir hören, läßt mich vermuthen, daß ein neues Abenteuer mich erwartet.“

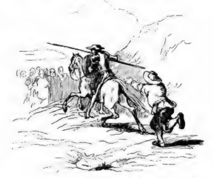
Der Ziegenhirte, der ebenfalls müde war, zu prügeln und sich prügeln zu lassen, ließ ihn im Augenblicke los; Don Quixote stand auf, blickte nach der Seite, wo der Schall sich hören ließ, und ward gewahr, daß von einem Hügel viele weiß wie Büßer gekleidete Leute herunterkamen. Es war nämlich in diesem Jahre kein Regen



gefallen, so daß an allen Orten in selbiger Gegend Umgänge mit **Gebeten** und Bußübungen gehalten wurden, um Gott zu bitten, daß **er die** Hand seiner Barmherzigkeit aufthue und Regen gebe. In **diesem** Zwecke wallfahrtete auch die Gemeinde eines benachbarten **Dorfes** zu einer Einsiedelei, die auf einem Hügel des Thales gelegen **war.** Don Quixote, welchem die sonderbare Bekleidung der **Büßenden** auffiel, dachte nicht daran, daß er dergleichen schon oft **mußte** gesehen haben, sondern stellte sich gleich ein Abenteuer vor, **an das** Niemand anders, als er sich wagen dürfe. In dieser Meinung **ward er** noch mehr bestärkt durch ein Bild in Trauerkleidern, welches **er für eine** vornehme Frau hielt, die von liederlichen und schamlosen **Buben** entführt werde. Kaum fuhr ihm dies durch den Sinn, so **eilte er** zu Rozinante, der im Grase weidete, nahm Zaum und **Schild** vom Sattelbogen, zäumte ihn hurtig auf, forderte sein Schwert **von** Sancho, schwang sich auf seinen Gaul, warf den Schild vor **und sprach** mit lauter Stimme zu allen Umstehenden: „Jetzt, meine **achtbaren** Gefährten, sollt ihr inne werden, wie viel daran gelegen

ist, daß es Ritter in der Welt gibt, die sich zu dem Orden der fahrenden Ritterschaft bekennen. Jetzt, sage ich, sollt ihr an der Befreiung der würdigen Frau, die man dort gefangen führt, wahrnehmen, wie sehr die fahrenden Ritter Eure Hochachtung verdienen."

Mit diesen Worten gab er Rozinanten die Waden, weil er ohne Sporen war, und ritt im kurzen Galopp den Geißlern entgegen (denn von einem gestreckten Galopp liest man nirgends in dieser wahrhaften Geschichte, daß Rozinante sich damit abgegeben hätte). Der Pfarrer, der Domherr, der Barbier gaben sich zwar alle Mühe, ihn abzuhalten, vermochten aber über ihn so wenig, als das Geschrei Sancho's, der ihm aus vollem Halse nachrief: „Wo wollt Ihr



hin, Herr Don Quixote? welcher böse Geist reizt und treibt Euch an, gegen unseren katholischen Glauben zu fechten? Thut doch in's Henkers Namen die Augen auf, so werdet Ihr einsehen, daß Ihr einen Bußzug vor Euch habt, und daß die Dame, die sie dort auf einem Fußgestelle tragen, das Bild der hochgebenedeiten, unbefleckten Jungfrau ist. Bedenket, Herr, was Ihr thut; denn diesmal kann man doch wahrhaftig sagen, daß Ihr es selbst nicht wißt."

Aber Sancho gab sich vergebliche Mühe; denn sein Herr war so in Hast, zu den Weißröcken zu kommen, daß er kein Wort hörte; und wenn er's auch gehört hätte, so wäre er dennoch nicht umgekehrt, und hätte der König selbst es ihm befohlen. Indessen kam der Zug näher, und Don Quixote hielt Rozinante's Zügel an, der selbst schon Lust hatte, ein wenig auszuruhen, und rief mit drohender und kreischender Stimme: „Ihr, die ihr vielleicht nur darum eure Gesichter verhüllt, weil ihr nichts Gutes im Schilde führt, wartet und hört an, was ich euch zu sagen habe!"

Die Ersten, welche stillhielten, waren die Träger des Bildes, und einer der Geistlichen, welche die Litaneien absangen, fand die Gestalt des Ritters und seines hageren Gauls und andere abenteuerliche Dinge, die er an Don Quixote bemerkte, so lächerlich, daß er ihm antwortete: „Herr Bruder, wenn Ihr uns was zu sagen habt, so macht es kurz; denn diese guten Leute zerfleischen sich das Fell, und wir können uns folglich nicht aufhalten, um Euch anzuhören, wenn es nicht mit zwei Worten abgethan ist."

„Mit Einem will ich's sagen," erwiderte Don Quixote, „laßt im Augenblicke die schöne Frau los, deren Thränen und trauernde Blicke genugsam beweisen, daß ihr sie wider ihren Willen entführt und große Ungebühr an ihr begangen habt. Ich aber, der ich geboren bin, alle dergleichen Unbilden abzustellen, werde nimmermehr zugeben, daß ihr einen Schritt weiter geht, ohne ihr die Freiheit wieder zu geben."

Durch diese Anrede überzeugte Don Quixote Alle, die ihn hörten, daß er nicht gescheit sey, und sie lachten herzlich über seine Ausfälle. Ihr Gelächter reizte ihn aber nur noch mehr zum Zorne, so daß er, ohne ein Wort weiter zu sagen, zum Schwerte griff und auf die Bahre losging. Einer von den Trägern ließ die Last auf den Schultern seiner Kameraden, sprang mit seiner Gabelstütze, deren er sich beim Ausruhen bediente, Don Quixote entgegen, und wandte mit derselben einen mächtigen Hieb ab, den der Ritter nach ihm führte. Der Hieb zertrümmerte das Holz in zwei Stücke;

allein mit dem einen, welches der Träger in der Hand behielt, versetzte er dem Ritter einen solchen Streich über die Schulter des Schwertarmes, welchen die Tartsche gegen solche bäuerische Kraft nicht zu schützen vermochte, daß der arme Don Quixote übel zugerichtet vom Pferde fiel. Sancho Pansa, der ihm keuchend nachgelaufen war, sah ihn fallen, und schrie dem Angreifenden zu, er möchte ihn doch nicht mehr schlagen. denn er sey ein armer verzauberter Ritter, der in seinem Leben Niemand etwas zu Leide gethan. Sancho's Gewand jedoch hätte wenig geholfen, wenn der Bauer nicht gesehen, daß Don Quixote weder Hand, noch Fuß rührte. Weil er nun meinte, er habe ihn todtgeschlagen, so wickelte er geschwind sein Bußhemd um den Leib, und lief davon, wie ein Gemsbock. Indessen war Don Quixote's übrige Gesellschaft gleichfalls herbeigeeilt.

Digitized by Google

Als die Leute, welche zu der Procession gehörten, diese in vollem Laufe ankommen sahen, und zugleich die Schergen mit ihren Gewehren, fürchteten sie sich vor Unheil, schlossen einen Kreis um das Bild, zogen ihre Kappen über die Köpfe, hielten sich mit ihren Geißeln, und die Priester mit ihren Fackeln bereit, und machten sich gefaßt nicht bloß zur Vertheidigung, sondern auch, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; allein es lief glücklicher für sie ab, als sie dachten. Sancho that weiter nichts, als daß er sich auf den Leichnam seines Herrn warf und die lauteste, bitterste Klage erhob, weil er ihn für todt hielt. Der Pfarrer ward von einem Amtsbruder erkannt, der sich bei der Procession befand, und ihre Bekanntschaft machte allen Besorgnissen ein Ende. Der Pfarrer gab dem anderen mit wenigen Worten Bericht, wer Don Quixote sey, und sie gingen mit der ganzen Truppe der Büßenden hin, um zu sehen, ob der arme Ritter gestorben sey oder lebe. Sie hörten, wie Sancho mit Thränen in den Augen wehklagte: „O du Blüthe der Ritterschaft! so hat denn

ein Knittelschlag deinem thatvollen Leben ein Ende gemacht? O du Ehre deines Geschlechtes, du Ruhm und Stolz der Mancha und der

ganzen Welt, welche, indem sie dich entbehren muß, wimmeln wird von ruchlosen Leuten, die sich nun nicht mehr fürchten, daß du für ihre Uebelthaten sie züchtigen wirst. O du Freigebiger über alle Freigebigkeit Alexanders! denn für bloße achtmonatliche Dienste wolltest du mir die schönste Insel geben, die jemals auf dem Meere schwamm. O du Demüthiger unter den Stolzen und Stolzer unter den Demüthigen! kühn in Gefahren, geduldig in Beleidigungen, Verliebter ohne Ursache, Nachahmer der Guten, Geißel der Bösen! mit einem Worte: du irrender Ritter! denn damit ist Alles gesagt, was man sagen kann."

Sancho's Aeußerungen und Klagen riefen Don Quixote wieder in's Leben zurück, und in dem Augenblicke, da er wieder zu sich kam, rief er aus: „Wer von dir entfernt leben muß, holdeste Dulcinea, der ist größeren Leiden, als diesen, unterworfen! Freund Sancho, hilf mir wieder auf den verzauberten Karren, denn ich bin nicht im Stande, Rozinante's Rücken zu besteigen, weil mir diese ganze Schulter zerschlagen ist."

„Das will ich gerne thun, lieber Herr," sprach Sancho. „Laßt uns nur in Gesellschaft dieser Herren, die es gut mit Euch meinen, in unser Dorf zurückkehren, und dort wollen wir auf eine neue Fahrt denken, die uns mehr Ehre und Nutzen einbringt."

„Du hast Recht, Sancho," erwiderte Don Quixote; „es wird am klügsten seyn, daß man den Einfluß böser Gestirne, die jetzt walten, vorübergehen läßt."

Der Domherr und der Barbier riethen ihm, bei diesem Vorsatze zu bleiben, und nachdem man sich nicht wenig über Sancho Pansa's Einfall belustigt hatte, brachte man Don Quixote wieder auf den Karren, worauf er gekommen war; die Büßenden stellten sich wieder in Ordnung und setzten ihre Wallfahrt fort; und da die Schergen nicht Lust hatten, weiter mitzugehen, gab ihnen der Pfarrer den schuldigen Lohn. Der Domherr bat, ihm Nachricht zu geben, wie es mit Don Quixote ginge, ob ihn seine Narrheit verließe oder ob er darin beharre. Hierauf nahm er ebenfalls Abschied, um weiter zu reisen. Alle trennten sich und Jeder zog seine Straße, außer dem Pfarrer und Barbier, Don Quixote und Sancho und dem guten Rozinante, der bei Allem, was er gesehen hatte, so geduldig

blieb, wie sein Herr. Der Fuhrmann jochte die Ochsen wieder vor, und fuhr mit seiner gewohnten Langsamkeit den Weg, den ihm der Pfarrer anwies. Nach sechs Tagen kamen sie an Don Quixote's Dorf, in welches sie um Mittagszeit einzogen, und zwar an einem Sonntage, wo eben alle Leute auf dem Marktplatze versammelt waren, und folglich der Karren mitten durch sie hinfuhr. Jedermann

kam herzu, um zu sehen, was darauf wäre; und wie die Dorfleute sahen, daß es ihr Nachbar war, verwunderten sie sich nicht wenig. Ein Knabe lief hin, um der Haushälterin und Nichte zu sagen, daß ihr Herr und Oheim, blaß und bleich auf einem Bündel Heu liegend, mit einem Ochsenkarren angefahren komme. Es war ein Jammer, zu hören, welch ein Geschrei die armen Mädchen erhoben, wie sie sich die Gesichter zerschlugen und auf's Neue die unseligen Ritterbücher verfluchten; und das alles fing wieder von vornen an, als sie Don Quixote in das Hofthor kommen sahen.

Auf die Nachricht von Don Quixote's Ankunft kam auch Sancho Pansa's Frau herzugelaufen, weil sie schon wußte, daß

ihr Mann als Schildknappe mit ihm gezogen. Wie sie ihn erblickte, war ihre erste Frage, ob der Esel sich wohl befinde?

„Besser als sein Herr," gab Sancho zur Antwort.

„Nun, Gott sey Dank," sprach sie, „daß er mir diese Wohlthat erzeigt hat! Aber sage mir doch, Freund, was hat dir denn nun dein Knappendienst eingebracht? Hast du einen Rock für mich und Schuhe für deine Kinder?"

„Nichts von dem allen, Frau," sprach Sancho; „aber ich bringe wohl was Anderes mit, das besser ist und mehr zu bedeuten hat."

„Das freut mich von Herzen," sprach sie. „Zeige mir doch diese Sachen, mein lieber Mann, die besser und wichtiger sind; mich verlangt, sie zu sehen und mein Herz daran zu ergötzen, das die liebe lange Zeit, da du fort warst, immer traurig und betrübt gewesen ist."

„Daheim will ich dir's zeigen, Frau," erwiderte Sancho, „und damit gib dich zufrieden; denn wenn's Gottes Wille ist, daß wir noch einmal auf Abenteuer ausziehen, so komm' ich, eh' du dich's versiehst, als Graf zurück oder als Statthalter einer Insel, und zwar keiner kleinen, so wie sie hier zu Lande sind, sondern der allergrößten, die man finden kann."

„Das gebe der Himmel, mein lieber Mann," sagte die Frau; „denn wir haben's nöthig! Aber sage mir doch, was ist denn das mit den Inseln? Ich versteh's nicht."

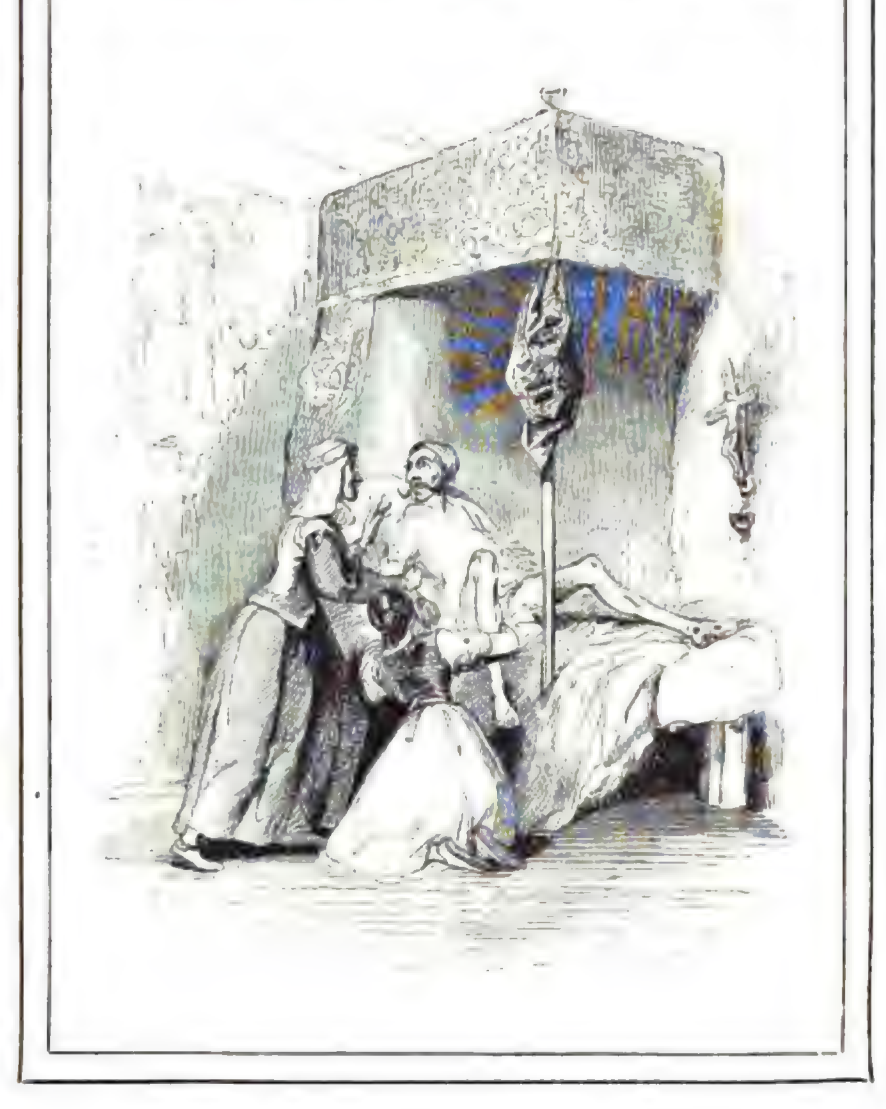
„Honig ist kein Fraß für den Esel," sprach Sancho. „Zu seiner Zeit sollst du schon sehen, Frau, was es ist, und sollst dich genug wundern, wenn du hörst, daß alle deine Unterthanen dich gnädige Frau nennen."

„So sag' mir doch, Sancho, wie ich das mit der gnädigen Frau und den Inseln und den Unterthanen eigentlich verstehen soll," sagte Therese Pansa; so hieß nämlich Sancho's Frau, nicht deßwegen, weil sie etwa vor der Heirath Blutsverwandte gewesen, sondern weil es in der Mancha gebräuchlich ist, daß die Frau den Namen ihres Mannes führt.

„Laß dich nicht gelüsten, Therese, das alles vor der Zeit zu wissen. Genug, ich sag' dir die Wahrheit, und damit Punktum. Im Vorbeigehen kann ich dir nur noch sagen, daß es für einen ehrlichen Kerl nichts Lustigeres gibt, als Schildknappe bei einem fahrenden Ritter zu seyn, der auf Abenteuer ausgeht. Es ist wohl wahr, daß die meisten nicht so ausfallen, wie man wünscht, und daß von hundert, die einem aufstoßen, wohl neunundneunzig schief und überzwerch gehen. Das kann ich aus Erfahrung sagen; denn bald haben sie mich geprellt, bald bemaulschellt. Aber bei dem allen ist's doch ein lustig Ding, so auf Abenteuer herumzuziehen, über Berge zu klettern, Wälder zu durchstreifen, Felsen zu ersteigen, Schlösser zu

besuchen und in Wirthshäusern einzukehren, ohne, beim Henker! einen Heller zu bezahlen."

So plauderte Sancho Pansa mit seiner Frau Therese, während die Haushälterin und Nichte Herrn Don Quixote empfingen, entkleideten und in sein altfränkisches Bett zur Ruhe brachten.



Digitized by Google

Er betrachtete sie mit großen Augen und konnte sich nicht besinnen, wo er sey. Der Pfarrer befahl der Nichte, ihren Oheim auf's beste zu verpflegen und sich wohl vorzusehen, daß er ihr nicht noch einmal entwische, und erzählte ihr, wie viele Mühe es gekostet, ihn wieder nach Hause zu schaffen. Jetzt ging das Klagegeschrei der beiden Frauenzimmer wieder an; jetzt verwünschten sie auf's Neue die Ritterbücher; jetzt baten sie den Himmel, die Verfasser so vieler Lügen und Tollheiten in den Abgrund der Hölle zu stürzen; kurz, sie konnten sich der Furcht nicht erwehren, daß ihr Herr und Oheim, sobald es einigermaßen besser mit ihm ginge, ihnen wieder die Fersen zeigen werde; und das that er auch wirklich.

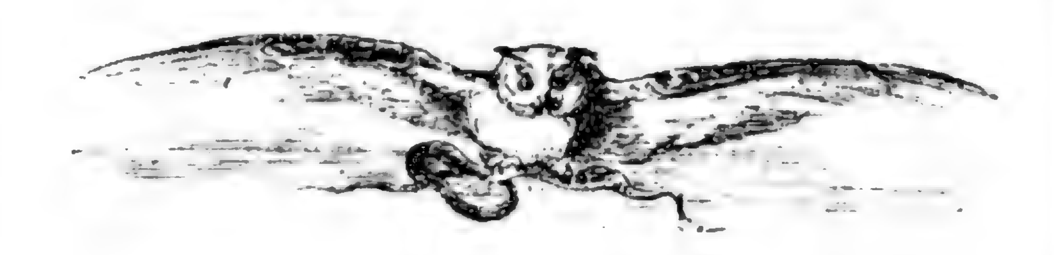
Nun hat sich zwar der Verfasser dieser Geschichte alle Mühe gegeben, von Don Quixote's Thaten auf seinem dritten Ausritte etwas in Erfahrung zu bringen; allein trotz seines Fleißes im Nachforschen hat er dennoch bisher keine Nachrichten, wenigstens nicht bei zuverläßigen Schriftstellern, darüber antreffen können. Das Einzige, was in der Mancha mündliche Sage davon aufbewahrt hat, ist, daß Don Quixote, als er zum dritten Male sein Haus verließ, nach Saragossa ging und einem großen Lanzenbrechen beiwohnte, das in dieser Stadt gegeben wurde, und daß ihm bei dieser Gelegenheit manche Dinge begegneten, die seiner Tapferkeit und seines Verstandes würdig schienen. Von seinem Tode und Begräbnisse konnte der Verfasser eben so wenig etwas Gewisses erfahren, und er würde gar nichts davon wissen, hätte nicht ein glücklicher Zufall ihm die Bekanntschaft eines alten Arztes verschafft, der eine bleierne Büchse besaß, die man, wie er sagte, unter dem Schutte einer alten Einsiedelei gefunden, indem man den Grund aufgrub, um sie neu aufzubauen. In dieser Büchse befanden sich einige Pergamentblätter, mit spanischen Versen in gothischer Schrift beschrieben, welche Manches von seinen Thaten erwähnten und zugleich Nachrichten enthielten von Dulcinea's Schönheit, von der Gestalt des Rozinante, von der Treue des Sancho Pansa und von Don Quixote's Begräbnisse, nebst verschiedenen Grabschriften und Lobgedichten auf seine Sitten und Lebensweise.

Der glaubwürdige Verfasser dieser sonderbaren und beispiellosen Geschichte verlangt von seinen Lesern keinen anderen Lohn für die

unermeßliche Mühe, die es ihn gekostet hat, alle geheimen Nachrichten in der Mancha aufzusuchen, um sie an's Licht zu stellen, als daß sie ihm gleichviel Glauben schenken, als vernünftige Leute den Rittergeschichten beimessen, die in der Welt so sehr beliebt sind. Damit wird er sich vollkommen für bezahlt und befriedigt halten, und wird sich Mühe geben, noch andere Nachrichten aufzutreiben, welche, wo nicht eben so wahr, wie diese, doch wenigstens eben so gut erfunden und nicht weniger lustig zu lesen sind. Nur wenige jener Verse waren leserlich geblieben: die anderen, weil die Schrift erloschen war, gab man einem Akademiker zum Entziffern, und es will verlauten, daß es nach vielem Nachtwachen und angestrengter Mühe ihm gelungen, und er Willens sey, sie herauszugeben, in Hoffnung einer dritten Ausfahrt Don Quixote's.

Forse altrui cantéra con miglior plettro.[1]

[1] Im Originale finden sich einige der erwähnten Verse, deren ziemlich gehaltlose Spielereien im Deutschen kaum irgend Anklang finden würden.



Inhalts-Verzeichniß

des

Ersten Bandes.

Seite

Nachricht über das Leben und die Schriften des Verfassers I

Cervantes Vorrede 1

Erstes Buch.

Erstes Kapitel. Stand und Lebensart des berühmten Junkers Don Quixote von der Mancha 11

Zweites Kapitel. Erste Fahrt des scharfsinnigen Junkers Don Quixote 22

Drittes Kapitel. Don Quixote empfängt mit geziemender Feierlichkeit den Ritterschlag . 33

Viertes Kapitel. Was unserm Ritter begegnete, als er die Schenke verlassen 42

Fünftes Kapitel. Fortsetzung desselben Abenteuers 52

Sechstes Kapitel. Erzählung von dem strengen Gerichte, das der Pfarrer und der Barbier über die Bücher des weisen Junkers Don Quixote gehalten 59

Seite

Siebentes Kapitel. Zweite Fahrt unsers guten Ritters Don Quixote von der Mancha . . . 70

Achtes Kapitel. Von dem glücklichen Ausgange des entsetzlichen und unerdenklichen Abenteuers mit den Windmühlen, das Don Quixote bestand, zusammt anderem denkwürdigen Verlauf 81

Zweites Buch.

Neuntes Kapitel. Beschluß des denkwürdigen Kampfes zwischen dem heldenmüthigen Biscaier und dem mannhaften Junker von der Mancha 93

Zehntes Kapitel. Ein Gespräch zwischen Don Quixote und seinem treuen Schildknappen Sancho Pansa 101

Elftes Kapitel. Was dem Ritter mit einigen Ziegenhirten begegnete 109

Zwölftes Kapitel. Was einer von den Ziegenhirten der Gesellschaft erzählte 118

Dreizehntes Kapitel. Die Geschichte der Schäferin Marcella wird zu Ende erzählt, sammt anderen Begebenheiten 126

Vierzehntes Kapitel. Die hoffnungslosen Verse des verstorbenen Schäfers, sammt anderen unverhofften Vorkommnissen 139

Drittes Buch.

Fünfzehntes Kapitel. Unglückliches Abenteuer, das Don Quixote aufstieß, als er mit einigen ungeschlachten Yanguesern zusammentraf 151

Sechzehntes Kapitel. Was unserm weisen Junker in der Schenke begegnete, die er für ein Kastell hielt 162

Siebenzehntes Kapitel. Fernerer Verlauf der unzähligen Leiden, so der mannhafte Ritter Don Quixote nebst seinem guten Schildknappen Sancho Pansa in der Schenke auszustehen hatte, die jener zu seinem Unglück für ein Kastell ansah 173

Achtzehntes Kapitel. Gespräch zwischen Sancho Pansa und seinem Herrn, und andere denkwürdige Abenteuer 185

Neunzehntes Kapitel. Von dem weisen Gespräche, das Sancho mit seinem Herrn führte; von dem Abenteuer mit der Leiche, und von anderen großen Ereignissen 201

Zwanzigstes Kapitel. Wie der mannhafte Don Quixote von der Mancha ein nie gesehenes und nie erhörtes Abenteuer mit weniger Gefahr bestand, als je ein Ritter in der Welt 211

Einundzwanzigstes Kapitel. Handelt von einem glorreichen Abenteuer und der herrlichen Eroberung des Mambrin-Helms zusammt anderen Dingen, die unserm unüberwindlichen Ritter begegneten 230

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Wie Don Quixote viele Unglückliche befreit, die man hinführt, wohin sie nicht wollen 247

Seite

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Was unserm berühmten Ritter in der Sierra Morena begegnete, eins der seltensten Abenteuer dieser wahrhaften Geschichte 262

Vierundzwanzigstes Kapitel. Fortsetzung des Abenteuers in der Sierra Morena . . . 279

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Seltsame Dinge, die dem Ritter Don Quixote in der Sierra Morena aufstoßen, und Nachahmung der Buße des Dunkelhübsch . . . 290

Sechsundzwanzigstes Kapitel. Weiterer Bericht von den Liebesgrillen, denen sich Don Quixote in der Sierra Morena hingab 312

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Wie der Pfarrer und der Barbier ihr Vorhaben in's Werk setzen, sammt anderen wichtigen Dingen 323

Viertes Buch.

Achtundzwanzigstes Kapitel. Ein neues angenehmes Abenteuer, welches dem Pfarrer und dem Barbier in der Sierra Morena aufstößt 345

Neunundzwanzigstes Kapitel. Handelt von der Klugheit der schönen Dorothea, sammt anderen Dingen, gar ergötzlich zu lesen 368

Dreißigstes Kapitel. Wie unser verliebter Ritter durch einen lustigen Schwank seiner Kasteiung und schweren Buße entrissen wird 385

Einunddreißigstes Kapitel. Kurzweiliges Gespräch zwischen Ritter Don Quixote und Sancho Pansa, seinem Schildknappen, sammt anderm Verlauf 400

Zweiunddreißigstes Kapitel. Was unserm Ritter und seiner Gesellschaft in der Schenke begegnet 415

Dreiunddreißigstes Kapitel. Die Erzählung von dem unbesonnenen Neugierigen . . . 426

Vierunddreißigstes Kapitel. Fortsetzung der Erzählung vom unbesonnenen Neugierigen 452

Fünfunddreißigstes Kapitel. Schrecklicher Kampf des Ritters mit den Weinschläuchen. Beschluß der Erzählung von dem unbesonnenen Neugierigen 479

Sechsunddreißigstes Kapitel. Handelt von andern seltsamen Dingen, die sich in der Schenke zugetragen 493

Siebenunddreißigstes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte der berühmten Prinzessin Micomicona, sammt anderen anmuthigen Abenteuern 507

Achtunddreißigstes Kapitel. Merkwürdige Rede des Ritters Don Quixote, enthaltend eine Vergleichung zwischen den Waffen und Wissenschaften 522

Neununddreißigstes Kapitel. Geschichte des Sklaven 529

Vierzigstes Kapitel. Sonett auf Goletta. Der Sklave setzt seine Erzählung fort . . . 543

Einundvierzigstes Kapitel. Beschluß der Geschichte des Sklaven 559

Zweiundvierzigstes Kapitel. Neue Begebenheiten in dem Wirthshause und andere merkwürdige Vorfälle 588

Dreiundvierzigstes Kapitel. Die anmuthige Geschichte von dem Eselstreiber, nebst anderen seltsamen Auftritten in dem Wirthshause 600

Vierundvierzigstes Kapitel. Verfolg der unerhörten Begebenheiten in der Schenke . . 616

Seite

Fünfundvierzigstes Kapitel. Entscheidung des Streits über Mambrins Helm und den Saumsattel, sammt anderen Vorfällen der Wahrheit gemäß dargestellt . . . 630

Sechsundvierzigstes Kapitel. Ausgang des denkwürdigen Abenteuers mit den Schergen. Große Strenge des Ritters Don Quixote. Derselbe wird in einen Käfig gezaubert . . . 641

Siebenundvierzigstes Kapitel. Von Don Quixote's Fahrt auf dem verzauberten Karren und anderen merkwürdigen Vorfällen . . . 653

Achtundvierzigstes Kapitel. Der Domherr fährt fort, über Rittergeschichten und andere Gegenstände mit vieler Einsicht zu sprechen . . . 668

Neunundvierzigstes Kapitel. Sinnreiches Gespräch zwischen Sancho Pansa und seinem Herrn Don Quixote . . . 680

Fünfzigstes Kapitel. Fortsetzung des scharfsinnigen Wortwechsels zwischen Don Quixote und dem Domherrn, nebst anderen Vorfällen . . . 693

Einundfünfzigstes Kapitel. Der Ziegenhirte erzählt seine Geschichte . . . 705

Zweiundfünfzigstes Kapitel. Kampf des Ritters mit dem Ziegenhirten. Seltsames Abenteuer mit den Büßern, welches er im Schweiße seines Angesichtes bestand . . . 716

Digitized by Google

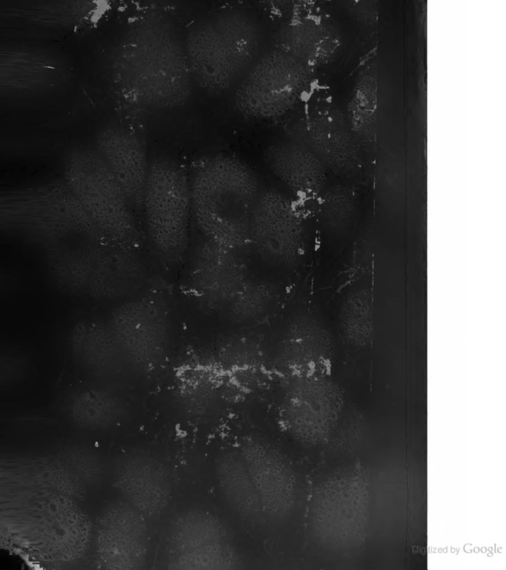
Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02988 1987

Replaced with Commercial Microform 1996

Digitized by Google



Digitized by Google